

---

**Inauguraldissertation**  
**zur Erlangung des akademischen Doktorgrades (Dr. phil.)**  
**im Fach Psychologie**  
**an der Fakultät für Verhaltens- und**  
**Empirische Kulturwissenschaften**  
**der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg**

Titel der Dissertation  
*Phänomenologie des Problems.*  
*Zugleich das Programm für die Verjüngung*  
*der phänomenologischen Psychologie*

vorgelegt von  
Alexander Nicolai Wendt

Jahr der Einreichung  
2019

Dekan: Prof. Dr. Dirk Hagemann  
Berater: Prof. Dr. Dr. h.c. Joachim Funke & Prof. Dr. Dr. Thomas Fuchs

---

**Meinen Eltern gewidmet.**

Vorwort .....	1
Zusammenfassung .....	2
1. Einleitung .....	3
2. Methodologie .....	7
2.1 Zur phänomenologischen Psychologie .....	10
2.1.1 Historische Darstellung.....	11
2.1.2 Das Programm der Verjüngung .....	34
2.1.2.1 Jenseits von James: Die Rehabilitation der Fülle.....	35
2.1.2.2 Antwort auf den kritischen Rationalismus .....	51
2.1.2.3 Von Linschotens zurück zu Schelers Idolen .....	59
2.1.2.4 Emanzipation der Zahlen .....	81
2.2 Zur Experimentalpsychologie.....	90
2.2.1 Historische Darstellung.....	91
2.2.2 Systematische Bezugnahme auf die phänomenologische Psychologie .....	113
2.2.2.1 Kognition.....	115
2.2.2.2 Funktion .....	127
2.2.2.3 Information.....	139
3. Die Entwicklung der Argumentation in begrifflicher, phänomenologischer und .....	
theoretischer Hinsicht.....	149
3.1 Darstellung etablierter Auffassungen vom Problem .....	149
3.1.1 Distinkte Problembegriffe.....	150
3.1.1.1 Pragmatismus .....	151
3.1.1.2 Analytisch-mathematischer Problembegriff .....	156
3.1.1.3 Kritisch rationale Wissenschaftstheorie .....	158
3.1.1.4 Objektivistisch-kognitivistischer Problembegriff .....	166
3.1.1.5 Subjektivistischer Problembegriff.....	179
3.1.1.6 Konstruktivistischer Problembegriff.....	184
3.1.1.7 Problematologie .....	187
3.1.1.8 Gestaltpsychologie .....	190
3.1.2 Bedeutsame Referenzbegriffe .....	194
3.1.2.1 Frage.....	195
3.1.2.2 Lösung.....	207
3.1.2.3 Ziel .....	212
3.1.2.4 Situation .....	221
3.1.2.5 Aufgabe .....	232
3.1.2.6 Entscheidung .....	236
3.1.3 Beurteilung der verfügbaren Einsichten .....	242
3.2 Phänomenologische Neubegründung .....	245

3.2.1 Lösbarkeit .....	253
3.2.2 Problemdruck.....	262
3.2.3 Problemhorizont.....	271
3.3 Phänomenologisch fundierte Theorie.....	281
3.3.1 Theorie multimodaler Situationen (TMS) .....	283
3.3.2 Struktur problematischer Situationen (SPS) .....	287
4. Empirische Problemforschung: Das Paradigma der Pseudointeraktivität.....	298
4.1 Konzeption der experimentellen Untersuchungen .....	303
4.2 Entwicklung eines Messinstruments .....	304
4.3 Erstes Experiment: „Auf der Suche nach der verlorenen Komplexität“ .....	313
4.3.1 Methode .....	314
4.3.2 Ergebnisse .....	318
4.3.3 Diskussion.....	328
4.4 Zweites Experiment: „Lost in Translation“ .....	330
4.4.1 Methode .....	330
4.4.2 Ergebnisse .....	333
4.4.3 Diskussion.....	337
5. Abschluss .....	343
Literatur.....	346
Anhang .....	I
Tabellen .....	I
Abbildungen .....	IV
Erklärung gemäß § 8 Abs. (1) c) und d) der Promotionsordnung der Fakultät.....	XXV

## **Vorwort**

Die vorliegende Arbeit ist im Zeitraum zwischen Frühjahr 2018 und Sommer 2019 an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg entstanden. Dank der Vorarbeiten des Verfassers im Laufe seiner Studienzeit ebenda war ein stringenter Arbeitsplan möglich. Das Interesse am Begriff des Problems verdankt der Verfasser Prof. Joachim Funke, dessen Werk und Persönlichkeit einen wichtigen Einfluss ausgeübt haben. Die Gestaltung und Schärfung der phänomenologischen Denkweise des Verfassers wurde durch das Vorbild und die wohlwollende Betreuung von Prof. Thomas Fuchs gefördert. Beiden Betreuern ist der Verfasser zu größtem Dank verpflichtet.

Die Gespräche mit Prof. Mark Galliker, Dr. Alexandre Métraux und Prof. Horst Gundlach haben die psychologiegeschichtliche und wissenschaftstheoretische Einstellung des Verfassers geprägt. Ferner möchte sich der Verfasser bei seinem Freund und beständigen Diskussionspartner, dem Rechtswissenschaftler Marcel Zühlsdorf, bedanken, der die Reflexionen über den Begriff des Problems mit scharfem Verstand bereits in ihren ersten Tagen begleitet hat. Dank gebührt ebenfalls den Eltern des Verfassers, deren Erziehung zu wissenschaftlichem Eifer und Kritik die Grundlage für den Argumentationsgang der Arbeit gestiftet haben. Der innigste Dank richtet sich zuletzt an die Ehefrau des Verfassers, deren Geduld, Anteilnahme und Hingabe die Kraft inspirieren konnten, die es ermöglicht hat, die Arbeit zu beginnen und zu ihrem Ende zu bringen.

## **Zusammenfassung**

Mit der Bemühung, historisch, begriffskritisch und wissenschaftstheoretisch für die Bereicherung der Experimentalpsychologie um eine phänomenologische Forschungsrichtung zu argumentieren, wird zu Beginn die Rechtfertigung der Arbeit unternommen. Weil diese Form der Forschung jedoch weder mit dem zeitgenössischen Diskurs ausreichend kompatibel noch in ihrer verfügbaren Fassung ein vollständiges experimentalpsychologisches Paradigma ist, schlägt das ‚Programm für die Verjüngung der phänomenologischen Psychologie‘ vier Punkte zur Entwicklung einer phänomenologischen Experimentalpsychologie vor. Den Anspruch dieser ‚phänomenologischen Experimentalpsychologie‘ vertretend widmet sich die Untersuchung dem Begriff des Problems und seiner empirischen Untersuchung. Als Grundlage dient eine Zusammenschau der acht in der Wissenschaft etablierten Problembe-griffe sowie der kritische Vergleich mit sechs Referenzbegriffen, Frage, Lösung, Ziel, Situation, Aufgabe und Entscheidung. In methodologischer Abgrenzung von diesen Begriffs- und Theorietraditionen wird die ‚Phänomenologie des Problems‘ möglich, die sich auf die Unmittelbarkeit des Problems in der situativen Problemerkennung gründet. Dabei werden die drei Aspekte Lösbarkeit, Problemdruck und Problemhorizont bestimmt, deren Darstellung durch den Kontrast zu entweder alltagssprachlichen (*sensus communis*) oder bloß wissenschaftskonzeptuellen Auffassungen des Problems möglich wird. Die Phänomenologie des Problems stellt daran anschließend den Anspruch, Richtmaß und Korrektiv für die psychologische Theoriebildung zu sein. Diese erfolgt mit der Theorie multimodaler Situationen (TMS) auf einem Probleme neben anderen Modi der Situation, bspw. Herausforderungen und Verhängnisse, umfassenden Niveau sowie mit der Struktur problematischer Situationen (SPS) auf einem die Spezifität des Problematischen abbildenden Niveau. Dieser Übergang von Phänomenologie zur Theoriebildung gestattet des Weiteren die Operationalisierung und Hypothesenbildung. Mithilfe eines spezifisch für die phänomenologische Experimentalpsychologie des Problems entwickelten und validierten Erhebungsformats ließ sich somit die empirische Hypothesenprüfung ermöglichen. Hierfür wurden im Winter 2018 am psychologischen Institut der Universität Heidelberg zwei Experimente durchgeführt, deren Gestaltung einem neuen Experimentalparadigma, der Pseudointeraktivität, folgte. Wegen des explorativen Formats der Experimente können die Ergebnisse die Hypothesenbildung zwar nicht ausreichend bestätigen, doch sie widersprechen ihr nicht, sodass sich der Ausblick auf eine künftige Fortentwicklung des Ansatzes in Theorie und Empirie ergibt.

## 1. Einleitung

Zu erleben, dass ein Problem besteht, ist nicht generalisierbar. Der Begriff des Problems ist nämlich nicht das Resultat einer induktiven Abstraktion, also einer nominalen Zusammenfassung von einzelnen Tatsachen, so wie das Polygon die Gattung einer bestimmbar Menge geometrischer Figuren ist, und ebenso wenig die materiale Kategorie einer Klasse von Verhaltensweisen, etwa dem (Problem-)Lösen. Ähnlich dem Schmerz besteht ein Problem darin, dass jemand selbst es hat. Doch diese Trägerschaft, die jedwedem Erlebnis eigen, gestattet weder den Schmerz noch das Problem inhaltlich zu verstehen. Vielmehr ist in der Reflexion auf sie eine natürliche Bekanntheit mit dem Wesen des Problems bereits gegeben, an welcher der Bezug zu einem das Problem erlebenden Subjekt erst bemerkt wird: Weil wir mit dem Erlebnis des Problems vertraut sind, können wir erkennen, dass zum Problem ein wesentlicher Bezug auf uns selbst gehört. Das Problem ist also bereits identifiziert und die Darstellung des Problems muss über den äußerlichen Bezug zu einem Träger hinausgehen, wenn erhellt werden soll, was ein Problem ist.

Das Erlebnis des Problems ist nicht generalisierbar, denn das Allgemeine, das beim Versuch der Abstraktion erreicht wird, hebt die eigentlichen Merkmale des Problematischen auf. So zeigt sich, dass, wenn Popper behauptet, dass alles Leben Problemlösen sei (1994), nur eine Tautologie des Lebens verbleibt. Auf diese Weise kann folglich grundsätzlich keine Antwort gefunden werden, denn die Bestimmung des Lebens muss auf einen positiven Begriff vom Problem gründen. Probleme sind vielmehr wesentlich und ursprünglich individuell, d. h. in jedem Fall verschieden, was sich der Abstraktion entzieht. Von Problemen im Allgemeinen zu sprechen, etwa den Problemen der Mathematik, bedeutet demgegenüber eine rein inhaltliche Bestimmung, welche die vom Subjekt erlebte Erfahrung des Problems noch nicht enthält. Es ist also nicht gesagt, wer dieses Problem hat und wie er es erlebt. Zugleich ist diese formale Seite des Problems auch für diese Probleme im Allgemeinen immer impliziert: Ein mathematisches Problem ist nur deswegen Problem, weil es ein potenzielles Subjekt der Mathematik gibt, selbst wenn es letztlich statuieren mag, dass sich das Problem ‚von selbst gelöst‘ habe oder dass es ‚in Wirklichkeit gar kein Problem‘ sei.

Freilich gibt es verschiedene Verhaltensweisen, die mit dem gewöhnlichen Erleben von Problemen in notwendiger Beziehung stehen, und als wichtigste unter ihnen nehmen das Lösen und der Einfall beinahe eine geschwisterliche Stellung ein. Dennoch ist ihre Zugehörigkeit kein Wesensmerkmal des Problems selbst – es gibt Probleme, die nie gelöst werden

und zu denen uns nichts einfällt. Jene Beziehung ist gleichsam in erster Linie eine gewohnheitsmäßige und die ungewöhnlichen Probleme demonstrieren, dass eine vollständige Bestimmung des Problems nicht auf diesen Verhaltensweisen als seinen materialen Substraten ruhen darf. Die ewigen und existenziellen Probleme muten uns bisweilen fremd an und werden deswegen auf eine andere Weise behandelt als die tagtäglichen. Dieser Unterschied gründet in dem Wesen der jeweiligen Probleme selbst und die Möglichkeit von etwaigem Verhalten deutet auf eine Struktur der Probleme hin, die sich dem Verhalten gewissermaßen anbietet: So ist es nicht die Problemlösung, die ein Problem problematisch macht, sondern seine Lösbarkeit. Ihr wohnt die Offenheit der Freiheit inne, welche als das Fragliche in Erscheinung treten kann und eine ausführliche Auseinandersetzung beanspruchen muss.

Ändert sich etwas, ohne dass es für jemanden hätte problematisch werden können, so ist es unangemessen, von einem Problem zu sprechen. Anders als die Qualia der Schmerzen ist das Problem also nicht nur im Erlebnis, sondern auch in seinem Inhalt verwirklicht, sodass es durchaus Sinn ergibt, zu urteilen, dass etwas ‚kein Problem‘ sei, während – denn hier hält der Vergleich nicht – die Behauptung, ‚etwas tue doch nicht weh‘ am Wesen des Schmerzes vorbeigeht. In diesem Sinne ergibt sich eine Grenze des Problematischen: Einige Situationen sind schlichtweg keine Probleme. Wer also in skeptischer Haltung jedwede Grundlage der Erkenntnis infrage stellt, kann nicht erwarten, dass sich daraus ohne Weiteres Probleme ergeben. Es bedarf ebendieser eigenwilligen Perspektive, um mit dem Zweifel an der Welt ein echtes Problem zu haben. Diese eigentlichen Probleme sind so rar, dass ein Großteil des alltäglichen Erlebens vielmehr in gewohnheitsmäßiger Routine abläuft. Zu sagen, dass die Wirklichkeit selbst problematisch ist, wird so zum Privileg der Philosophen, also einer dezidiert außeralltäglichen Perspektive. Damit ist freilich eine Ernüchterung verbunden, die jene betrifft, die hoffen, dass sich das Wundern über die Welt von selbst einstelle – es bleibt ein pädagogischer Auftrag. Zugleich erhellt allerdings, dass Probleme zu haben nicht nur eine Bürde, sondern auch ein Geschenk sein kann. Der Unterschied zwischen einer Situation, die kein Problem ist, und einem uns einnehmenden Problem ist der Problemdruck. Er ergibt sich aus der Relevanz des uns jeweils Widerfahrenden und kann als Fragwürdigkeit in Erscheinung treten. Zu seiner Bestimmung ist eine Einladung an die Phänomenologie auszusprechen.

Die als Lösbarkeit und Problemdruck bezeichneten Aspekte des Problematischen bieten eine Ansicht des Problems, welche auf dessen funktionale Bedeutung im Lebensgefüge blickt. Allein, diese Begriffe reichen weder aus, um die Einheit des Problemzusammenhangs, der

uns von „demselben Problem“ sprechen lässt, wemgleich sich auch vieles zu unterscheiden scheint, zu erfassen, noch erreichen sie die eigentümliche Gestimmtheit, die uns erfüllt, wann immer wir ein Problem haben. Diese Weisen des Erlebens lassen sich erst mit Blick auf den Problemhorizont verstehen, welcher Lösbarkeit und Problemdruck ihren Platz gebend eine lebendige Atmosphäre ausdrückt, die denjenigen, der von seinem Problem ergriffen ist, beispielsweise rastlos suchen lässt, wo er noch zuvor gleichmütig rastete. Die Eigenheit des jeweiligen Problemhorizontes ist es also, die den „Spielraum des Verhaltens“ (Waldenfels, 1980) erst eröffnet, auf welchen die psychologische Forschung nach Strategien des Problemlösens abzielt. Ihr gegenüber erschließt die Phänomenologie des Problems durch die Darstellung des Problemhorizonts die Bedingungen für die Konstitution jenes Spielraums.

Die Phänomenologie auf den Plan zu rufen, ist dementsprechend durch das Vorhaben motiviert, den Nachteilen der Induktion zu begegnen: Bloß empirische Gemeinsamkeiten, die aus Stichproben abgeleitet werden, vernachlässigen entweder die ungewöhnlichen Probleme oder begnügen sich mit einer ubiquitären Kategorie, die über keine Trennschärfe verfügt, denn die Gesamtheit der Probleme vorhersagesicher treffen zu wollen bedeutete, das Leben selbst zu umgreifen. Tatsächlich gibt es ein Bewusstsein des Problems, das ohne Zögern auch in gänzlich unbekanntem Situationen verlässlich urteilt, ob es ein Problem gibt, und ihm frei von Willkür der Lage des Urteilenden Ausdruck verleiht. Dafür bedarf es schlechterdings keiner Abstraktion und selbst unterschiedlichste Fälle von Problemen verbindet mehr als die blasse „Familienähnlichkeit“ (Wittgenstein, 1953/2001), welche einzelne Spiele miteinander vergleichbar machen mag. Probleme sind ungleich Spielen, die Ernst oder Spaß bedeuten können, nicht nur Gegenstand des Bewusstseins, sondern die Form eines spezifischen Weltbezugs, welcher prägnant im Ausdruck „Problematisieren“ aufscheint. Sie prägen das Bewusstsein (obgleich dies – gegen Wittgenstein, insofern dieser dem Blick auf den Inhalt verhaftet geblieben ist – auch vom Spielen behauptet werden kann).

Der Anspruch, der hier vorgetragen wird, ist also, nicht nur über daseiende, tatsächliche Probleme zu sprechen, sondern die Struktur resp. das Wesen zu bestimmen, welches sämtliche dieser Einzelfälle durchdringt – so wie das Wesen des Dreiecks alle Dreiecke durchdringt, ohne dabei alle einzelnen dreieckigen Flächen berücksichtigen zu müssen. Der Blick wendet sich folglich auf die Spezies des Problems anstelle seiner Allgemeinheit. Daraus ergibt sich die Aufgabe einer Konstitutionsanalyse, weil das Erlebnis des Problems als komplexes aus den Aspekten verstanden werden muss, welche es aufbauen. Hierin schlägt der

Puls dieser Arbeit, denn erst die dem lebendigen Problem adäquate Auflösung der Struktur vermag, vor dem richtenden Auge eines jeden die authentische Einsicht zu präsentieren. Dieser absolute Anspruch einer vollständigen Klärung eines Phänomens muss das Maß der strengen Wissenschaft sein, und an ihm zu scheitern, ist der einzige Fortschritt.

Stilistisch – und nur stilistisch – ließe sich sagen, dass die vorliegende Arbeit in ihren drei Teilen einen Übergang von philosophischer Reflexion zu psychologischer Untersuchung darstellt. Inhaltlich ist sie indes von einem einheitlichen Geist durchdrungen, der lediglich in einzelnen Aspekten artikuliert werden muss. Der erste Teil widmet sich der methodologischen Darstellung der phänomenologischen Psychologie einerseits als Ansatz der folgenden Untersuchung, andererseits als generelles wissenschaftstheoretisches Programm der Verjüngung. Im zweiten Teil wird das Feld der Problemforschung theoretisch erschlossen. Zunächst wird der psychologische Blick auf den *status quo* der Forschung in unterschiedlichen Disziplinen vorgetragen, sodann als Alternative eine eigenständige phänomenologisch-psychologische Theorie eingebracht. Der letzte Teil dient der experimentellen Überprüfung dieser Theorie. Anhand zweier Experimente werden Hypothesen überprüft, die sich aus ihr ableiten lassen.

## 2. Methodologie

Das Ziel der Abhandlung ist es, um es auf einen Punkt zu bringen, das Erlebnis des Problems vollständig zu begreifen. Diese Vollständigkeit ist freilich nur in einer Hinsicht gegeben und sie ist eben nicht die empirische – logischerweise ist es ausgeschlossen, alle Vorkommnisse von Problemen zu beobachten. Zugleich handelt es sich nicht um eine von der Empirie ab-stehende Sichtweise, sondern eine sie im eigentlichen Sinne ermöglichende. Dieser zwi-schen Wesensschau und Beobachtung fluoreszierende Ansatz ist mit dem Namen der phä-nomenologischen Psychologie bezeichnet. Ihre Richtung ist von der Reflexion (resp. der Wesensschau) zur Empirie und somit ein Wandel zwischen Welten des Wissens, der den Wissenschaften fremd ist, weil mit Nachdruck keine Priorität eingestanden wird: Weder han-delt es sich um eine Übung in theoretischer Meditation, deren Geltung allein von den Geset-zen der Logik abhinge, noch um den nackten Blick ins wilde Treiben der Welt, dem die Theorien nur lose aufsitzen und mit jeder unerwarteten Erfahrung abspringen. Vielmehr be-misst sich der Wert der Arbeit an ihrer Tauglichkeit für die Befruchtung der empirischen Forschung, ohne dabei jedoch die Grenzen verwischen zu lassen, denn mag jener Wert, der sich erst am Resultat ergibt, von der Bewährung in der Empirie abhängen, die Reflexion in ihrem Verlaufe bewährt sich allein im Lichte der Vernunft. Allein, es ließe sich fragen, wes-wegen in Anbetracht dieses Vorhabens nicht vielmehr eine „Phänomenologische Psycholo-gie des Problems“ zu veranschlagen wäre. Es sei erwidert, dass der Sache des Problems wesentlich innewohnt, dass ihre Phänomenologie immer nur als phänomenologische Psy-chologie zu vollbringen ist. Bei diesem argumentativ noch zu erschließenden Umstand han-delt es sich bei weitem mehr als um eine taxonomische Frage.

In diesem Sinne soll es sich nachgerade nicht um einen interdisziplinären Ansatz handeln. Wo Interdisziplinarität bloß ein hilfswissenschaftliches Unterfangen ist, werden keine ver-bindlichen Ergebnisse präsentiert, sondern nur Anregungen für die disziplinäre Arbeit vor-gebracht. Die Phänomenologie als Inspiration für die mutmaßlich endgültige Wissenschaft zu halten, bedeutet, ihre Erkenntnis zu verkennen. Deswegen ist die phänomenologische Psychologie prononciert von einer philosophisch umspielten Propädeutik der Experimen-talpsychologie zu unterscheiden. Es handelt sich bei ihr um ein eigenständiges, wissen-schaftstheoretisch vollständiges Programm der psychologischen Forschung, dessen Anre-gung unbeschadet der disziplinären Zugehörigkeit aus der Philosophie in die Psychologie strömt und uneingeschränkte Geltung neben prädominanten Paradigmen wie Behavioris-mus, Kognitivismus und Konnektionismus – aber auch Enaktivismus – beansprucht.

Dass die Wurzeln jenes Programms dabei in das Erdreich der Philosophie hineinreichen, unterscheidet es mitnichten von diesen Paradigmen, auch wenn sie zumeist an der Unterschlagung ihrer philosophisch kontroversen Präsuppositionen nicht leiden. In anderen Worten: Auch andere Ansätze psychologischer Forschung sind nicht frei von theoretischen Präsuppositionen, die aus der Philosophie, insbesondere dem Britischen Empirismus, geerbt wurden wie Herzog (1992) wiederholt hervorgehoben hat. Der Unterschied besteht vor allem darin, dass die Emanzipation der wissenschaftlichen Praxis von der Pflicht zur Reflexion auf den sie stets durchwaltenden erkenntnistheoretischen Konflikt durch den heilsamen Befreiungsschlag des Positivismus erfolgt ist, sodass die meisten experimentalpsychologischen Paradigmen ohne die Thematisierung ihrer latenten Kontroversen arbeiten können.

Als disziplinäre psychologische Forschung bleibt die Phänomenologie des Problems dennoch Phänomenologie im für die Philosophie prägnanten Sinne, weil es sich bei ihr um eine Bewegung der philosophischen Psychologie handelt. Dem zeitgenössischen geistesgeschichtlichen Narrativ soll also entgegengehalten werden, dass die Entwicklung der Psychologie zur sog. Naturwissenschaft (im Sinne eines nominalistischen Naturalismus) mitnichten notwendig oder gar der Psychologie wesentlich gewesen ist (wobei mit Galliker selbst bezweifelt werden kann, ob diese Entwicklung überhaupt gelungen ist; Galliker, 2016). Diese geschichtliche Route genommen zu haben, ist lediglich eine kontingente Eigenschaft der Psychologie in ihrer disziplinären Verfassung. Als eine *unitas multiplex* (Fahrenberg, 2015) ist die gesamte Psychologie ein weiteres Feld, dem die phänomenologische Bewegung nicht fremd ist: „Eine Psychologie ohne die phänomenologische Methode ist keine Psychologie“ (Wellek, 1969, 236).

Der Anspruch, um es klar zu fassen, ist also gerade nicht die Beigabe von philosophischer Kontemplation in einen experimentalpsychologischen Monolithen (selbst wenn dies unter den gegenwärtigen Bedingungen die faktische Konsequenz sein mag), sondern eine vollständige psychologische Argumentation vorzutragen. Mehr noch – im Gegensatz zur unreflektierten, bisweilen wildwüchsigen Theoriebildung konkurrierender psychologischer Paradigmen wird die Psychologie erst als phänomenologische Psychologie zur strengen Wissenschaft, also von der Abhängigkeit von Alltagskonzepten befreit. In anderen Worten: Mag die Experimentalpsychologie auch eine minutiöse Ausarbeitung des Begründungszusammenhangs (Reichenbach, 1938) begünstigt haben, so ist der Entdeckungszusammenhang zu keiner Systematisierung geführt worden. Hierfür mag die einseitige Verpflichtung auf den

Empirismus und das positivistische Vertrauen an die datengetriebene Theoriebildung verantwortlich sein. Die wissenschaftliche Strenge der Phänomenologie wird also durch eine Wissenschaftstheorie der Theoriebildung gewonnen, welche mit etwaigen Darstellungen des Begründungszusammenhangs (etwa kritischem Rationalismus) durchaus kompatibel sein kann. Phänomenologie bedeutet deswegen nicht nur eine Alternative, sondern auch eine Ergänzung der zeitgenössischen Psychologie – nicht aber eine ihr bloß äußerliche Anregung.

Indes, in Anbetracht dieser Verwobenheit der phänomenologischen Orientierung in die Psychologie wird erforderlich zu klären, welche Fassung der Experimentalpsychologie für jene Kompatibilität infrage kommt. Gerade weil die Phänomenologie in der Mitte der Psychologie stehen kann, ist eine differenzierte Bezugnahme auf experimentalpsychologische Argumentationen notwendig. Eine bloß interdisziplinäre Forschung beschränkt sich auf philosophischer Seite gemeinhin auf die willkürliche und unkritische Kontaktaufnahme mit einer beliebigen und unkritisch aufgenommenen Form von Empirie. So bleibt das Experiment der Philosophie zumeist fremd. Anders muss also die phänomenologische Psychologie auf einen kritischen Standpunkt gegenüber den verfügbaren experimentalpsychologischen Möglichkeiten gelangen. Gerade an dieser Stelle sollte die denkbare Kompatibilität um eine Bemühung um diese Möglichkeiten ergänzt werden. Mag die phänomenologische Psychologie einerseits autark gegenüber interpretativen Paradigmen wie dem Kognitivismus sein, so ist andererseits die konstruktive Auseinandersetzung mit methodologischen Paradigmen unumgänglich.

Deswegen werden im Folgenden zunächst der Ansatz der phänomenologischen Psychologie selbst und sodann die korrespondierende Methode der Experimentalpsychologie methodologisch dargestellt. Die methodologischen Vorbemerkungen des ersten Kapitels sind deswegen Gegenstand der theoretischen Psychologie. Zugleich ergibt sich aus dieser Darstellung der natürliche Aufbau der gesamten Arbeit, denn Reflexion und Beobachtung müssen als Momente der Erfahrung in der Explikation geschieden werden, auch wenn sie ursprünglich wechselseitig durchdrungen eine Einheit ergeben. Dementsprechend sind phänomenologische Psychologie und Experimentalpsychologie dem Anspruch nach nicht als separate Beiträge zur Frage nach dem Problem zu betrachten, sondern als komplementäre und im Kern geeinte Ansichten desselben Zusammenhangs. Diese Ansichten ergeben sich allerdings erst unter einer sie in die Pflicht nehmenden, allgemeinen, aber aus der Phänomenologie stammenden methodologischen Maßgabe: „die Sache bestimmt über die Methode“ (Herzog, 1992, 508).

## 2.1 Zur phänomenologischen Psychologie

Eingedenk dessen, dass es den Anschein haben mag, dass der Begriff der phänomenologischen Psychologie in seinem ersten Teil, der Phänomenologie, eine Beschränkung auf Philosophie eintrage, ist es notwendig, eine deutliche geistesgeschichtliche Abgrenzung jeder systematischen Einführung in die Phänomenologie des Problems vorweg zu schicken. Die Phänomenologie ist eine der treibenden philosophischen Strömungen des 20. Jahrhunderts gewesen (Spiegelberg, 1972), weswegen eine entsprechende Konnotation für die Einschätzung ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung gerechtfertigt ist. Dieserart Einschätzung bleibt allerdings abstrakt, insofern als sie den Beitrag der Strömung selbst nicht zu fassen sucht.

Tatsächlich ergeben sich bei inhaltlicher Betrachtung drei maßgebliche Einwände gegen eine Pauschalisierung der Phänomenologie als (bloß) philosophische. Erstens fällt die Entstehung der Bewegung in den Zeitraum der disziplinären Ablösung der Psychologie von der Philosophie. Folglich versagt der pauschalisierende Rückblick daran, nachzuvollziehen, dass psychologische Forschung zu dieser Zeit gemeinhin eine Arbeit innerhalb der Philosophie gewesen ist. Die Ergebnisse der Experimentalpsychologen waren eher als ein innovativer Beitrag zur philosophischen Psychologie zu betrachten, die im 19. Jahrhundert auch schon vor Wilhelm Wundt namhafte Vertreter gefunden hatte (etwa Johann Herbart, Wilhelm Volkmann, Johann Tetens, Rudolf Eucken), wobei diese Denker allerdings als Philosophen auftraten. Deswegen war es in der akademischen Tradition keine Ausnahme, in dieser Gründungsphase der experimentellen Psychologie über psychologische Themen zu sprechen, aber eigentlich einen philosophischen Diskurs zu betreiben.

Zweitens war in dieser Phase die Haltung der Phänomenologen durchaus ambitioniert. Ihnen ging es sowohl um eine Korrektur ungerechtfertigter Ansätze – wie etwa der empiristischen Assoziationspsychologie oder des Psychologismus – als auch um die Erwägung einer philosophischen Grundlegung der psychologischen Wissenschaft. Dementsprechend waren die Disziplinen nicht allein noch nicht voneinander getrennt, sondern der Ansatz einiger Mitglieder der phänomenologischen Bewegung sogar progressiv zugunsten einer Stärkung der Psychologie ausgerichtet. In diesem Sinne schreibt Max Scheler: „Hier erst zeigt sich die Notwendigkeit einer gleichzeitigen phänomenologischen Begründung sowohl der Psychologie als der Ethik in ihrem vollen Lichte“ (1921/2007, 201).

Der wichtigste Punkt ist jedoch, dass der Ursprung des philosophisch-phänomenologischen Denkens nicht von der Psychologie getrennt werden kann. Die Arbeiten von Franz Brentano,

Carl Stumpf (Gründer des psychologischen Instituts der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin) oder Theodor Lipps (Gründer des psychologischen Instituts an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München) geben einer ursprünglichen Verwobenheit von Phänomenologie und Experimentalpsychologie Ausdruck. Die Phänomenologie selbst ist etwa in ihrer Bemühung um die Grundlegung der Aktpsychologie für die Psychologie eine eigenständige Wissenschaftstheorie (Gurwitsch) und ein Beitrag zur theoretischen Psychologie. Diesen Argumenten folgend, lassen sich also – als historische Kategorien – die phänomenologische Psychologie im weiteren (philosophischen) und engeren (psychologischen) Sinne voneinander unterscheiden. Die historische Propädeutik zur Phänomenologie des Problems besteht somit darin, den Weg von jener zu dieser nachzuvollziehen.

Anders als im Falle von Alfred Schütz' phänomenologischer Soziologie ist es in der Psychologie nicht zu einer Systematisierung gekommen: „Der Prototyp einer solchen Verbindung zweier Denkrichtungen in einem Geist ist sicher außerhalb der Psychologie Alfred Schütz gewesen. Die lebhafteste und nachhaltige Wechselwirkung zwischen Phänomenologie und Soziologie ist ohne ihn nicht vorstellbar“ (Graumann, 1991, 33). Es handelt sich bei der phänomenologischen Psychologie im engeren Sinne demgegenüber bisher gemeinhin um einzelne Projekte, die sich einem psychologischen Thema zuwenden, aber auch um lose verbundene Forschergruppen, die mit verschiedenen Schwerpunkten einen Beitrag zur Psychologie zu machen suchten. Eine phänomenologische Psychologie als einheitliches Denkbauwerk mit einem Methodenkanon gibt es allerdings (noch) nicht. Die Verjüngung der historisch verfügbaren Anlagen soll deswegen als methodologisches Programm bezeichnet werden, dem sich die Phänomenologie des Problems verpflichtet.

### **2.1.1 Historische Darstellung<sup>1</sup>**

Dass Edmund Husserl, der gemeinhin als namhaftester Vertreter der Strömung benannt wird, zu den Verfassern der 1913er Erklärung gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle durch Vertreter der experimentellen Psychologie gehört (Galliker, 2016), kann aus wissenschaftssoziologischer Perspektive als Grund für die Feststellung der Gegnerschaft Husserls gegenüber der Experimentalpsychologie zurückgewiesen werden, denn, so argumentiert

---

<sup>1</sup> Der Gedankengang dieses Abschnitts wurde zuerst in einem Vortrag auf der konstituierenden Tagung der Fachgruppe „Philosophie der Psychologie“ im Herbst 2018 in Erlangen entwickelt und wird in meinem Aufsatz innerhalb eines von derselben Fachgruppe um Hans Werbik herausgegebenen Sammelbandes veröffentlicht werden.

Kusch (1999), Husserl stand institutionell unter starkem Druck durch seine dem Neukantianismus zugehörigen Kollegen. Wichtiger als dieser bloß äußerliche Versuch, die Offenheit der Phänomenologie für die Psychologie infrage zu stellen, ist Husserls Argumentation für die Nachordnung der Psychologie gegenüber der Phänomenologie, also die philosophische Fundierung der Psychologie.

Zwar hatte Husserl unter dem Einfluss Freges eine skeptische Haltung gegenüber der empirischen Psychologie entwickelt, nachdem er die erste Ausgabe seiner *Logischen Untersuchungen* veröffentlicht hatte. Sein Anliegen war dabei jedoch die systematische Trennung der reinen Phänomenologie von den sog. Tatsachenwissenschaften. Diese grundsätzliche Haltung sollte allerdings nicht fehlgeneralisiert werden. Husserl hat, wie Drüe zeigt (1963), die Psychologie nie hinter sich gelassen, und es wäre falsch, anzunehmen, er habe die Idee einer phänomenologischen Psychologie zurückgewiesen. Seine strenge Trennung ist die notwendige Bedingung für den anschließenden Austausch zwischen den Disziplinen. Für Husserl als Pionier der Bewegung war es eine wichtige Agenda, die Vermischung der beiden neuen wissenschaftlichen Unternehmungen, Experimentalpsychologie und Phänomenologie, zu verhindern, insbesondere insofern als beide sich mit dem Bewusstsein auseinandersetzten.

Zur Psychologie verhalte sich die Phänomenologie wie sich zur Physik die Geometrie verhalte: Husserl spricht von einer „Parallelisierung der reinen Phänomenologie mit der reinen Geometrie“ (Hua XXVI, 114), ohne damit aber auf den deduktiven Wissenschaftsstil abzuheben. Dieser Gedanke ist für die Philosophiegeschichte typisch, denn in den großen Systementwürfen der Geistesgeschichte wird den empirischen Wissenschaften gemeinhin eine abgeleitete Position zugeordnet. Es ist jedoch offenkundig, dass unter der Schirmherrschaft der Philosophie nur eine bestimmte Form der Psychologie gedeihen kann – „rationale Psychologie“. Damit ist allerdings nicht die vor-kantische Fassung der rationalen Psychologie z. B. Christian Wolffs gemeint, sondern eine eidetische: „eidetic psychology in Husserl's sense must not be misconstrued as a revival of the ‚rational psychology‘ of the eighteenth century, which Kant uprooted. The latter proceeded in a constructive and deductive way and had a speculative-metaphysical orientation“ (Gurwitsch, 1974, 85).

Dass die Phänomenologie dennoch eine fruchtbare Beziehung mit der Experimentalpsychologie einging, muss darauf zurückgeführt werden, dass sie eine heteromorphe und kontroverse Geistesströmung ist: „One should not overestimate the homogeneity of the phenomenological tradition like any other tradition, it spans many differences“ (Zahavi, 2005, 11).

Diese Diversität der phänomenologischen Haltungen gegenüber der Psychologie wird in ihren Extremen treffend von Herzog zusammengefasst: „Ist für die Freiburger-Perspektive des späten Husserl die Psychologie blosses Durchgangsstadium zur transzendentalen Phänomenologie, so für die Münchener-Perspektive Pfänders und seiner Schüler die Phänomenologie nur eine Methode der Psychologie“ (1992, 272).

So wurde es möglich, dass auf das gescheiterte Programm einer philosophischen Protektion diverse wechselseitige Anregungen folgten. Vor diesem Hintergrund sollte davon Abstand genommen werden, die Geschichte der Phänomenologie auf wenige Personen, beispielsweise auf Husserl, zu konzentrieren. Es handelte sich seit den ersten Tagen um eine gemeinschaftliche Bewegung. Eher noch als von Husserl ließe sich sogar, mit den Worten des Historikers der Phänomenologie Herbert Spiegelberg, von Max Scheler als dem Wegbereiter der phänomenologischen Psychologie sprechen: „Compared with the contributions of other phenomenological philosophers to the spread of phenomenology into psychology and psychiatry, Scheler’s were the most immediate and most pervasive“ (Spiegelberg, 1972, 16). Auch gegenüber dem Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft nimmt Scheler eine im Vergleich mit Husserl gemäßigtere, wenn auch der phänomenologischen Psychologie im engeren Sinne noch nicht vollständig entsprechende Haltung ein: Die Philosophie „hat nach wie vor zwar nicht eine die Einzelwissenschaften erdrückende Despotin wie zur Zeit Hegels zu sein, noch weniger ihre Dienerin, sondern ‚Königin‘ in jenem legitimen letzten Sinn, der die wohl erworbenen Rechte der Fachwissenschaften von einem eigenen, eben nur philosophischen Standpunkt aus selbstständig würdigt und achtet und sie für das Ganze unseres Weltbegriffes und unserer Weltanschauung fruchtbar macht“ (Scheler, 1922, 138).

Es empfiehlt sich deswegen, statt Homogenität der Strömung zu unterstellen, von ihr als „phänomenologischer Bewegung“ zu sprechen, ein Ausdruck, den schon Husserl verwendet hat, um abweichende Positionen von der eigenen abzugrenzen (Hua XXVII, 164). Um die im Begriff der Abweichung implizierte Idee einer phänomenologischen Orthodoxie zu vermeiden, bietet sich aber auch an, von „einander ergänzende[n] Arten der Phänomenologie“ (Cusinato, 2012, 166), also gewissermaßen Phänomenologien, zu sprechen. In Anbetracht dieser Lage wird ersichtlich, weswegen Husserls kontinuierliche Kehre zur Transzendentalphilosophie bei anderen Phänomenologen nicht willkommen und dementsprechend kein allgemeines Kennzeichen der Bewegung war. Dennoch sollte erwähnt werden, dass selbst

Husserl in seinen letzten Werken durch den Begriff der Lebenswelt die Rückkehr zu wissenschaftlichen und historischen Überlegungen vollzogen hat, wodurch er also erneut die Idee einer phänomenologischen Psychologie konfrontierte.

Selbst eine moderate Position zwischen den von Herzog skizzierten Extremen phänomenologischer Psychologie im weiteren Sinne fällt letztlich zugunsten der aufkeimenden akademischen Experimentalpsychologie aus. Dem euphorischen Geist, der sie von Beginn an erfüllt hat, wird in Schelers Worten am schillerndsten Ausdruck verliehen: „Es gibt nach meiner Meinung kein wichtigeres und dringlicheres Desiderat für die künftige Philosophie und Psychologie als eine eingehende philosophische Durchleuchtung der durch die Resultate der verschiedenen psychologischen Disziplinen gewonnenen Tatsachenerkenntnisse“ (Scheler, 1922, 192).

Husserls Widerlegung des Psychologismus in den Prolegomena zu seinen *Logischen Untersuchungen*, dem einflussreichsten Werk in der Gründungsphase der Phänomenologie, ist beispielsweise kein bloßer Anti-Psychologismus, wie er vom neukantianischen Logizismus inauguriert wurde, sondern ein Kompromiss, welcher der Psychologie einen eigenen und wichtigen Platz im System der Wissenschaften einräumt, ohne jedoch die Logik preiszugeben. Bei der Phänomenologie handelt es sich um einen subtilen Ansatz, der die Dignität der Erfahrung verteidigt und deswegen oft mit William James' radikalem Empirismus verschwistert wurde, ohne aber die Existenz von Invarianten innerhalb dieser Erfahrung zu leugnen. In den Worten Schelers:

„In diesem Sinne – aber auch in ihm allein – ist phänomenologische Philosophie radikalster Empirismus und Positivismus: für alle Begriffe, für alle Sätze und Formeln, auch noch für jene reiner Logik, z. B. den Satz der Identität, ist eine ‚Deckung‘ in solchem Gehalte des Erlebens zu suchen“ (1957, 381) – nur, um dann fast paradox zu ergänzen: „Gleichwohl steht dieses echt positivistische und empiristische Prinzip der Phänomenologie in nicht minder starkem Gegensatz zu allem, was bisher Empirismus und Positivismus hieß“ (ebd., 382).

Das wissenschaftstheoretische Programm (also nicht das philosophische Hauptanliegen) der Phänomenologie bestand gleichsam in der Befreiung der Wissenschaften aus der Umklammerung des transzendentalen Idealismus (etwa in der Südwestdeutschen Schule des Neukantianismus), ohne sie an den Empirismus preiszugeben. Das Fundament dieser Bemühungen war dabei die Reflexion auf die „originär gebende Anschauung“ als „Rechtsquelle der Erkenntnis“ (Hua III, 44). Insofern als diese Erfahrung immer einem Bewusstsein angehört,

sogar mit diesem Bewusstsein identisch ist, wie Husserl in den *Logischen Untersuchungen* darstellt, teilen Phänomenologie und Psychologie das Herzstück, nämlich den Blick auf ebendieses Bewusstsein.

Der wesentliche Unterschied zwischen der phänomenologischen und der konventionellen psychologischen Perspektive auf das Bewusstsein besteht in der respektiven Einstellung zur Realität. Als phänomenologische Reduktion ist die Methode bzw. der Ansatz zu bezeichnen, mit dem sich die Reflexion von Daseinsurteilen enthält. Damit ist beispielsweise gemeint, dass, wenn sich jemand einen Apfel, der existieren mag, oder den Gott Jupiter, der freilich nicht existiert, vorstellt, in der deskriptiven Analyse des Vorstellens kein Unterschied gegeben ist: Die Inexistenz Jupiters „hindert nicht, daß jenes den-Gott-Jupiter-Vorstellen real ist, ein so geartetes Erlebnis, eine so bestimmte Weise des Zumuteseins, daß, wer es in sich erfährt, mit Recht sagen kann, er stelle sich jenen mythischen Götterkönig vor, von dem dies und jenes gefabelt werde“ (Hua XIX, 387).

Bei Scheler wird dieser die Phänomenologie einleitende Schritt sogar so weit radikalisiert, dass sich der Phänomenologe der Daseinssetzung (nicht nur des Daseinsurteils) enthält. Dieser, die Phänomenologie als strenge Wissenschaft begründende, Ansatz wird gemeinhin metaphorisch mit einer Ausklammerung umschrieben: um die Konstitution der Erfahrung als Bewusstseinsstrom zu begreifen, ist es erforderlich, die Sachen, die erfahren werden, unabhängig davon zu thematisieren, ob sie real sind – relevant ist demnach in erster Linie die Intentionalität der Erfahrung, also, dass etwas als etwas intendiert bzw. vermeint wird. Bernhard Waldenfels spricht zur Beschreibung der Intentionalität von der „Als-Struktur“ (2015, 242). Wandelt sich die Bedeutung eines Bildes in einer neuropsychologischen Zeitschrift im Laufe des psychologischen Studiums von einem eingefärbten Oval zur Abbildung des Blutsauerstoffgehalts im Gehirn, so hat sich nicht das Bild gewandelt. Vielmehr gab es eine Veränderung in dem, als was das Bild vermeint wurde, eine Veränderung in der Als-Struktur.

Die Psychologie sei demgegenüber in der Einstellung der Wissenschaften befangen: Ihre Gegenstände – z. B. Vorstellungen, Gefühle oder Absichten mit realem Inhalt – werden als daseiende Tatsachen untersucht. Es ist dabei wichtig, im Sinne von Husserls Schrift „Die Krisis der europäischen Wissenschaften“ (Hua VI), die sich auch als Kritik der psychologischen Wissenschaft lesen lässt, zu berücksichtigen, dass diese Tatsachen zunächst, so ist die Überzeugung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, erst durch die Arbeit der Wissenschaft von ihrem alltäglichen Anschein befreit werden müssen. Husserl spricht vom Weltbild der galiläischen Wissenschaften: „What characterizes this style? Let us describe it

in one phrase: the cleavage between the world as it presents itself in the perceptual experience of everyday life and the world as it is in scientific truth and ,in reality“ (Gurwitsch, 1974, 34). Die Annahme eines zu erreichenden realen Sachverhalts, etwa mathematisch beschreibbarer Naturgesetze, bleibt in Wissenschaft dieses Stiles letztlich stets impliziert. Nur so ist es möglich, Vorhersagen zu treffen und kausale Erklärungen zu formulieren. Die Bedeutung und Gültigkeit dieser Methodologie wird von der Phänomenologie dabei keinesfalls abgestritten, aber sie wird strukturell in die Konstitution der Erfahrung eingeordnet, denn zur Erfahrung der Welt gehört es nicht notwendiger Weise, Dinge zu erfassen und für in ihrem Dasein voneinander abhängig zu erklären.

Es wäre falsch verstanden, wenn an dieser Grenze zwischen phänomenologischer und entweder natürlicher (in der ist, was scheint) oder wissenschaftlicher Einstellung (in der ein bestimmter Wirklichkeitsbereich hinter der Erscheinung hervortritt) eine Fissur vermutet würde. Die sog. Ausklammerung des Daseinsurteils bedeutet nicht dessen Verlust. Bei Eugen Fink findet sich eine Klarstellung. Die Reduktion (auch Epoché, wobei bei spezifischer Betrachtung ein Unterschied zu berücksichtigen ist; dazu Herzog, 1992, 284ff)

„ist als Ausschaltung des Weltglaubens keine Außer-Geltung-Setzung eines schon als Glauben erkannten Glaubens, sondern ist in Wahrheit erst die eigentliche Entdeckung des Weltglaubens, die Entdeckung der Welt als eines transzendentalen Dogmas; mit anderen Worten, die Epoché macht erst den Weltglauben in der ursprünglichen Tiefe zugänglich, in welcher er eingeklammert werden muß, um als ‚Phänomen‘ Thema der Phänomenologie zu sein“ (1933/1966, 116).

Mit diesem Gedanken offenbart sich der fruchtbare Boden einer phänomenologischen Psychologie: Erst weil von dem Daseinsurteil abgesehen wird, zeigt sich die Bedeutung dieses Daseinsurteils selbst – um etwas besser zu sehen, müssen wir, einen Maßstab fassend, erst von ihm wegsehen. In Guido Cusinos Worten handelt es sich um „die Einsicht, dass man die Welt, um sie zu erlangen, zuerst verlieren muss“ (2012, 122). Zugleich deuten sich an dieser Stelle allerdings die beiden gangbaren Wege an, die von diesem Punkt aus möglich sind. Entweder wird die Phänomenologie zur Grundlagenwissenschaft der Psychologie – und steht damit als Schirmherr über ihr oder als *ancilla scientiae* unter ihr. Oder sie arbeitet in der Psychologie selbst und ermöglicht, die Phänomene klarer zu sehen – in Tradition der deskriptiven Psychologie, die von Wilhelm Dilthey vorgeschlagen wurde, ergänzt um die Suche nach den Invarianten der Erfahrung. Für beide Wege gibt es Beispiele, aber nur der

zweite Weg sollte als die phänomenologische Psychologie im engeren Sinne einer psychologischen Methode erwogen werden.

Mit der Unterscheidung dieser beiden Wege ist der Zugang zur Geschichte der phänomenologischen Psychologie im engeren Sinne, d. h. nicht der Philosophie, welche sich dem Psychischen zuwendet, gewonnen. Sie nimmt von einer Lage der psychologischen Wissenschaft und nicht etwa von philosophischen Prinzipien ihren Ausgang. Dementsprechend verlieren die philosophischen Protagonisten für diesen Teil der Geschichte phänomenologischen Denkens ihre Dominanz und treten auf den Rang von Vordenkern zurück.

Letztlich ist der psychologisch fruchtbarste Teil der Bewegung substanziell unabhängig von Husserls eigener Einstellung. Die Phänomenologie des Problems profitiert davon, den Blick insbesondere auf Scheler zu wenden, denn seine Ideen entwickelten sich neben anderen Quellen im Ausgang vom philosophischen Psychologen Eucken. Das bedeutet, dass es für Schelers Philosophie selbstverständlich gewesen ist, psychologische, aber auch anthropologische Fragen zu thematisieren. 1879 geboren, hatte er bereits ein gereiftes Verständnis der Philosophie entwickelt, als er zum ersten Mal in Berührung mit Husserls Gedanken kam. Folglich konnte sich sein phänomenologischer Ansatz als eigenständiger Zweig der Bewegung entwickeln.

Schelers Arbeit begründete allerdings keine eigene Schule. Ein charakteristisches Beispiel für die Form seines Einflusses ist die Wirkung auf Plessner, der von Scheler inspiriert, aber auch persönlich zurückgewiesen worden ist. Dennoch deutet Schelers Werk eine unsystematische phänomenologische Psychologie bereits innerhalb der ersten Generation der Bewegung an. In ähnlicher Weise haben die folgenden Generationen diverse gleichgesinnte Peri-Phänomenologen zwischen Philosophie und Psychologie hervorgebracht, etwa Binswanger, Straus und Jaspers, und in der folgenden Generation Kunz und Merleau-Ponty, aber auch diverse phänomenologisch inspirierte Psychologen wie Goldstein, Rubin und Bahle. Diese Wissenschaftler kündigten bereits die Möglichkeit eines neuen Ansatzes an, doch vermochten sie nicht, seine programmatische Ausarbeitung zu erreichen.

Ein gutes Beispiel für gelungene phänomenologische Psychologie in dieser Transformationsstufe ist Alexander Pfänders *Zur Psychologie der Gesinnung* von 1913. Es ist lohnenswert, auf seine Überlegungen zu blicken:

„Daß die phänomenologische Erforschung des Psychischen eine sehr schwierige, ja wohl die schwierigste Aufgabe der Psychologie ist, das ist ja zweifellos. Man darf aber über diese Schwierigkeit nicht dadurch hinwegzukommen suchen, daß man aus einer vielleicht bestehenden subjektiven Unfähigkeit eine objektive Unmöglichkeit macht. Auch durch eine falsche Aufgabenbestimmung der Psychologie sucht man der Schwierigkeit phänomenologischer Untersuchungen auszuweichen, indem man erklärt, die Psychologie habe sich gar nicht um das Wesen und die Beschaffenheit der seelischen Tatsachen selbst zu kümmern, sondern sie habe nur die gesetzmäßigen Beziehungen der Tatsachen möglichst genau festzustellen. Es ist eine bestimmte Theorie über die Aufgabe der Naturwissenschaften, die hier unberechtigterweise auf die Psychologie übertragen wird“ (Pfänder, 1913, 328).

Der antireduktionistische Charakter phänomenologischer Psychologie wird von Pfänder klar herausgestellt. Aus seiner Perspektive ist die Psychologie als wissenschaftliche Disziplin durch die Erforschung eines Gegenstandes, nämlich des Phänomens des Psychischen, gerechtfertigt. Damit ist ein wissenschaftstheoretischer Kontrast zu nominalistischen und konstruktivistischen Positionen markiert: In der Erfahrung gibt es eine Selbstgegebenheit des Psychischen, und es in seiner wesentlichen Verfassung zu begreifen, ist das Anliegen der phänomenologischen Psychologie. Eine strukturalistische oder funktionalistische Beschränkung auf die rein relationale Bestimmung des Verhaltens liegt der Phänomenologie allerdings ebenso fern. Somit wird ersichtlich, dass die phänomenologische Psychologie nicht einfach im Sinne einer bloßen Methode mit jedwedem psychologischen Forschungsprogramm kombiniert werden kann. Den Erfolg dieses Denkens vermag Pfänder allerdings auch anzugeben:

„Ja, ein Blick auf die Geschichte der Psychologie zeigt, daß geradezu die Fortschritte der Phänomenologie des Psychischen es gewesen sind, die den Fortschritt der Psychologie bedingt haben. Solange man noch über die seelischen Tatsachen aus der Ferne redete, solange man forschte, ohne die Tatsachen selbst unmittelbar forschend ins Auge zu fassen, da verwechselte man Empfindungen resp. Wahrnehmungen mit Vorstellungen; ebenso die Empfindungsinhalte, wie z. B. Farben, mit den Empfindungen selbst; ebenso die Vorstellungsgenstände mit den Vorstellungen; da kannte man auch keinen Unterschied zwischen Vorstellen und Denken; da gab es keine Aufmerksamkeit, sondern nur eine besondere Intensität der Gegenstände der Aufmerksamkeit [etc.]“ (ebd., 329).

Mit dieser Phänomenologie des Psychischen ist der erste Beitrag der phänomenologischen Psychologie im engeren Sinne bezeichnet. Es handelt sich um die Erschließung der Gegenstandsgebiete des Psychischen, zu denen die experimentelle Psychologie aus eigener Kraft

nicht auf die genuin phänomenologische Weise vordringen würde, weil sie den Blick nicht auf das Wesen der Erfahrung gerichtet hat. Diesen Beitrag im zeitgenössischen Sinne als exploratives Verfahren zu bezeichnen, wäre nicht nur eine Unterschätzung, sondern auch ein Missverständnis. Es geht bei dieser ersten Leistung der phänomenologischen Psychologie vielmehr darum, dasjenige zur Gegebenheit zu bringen, das später exploriert, manipuliert und beobachtet werden kann. Der erste Beitrag kann also als *Suche nach Invarianten* der Erfahrung bezeichnet werden. Sie bringt die Struktur der Erfahrung zum Vorschein. Diese Einsichten sind dabei freilich nicht Phänomenologen vorbehalten, denn es handelt sich um kein esoterisches Wissen: „Bei den verschiedensten Forschern [...] findet man reiche und interessante Abschnitte, die durchaus zur Phänomenologie des Psychischen gehören, wenn sich auch die Forscher dieser Tatsache nicht bewußt sind“ (Scheler, 1957, 389). Das Unternehmen der phänomenologischen Psychologie erfasst diese Einsichten jedoch im Hinblick auf ihren wesentlichen Gehalt.

Doch mit dieser Propädeutik ist der Bereich der phänomenologischen Psychologie noch nicht abgesteckt. Für die Möglichkeit einer phänomenologischen Psychologie als Methode der Experimentalpsychologie ist vielmehr der zweite Beitrag von maßgeblicher Bedeutung:

„Noch weit reicher und fruchtbarer aber sind die faktischen Beziehungen der Phänomenologie des Psychischen und Physischen zu den Arbeiten, die heute unter der Rubrik ‚experimentelle Psychologie‘ veröffentlicht zu werden pflegen. Nicht alle diese Arbeiten und noch weniger alle wahren Resultate, die diese Arbeiten enthalten, haben einen induktiven Sinn in der Art, daß das Erlebnis, das durch die experimentelle Technik hervorgerufen wird, als dasselbe wiederholbar wäre, beobachtet würde und aus diesen Beobachtungen induktive Sätze gewonnen würden. Vielfach sind vielmehr diese Experimente nur ‚Veranschaulichungsexperimente‘, durch die eine im Wesen des betreffenden Erlebnisgehaltes liegende Stufe seiner Bildung zu unmittelbarer Anschauung gebracht wird“ (Scheler, 1957, 389).

Darin, die Bedeutung der psychologischen Experimente für das in der Erfahrung gründende Wesen des Psychischen aufzuzeigen, liegt das wichtigste Potenzial der phänomenologischen Psychologie. Bei diesem „(quasi-)experimentellen Charakter der Phänomenologie“ (Breyer, 2011, 83) der Veranschaulichungsexperimente wird das Erkenntnisinteresse von realen Zusammenhängen der kausalen Inferenz auf die Suche nach Invarianten umgeleitet. Der Anspruch dieses zweiten Beitrags ist dabei zwar ein anderer als in der induktiven Empirie, aber kein widersprüchlicher, sondern ein komplementärer.

Die Verfügbarkeit dieser beiden methodologischen Aspekte in der phänomenologischen Psychologie im weiteren Sinne kann als Inspirationsquelle für die späteren Systematisierungsversuche betrachtet. Seine Herkunft mochte eine Reaktion auf die Entwicklung der Experimentalpsychologie gewesen sein. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Disziplin ihre Wende zum Behaviorismus bereits weitgehend vollzogen, was für die Phänomenologie eher den methodologischen Ausschluss als die Ausweisung bedeutete, da sie bereits zuvor keinen stabilen Einfluss auf die paradigmatische Richtung der Psychologie gewonnen hatte. Deswegen hatte die phänomenologische Psychologie einen vornehmlich defensiven Charakter, indem sie an den Gewohnheiten der vor-behavioristischen Psychologie festzuhalten suchte. Sie entstand in Utrecht, Heidelberg und Pittsburgh.

Zeitgeschichtlich ist nun ein Sprung vom Anfang des 20. Jahrhunderts in seine Mitte vonnöten. Im Unterschied zu diesen ursprünglichen unsystematischen und impliziten Beiträgen, die aus der natürlichen Verwobenheit von Psychologie und Phänomenologie, welche der Sache nach besteht, hervorgingen, kam in den 1950er Jahren das Projekt eines systematischen Ansatzes auf. Die drei Protagonisten der phänomenologischen Psychologie zu dieser Zeit waren der Niederländer Johannes Linschoten, der Deutsche Carl Friedrich Graumann und der US-Amerikaner Amedeo Giorgi. Sie versuchten, die phänomenologische Bewegung in den Verhaltenswissenschaften zu verankern. Unglücklicherweise wurde ihr Pakt, philosophisch bereicherte Theorien und Methoden in der Psychologie zu fördern, von Linschotens frühem Tod 1964 zerschlagen. Außerdem verfolgte Graumann keinen offensiv eingestellten Plan, die phänomenologische Psychologie zu etablieren. Vielmehr gestattete seine Lehre gleichermaßen Behaviorismus und Kognitivismus. Allein Giorgi ist letztlich ein bleibender, doch lediglich regionaler Erfolg an der Duquesne Universität in Pittsburgh beschieden gewesen.

Die Gründe für diese Entwicklung sind allerdings nicht auf historische Umstände beschränkt. Tatsächlich ist nämlich Verständnis der Psychologie stets von der Verpflichtung auf die Geisteshaltung und die Mentalität der philosophischen Psychologie als Erbe der phänomenologischen Psychologie im weiteren Sinne verpflichtet gewesen. Diese eigentümliche Geisteshaltung kann als Resultat – oder Bürde – der Tradition verstanden werden. Den Protagonisten des neuen Ansatzes ist es nicht gelungen, sich vollständig von bestimmten Gewohnheiten des philosophischen Diskurses zu befreien, um ihre Wissenschaftspraxis an die

Erfordernisse der modernen Psychologie anzupassen. Gleichsam bestehen zwei fundamentale Probleme der phänomenologischen Psychologie, welche die Verjüngung der Bewegung, zu der die Phänomenologie des Problems einen Beitrag zu leisten versucht, verhindert haben.

Erstens war der philosophische Diskurs nie ein bloßer Zusatz zur Arbeit der phänomenologischen Psychologie. Der philosophische Kontext ist ein integraler und unersetzlicher Bestandteil dieser Form von Psychologie. Allein, dieser Kontext ist im Gegensatz zu anderen philosophischen Bewegungen keinesfalls eine esoterische Doktrin. Phänomenologie ist demgegenüber eine heterogene Haltung (heterodoxia). Außerdem ist das Programm der Phänomenologie selbst an erster Stelle auf die Untersuchung der Erfahrung κατ' ἐξοχήν verpflichtet. Demnach fördert dieser philosophische Diskurs eher die Offenheit der Psychologie, als dass er eine Beschränkung oder eine Form von Unterwürfigkeit bedeutete. Und dennoch bleibt die spezifische Form des Diskurses als Problem bestehen. Weder kann sie noch sollte sie systematisch abgewiesen werden.

Zweitens tendiert die faktische Arbeit phänomenologischer Psychologen zu einem methodischen Pluralismus (vgl. Herzog, 1992, 28). Es besteht ein häufiges Missverständnis darin, sie beschränke sich auf deskriptive Methodologie. Vielmehr ist der Fokus der epistemologischen Reflexion die Treue zur reinen Erfahrung und somit eine Skepsis gegenüber der bloß scheinbar notwendigen Trennung von Beschreibung und Erklärung. Beispielsweise kann die Intentionsanalyse als vorwiegend deskriptiver Ansatz verstanden werden, doch die Phänomenologie führt zugleich auch die Konstitutionsanalyse als zweite, explikative Seite derselben Wesensbestimmung ein. Demgemäß ist es nicht die Phänomenologie gewesen, die sich von der Psychologie durch einen angeblichen methodologischen Purismus geschieden hat, sondern umgekehrt die Begrenzung der prädominanten psychologischen Paradigmen auf erklärende, quantitative und reduktive Ansätze, welche den Erfolg des Ansatzes verhinderte. Gleichsam ist die philosophische Geisteshaltung nur indirekt ungünstig, nämlich nicht etwa als Unangemessenheit, sondern als Antikonformismus.

Es sind Gründe dieser Art gewesen, welche den Widerstand gegen die Verjüngung der Bewegung rechtfertigten. Sie haben eher den Trotz gegen die etablierten Forschungstraditionen genährt als Zusammenarbeit anzuregen. Diese Ausgangslage kann als Wasserscheide zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen wissenschaftstheoretischen Programmen betrachtet werden. Auf der einen Seite steht der ehrbare Skeptizismus gegen die zeitgenössische Verfassung des Faches Psychologie. Auf der anderen die Idee der Verjüngung. Die entscheidende Frage muss sein, ob die Gewohnheiten der phänomenologischen Psychologie für den

Ansatz unerlässlich sind. Falls sie es nicht sein sollten, könnte sich die Bewegung an die zeitgenössischen wissenschaftlichen Umstände anpassen, ohne ihre Prinzipien einzubüßen. Anpassung ist dabei allerdings ein zweideutiger Begriff: Er verweist auf die Möglichkeit der Assimilation und zugleich auf diejenige der Einflussnahme, etwa im Sinne von Moscovicis „minorités actives“ (1979). In anderen Worten: Entweder bleibt phänomenologische Psychologie als Außenseiter exotisch ohne die eigene Identität zu riskieren, oder sie stellt sich den Herausforderungen der zeitgenössischen Psychologie, indem sie ihre eigentümliche Perspektive ohne das Beharren auf Gewohnheiten beiträgt.

Es ist sachdienlich, Heidelberg, Utrecht und Pittsburgh als Stätten einer archäologischen Bemühung um die Ausgrabung des phänomenologischen Gedankens in der Psychologie zu benennen. Allein, die historische Zusammenfassung kann angesichts des bereits Gesagten nicht selbstgenügsam sein. Ihr Nutzen ist die Vorbereitung von Überlegungen zur Verjüngung der Bewegung. Demgemäß wird der Schwerpunkt der historischen Übersicht besonders auf der jeweiligen Beziehung der einzelnen Ansätze zum psychologischen Experiment liegen. Ausführliche Darstellungen der jeweiligen historischen Zusammenhänge können andernorts gefunden werden (etwa für Utrecht: Stam & van Hezewijk, 2012; für Heidelberg: Graumann, 2009; für Pittsburgh: Smith, 2010).

Die erste programmatische Bemühung um eine phänomenologische Psychologie im engeren Sinne entstand in Köln, wo Scheler in den frühen 1920ern in Kontakt mit philosophisch gesinnten Wissenschaftlern, wie Lindworsky und Driesch, gekommen war (vgl. Plessner, 1957, 331), um – neben anderen Themen – über Anthropologie zu diskutieren. Als willkommener Gast profitierte der niederländische Physiologe und Arzt Frederik Buytendijk von dem fruchtbaren interdisziplinären Austausch. Scheler lud ihn wiederholt zu Besuchen in Deutschland ein, welche einen wichtigen Einfluss auf Buytendijks wissenschaftliche Einstellung ausübten, einen ökologischen Funktionalismus in Tradition von Portmann oder von Uexküll. Im Laufe der folgenden zwanzig Jahre bis zu seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Psychologie in Utrecht im Jahr 1946 unterhielt Buytendijk regelmäßigen Kontakt mit phänomenologischen Philosophen wie Plessner, Landgrebe, Fink, Strasser und Binswanger.

Auch wenn Buytendijks eigene Veröffentlichungen zurecht phänomenologisch oder psychologisch genannt werden können, hat er selbst die phänomenologische Psychologie *sensu strictu* nicht gefördert. Ungleich seinen physiologischen Untersuchungen waren seine psychologischen Ansätze nicht experimentell und seine phänomenologische Arbeit blieb dem klassischen philosophischen Stil verschrieben, also einem rein reflektiven Diskurs. Dennoch

bot sein Lehrstuhl eine Atmosphäre der Kreativität und Innovation, sodass seine Schüler, wie Kouwer und insbesondere Linschoten, das Projekt, eine tiefere Beziehung zwischen Psychologie und Phänomenologie zu schaffen, in Angriff nehmen konnten.

Dessen ungeachtet war Linschoten keinesfalls ein Eiferer für die phänomenologische Psychologie im Sinne der vorherigen philosophischen Kontemplationen. So beschäftigte sich seine Dissertation nicht mit entsprechender Methodologie (Van Hezewijk, Stam, & Panhuyzen, 2002), auch wenn sein Thema, die Tiefenwahrnehmung, eng mit dem phänomenologischen Diskurs verbunden war, denn er verteidigte die Position, dass Tiefe wahrzunehmen bedeute, die Tiefe selbst zu erfahren. Die Dissertation kann, wie Van Hezewijk und Stam herausstreichen, als eine Art von phänomenologisch inspiriertem Empirismus betrachtet werden (Van Hezewijk & Stam, 2008, 185). Mithin kann Linschoten also Dogmatismus nicht zum Vorwurf gemacht werden. Vielmehr sinnierte er vom Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn an bis zu seinem frühen Tod über die Idee einer phänomenologischen Psychologie, ohne je zur endgültigen Annahme oder Ablehnung zu gelangen. Diese Ambivalenz reflektiert sich in zwei seiner Monografien, einer konstruktiven mit dem Titel *Auf dem Weg zu einer phänomenologischen Psychologie* von 1959 und einer skeptischen mit dem Titel *Idolen van de psycholoog* von 1964 (es liegt keine Übersetzung vor).

Die erste dieser Schriften – und das ist wegen des philosophischen Stils symptomatisch für die Natur der aktuell verfügbaren phänomenologischen Psychologie – ist eine Auslegung der Werke von William James, insbesondere der *Principles of Psychology*. Linschoten bezeugt die Vorstellung, dass James einige phänomenologische Gedanken vorweggegriffen habe, wie etwa den Begriff des Bewusstseinsstroms. Dementsprechend vergleicht er James' Ansätze mit der ausgereiften phänomenologischen Geisteshaltung, wobei er zum Ergebnis kommt, dass James' Begriff der „conception“ Husserls Intentionalität (siehe Linschoten, 1959/61, 136), die „sensation“ dem Erlebnis (ebd., 138) und die „world of pure experience“ der Lebenswelt ähnelten (ebd., 195). Um sich gegen die naheliegenden Einwände gegen diese Parallelisierung zu wappnen, relativiert Linschoten zugleich James' Pragmatismus, Biologismus und Psychologismus, sodass ihm das Bild eines phänomenologischen James entsteht, welches er dem Behaviorismus gewissermaßen entreißt.

Auf diese Weise offenbart Linschoten gleichzeitig die Herausforderungen einer phänomenologischen Psychologie. Als eine dieser Herausforderungen gereicht die Sprache dem Werk zum Leitmotiv: Gestattet der sprachliche Ausdruck die Beobachtung der Erfahrung, so wie

es Introspektionisten behaupten? James drückte ebenso wie der von ihm bewunderte Bergson fundamentale Zweifel gegenüber dieser Deutung der Sprache als Maß unmittelbarer Erfahrung aus. Bergson spricht in diesem Zusammenhang von dem „caractère kaléidoscopique de notre adaptation“<sup>2</sup> (Bergson, 1908, 331) an die Dinge, welche den Strom der lebendigen Erfahrung festhält, statt seine Lebendigkeit zu erhalten. Bergson sagt weiter: „Notre activité va d'un arrangement à un réarrangement, imprimant chaque fois au kaléidoscope, fans doute, une nouvelle secousse, mais ne s'intéressant pas à la secousse et ne voyant que la nouvelle figure“<sup>3</sup> (ebd.). In anderen Worten, wir greifen, um über Erfahrung zu sprechen, auf Sprache zurück, doch sie kann den ewigen Wandel der Welt nicht fassen, sodass diese letztlich in der Illusion kinematographischer Folgen von Momenten aufgeht, die nur scheinbar in Worten begriffen wird.

Linschoten zeigt auf, wie James diesen Zweifel gegen die Sprache unterstützt, indem er das „Thema“ und den „Hof“ der Erfahrung unterscheidet. Wenn überhaupt, dann können Worte lediglich eine Ansicht des Themas, nämlich seinen Gegenstand, also den verfestigten Kern als Resultat einer kaleidoskopischen Abstraktion, ausdrücken, doch ihre Bedeutung hängt von der Beziehung zu einem dynamischen Hintergrund, dem „Hof“, ab. Demnach müsste eine vollständige Analyse der Erfahrung durch Worte den Hof jedes einzelnen Themas berücksichtigen, eine unerfüllbare Bedingung. Folglich ist es irrtümlich, in Worte als die Quelle verlässlicher psychologischer Einsicht zu vertrauen, eine Verführung durch Sprache (Linschoten, 1959/61, 71). Im Rückgriff auf Merleau-Ponty schlägt er deswegen vor, sich auf die prä-reflektive Konstitution der Erfahrung zu besinnen, insbesondere auf Lebenswelt und Leib.

Dieser konzeptuelle Vorstoß zum Leib, und dies ist die Pointe von Linschotens Interpretation, impliziert nicht notwendigerweise eine Reduktion von Verhalten und Erfahrung auf das Nervensystem. James selbst mag zwar allzu leicht dem Biologismus nachgegeben haben, doch Linschoten weist auf eine wichtige Ambivalenz in James' generell unsystematischen Verständnis vom Bewusstsein hin (vgl. Linschoten, 1959/61, 132). Anstelle des Biologismus konzentriert sich Linschotens antireduktionistische Lesart auf die Homöostase als Erklärungsmechanismus des Verhaltens: Die Vernetzung von Hierarchieebenen emanzipiert den

---

<sup>2</sup> „kaleidoskopischen Charakter unserer Anpassung“ (Bergson, 2013, 347).

<sup>3</sup> „Unsere Aktivität schreitet von Umordnung zu Umordnung, wobei sie zweifellos jedesmal dem Kaleidoskop einen neuen Stoß versetzt, sich aber für diesen Stoß nicht interessiert und nur die neue Figur sieht“ (Bergson, 2013, 347).

Organismus von den Gesetzen der anorganischen Natur (ebd., 210). Die willkürliche Handhabung von Maschinen setzt beispielsweise die Habitation verlässlicher Homöostasen auf Ebene der Arme, Hände und Finger voraus, doch andererseits keine automatischen Eingaben auf der Hierarchieebene der Maschine. Dieses Argument für Freiheit trotz organischer Determiniertheit in der Tradition von Plessner und Buytendijk stimmt strukturell mit jüngeren Entwicklungen innerhalb der phänomenologischen Bewegung zugunsten der Biologie überein, etwa bei Varela, Thompson und Rosch (1991).

Anders als im Falle dieser jüngeren Entwicklungen zugunsten des Embodiments in der Phänomenologie wendeten sich die Utrechter nicht bloß dem Leib, sondern vor allem der Situation zu. Linschoten und einige andere phänomenologisch interessierte Gelehrte, darunter der Psychiater Minkowski und der Philosoph Bollnow, hatten bereits 1954 das Vorhaben einer Zeitschrift mit dem Titel „Situation“ gewagt. Leider gab es von ihr nur eine Ausgabe. Nichtsdestoweniger verraten bereits die ersten Wörter der Veröffentlichung in Buytendijks Vorwort die konzeptuellen Wurzeln der Bewegung: „En voilà une situation!“<sup>4</sup> (Buytendijk, 1954, 7).

In diesem Sinne erfasst Linschoten den Begriff der Situation als die Gesamtheit der persönlichen Welt, die durch spezifische Intentionalität perspektivisch strukturiert ist (Linschoten, 1959/61, 121). Die entsprechend zu etablierende neue Methode ist eine Situationsanalyse, die beide Seiten der intentionalen Beziehung, die Erfahrung und ihren Gegenstand, berücksichtigt. Somit zeigt sich, dass James' wichtigster Beitrag auf dem Weg zu einer phänomenologischen Psychologie darin besteht, eine objektivierende Psychologie in eine deskriptive Psychologie zu integrieren (vgl. ebd., 242).

Mit dem konstruktiven Betreiben dieser Veröffentlichung entgegengesetzter Geisteshaltung veröffentlichte Linschoten sein letztes Buch *Idolen van de psycholoog* nach seinem Besuch in den Vereinigten Staaten, wo er die Gelegenheit hatte, die frühe Phase der phänomenologischen Psychologie in Pittsburgh zu begutachten. Seine Überlegungen brachten ihn jedoch zu einem Skeptizismus gegenüber dem Projekt. Obwohl diese scheinbare Abwendung von der Phänomenologie als Resignation interpretiert worden ist (Van Hezewijk & Stam, 2008, 201), bei der für sie nur noch die Aufgabe bliebe, Kritik an der natürlichen Einstellung des alltäglichen Lebens zu üben statt Antworten auf wissenschaftliche psychologische Fragen zu liefern, ist es zugleich möglich, dass Linschoten sich nur gegen einen bestimmten Ansatz

---

<sup>4</sup> „Wenn das keine Situation ist!“ (Übersetzung ANW).

wandte, nämlich denjenigen, dem er in Pittsburgh begegnet war. Dies ist gerade deswegen plausibel, weil er insbesondere eine Dürftigkeit sprach-basierter Methodologie hervorhebt.

In anderen Worten, auch wenn Linschotens ursprünglicher konstruktiver Ansatz auf den ersten Blick nicht mit dem späteren Skeptizismus übereinzustimmen scheint, ist eine hintergründige Kontinuität möglich. Meine These ist, dass Linschoten nicht beabsichtigte, die phänomenologische Psychologie in Gänze auf kritische Reflexion zu reduzieren, sondern diese Aufgabe lediglich demjenigen Ansatz zu überlassen, den er von der eigentlichen innovativen Bewegung zu scheiden suchte. Seine methodologischen Reflexionen hatten ergeben, dass der ununterbrochene Übergang von den unsystematischen Vorhaben der ersten philosophischen Generationen zur Psychologie als experimenteller Disziplin nicht glücken konnte. Daraus ergab sich in seinem Werk eine latente Vorstellung der Emanzipation, die wegen seines tragischen Todes nicht realisiert werden konnte. Linschotens Aussage, dass sein nächstes Buch wieder von Phänomenologie handeln würde, ist mit dieser Interpretation indessen sinnvoll.

Schlussendlich ist den Historikern der Utrechter Psychologie van Hezewijk und Stam (2008) darin Recht zu geben, dass Linschotens Arbeiten nicht die Tendenzen eines Weges zur phänomenologischen Psychologie weiterverfolgten, wie er zuvor von den klassischen Philosophen vorgezeichnet worden war. Er erkennt vielmehr die Probleme an, die durch das Projekt entstehen, Phänomenologie und empirische Psychologie zu integrieren. Zugleich ist dieser konzeptuelle Konflikt allerdings die Geburtsstunde der phänomenologischen Orientierung in der Psychologie, wie sie später von Graumann und Métraux genannt wurde. Mit seiner James-Interpretation kündigte Linschoten diesen Konflikt an und verlieh somit dem amerikanischen Philosophen die Rolle eines Pioniers.

Es kann keine bruchlose Kontinuität zwischen Philosophie und Psychologie geben, zumindest seit ihrem institutionellen Schisma nicht mehr. Die phänomenologische Orientierung muss als Disharmonie umgesetzt werden, welche von der philosophischen Hegemonie befreit. Folglich wäre es falsch, phänomenologische Psychologie als Methode oder Doktrin zu verstehen, denn im Wesentlichen ist sie eine Kontroverse, welche die vitalen Dynamiken der wissenschaftlichen Innovation ermöglicht. Eine solche Orientierung in der Psychologie zu formieren, ist ein Versuch, den Bestand dieser Kontroverse zu sichern. Hiervon ist selbst Linschotens Skeptizismus ein integraler Bestandteil.

Als zweiter Brennpunkt der phänomenologischen Psychologie steht Heidelberg ebenfalls in Verbindung mit Köln. Graumann, der zwei Jahre älter als Linschoten war, wurde dort 1923 geboren. Nach dem Studium der Psychologie als Kriegsgefangener in Kanada wurde er 1947 repatriert, um in seiner Heimat seine akademische Laufbahn fortzusetzen. Anfang der 1950er Jahre besuchte Graumann als Doktorand Utrecht und lernte Linschoten kennen. Sie entdeckten nicht nur das gemeinsame Interesse an der Phänomenologie, sondern wurden auch Freunde. Graumanns erster Kontakt mit der Phänomenologie hatte allerdings bereits zuvor stattgefunden: Nach dem Krieg lehrten der Husserl-Schüler Landgrebe und der Gadamer-Schüler Volkmann-Schluck in Köln.

Graumanns Doktorarbeit über die Kriterien des Einfallserlebens wurde 1952 bei Maria Krudewig, einer Schülerin Johannes Lindworskys, abgeschlossen. Die Arbeit deutete die Umrisse des späteren Ansatzes nur an, insofern als sie ebenso wie Linschotens Promotionsarbeit, die drei Jahre später veröffentlicht wurde, nur teilweise mit der Phänomenologie verbunden war. Nichtsdestoweniger ist es lohnenswert, diese Dissertation, die bis heute unveröffentlicht geblieben ist, genauer zu betrachten. Sie gestattet einen Einblick in die Abkunft von Graumanns Denken. Interessanter Weise spielt die Phänomenologie, obwohl sie mehrfach im Text Erwähnung findet, keine grundlegende Rolle. Daraus folgt jedoch nicht, dass ihre Rolle nur nebensächlich ist. Vielmehr standen die Überlegungen der Phänomenologen, so wie es in der Tradition der Würzburger Denkpsychologen üblich war, gleichberechtigt neben anderen Beiträgen zum Thema, etwa aus der Psychoanalyse oder der Gestaltpsychologie.

Seine Argumentation entspricht einer klassischen Struktur: Im Theorieteil diskutiert er die verfügbaren Theorien, indem er sie mit logischem Maßstab infrage stellt. Daraufhin präsentiert er seine eigenen Gedanken, die er mithilfe einer empirischen Untersuchung zu überprüfen versucht. Bei dieser Untersuchung handelte es sich um eine der Zeit gemäße introspektive Interpretation von Einzelfällen. Mag die Gegenwartspsychologie auch von offenkundigen Nachteilen dieser Methode überzeugt sein, so ist doch nichts verloren, sie vorläufig zu gestatten, um ihre Bedeutung für die phänomenologische Psychologie in Heidelberg zu beleuchten.

Ungleich naiven Vertrauens in die Methode, betonte Graumann die deutlichen Limitationen der Introspektion. Seine Kritik lässt sich dabei am besten in phänomenologischen Begriffen ausdrücken. Während vorige Introspektionisten die subjektiven Determinanten der Erfahrung durch Beobachtung zu erfassen versucht hatten, also eine Analyse der Noesis, wider-

sprach Graumann doppelt. Erstens verdeutlicht er, weswegen dieser Art Analyse fehlerbehaftet sein musste, und zweitens wendet er den Blick auf den Inhalt der Erfahrung, also anstelle der Noesis auf das Noema. Praktisch bedeutet dies, dass er die Selz'sche Überzeugung, Einfälle setzten die Antizipation von Zielzuständen voraus, widerlegt. Stattdessen beschreibt Graumann Einfälle hinsichtlich ihrer saltativen Natur und den situativen Wandel von Starre und Auflockerung – Kategorien, die auch noch heute in der Kreativitätsforschung relevant sind (siehe unten).

Obwohl Graumann anscheinend an anachronistischen Methoden festzuhalten schien, machte er von ihnen nur eingeschränkten Gebrauch. Zugleich wird klar, dass sich seine Position vor einem anderen Hintergrund entwickelte als diejenige Linschotens. Die ausdrückliche Zuwendung zur phänomenologischen Psychologie erfolgte allerdings gleichzeitig, denn Graumanns Habilitation „Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität“ wurde so wie *Auf dem Weg zu einer phänomenologischen Psychologie* Ende der 1950er Jahre geschrieben und veröffentlicht.

In seiner Habilitation bespricht Graumann erneut ausführlich die gegebene Literatur zum Phänomen der Perspektive, doch dieses Mal sind seine eigenen theoretischen Bemühungen dezidiert phänomenologische. Dabei greift er allerdings stärker auf Gurwitsch denn auf Husserl zurück, weil er dessen Trennung von sinnlicher und kategorialer Anschauung widerspricht (Graumann 1960, 73). Somit wird Gurwitschs Theorie des Bewusstseinsfeldes zu einem wichtigeren Vorläufer der phänomenologischen Orientierung in der Psychologie, denn auch Linschoten hatte auf sie Bezug genommen.

Die bedeutendste Errungenschaft in Graumanns Arbeit über die Perspektivität ist jedoch die Emanzipation des phänomenologischen Beitrags zur Psychologie von den beschränkten Domänen der Wahrnehmung und des Bewusstseins. Er erweiterte deren Reichweite insbesondere auf Motivations- und Sozialpsychologie, ohne auf einen philosophischen Stil zurückzufallen. Freilich hatten auch die Arbeiten aus Utrecht bereits vielfältige Phänomene thematisiert, wie etwa die Erfahrung des Händedrucks bei van den Berg (1957) oder Ehe und Liebe bei von Gebattel (1954), doch die Veröffentlichungen blieben letztlich der Form nach philosophische Psychologie, ein Stil, der insbesondere in den klinischen Bereichen seine Bedeutung nicht eingebüßt hatte, wobei diese Bereiche in Utrecht eher als in Heidelberg mit der phänomenologischen Psychologie in Verbindung standen. Graumann hingegen hatte die Agenda eines Zusammenflusses von phänomenologischem Gedanken und experimenteller

Methode errungen. Dieser Ansatz sollte als wichtigster Beitrag der phänomenologischen Psychologie verstanden werden.

In den folgenden drei Jahrzehnten versuchten Graumann und seine Mitarbeiter am psychologischen Institut in Heidelberg in dieser Richtung voranzuschreiten. 1977 erbrachten Métraux und Graumann einen wichtigen methodologischen Beitrag, indem sie das Programm einer phänomenologischen Orientierung in der Psychologie zusammenfassten. Es umfasste vier Punkte: Erstens, und dies sollte gleichermaßen zentral wie für Linschotens letztes Buch werden, schlugen Métraux und Graumann die Kritik des Reduktionismus als wichtigste Aufgabe vor. Als ebenso defensiv ist der zweite Punkt zu sehen, welcher vorschlug, den Gegenstand der Subjektivität, der in der modernen Psychologie verloren gegangen sei, wiederzugewinnen. Der dritte und vierte Gesichtspunkt sind demgegenüber eher konstruktive als defensive Beiträge, nämlich das Prinzip der Intentionalität und die Situationsanalyse.

Es ist wichtig, zu betonen, dass der Begriff der Intentionalität an dieser Stelle von der Tradition Husserls abweicht. Herzog verdeutlicht diesen Unterschied mit dem Ausdruck eines „mundanen“ Intentionalitätsbegriffs (Herzog, 1992, 449). Damit, ein Intentionalitätsprinzip vorzuschlagen, beabsichtigen Métraux und Graumann somit nicht, eine rein eidetische Perspektive in die Psychologie zu reintegrieren. Vielmehr ist seine wichtigste Funktion, darzustellen, dass alle psychologisch relevanten Akte bedeutungsvoll sind und nicht unabhängig von den subjektiven Bedingungen ihrer Konstitution verstanden werden können. Hiermit läuft letztlich Linschotens Bemühung um die Integration einer objektivierenden Psychologie in eine deskriptive Psychologie zusammen.

Mit der Situationsanalyse kam die phänomenologische Psychologie aus Heidelberg und Utrecht der Möglichkeit einer eigenständigen Methode am nächsten. Métraux und Graumann charakterisieren ihr Vorgehen als eine Strukturanalyse (1977, 47), in der die jeweilige Situation, also die intentionale Beziehung des Subjekts zu seiner Lebenswelt, hinsichtlich bestimmter, die Erfahrung konstituierender Kategorien untersucht wird, denn „[a]ls isolierte Eigenschaft einzelner kognitiver und mentaler Prozesse ist Erleben nicht zu denken“ (Jung & Heilinger, 2009, 20). Dazu zählten maßgeblich Umwelt, Leiblichkeit, Sozialität und Geschichtlichkeit. Praktisch bediente sich Graumann dabei verschiedener zuvor in der Psychologie etablierter Untersuchungsformen, etwa derjenigen Lewins. Diese Form der Situationsanalyse empirisch zu implementieren, war eines von Graumanns Zielen in den 1980ern und 90ern, wobei er sie insbesondere auf Sprache und Umwelt anwandte.

Abgesehen von einem Zweig der Umweltpsychologie (vgl. Graumann & Kruse, 2008), gelang es schlussendlich allerdings nicht, die phänomenologische Orientierung jenseits von Heidelberg in der Mainstream-Psychologie zu etablieren. Die Ursachen dafür sind zwar vielfältig, doch eine wesentliche Ursache bestand in unflexiblen philosophischen Gewohnheiten, die der Gelegenheit zur Anpassung entgegenwirkten. Ein wichtiges Beispiel für diese Entwicklung ist einer der letzten Schüler Graumanns, Maximilian Herzog. Obwohl seine enzyklopädische Abhandlung über die phänomenologische Psychologie von 1992 mehr als 500 Seiten umfasste, hat sie kaum Berücksichtigung erfahren.

Tatsächlich besteht die Monographie allerdings zum Großteil aus einer historischen Darstellung und darüber hinaus lediglich einigen kursorischen Bemerkungen zur allgemeinen Wissenschaftstheorie. Bei der Darstellung des Verhältnisses zur empirischen Psychologie beschränkt sich Herzog außerdem auf eine Verteidigung der historischen Nähe zwischen Experimentalpsychologie und Phänomenologie (Herzog, 1993), statt sich selbst um methodische Innovationen zu bemühen. Auf diese Weise hat sich die Bewegung anstelle von kreativer Verjüngung mit einer Haltung der Abgrenzung zum Mainstream festgefahren.

Der Ursprung der US-amerikanischen phänomenologischen Psychologie kann ebenfalls nach Europa zurückverfolgt werden, gewissermaßen sogar nach Köln, und zwar erneut als Schaffensstätte Schelers. Dank seiner einflussreichen religionsphilosophischen Schriften und derjenigen seines Schülers von Hildebrand hatte die Phänomenologie einen merklichen Einfluss auf das katholische Erziehungswesen, so unter anderem auf die Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist in Weert. Die Spiritaner sendeten ihre Adepten in die neue Welt, um die neuen Lehren zu verbreiten. Unter diesen Adepten befanden sich auch Adrian van Kaam und Henry Koren.

1954 wurde van Kaam nach dem Abschluss seiner pädagogischen Studien in Nijmegen und Paris vom Präsidenten der Duquesne Universität für das psychologische Institut rekrutiert. Er nahm an und absolvierte ein Psychologiestudium an den Universitäten Case Western, Chicago und Brandeis, während er bereits in Duquesne lehrte. 1958 schloss er dieses Aufbaustudium mit der Dissertation ab.

Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit lag auf der anthropologischen und existenzialistischen Untersuchung, doch seine Promotionsarbeit über die „Erfahrung, sich wirklich verstanden zu fühlen“ deutete bereits die phänomenologische Strömung an, die später

in Duquesne entstehen würde. In dieser Arbeit untersuchte van Kaam die schriftlichen Antworten von 365 Versuchspersonen auf die Aufgabe „Describe how you feel when you feel that you are really being understood“. Van Kaam titulierte diese Interviewtechnik und die anschließende Interpretation als die „Generelle Phänomenanalyse“, insofern als sie auf die „descriptive constituents“ (van Kaam, 1959, 68) der Erfahrung abzielte. Letztlich bestand van Kaams methodologischer Beitrag zur Psychologie aus anthropologischen und existenzialistischen Konzepten, die er in seiner Arbeit „Existenzielle Grundlagen der Psychologie“ von 1969 zusammenfasste, bevor er sich im Anschluss seiner Lehre der sogenannten „formativen Spiritualität“ widmete.

Gleich Buytendijk in Utrecht realisierte auch van Kaam in Pittsburgh nicht die Potentiale einer phänomenologischen Psychologie. Nachdem er 1962 dem Institut beigetreten war und 1968 zu seinem Dekan ernannt worden war, versuchte sich Giorgi an seiner Statt mit einem systematischen Ansatz. Er griff dabei auf Vorlesungen zurück, die er von den Europäern gehört hatte, welche von van Kaam und Koren nach Pittsburgh eingeladen worden waren, darunter auch Linschoten und die Heidelberger. Nichtsdestoweniger blieb in Giorgis Konzeption eine merkliche Prägung durch van Kaams Untersuchungsstil erhalten. Im Gegensatz zur Orientierung in Utrecht und Heidelberg bestand ein erheblicher Fokus auf Interviews und deren Interpretation.

Nachdem er seinen Ansatz über einen Zeitraum von mehr als 40 Jahren entwickelt hatte, fasste Giorgi seine „Deskriptive Phänomenologische Methode“ als „Modified Husserlian Approach“ (2009) zusammen. Damit kehrte er also von der beinahe anti-Husserlianischen Haltung in Utrecht und Heidelberg zur Orthodoxie des Meisters zurück. Außerdem bestand Giorgi auf einen eigentümlichen angloamerikanischen Anstrich der psychologischen Seite seines Konzeptes: Er vergleicht ihn mit klassischen Beispielen qualitativer Forschung, nämlich James, Titchener, Bartlett, Allport, Coles und, als einzige nicht anglophone Referenz, Piaget. Graumann und Linschoten zitiert er hingegen jeweils nur ein Mal. Im Gegensatz zur tiefen Verbindung zwischen den beiden europäischen Epizentren der phänomenologischen Bewegung grenzen sich die Arbeiten aus Pittsburgh somit klar von ihren kontinentalen Wurzeln ab.

Als Prinzip seines Ansatzes beansprucht Giorgi, dass die Phänomenologie dazu in der Lage sei, eine eigenständige Wissenschaftstheorie zu begründen, die sowohl empirisch sei als auch die ursprüngliche Verfassung des Bewusstseins darstelle. Demnach könne der sog. An-

gepasste Husserlianische Ansatz als selbstständige Alternative zu anderen wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychologie, wie Empirismus, Positivismus oder Kritischem Rationalismus konkurrieren. Als qualitativer Ansatz schlage sich die Deskriptive Phänomenologische Methode zudem auf die Seite der Geisteswissenschaften in Abgrenzung von den Naturwissenschaften, auch wenn Giorgi behauptet, dass die Phänomenologie mit gleicher Gültigkeit die methodologische Grundlegung quantitativer Forschung zu liefern imstande sei (Giorgi, 2009, 79). Hiermit weicht er erneut von den Utrechtern und Heidelbergern ab. Herzog strebt demgegenüber mit Plessner nach einer „Personwissenschaft“, welche die quantitative und qualitative, die natur- und geisteswissenschaftliche Forschung vereine, um das Verständnis des „ganzen Menschen“ zu ermöglichen (Herzog, 1992, 371).

Die Hauptkomponente der Methode ist die „free imaginative variation“ (Giorgi, 2009, 69), die eine modifizierte Fassung der Husserlianischen eidetischen Variation ist. Ihr Ziel ist es, „level of a series of ideas, essences, or invariant meanings“ (ebd., 75) zu erreichen. Giorgi schreibt: „One has to have an eidetic intuition, with the help of imaginative variation, that enables one to be present to a type of invariant meaning that not only accounts for the many disparate facts but also clarifies them in a deeper way“ (ebd., 85). Dabei beruft sich Giorgi auf „what is ‘given’ to consciousness“ (ebd., 68) als Gegenstand der deskriptiven Analyse.

Dieser Bezug zur Gegebenheit ist jedoch ein kritischer Punkt mit Blick auf die Geschichte der Phänomenologie. Die Zweifel verschiedener anderer Denkschulen, darunter der Kritische Rationalismus, die Analytische Philosophie und der Neukantianismus, haben wiederholt das Risiko des Intuitionismus hervorgehoben, in Sellars Worten: „Myth of the Given“ (Sellars, 1956). Dank einer ausführlichen Antwort auf diese Bedenken von Fink ist es möglich, die Abwehr dieser Zweifel auf die Elaborierung des Evidenzbegriffs zu gründen. Fink sagt, dass die *Logischen Untersuchungen* philosophiegeschichtlich der erste Versuch gewesen seien, Evidenz über die cartesianische „clara et distincta perceptio“ hinaus zu explizieren, insofern als einfache von begründeter, sinnliche von kategorischer Evidenz geschieden werde (vgl. Fink, 1933/1966, 88). Giorgis Theorie stellt diese Reflexionen allerdings nicht an, sondern tendiert zu einem simplifizierten realistischen Begriff der Erfahrung. Er beschränkt die epistemologische Basis seiner Methode letztlich auf das „the exhibition of the given“ (Giorgi, 2009, 89), sodass er für den Intuitionismus anfällig bleibt.

Dessen ungeachtet besteht die Deskriptive Phänomenologische Methode aus drei praktischen Schritten, die auf Interviewdaten angewendet werden können. Im ersten Schritt ist die

„psychological phenomenological reduction“ (siehe Giorgi, 2009, 98) zu vollziehen: Im Wesentlichen dient sie dazu, Existenzurteile und den historischen Kontext auszuklammern. Giorgi schreibt: „Everything in the raw data is taken to be how the objects were experienced by the describer, and no claim is made that the events described really happened as they were described“ (ebd., 99). Im zweiten Schritt der Analyse werden sogenannte „Bedeutungseinheiten“ vorgetragen. In Giorgis Worten: „one makes an appropriate mark in the data every time one experiences a significant shift in meaning“ (ebd., 130).

Allein, diese Bedeutungseinheiten sind das Ergebnis der eigentümlichen Perspektive des Interpreten. Deswegen ist es in einem dritten und entscheidenden Schritt notwendig, die imaginative Variation anzuwenden, um den unveränderlichen Sinn in den Daten zu entdecken. Giorgi sagt: „each meaning unit, originally expressed in the participant’s own words, is transformed by the researcher by means of a careful descriptive process into psychologically pertinent expressions“ (ebd., 137). Auf diese Weise könne die Psychologie die Grundlage für das Verständnis der allgemeinen Struktur der Erfahrung gewinnen.

Giorgis Methode war in den folgenden Generationen qualitativer Forschung erfolgreich. Wertz beispielsweise wandte sie in der kriminologischen Opferforschung an. Zugleich reflektiert er in seinen Veröffentlichungen auf die deskriptive Methode selbst. Dabei stellt er heraus, dass der Forscher mehrere reflexive Schritte unternehmen muss, um den ursprünglichen Bericht der Opfer in eine sog. „individuelle psychologische Struktur“ zu transformieren, also „insight into the essential psychology of the individual case“ und danach in die „insight into the generally essential“ (Wertz, 1983, 231) zu gewinnen.

Indem er diesem Schema folgt, schreitet Wertz von einem Einzelfall aus der Perspektive eines Opfers, nämlich Marlenes, zur Struktur von fünf Bedeutungseinheiten voran. Er stellt „The before‘ of victimization“, „the virtuality, nascence, and actuality of victimization“, „The struggle against victimization“, „The worlding of M.’s [Marlene’s] struggle against victimization“ und „The New World ‘after’ victimization“ fest. Zwar mögen induktive Interpreten an dieser Stelle stehenbleiben, doch die Deskriptive Phänomenologische Methode setzt hier mit dem abschließenden dritten Schritt ein. Mithilfe der imaginativen Variation schließt der Autor, dass einige Bedeutungseinheiten nicht im Allgemeinen salient sein können. Stattdessen weist Wertz auf eine wesentliche Beziehung der Viktimisierung mit „the usual“ als Struktur der Lebenswelt hin. Er sagt:

„In the context of the usual, victimization is first experienced as shocking, strange, and only progressively does its full sense fill in the void left by the destruction of the old order consequent upon the shattering of its supportive social horizon. In the face of this, the victim struggles to regain his agency, the lost community, in short, his preferred order inasmuch as he can engage in a counter-movement against the victimization, e.g., looking for others, planning escape, indignantly attacking back“ (Wertz, 1983, 235).

Begriffe wie „sense“, „horizon“ und „agency“ verweisen auf den Kontext der philosophischen Phänomenologie, der wesentliche Bedingungen der Erfahrung im einzelnen Fall der Viktimisierung aufscheinen lässt. Auf diese Weise gestattet die phänomenologische Generalisierung die erschöpfende Analyse eines Einzelfalls ohne von induktiven Vergleichen abzuhängen. In diesem Sinne sind empirische Vergleiche gemäß der phänomenologischen Psychologie aus Duquesne zwar ein nützliches, aber nur fakultatives Werkzeug der Erfahrungsanalyse. Wichtiger ist demgegenüber die „[e]mpathic immersion in the world of description“ (Wertz, 1983, 204).

Insgesamt bleibt zu sagen, dass in Pittsburgh ein fruchtbarer Ansatz phänomenologisch fundierter qualitativer Forschung entstanden ist. Seine Entwicklung wich jedoch von derjenigen in Utrecht und Heidelberg ab. Vielmehr ähnelt sie der Kopenhagener Schule qualitativer Forschung, die von Katz begründet wurde (Brinkmann, 2013), oder der Heterophänomenologie von Dennett (2003). Somit setzt diese Richtung der Forschung eher die Tradition der qualitativen Forschung fort, die ursprünglich in Würzburg begründet worden ist. Dieser Ansatz erfordert folglich keine Verjüngung, doch ebenso wenig enthält er die Ansätze, die einst mit der Idee der phänomenologischen Psychologie geboren worden sind.

### **2.1.2 Das Programm der Verjüngung**

Die historische Betrachtung stellt die phänomenologische Psychologie vor eine zwiefältige Herausforderung. Während die der Experimentalpsychologie nahestehenden Ansätze aus Utrecht und Heidelberg weder Eigenständigkeit noch Kontinuität erringen konnten, hat sich die Arbeit in Pittsburgh vorwiegend in Richtung einer verstehenden Psychologie entwickelt. Die Bemühungen um eine Verjüngung sind als Programm aufzufassen, jene Entwürfe aufzugreifen und von dieser Richtung der jüngsten Entwicklungen Abstand zu nehmen. Der Ausdruck der ‚Verjüngung‘ offenbart dabei die wesentlichen Aspekte des Programms: Wie bei einem Setzling soll die Trägheit des belastenden Wurzelwerks durch Kappung beseitigt werden, ohne die Natur ihrer Entwicklung, also die phänomenologische Tradition, aufzugeben. Zugleich ist eine Jugend wiederherzustellen, welche zuletzt in Heidelberg und Utrecht

in den 1960er und 1970er Jahren lebendig war. Jugend bedeutet dabei, dass die Plastizität und Offenheit der phänomenologischen Psychologie zu renovieren ist. Auf diese Weise wird die Empfänglichkeit für methodologische Impulse und der fruchtbare Boden für innovative empirische Forschung erschlossen. In der systematischen Darstellung der phänomenologischen Psychologie werden an dieser Stelle vier Programmpunkte vorgetragen, welche als Grundlage der Verjüngung dienen können.

#### **2.1.2.1 Jenseits von James: Die Rehabilitation der Fülle**

Die Phase, in der die phänomenologische Psychologie in ihrer kontinentalen Ausprägung ihre größte Produktivität entfalten konnte, wird von zwei Veröffentlichungsdaten gesäumt, zunächst 1960/61 Linschotens und Graumanns jeweilige Habilitationsschriften, dann 1992 Herzogs enzyklopädische Darstellung der „Phänomenologischen Psychologie“. Was insbesondere Linschoten und Herzog miteinander verbindet, ist das Bekenntnis zu William James als entscheidendem Vordenker ihres Ansatzes. Beide Texte gewinnen diese Idee allerdings erst auf der Grundlage von Gurwitschs *Theorie du Champ de la Conscience*, welches „[i]n deutscher Sprache konzipiert, in englischer Sprache niedergeschrieben, in den USA der fünfziger Jahre zuerst keinen Verleger [fand], ins Französische übersetzt [wurde] und erstmals 1957 [erschien]“ (Gurwitsch, 1975, Vorwort). Doch während Gurwitsch James neben der Wertschätzung als Vordenker zugleich in die Kritik stellte, heben Linschotens und Herzogs Kommentare James' Beitrag zur phänomenologischen Psychologie bisweilen sogar über denjenigen der europäischen Phänomenologen hinaus. Sie konzentrieren sich auf die innovativen deskriptiv psychologischen Einsichten, die James hervorgebracht hat, etwa die Begriffe des Bewusstseinsstroms oder des durch Aufmerksamkeit strukturierten Erlebnisfeldes.

Allein, aus diesem Optimismus gegenüber James' Psychologie ergeben sich fragwürdige Konsequenzen für die Methodologie der phänomenologischen Psychologie. Einerseits kann der Rückgriff zwar als ein wissenschaftshistorischer Anspruch aufgefasst werden, James – zumal als prestigeträchtigen Gründervater der amerikanischen Psychologie – für die Phänomenologie zu vereinnahmen und die Experimentalpsychologen somit gewissermaßen rückwirkend über die Identifikation mit ihrem Patron für das phänomenologische Programm zu gewinnen; insbesondere Linschotens und Herzogs Bemühung, James gegenüber den gleichfalls durch sein Schaffen beeinflussten Bewegungen des Pragmatismus und Behaviourismus abzugrenzen, deuten auf diesen Anspruch hin. Doch andererseits ergibt sich aus dieser Inanspruchnahme die Unschärfe des phänomenologischen Profils. Die Vorstellung einer „mundanen Phänomenologie“, die Herzog vertritt, bewegt sich in Konvergenz mit James auf

einen „offenen Empirismus“ (Herzog, 1992, 28) und „kritischen Realismus“ (ebd., 29) zu und entfernt sich damit von einigen subtilen Gesichtspunkten der phänomenologischen Epistemologie.

In letzter Konsequenz wird die Möglichkeit eines eigenständigen phänomenologisch-psychologischen Programms durch diesen Kompromiss erschwert. Insofern als die Beschreibung von James' Werk durch den Begriff der „Produktiven Paradoxien“ (Herzog, 1992, 109) durchaus angemessen ist, lassen sich die Auswirkungen auf die Methodologie jedoch nicht ohne Weiteres überblicken. Dieser konzeptuellen Unschärfe zum Trotz sollte der Blick auf zwei wichtige Problemfelder gerichtet werden, welche die Reichweite aller aus der Nähe zu James resultierenden Gefahren sichtbar machen und im Kern einheitlich die grundsätzliche Schwierigkeit mit seinem Denken umreißen. Es handelt sich erstens um den bereits von Gurwitsch thematisierten Zusammenhang, welcher in Rückgriff auf Koffka als „Leistungsproblem“<sup>5</sup> bezeichnet werden kann: „wie kommt die erste Leistung zustande?“ (Gurwitsch, 1975, 28). Erste Leistung ist dabei im Sinne des ontogenetischen Grenzfalls eines Anfangs, der Urapperzeption, gemeint – der Stein des Anstoßes: „Phänomenal gesehen besteht die Leistung in der Ablösung einer ungegliederten und undifferenzierten Wahrnehmung durch die Wahrnehmung einer vom Rest abgehobenen Gegebenheit“ (ebd.). Aus dem empiristischen Erbe seiner Philosophie ergibt sich für James gleichsam die Schwierigkeit, das Wesen des Neuen zu bestimmen. Weil sich Linschoten und Herzog jedoch vorrangig auf die „Principles of Psychology“ (1890) beziehen, vernachlässigen sie das Leistungsproblem, dem sich James erst in der letzten Dekade seines Schaffens gewidmet hat, auch wenn es bereits zuvor in seinem Denken angelegt gewesen war.

Das zweite Problemfeld resultiert aus dem „Begriff, der das Denken James' in allen Perioden seiner Entwicklung beherrscht, nämlich [...] seiner teleologischen Auffassung des menschlichen Geistes“ (Gurwitsch, 1975, 23): „Das teleologische Moment gewinnt hierdurch bei James den Status eines Grundbegriffs der Psychologie“ (Herzog, 1992, 131). Der Einfluss der Darstellung des menschlichen Verhaltens als zielgerichtet kann kaum unterschätzt werden. Er hat sich in der Gegenwartsforschung zu einer Präsupposition entwickelt, die sich zu thematisieren kaum gestattet, weil sie selbst die Struktur der zeitgenössischen Menschenbilder und – insbesondere humanistischen – Weltanschauungen noch fundiert. Mitnichten sei

---

<sup>5</sup> Bei Koffka ist allerdings vom „Erfolg-Problem“ (1921, 109) die Rede. Der begriffliche Unterschied mag auf die verschiedenen Übersetzungen zurückzuführen sein, denn in der deutschen Übersetzung von Gurwitschs Werk wird nur die englische Ausgabe von Koffkas Text angeführt.

behauptet, wie der objektivistische Naturalismus zu argumentieren pflegt, dass es sich bei dem Gedanken der Teleologie selbst um eine inadäquate Beschreibung des Erlebens handele (etwa Hempel, 1965). Sie hat ihren Platz im bewussten Leben, doch es hat Vorsicht zu gelten, welche Stelle im System der Psychologie die Teleologie bezieht.

Zunächst jedoch zum Leistungsproblem: Trotz der kopernikanischen Wende in der Philosophie, die durch Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1787/2005) ermöglicht wurde und die extremen Positionen des reinen Empirismus und Rationalismus zugleich widerlegte, lassen sich die nach-kantischen philosophischen Lehren durchaus in tendenziell entweder empiristische oder rationalistische gruppieren, wobei ohne Weiteres im historischen Vergleich nachvollzogen werden kann, dass die kontinentalen Traditionen gemeinhin stärker zum Rationalismus tendierten, während die anglo-amerikanischen Strömungen eine natürlichere Verbindung mit der weltanschaulichen Grundhaltung des Empirismus eingingen. Inhaltlich entsprechen diesen Tendenzen auf empiristischer Seite der Vorrang der Rezeptivität und der Sinne, auf rationalistischer Seite hingegen derjenige der Spontaneität und des Geistes, sodass sich letztlich die eigentliche Herausforderung der Ansätze aus den jeweils gegenübergestellten Aspekten ergibt. Auch James' Denken widmet sich in dieser Façon bereits in den ersten Kapiteln der „Principles“ zunächst der Betrachtung der neuronalen Stimulation durch „great blooming, buzzing confusion“ (James, 1890, 1124), also der Rezeptivität.

Aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich, wie Gurwitsch anmerkt, zunächst im Allgemeinen „die Frage nach den Anhaltspunkten für diejenigen Faktoren, die die Organisation [der ‚great blooming, buzzing confusion‘; ANW] zustande bringen sollen“ (Gurwitsch, 1975, 29): Wird eingestanden, dass die Organisation ein Beitrag des Bewusstseins sei, ist dem Rationalismus der Weg bereitet. Wird hingegen erwogen, dass die Organisation aus der chaotischen Mannigfaltigkeit hervorgehe, muss die Idee dieses Chaos zugunsten eines Strukturrealismus aufgegeben werden, und folglich bleibt zu erklären, wie diese Strukturen erkannt werden können. Es handelt sich, um es mit Gilles Deleuze zu fassen, um das Problem von *Différence et Répétition* (1968), denn, wenn zur Lösung des Leistungsproblems von James das zufällige Hervorspringen beliebiger Stimuli angeboten wird („saliency“, vgl. Gurwitsch, 1975, 24), kann wiederum nicht erklärt werden, weswegen diese disparaten Zufälle miteinander als Wiederholungen desselben Phänomens verbunden sein sollten. Darüber hinaus kann James' Beschreibung von substantiellen und transitiven Teilen des Bewusstseinsstroms nicht als Erklärung in Anspruch genommen werden – das Leistungsproblem bleibt ein grundsätzliches für jede Form des Empirismus.

Hier zeigt sich, dass „James nie ganz zu einem Intentionalitätsbegriff vorgestossen [ist]“ (Herzog, 1992, 117), welcher das Auftreten jener Organisation unmittelbar zu erklären vermag, weil er die Spaltung von Spontaneität und Rezeptivität aufhebt. Der Begriff des Chaos wird hierdurch ausgeschlossen:

„Die Hypothese eines impressionalen Moments des Bewußtseins vor jeder Dingauffassung, d.i. die Hypothese des impressionalen Chaos impliziert nämlich, daß diese Impression die Form der Intentionalität überhaupt nicht annehmen kann. Intendieren heißt nämlich bei einer aktuellen Impression und aufgrund eines retentional ‚Schon-im-Griff-haben‘ von vergangenen Impressionen, durch das protentionale Vorgreifen auf weitere Gegebenheiten (weitere Impressionen) einen selben Gegenstand intendieren. Es erhellt daraus, daß die zeitliche Form der Intentionalität, die in erster Linie für die genetische Phänomenologie in Frage kommt, zugleich die objektivierende Auffassungsform ist. Die Hypothese eines impressionalen Chaos, - von an sich ersten Impressionen vor der Auffassung-, muß somit auf die Idee einer retentions- und protentionslosen Impression hinauslaufen. Dies stellt für Husserl eine Unmöglichkeit dar: nämlich die Unmöglichkeit eines nicht verlaufenden Zeitverlaufes, einer Zeitstrecke, die nicht mehr Zeit, zeitlich ist. Die Einsichten in diese ‚apriorischen Zeitgesetze‘“ (De Almeida, 1972, 17).

Die von Gurwitsch thematisierte Fassung des Leistungsproblems ist dementsprechend zu weitläufig, um eine bedeutsame Konsequenz für das Verhältnis der phänomenologischen Psychologie zu James hervorzurufen – in dieser Fassung ist das Problem bereits durch die Ergänzung um Intentionalität erwidert. Wichtiger ist ein spezieller Aspekt, den Gurwitsch bei der Auseinandersetzung mit dem Leistungsproblem cursorisch ausklammert: „Nichts liegt daran, ob das, was auftaucht, überraschend neu ist oder dem entspricht, was das Subjekt erwartete und aktiv suchte“ (Gurwitsch, 1975, 28). James selbst erkannte hingegen in seinem Spätwerk, dass sein Ansatz durch die Möglichkeit des Neuen vor eine maßgebliche Herausforderung gestellt wurde. Indes, weil James den Anspruch erhob, mit seinen pragmatischen Anschauungen dem Neuen in ausgezeichneter Weise begegnen zu können, mögen die Schwierigkeiten, die sich ihm tatsächlich ergaben, übersehen werden. In seinem Aufsatz „The Locus of Novelty“ von 1938 gelingt es Whitmore, den Finger auf diesen Sachverhalt zu legen:

„William James, for instance, one of the most vigorous defenders of novelty, seems at times to mean by it nothing more than numerical difference. ‚New men and women,‘ he assures us, ‚books, accidents, events, inventions, enterprises, burst unceasingly upon the world‘; but only too many of them prove on examination

to be merely cases of something already long familiar. On the other hand, he sometimes spoke as if the acceptance of novelty carried with it the acceptance of indeterminism in the world at large, a consequence which, if true, would be philosophically important“ (Whitmore, 1938, 141).

Dieser Sachverhalt findet in James' Vorlesungen über den Pragmatismus einen klaren Ausdruck: „As a matter of fact we can hardly take in an impression at all, in the absence of a preconception of what impressions there may be possible“ (1907/1922, 248). Weil James – nicht ungleich Locke – den Bestand der jeweils subjektiven Perspektive nur als Kontinuität der im Bewusstseinsstrom auftretenden Erlebnisse zu denken bereit ist, muss seine Darstellung gegenüber dem radikalen Neuen blind bleiben: „changes are not complete annihilations followed by complete creations of something absolutely novel. There is partial decay and partial growth, and all the while a nucleus of relative constancy from which what decays drops off, and which takes into itself whatever is grafted on, until at length something wholly different has taken its place“ (James, 1909, 58f). Whitmores Kritik ist folglich insofern beizupflichten, als für James das Neue eine bloße Alteration der Stimulation ist, die letztendlich in der Wahrnehmung keinen Unterschied zu der „great blooming, buzzing confusion“ bedeuten kann: Für James ist das Neue schlichtweg das Andere – eine „Transsubstantiation des Empfindungsinhaltes“ (Stumpf, 1907, 17).

Für eine rein logische Betrachtung mag sich hierin zwar noch kein Schwachpunkt offenbaren, doch der phänomenologische Blick kann über diesen Sachverhalt nicht ohne Prüfung hinweggehen. Nicht allein ist die Phänomenologie des Problems, sondern bereits das grundsätzliche Verständnis jeder Form von Erfahrung, von dieser Frage betroffen. Das Neue ist gewissermaßen der Begriff des Phänomens selbst, es ausgehend vom Anderen begreifen zu wollen bzw. die beiden Begriffe indifferent zu denken, hat zwei fundamentale Konsequenzen, welche die systematische Bedeutung des Phänomen-Begriffs für die Psychologie unterschlagen. Erstens – mag es auch selbstverständlich klingen – wird das Neue relativ auf das Alte. Damit will gesagt sein, dass Neues vornehmlich als Relation gedacht wird, als Unbekanntes im bloß negativen Sinne des Nicht-Bekanntes. Daraus folgt zweitens ein Absolutismus des *status quo*, insofern als eine qualitative Transparenz des Neuen vorausgesetzt wird: Wenn das Neue nur eine Form des Anderen ist, ist sein Inhalt jeweils bloße Rekonfiguration des Alten und Bekannten. Das Überraschende und Verwirrende ist nur im Sinne eines Durcheinanders, nicht eines radikalen Fremden denkbar. Deswegen kann James' Begriff des Neuen – im Sinne Shannons und Weavers (1949) – als ein entropischer verstanden werden, zumal es sich im Wesentlichen um die Zunahme des Informationsgehaltes handelt.

Diese Geisteshaltung ist der Ausdruck von James' neutralem Monismus bzw. Empfindungsmonismus, der sein Denken mit den Empiriokritizisten verschwägert (Banks, 2014). Es handelt sich dabei um eine Überdehnung des Empfindungsbegriffes (die nicht mit Sensualismus zusammenfällt) zugunsten seiner Allmacht über die Erfahrung – ein direkter Weg zum „myth of the given“ (Sellars), der die Inhomogenität des Lebens verkennt, weil er bereits die Idee des Lebens zurückweist, um einer unzweideutigen Aktualität der Empfindung Vorrang zu verschaffen. Konkreter: Der neutrale Monismus bedient sich der Erklärung des bewussten Erlebens durch die Ökonomie eines „Gegeneinander[s] von konsumtiven und restitutiven organischen Abläufen“ (Sommer, 1985, 21), also der den Organismus betreffenden Homöostase von destabilisierenden Reizen und stabilisierenden Prozessen wie insbesondere des Stoffwechsels. Form und Eigenheit der Erfahrung werden dieser Erklärung unterworfen, denn ihre jeweilige Bedeutung für den Organismus bleibt letztlich die Destabilisierung.

Auch jede neue Erfahrung ist deswegen für den neutralen Monismus immer bereits darauf beschränkt eine Destabilisierung zu sein. So wird es klar, weswegen es James vor keine Herausforderung stellt, das Neue zu besprechen – doch deswegen begreift er es noch nicht. Sommer spricht vom „empiriokritizistischen Geburtstrauma“ (Sommer, 1985, 20), welches in Hinsicht auf das Neue auch als Beschreibung für James' Denken angewendet werden kann: „Das, was Avenarius den ‚Gewaltakt der Geburt‘ nennt, ist völlig irrational und unbegreiflich, ein kontingentes Ereignis von der Art einer eschatologischen Katastrophe, ein Ereignis indes, das zugleich konstitutives Element der empiriokritizistischen Protologie ist: ‚Aus dem Mutterschoß, diesem Sanktuarium der Erhaltung, wird das Kind vertrieben: ausgestoßen in eine fast absolut andere, neue, ungewohnte, nur zum Teil noch erhaltungsfreundliche Umgebung““ (ebd., 27).

Für das Neue wird dieses ‚Geburtstraumas‘ darin relevant, dass im Empiriokritizismus gewissermaßen „[j]ede Umgebungsänderung, jede externe Störung eine Geburt en miniature [ist]“ (ebd., 31). Mag also das Neue im universalen Medium neutraler Erfahrung *qua* organischer Destabilisierung angezeigt werden können, es wird nicht selbst erfasst, bleibt ‚unbegreiflich‘. Bezeichnend ist, dass James das Neue *κατ' ἐξοχήν* auch in seiner fünf Kapitel umfassenden Auseinandersetzung mit „novelty“ von 1911 nicht qualitativ zu thematisieren vermochte. Statt dem Phänomen wirklich gerecht werden zu können, nutzt er es vielmehr als Sprungbrett, um über Unendlichkeit und Kausalität zu sinnieren, zugleich aber den Anspruch vorzutragen, dabei das Neue zu begreifen. Am Problem des Neuen offenbart sich also ein

wichtiger Stolperstein für die phänomenologische Psychologie, die sich – zumindest bei Linschoten und Herzog – zu stark an James orientiert.

Die Wurzel für dieses Problemfeld als Sollbruchstelle des neutralen Monismus ist allerdings an wiederum grundsätzlicherer Stelle zu finden und kann mit Zahavi als „Non-egological challenge“ bezeichnet werden:

„An egological theory would claim that when I watch a movie by Bergman, I am not only intentionally directed at the movie, nor merely aware of the movie being watched, I am also aware that it is being watched by me, that is, that I am watching the movie. In short, there is an object of experience (the movie), there is an experience (the watching), and there is a subject of experience, myself. Thus, an egological theory would typically claim that it is a conceptual and experiential truth that any episode of experiencing necessarily includes a subject of experience. In contrast, a non-egological theory, also known as the no-ownership view, would deny that every experience is for a subject. It would, in other words, omit any reference to a subject of experience and simply say that there is an awareness of the watching of the movie. Experiences are egoless; they are anonymous mental events that simply occur“ (Zahavi, 2005, 99f).

Als Initiatoren des nicht-egologischen Ansatzes seien, wie Zahavi und zuvor bereits Métraux (1975) darstellten, Sartre und insbesondere Gurwitsch zu sehen. Der wesentliche Gesichtspunkt des Ansatzes, so Métraux, betreffe dabei die Privatheit der Akte resp. deren intersubjektive Verfügbarkeit: Egologisches Denken impliziere eine Intransparenz des Anderen und tendiere somit zum Solipsismus. James kann dabei als Vordenker des nicht-egologischen Ansatzes betrachtet werden (Natsoulas, 1999). Bei der Besprechung dieser Kontroverse ist das Neue jedoch zumeist kein Streitpunkt, insofern als es auf die Seite des Aktinhalts und nicht der Akte selbst zu fallen scheint.

Demgegenüber lässt sich allerdings argumentieren, dass das Verständnis des phänomenalen Neuen gerade nicht nur eine Frage der Alteration auf Inhaltsseite ist – die besagte „great blooming, buzzing confusion“ –, sondern *qua* intentionaler Einheit von Akt und Aktinhalt, Noesis und Noema, von der Tiefe des Bewusstseinsbegriffes abhängt. In anderen Worten: Der nicht-egologische Begriff des Bewusstseinsstroms ist womöglich nicht ausreichend, um das authentisch Neue zu begreifen. Vielmehr führt er, wie in Avenarius' Empiriokritizismus, dazu, jede Veränderung als Neuerung zu fassen: „Statt einer wenn auch noch unvollendeten Vertrautheit haben wir nun ‚ein minder Seiendes, minder Sicheres, minder Bekanntes‘ – bei

hinreichender Variationsgröße ein ‚Nicht-seiendes, Unsicheres, Unbekanntes‘. Diese Modifikation nennt Avenarius auch ‚Problematization‘<sup>6</sup> (Sommer, 1985, 31).

Den nicht-egologischen Ansatzes wegen seiner unzureichenden Möglichkeiten, das Neue zu erfassen, zu kritisieren, heißt jedoch nicht, sich zugleich auf ein egologisches Denken zu verpflichten, dass so weitreichend wie Husserls Transzendentalphilosophie wäre. In ihrer Subtilität vergleichbar mit Zahavis Begriff eines „minimal self“ eröffnet sich der phänomenologischen Psychologie vielmehr eine andere Perspektive und Aufgabe. Für den Sachverhalt des Neuen ist der Pionier dieser Perspektive Henri Bergson:

„Comme la connaissance usuelle, la science ne retient des choses que l'aspect répétition. Si le tout est original, elle s'arrange pour l'analyser en éléments ou en aspects qui soient à peu près la reproduction du passé. Elle ne peut opérer que sur ce qui est censé se répéter, c'est-à-dire sur ce qui est soustrait, par hypothèse, à l'action de la durée. Ce qu'il y a d'irréductible et d'irréversible dans les moments successifs d'une histoire lui échappe. Il faut, pour se représenter cette irréductibilité et cette irréversibilité, rompre avec des habitudes scientifiques qui répondent aux exigences fondamentales de la pensée, faire violence à l'esprit, remonter la pente naturelle de l'intelligence“<sup>7</sup> (Bergson, 1908, 31f).

Das Neue der Wiederholung gegenüber zu stellen, unterscheidet es nun klar von der bloßen Änderung und eröffnet die Perspektive einer qualitativen Bestimmung als „radical newness“ (vgl. Hausman, 1975, 19). Angesichts der Eigenheit des Neuen kann es sich dabei allerdings noch um eine beliebige Bestimmung unter weiteren handeln. Somit gelingt mit Bergson nur der erste, formale Schritt auf dem Weg zum Neuen, wobei dieser Schritt darin besteht, das Neue als Unmittelbares, also gerade nicht auf das Alte Bezogene, zu begreifen: „the new no longer coincides with a near or faraway future. What comes next, tomorrow or the day after tomorrow, may well be just a slightly modified version of the old“ (Marrati, 2011, 49).

---

<sup>6</sup> Hier deutet sich die Grundlage für Poppers ubiquitären Problembegriff an, den es unten zu diskutieren gilt.

<sup>7</sup> „Wie die gewöhnliche Erkenntnis, behält auch die Wissenschaft von den Dingen nur den Aspekt der Wiederholung. Ist aber das Ganze neuartig, so behilft sie sich damit, es in Elemente oder Aspekte zu zergliedern, die beinahe eine Reproduktion des Vergangenen sind. Sie kann nur mit dem operieren, bei dem man davon ausgehen kann, daß es sich wiederholt, das heißt, mit dem, was der Voraussetzung nach der Wirkung der Dauer entzogen ist. Was an Unreduzierbarem und Unumkehrbarem in den aufeinanderfolgenden Momenten einer Geschichte liegt, entgeht ihr. Um sich diese Unreduzierbarkeit und Unumkehrbarkeit zu vergegenwärtigen, muß man mit wissenschaftlichen Gewohnheiten brechen, die den fundamentalen Anforderungen des Denkens entsprechen, muß dem Geist Gewalt antun und gegen den natürlichen Hang der Intelligenz wieder bergan klimmen“ (Bergson, 2013, 42f).

Dass Bergson nun mit James nicht nur befreundet war, sondern beide auch mehrfach affirmierend aufeinander Bezug genommen haben, mag oberflächlich als Grund zum Widerspruch reichen, doch die Geschichte der Exegese der beiden Philosophen zeigt, dass dieser Punkt streitbar ist (z. B. Marchetti, 2012), denn das auf den jeweils anderen geworfene Bild scheint letztlich nicht vollständig mit dessen eigener Schwerpunktsetzung übereinzustimmen. Während sich ihr Konsens vorwiegend auf den gemeinsamen Anti-Intellektualismus gründet, ist es unter anderem die Lesart des Pragmatismus, die unterschiedliche Richtungen erkennen lässt: James' neutral monistischer Empfindungsbegriff, der sich als reine Aktualität verstehen lässt, steht Bergsons Begriff des Lebens markant gegenüber – er ist intuitionistisch, nicht neutral monistisch und die Tiefe des Lebens offenbart im Kontrast zur absoluten Aktualität der Empfindung den Begriff der Virtualität. Es ist Deleuzes 1966 unter dem Titel „Le Bergsonisme“ veröffentlichter Interpretation der Werke Bergsons zu verdanken, diesen Aspekt hervorgekehrt zu haben. Deleuze spricht von

„deux types de ‚multiplicité‘. L'une est représentée par l'espace (ou plutôt, si nous tenons compte de toutes les nuances, par le mélange impur du temps homogène): c'est une multiplicité d'extériorité, de simultanéité, de juxtaposition, d'ordre, de différenciation quantitative, de différence de degré, une multiplicité numérique, discontinue et actuelle. L'autre se présente dans la durée pure; c'est une multiplicité interne, de succession, de fusion, d'organisation, d'hétérogénéité, de discrimination qualitative ou de différence de nature, une multiplicité virtuelle et continue, irréductible au nombre“<sup>8</sup> (Deleuze, 1966/2004, 30f).

Das Neue wird auf diese Weise in der Domäne des inneren Zeitbewusstseins sichtbar. Wenn James abstrakt davon spricht, dass „Time keeps budding into new moments, every one of which presents a content which in its individuality never was before and never will be again“ (James, 1911, 148), so reicht diese Darstellung nicht aus, um das Neue wirklich zu erfassen, denn sie bleibt einem homogenen Zeitbegriff – also der ersten Form von ‚multiplicity‘ – verpflichtet. Die erlebte Dauer bei Bergson hingegen ist demgegenüber mehr als der leere Anspruch individueller Momente: „une multiplicité non numérique, par laquelle se définissent la durée ou la subjectivité, plonge dans une autre dimension, purement temporelle et

---

<sup>8</sup> „two types of multiplicity. One is represented by space (or rather, if all the nuances are taken into account, by the impure combination of homogeneous time): It is a multiplicity of exteriority, of simultaneity, of juxtaposition, of order, of quantitative differentiation, of difference in degree; it is a numerical multiplicity, discontinuous and actual. The other type of multiplicity appears in pure duration: It is an internal multiplicity of succession, of fusion, of organization, of heterogeneity, of qualitative discrimination, or of difference in kind; it is a virtual and continuous multiplicity that cannot be reduced to numbers“ (Deleuze, 1988, 38).

non plus spatiale: elle va du virtuel à son actualisation, elle s'actualise en créant des lignes de différenciation qui correspondent à ses différences de nature“<sup>9</sup> (Deleuze, 1966/2004, 36). Diese maßgebliche Bezugnahme auf Artunterschiede ist gleichfalls das von Hausman in Anspruch genommene Kriterium für „radical newness“:

„Novelty, then, may occur in connection with the distinguishing complex of characteristics of a thing that is thought to be created. Thus, novelty is sometimes recognized in the difference between the kind to which a thing belongs and other kinds - in the contrast between what is already identifiable and the complex of characteristics that enables us to know what the thing is which is novel. When something that occurs for the first time is an example of a kind never known before, that thing is new in a more radical or fundamental sense than novelty of sheer difference“ (Hausman, 1975, 9).

Hausmans Beispiel für diese „radical newness“ ist die biologische Evolution, die er wiederum im Sinne Bergsons als schöpferische Evolution – und damit gerade nicht durch den mechanistischen Evolutionismus wie z. B. den Darwinismus – begreift. Sowohl der von Deleuze gelesene Bergson als auch Hausman bleiben letztlich jedoch in der Bestimmung der Artunterschiede im Wesentlichen formal. Deswegen muss zur inhaltlichen Bestimmung die Phänomenologie auf den Plan gerufen werden. Zwar beansprucht auch die Methode der Intuition Bergsons, hier einen Beitrag leisten zu können, doch dieser wurde aus phänomenologischer Sicht bereits von Scheler grundsätzlich kritisiert: Die Intuition sei „so persönlich, so von der eigenartigen künstlerischen Bildkraft seines [Bergsons; ANW] Geistes abhängig, daß er wohl Jünger und Affen, keinesfalls aber Schüler zu haben vermag“ (Scheler, 1913, 215f).

Komplementär zu Deleuzes Reflexionen in *Différence et Répétition* (1968) und *Logique du sens* (1969), die das Denken der qualitativer Eigenheiten formal erschließen, wird dieses Denken also inhaltlich durch die Phänomenologie erkundet, wobei Max Schelers Begriff der Fülle, der sein Œuvre wie ein Leitmotiv durchzieht, dieser Erkundung den Anspruch verleiht: „Die Welt wird sofort ein flaches Rechenexempel, wenn wir das geistige Organ der Ehrfurcht ausschalten. Sie allein gibt uns das Bewußtsein der Tiefe und Fülle der Welt und

---

<sup>9</sup> „a nonnumerical multiplicity by which duration or subjectivity is defined, plunges into another dimension, which is no longer spatial and is purely temporal: It moves from the virtual to its actualization, it actualizes itself by creating lines of differentiation that correspond to its differences in kind“ (Deleuze, 1988, 43).

unseres Ichs und bringt uns zur Klarheit, daß die Welt und unser Wesen einen nie austrinkbaren Wertreichtum in sich tragen; daß jeder Schritt uns ewig Neues und Jugendliches, Un-erhörtes und Ungesehenes zur Erscheinung bringen kann“ (Scheler, 1915, 30) – „Leben ist wesentlich Entfaltung, Entwicklung, Wachstum an Fülle“ (ebd., 126). Sich dieser Fülle zu widmen, die sich in ihr gebenden qualitativen Unterschiede aus der durch Zeitlichkeit komplexen Bewusstseinsstruktur zu gewinnen und so das Neue als Fremdartiges, nicht bloß Anderes zu verstehen, ist die Aufgabe der phänomenologischen Psychologie. Strukturell ist Fülle dabei in erster Linie als Sinnhaftigkeit zu verstehen, wie De Almeidas Husserlinterpretation andeutet:

„Die Frage der Sinnhaftigkeit des gegebenen Inhaltes in der Erkenntnissynthese hat deswegen einen anderen theoretischen Stellenwert in Husserls Denken als die Frage des Empfindungsinhaltes. Es gilt jetzt vom neuen Standpunkt aus zu zeigen, daß der sinnliche Inhalt in der vorprädikativen Bestimmungssynthese kein pures Datum ist, sondern ein an sich sinnhaftes Gebilde. Dem sinnlichen Inhalt – verstanden als Fülle einer meinenden Intention – kommt eine ursprüngliche Sinnhaftigkeit zu, d.h. eine, die aus ihm selbst in seiner Funktion als Fülle im intentionalen Erkenntnisprozeß und nicht aus einem von ihm getrennten signitiven Akt erwächst. Die ursprüngliche Sinnhaftigkeit der Fülle liegt nach den LU darin, daß die Fülle keine bloß faktische Gegebenheit eines faktischen Aktes ist, sondern vielmehr einen Wesenscharakter hat“ (De Almeida, 1972, 27).

Der Begriff der Sinnhaftigkeit soll an dieser Stelle lediglich als Andeutung aufgegriffen werden. Er ist ein Schlüsselbegriff allen phänomenologischen Denkens und verweist auf eine ausführliche ihn explizierende Reflexion. Neben der Intentionalität ist er insbesondere durch die Horizontalität gekennzeichnet, die im Folgenden als wesentlicher Bestandteil der Phänomenologie des Problems thematisiert wird. Entscheidend ist in jedem Fall, dass die Sinnhaftigkeit bzw. Bedeutung nicht auf die Gegebenheit von Empfindungen zurückgeführt werden kann. Diesem Sachverhalt verleiht Cassirer unter explizitem Bezug auf Husserl Ausdruck:

„Neben dasjenige, was der Inhalt seinem materialen sinnlichen Gehalt nach ist, tritt dasjenige, was er im Zusammenhang der Erkenntnis bedeutet; und diese seine Bedeutung erwächst ihm aus den wechselnden logischen ‚Aktcharakteren‘, die sich an ihn heften können. Diese Aktcharaktere, die den sinnlich einheitlichen Inhalt differenzieren, indem sie ihm verschiedene gegenständliche ‚Intentionen‘ aufprägen, sind auch psychologisch ein völlig ursprüngliches Moment; es sind eigene Weisen des Bewußtseins, die auf das Bewußtsein der Empfindung oder Wahrnehmung in keiner Weise zurückführbar sind“ (Cassirer, 1910, 32).

Die zweite Transformation von James' Pragmatismus betrifft den durch Teleologie ausgezeichneten Finalismus: „The pragmatic method in such cases is to try to interpret each notion by tracing its respective practical consequences“ (James, 1907, 45); „The attitude of looking away from first things, principles, ‚categories,‘ supposed necessities; and of looking towards last things, fruits, consequences, facts“ (ebd., 54). Dieser Punkt steht jedoch in größter Nähe zum ersten, insofern als James' Denken der Fakten ebenso wie die zuvor besprochene Inkompatibilität mit dem qualitativen Neuen in der Verpflichtung auf den Absolutismus des *status quo* gründet.

Über die pragmatische Teleologie wurde bereits ausführlich am Ende der 1910er Jahren in der *Journal of Philosophy* diskutiert. Stein des Anstoßes war ein kritischer Artikel von John Warbeke aus dem Frühjahr 1919 mit dem Titel *A Medieval Aspect of Pragmatism*, in dem der Autor an James und dem zu diesem Zeitpunkt noch lebenden Ferdinand Schiller Kritik übte, weil sich deren Pragmatismus auf einen Humanismus einließe: „Humanism often assumes the guise of a geocentric, or even anthropocentric, teleology which has much in common with medieval theology“ (Warbeke, 1919a, 208). Eine Ergänzung fand diese Kritik durch Ethan Sabin's Artikel *Pragmatic Teleology*, einer Stellungnahme zu Warbeke's Artikel, die herausstellte, dass der wichtigste kritische Aspekt an allen Spielarten des Pragmatismus, „functionalists, instrumentalists or behaviorists“ (Sabin, 1919, 489), nicht der Humanismus, sondern die Teleologie sei.

Im September 1919 setzte sich Schiller zur Wehr, indem er klarzustellen versuchte, dass die pragmatische Teleologie nur als „methodological teleology“ (Schiller, 1919), nicht aber als ontologische verstanden werden dürfte. Mit einer Antwort, allerdings vornehmlich auf den Text von Sabin, und der Erweiterung seiner Kritik meldete sich daraufhin Warbeke selbst im Dezember desselben Jahres zu Wort. Nicht zu vernachlässigen ist, dass im Laufe dieser Zeit zudem weitere Texte mit der identischen Thematik veröffentlicht wurden, etwa Alvin Thalheimers *Purpose* in der selben Ausgabe wie Schillers Beitrag zur methodologischen Teleologie, aber auch Beiträge im folgenden, dem letzten Jahrgang der Zeitschrift, namentlich Texte von Henderson über *The Locus of Teleology in a Mechanistic Universe* (1920) und Lamprecht zu *Ends and Means in Ethical Theory* (1920). Es zeigt sich also, dass die Frage nach der Teleologie die pragmatische Forschung auch noch im Jahrzehnt nach James' Ableben ausführlich beschäftigte.

Die für die phänomenologische Psychologie wichtigste Frage stellt Warbeke in seinem zweiten Aufsatz: „What kinds of consequences are significant?“ (Warbeke, 1919b, 701f). Die

Bedeutung dieser Frage erschließt sich um Rückblick auf die „great blooming, buzzing confusion“ als Grundgedanke der pragmatischen Wahrnehmungslehre. Es bedarf eines Kriteriums der Auswahl eines bedeutsamen Teiles des sich ewig wandelnden Erfahrungsstroms, um einen salienten Gegenstand zu gewinnen. Konkreter: Wenn Schillers Satz gilt, dass „the objectivity of our perceptions is essentially practical and useful and teleological“ (Schiller, 1902, 207), so wird die Beständigkeit der Wahrnehmung ihr von den Zielen verliehen, kann sich die Objektivität nur vor einem bereits strukturierten Feld an Zielen ergeben. In diesem Sinne ist der Pragmatismus teleologisch, weil er diese Ziele notwendig voraussetzt. Dabei ist es nicht ausschlaggebend, ob diese Teleologie nur methodologisch ist, denn in jedem Fall wird Erkenntnis nur als Kontinuität eines etablierten und statischen Relevanzsystems denkbar, das gemeinhin als Nützlichkeit bezeichnet werden kann und ethisch mit dem gemeinen Menschenverstand zusammenfällt. Deswegen sagt Schiller, dass es kein unnützes Wissen geben kann: Der Horizont des Wissens ist absolut abgesteckt.

Die wichtigste systematische Konsequenz aus der Statik der Nützlichkeit als teleologischer ist die Notwendigkeit einer Handlungstheorie, auch wenn sie nur implizit gegeben sein mag: „In pragmatism, action is a universal phenomenon which in itself begs no explanation but rather makes the starting point for explanations“ (Kilpinen, 2009, 163). Die „great blooming, buzzing confusion“ wird mit einer eher impliziten als expliziten Prozess-Ontologie konterkariert, die letztlich einem Ur-Vertrauen an die Nützlichkeit der Welt entspricht, dem Vertrauen, dass sich das zielorientierte Treiben der Welt nicht selbst aufhebt. Das beste Beispiel für dieser Art Handlungstheorie ist die Theorie der Adaption des Evolutionismus, die eine Harmonie von Umwelt und Organismus veranschlagt, die mit der Ökonomie der Empirio-kritizisten verwandt ist. Thalheimer schreibt:

„We may find the fossil remains of a dinosaur and conclude therefrom that there was an environment to which such a purposive organism was adapted. We may assume in the human body a desire to combat destructive bacteria and look in consequence for the manner in which such a purpose might be achieved. Such arguments that may be based upon the assumption that purpose exists are not at all unusual. And so we find that though the scientist may be rather shy of the concept of teleology, arguments that may be called teleological are neither useless nor unfamiliar in his domain. Final causes, if they exist, are no substitutes for efficient causes. Yet if they exist, the concept of purpose has a place in science as well as in philosophy“ (Thalheimer, 1919, 548).

Die Bedenken, die sich der Phänomenologie mit dieser Denkweise ergeben müssen, betreffen die Verpflichtung auf die natürliche Einstellung. Nicht aber nur in dem Sinne, dass die

Pragmatisten sich einem bestimmten historischen oder biologischen *status quo* anvertrauen, dessen Konstitution selbst noch zum Gegenstand der Analyse werden müsste. Vielmehr ist es die handlungstheoretische Struktur, die der Teleologie ihre Form gibt, vor allem diejenige der Gewohnheit (vgl. Kilpinen, 2009). Zwar kennt auch die Phänomenologie die Habituation, doch nur um die besagte Konstitution der natürlichen Einstellung zu analysieren, nicht um sie zur Verfassung aller bedeutungsvollen Handlung zu erklären. Der Schritt von James zur phänomenologischen Psychologie erfordert also eine Dynamik, die der Statik der Teleologie entgegengesetzt werden kann. Wie Bergson darstellt, findet sich diese Alternative allerdings nicht im Mechanismus, der im Kern seiner Struktur mit dem Finalismus identisch bleibt:

„Le finalisme ainsi entendu n'est qu'un mécanisme à rebours. Il s'inspire du même postulat, avec cette seule différence que, dans la course de nos intelligences finies le long de la succession toute apparente des choses, il met en avant de nous la lumière avec la“<sup>10</sup> (Bergson, 1908, 42f). „Bref, l'application rigoureuse du principe de finalité, comme celle du principe de causalité mécanique, conduit à la conclusion que ‚tout est donné‘. Les deux principes disent la même chose dans leurs deux langues, parce qu'ils répondent au même besoin“<sup>11</sup> (ebd., 49). Letztlich: „Mécanisme et finalisme sont donc ici que des vues extérieures prises sur notre conduite. Ils en extraient l'intellectualité. Mais notre conduite glisse entre les deux et s'étend beaucoup plus loin“<sup>12</sup> (ebd., 51).

Statt der Ordnung der Ziele ist bloße Kausalität keine adäquate Beschreibung des Erlebnisstroms, weil die erlebte Dauer für sie ebenfalls keine Rolle spielt. Bergson sucht stattdessen im *Élan vital* einen Erklärungsansatz, der die Dynamik schöpferischer Evolution abbilden kann. Dieser mit der *creatio continua* verwandte Ansatz ist metaphysisch stark durch die Lebensphilosophie beeinflusst und kann die phänomenologische Psychologie nicht leiten

---

<sup>10</sup> „Ein so verstandener Finalismus ist nur ein umgekehrter Mechanismus. Er läßt sich von demselben Postulat leiten, mit dem einzigen Unterschied, daß er das Licht, mit dem er unsere endlichen Intelligenzen auf ihrem Lauf entlang des vollständig scheinbaren Nacheinandens der Dinge zu leiten vorgibt, vor uns aufstellt, statt es hinter uns zu plazieren. Mit der Anziehungskraft der Zukunft ersetzt er die Antriebskraft der Vergangenheit. Doch bleibt darum das Nacheinander nichtsdestoweniger purer Schein, ebenso übrigens wie der Lauf selbst“ (Bergson, 2013, 53f).

<sup>11</sup> „Kurz, die strikte Anwendung des Finalitätsprinzips, genauso wie die des Prinzips mechanischer Kausalität, führt zu dem Schluß, daß ‚alles gegeben ist‘. Beide Prinzipien sagen in ihren zwei Sprachen dasselbe, weil sie demselben Bedürfnis entsprechen“ (Bergson, 2013, 60).

<sup>12</sup> „Mechanismus und Finalismus sind also nur äußerliche Anblicke, die man von unserem Verhalten einfängt. Sie heben seine Intellektualität heraus. Unser Verhalten selbst aber schlüpft zwischen den beiden hindurch und erstreckt sich noch sehr viel weiter“ (Bergson, 2013, 62).

– von Bedeutung ist an dieser Stelle wie zuvor in Bezug auf das Neue vornehmlich die kritische Funktion, welche einer Öffnung gegenüber der phänomenalen Fülle gleichkommt. Hier ist der Einsatz von Schelers Kritik am Pragmatismus aus seiner Schrift *Erkenntnis und Arbeit* (1926) gefunden. Wie Bergson zuvor hält auch er dem finalistischen Denken entgegen: „Der vorwiegend mechanische Eindruck der anorganischen Kausalität ist genauso anthropomorph wie der vorwiegend teleologische Eindruck der Vitalgeschehnisse. Die Natur in ihrem Selbstsein weiß wahrscheinlich nichts von dem einem und nichts von dem anderen. Sie kennt weder rein mechanisch wirksame Ursachen noch Zwecke“ (Scheler, 1926, 348).

Die wichtigste Konsequenz des finalistischen Denkens lässt sich nun mit Scheler als die Preisgabe des Wissensbegriffes beschreiben. Ist das Handeln des Organismus zu jedem Zeitpunkt durch die implizite ökonomische Adaptation an eine organismische Homöostase reguliert, wird jeder Bewusstseinsakt unter Nutzenkategorien subsumiert. Wissen ist folglich niemals Erkenntnis mit einem eigenständigen Wert, sondern immer nur eine jeweils nützlichere oder weniger nützliche Funktion der Daseinsbewältigung. Dies wird an einem Beispiel deutlich:

„Setzen wir den Fall, es betrage sich ein psychophysischer Organismus gegen alle Reize seiner Umwelt stets und immer optimal zielmäßig und zweckmäßig, also so, wie es ja annähernd schon die Pflanzen und niederen Tiere sicher ohne ‚Wissen‘ von den Gegenständen tun, von denen die Reize herkommen. Es ist nicht einzusehen, warum und wozu sich zwischen Reiz und Reaktion über deren zweckmäßige je typische Verbindung hinaus noch etwas in die Mitte schieben müßte wie ein ‚Wissen vom Gegenstande‘. Und setzen wir umgekehrt ein alles wissendes Wesen: Es ist nicht einzusehen, wieso bloßes und reines Wissen von den Dingen. diesem Wesen irgend etwas nütze sein soll zu jenem Bewegen und Handeln, durch das sich ein Wesen seiner Umwelt anzupassen vermag, respektive seine Umwelt seinen Wünschen und Bedürfnissen anzupassen vermag“ (Scheler, 1926, 281).

Mit dem Blick auf die Psychologie des Problems ist unmittelbar ersichtlich, wie weitreichend die Konsequenzen dieser Geisteshaltung sind. Eine pragmatische Psychologie wäre nicht dazu imstande, die Eigenständigkeit des jeweiligen Problems zu würdigen, denn es müsste jeweils auf die ‚Problematisierung‘ (im Sinne des Empiriekritizismus) einer Umwelt-Adaptation zurückgeführt werden. Tatsächlich schafft das Akterleben jedoch eine Domäne der Bedeutung, in der Probleme eine autonome Wirklichkeit etablieren. Solange finalistisch stets nach der Nützlichkeit der Problemlösung für die Herstellung eines Äquilibrium gesucht wird, muss der Psychologie diese Facette des Lebens verborgen bleiben.

Gleichermaßen erhellt, weswegen die zuvor gestellte Frage nach dem Neuen eine große Bedeutung für die Psychologie birgt. Wird das Neue auf Alteration reduziert, können neue Probleme stets nur die Belastung des Organismus bedeuten, sodass sie gelöst werden müssen – eine andere Bedeutung des Problems ist nicht denkbar. Dass neue Probleme allerdings Gelegenheit für die Erweiterung der bedeutungsvollen Welt eröffnen, wird erst sichtbar, wenn die qualitative Bereicherung durch Probleme sichtbar ist. So sagt Deleuze: „On ne peut parler des événements que dans les problèmes dont ils déterminent les conditions. On ne peut parler des événements que comme des singularités qui se déploient dans un champ problématique, et au voisinage desquelles s'organisent les solutions“<sup>13</sup> (Deleuze, 1969, 72). Der Sinn der einzelnen Handlungen ist dem jeweiligen Problem nicht durch absolute Nützlichkeit vorgelagert, sondern ergibt sich erst in der erlebten Dynamik, in der sich die Bedeutung der Handlungen spontan angesichts neuer Qualitäten ergibt.

Solange sich die phänomenologische Psychologie auf James bezieht, droht ihr dieser subtile Unterschied zu entgehen. Sich nicht eindeutig gegen den neutralen Monismus abzugrenzen, um eine ‚mundane Phänomenologie‘ möglichst kompatibel mit der Experimentalpsychologie zu denken, verkennt die Gefahr eines Absolutismus des Status Quo. Phänomenologische Psychologie würde so in die deskriptive Psychologie zurückfallen, welche die radikale Originalität des Bewusstseins aus den Augen verliert. Die Konsequenz ist beispielsweise – und im Kontext dieser Arbeit maßgeblicher Weise – ein auf die Lösung konzentrierter Problem-begriff. Das wird besonders klar, wenn die Präsuppositionen des Finalismus infrage gestellt werden.

Dieser Zusammenhang kann an beliebigen Beispielen verdeutlicht werden: Fällt ein Problem, etwa die Erkrankung einer Person, in ein Schema materieller Nützlichkeit, bedeutet die Problemfindung allenfalls eine Auslotung der für die prädestinierte Lösung relevanten Faktoren. Tatsächlich erzeugt sich die Krankheit jedoch ihr eigenes Problemfeld, in dem einzelne Handlung mehr bedeuten können als Rehabilitation oder Therapie. Die Krankheit kann ihren Träger vor die existenzielle Konfrontation mit Sterblichkeit oder eine Nostalgie der Gesundheit stellen, deren Bedeutung sich nicht auf Kontrasteffekte zu einem homöostatischen Normalzustand beschränkt. Vielmehr ist es, wie etwa Friedell (1931/2009) hervorgehoben hat, gerade die Krankheit, die eine eigenwillige Produktivität und Inspiration ihrer

---

<sup>13</sup> „Von den Ereignissen läßt sich nur in den Problemen sprechen, deren Bedingungen sie festlegen. Von den Ereignissen läßt sich nur als von Singularitäten sprechen, die sich in einem problematischen Feld entfalten und in deren Nachbarschaft die Lösungen zustande kommen“ (Deleuze, 1993, 81)

Träger anregen kann. Damit soll nicht impliziert sein, dass krank zu sein die Voraussetzung für außergewöhnliche Leistungen sei, doch der Blick sei darauf gerichtet, dass die Dynamik des Problematischen als Feld des Neuen, dessen Ziele nicht automatisch aus einer absoluten Normativität resultieren, Gegenstand der Psychologie werden muss.

Wie der phänomenalen Fülle in der psychologischen Forschung gerecht werden kann, ist letztlich eine Frage der individuellen Untersuchung, nicht der methodologischen Propädeutik. Der Wert dieser Propädeutik besteht darin, einer konzeptuellen Beschränkung vorzubeugen. Auch die Methodenfrage ist also, wie es Herzog richtig gesehen hat, eine Angelegenheit des einzelnen Untersuchungsgegenstandes. Im vorliegenden Fall bedeutet dies, dass die Neuartigkeit der individuellen Problemformen erst untersucht werden kann, wenn ausreichend berücksichtigt wird, dass sie keiner statischen Struktur wie der organismischen Homöostase oder einer Teleologie untersteht. In diesem Sinne ist phänomenologische Psychologie eine wissenschaftstheoretische Befreiung von Präsuppositionen und eine Rehabilitation der Fülle des je individuellen Phänomens.

Als erster programmatischer Punkt der Verjüngung ergibt sich demnach, dass sich die phänomenologische Psychologie von der Assoziation mit verwandten Denkansätzen lösen muss. Insbesondere gegen den Pragmatismus und neutralen Monismus Stellung zu beziehen, bedeutet den Gewinn eines eigenständigen Profils, denn das Gros der bereits bestehenden Alternativen in der Psychologie ist auf die Prinzipien dieser Denkweisen zurückzuführen. Ohne diese Abgrenzung droht die Verwässerung des Ansatzes, insofern als eine – so ließe sich sagen – bloße Hypertrophie des historischen Kontextes, also der Versuch, phänomenologische Psychologie lediglich durch den Bezug auf die klassischen Vordenker in eine selbstständige Position zu bringen, in der zeitgenössischen Psychologie keine Rechtfertigung für die Berücksichtigung im Diskurs darstellt. Nur wenn sich die phänomenologische Psychologie als wertvoller, weil bisher unerreichter Beitrag zur Psychologie erweist, wird sie sich Gehör verschaffen können. Dieser Wert besteht unterdessen in der Bezugnahme auf die lebendige Erfahrung. Letztlich ergibt sich also das Desideratum, die phänomenologische Psychologie als Träger einer revolutionären Besinnung auf die Fülle psychischer Phänomene zu artikulieren – im Sinne einer eigenständigen konzeptuellen Position.

### **2.1.2.2 Antwort auf den kritischen Rationalismus**

Eine eigenständige phänomenologisch-psychologische Wissenschaftstheorie zu entwickeln, verlangt nicht, den Dialog mit etablierten Konzepten zu vermeiden. Allein, dass der Dialog zwischen Phänomenologie und kritischem Rationalismus als der in der zeitgenössischen

Psychologie und ggf. in der gesamten empirischen Wissenschaft dominanten Wissenschaftstheorie (bzw. als konsensfähige Grundlage nomologischer Erklärungen) nie systematisch zustande gekommen ist, ist das Resultat eines bereits früh verschuldeten Fehlers. In seiner Dissertation von 1928 *Zur Methodenfrage der Denkpsychologie* rubrizierte Popper in der Listung der verfügbaren alternativen Begriffe vom Denken die phänomenologische Psychologie unter einen Intuitionismus: „Von neueren, von der ‚Phänomenologie‘ herkommenden Psychologen, z. B. Aloys Müller, der das Denken für eine Art von intuitivem Erfassen der objektiven Gedanken hält“ (Popper, 1928/2006, 249). Zwar ist es durchaus gerechtfertigt, Müller als Intuitionisten zu bezeichnen. Falsch hingegen ist, ihn als beispielhaften Repräsentanten der phänomenologischen Psychologie zu bezeichnen, da seine Arbeiten zwar den Titel der Phänomenologie aufgriffen, doch methodisch wesentlich von der phänomenologischen Bewegung abwichen, etwa im Versuch der Naturalisierung.

Dieses Urteil über die Phänomenologie wurde im frühen 20. Jahrhundert durch die kritizistischen Neukantianer wie Rickert popularisiert. Wie bereits in der obigen Abgrenzung von Bergson und Scheler dargestellt, bemühte sich die Phänomenologie diesen Intuitionismus-Vorwurf zurückzuweisen. Nichtsdestoweniger ist, beispielsweise im Falle Schelers, auch noch in der Rezeptionsgeschichte seines Werkes die Wiederholung dieses Vorwurfes nicht verhindert worden, etwa bei Altmann: „Somit gelangt Scheler zu einer Bestimmung des Wesens der Wahrheit, die ganz auf der Idee des absolutistischen Intuitionismus aufgebaut ist“ (Altmann, 1931, 16).

Eine phänomenologische Erwiderung auf diesen allgemeinen Intuitionismus-Vorwurf findet sich bei Fink. Er fasst den Vorwurf folgendermaßen zusammen: „die Phänomenologie ist dogmatisch. D.h. sie bleibt bei der ‚Selbstgegebenheit‘ der Gegenstände der Erfahrung stehen, verharret und beruhigt sich in der ‚Evidenz‘ – ohne die Rechtsfrage an die einfach und schlicht hingegenommene Selbstgegebenheit zu stellen, ohne die Möglichkeit der Erfahrung und damit die Objektivität zu einem ausdrücklichen Problem zu machen“ (Fink, 1933/1966, 324). Mit Klarheit erwidert Fink allerdings, dass der Intuitionismus-Vorwurf auf einem Missverständnis der Phänomenologie ruht, das aus dem kritizistischen Systemdenken resultiert. Er stellt klar, dass der phänomenologische Begriff der Anschauung nicht ein Erkenntnisvermögen, sondern den „Primat der Anschaulichkeit jeder Erkenntnis“ (ebd., 328) meint: „Erkenntnis (im prägnanten Sinne aktueller Evidenz) ist überall, ist für alle Evidenzarten Selbstgebung der in ihr evidenten Sachen (Sachverhalte, Werte und Wertverhalte usw.) bzw.

deren Erfassung und Habe als ‚sie selbst‘. Davon ist schlichte Selbstgebung, das sich in einem Schlage selbst Darstellen, ein besonderer Fall, der für die sinnliche Wahrnehmung charakteristische. Ihm steht gegenüber die kategoriale und die Wesenserkenntnis, deren Selbstgebung wesensmäßig nur in einem Aufbau durch eventuell höchst mannigfaltige Fundierungen möglich ist“ (ebd.). Die Zurückweisung des Intuitionismus-Vorwurfes kann demnach lediglich erfolgen, wenn das Systemdenken des Kritizismus in Richtung auf die Phänomenologie geöffnet wird.

Während Fink in der – gewissermaßen defensiven – Auseinandersetzung mit der Kritik den phänomenologischen Evidenz-Begriff erläutert, gelingt Scheler aus dem phänomenologischen Denken heraus eine Darstellung von Evidenz und Gegebenheit, um sie gegen das kantianische Denken vorzutragen, welches dem Kritizismus zugrunde liegt:

„Der Fehler ist, daß man anstatt schlicht zu fragen, was in der meinenden Intention selbst gegeben ist, sofort außerintentionale, objektive, ja kausale Gesichtspunkte und Theorien (und seien es auch nur natürliche Alltagstheorien) in die Frage hineinmischt. In der schlichten Frage, was gegeben sei (in einem Akte), hat man aber allein auf dies Was hinzusehen; alle nur denkbaren objektiven außerintentionalen Bedingungen des Stattfindens des Aktes, z. B. daß ein ‚Ich‘ oder ‚Subjekt‘ ihn vollziehe, daß dieses ‚Sinnesfunktionen‘, ‚Sinnesorgane‘, daß es einen Leib habe usw., gehören in die Frage, was in dem Haben eines Tones oder einer Farbe Rot ‚gegeben‘ sei und wie die Art jener Gegebenheit aussehe, so wenig herein als die Feststellung, daß der Mensch, der die Farbe sieht, eine Lunge hat und zwei Beine. Nur in die Richtung der aus der Person, dem Ich und dem Weltzusammenhang herausgelösten Aktintention blicken wir und sehen, was da und wie es erscheint; ganz unbeirrt von der Frage, wie es erscheinen kann, wie es uns nach irgendwelchen realen Voraussetzungen bestehender Dinge, Reize, Menschen usw. zugeht“ (Scheler, 1921/2007, 50f).

Aus diesen Anmerkungen erhellt, dass aus Schelers phänomenologischem Denken keine Realsetzung von Erkenntnis erfolgt, sondern die Analyse der Akte auf ideale Wesenheit zu beziehen ist. Altmann hält dennoch an dem kritizistischen Systemdenken als Grundlage seines Vorwurfes gegenüber Schelers Wertphilosophie fest, wobei ihm das phänomenologische Denken nicht nur fremd bleibt, sondern es sogar dort zurückgewiesen wird, wo die Divergenz durchscheinen könnte (und philosophiehistorisch müsste): „Auch bei Scheler finden sich Ansätze zu einer rein immanenten Fassung der Wesenheit. So, wenn gesagt wird: unter dem Phänomen sei das im lebendigen Akt unmittelbar Gegebene gemeint, das, was in Selbstgegebenheit vor mir stehe, so sei, wie es gemeint sei. Ferner heißt es einmal ausdrücklich, phänomenologische Erfahrung sei ‚rein immanente Erfahrung‘. Im Wesen werde nichts

transzendiert, decke sich Gegebenes und Gemeintes. Aber diese Sätze können nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es bei Scheler in Wirklichkeit mit einem absolutistischen Ontologismus der Wesenheiten zu tun haben“ (Altmann, 1931, 42).

Bei Cusinato findet sich eine Lesart Schelers, die eine direkte Erwiderung zum Systemdenken des Kritizismus darstellt: „Ein Scheler, der zugibt, daß nicht nur die Sterne, sondern auch die Werte und die Ideen werden und vergehen. Ein Scheler der bemerkt: es gibt im Weltprozeß keine ewigen Formen des Seins, keine absoluten Ideenkonstanten, keine absoluten Prinzipien“ (Cusinato, 1997, 62); weiter: „Absolute Werte sind jene, die für ein reines Fühlen gegeben sind, d.h. unabhängig von der Sinnlichkeit und vom Leben. Der Begriff ‚absoluter‘ Wert hat nichts mit einem angenommenen universalen und kontemplativen Charakter des Wertes zu tun, sondern bezieht sich auf den Grad der Reinheit, mit dem der Wert das Phänomen zur Gegebenheit bringt“ (ebd., 69). Der wichtigste Gesichtspunkt wird unterdessen von Scheler selbst in seiner Auseinandersetzung mit der Lebensphilosophie hervorgehoben:

„Hier liegt vielleicht der entscheidendste Drehpunkt, den die ‚Philosophie des Lebens‘ gegen alle ‚kritische Philosophie‘, allen ‚Kritizismus‘ vollzieht. Und eben in der Stellung zu dieser Frage weiß sich auch die deutsche ‚Phänomenologie‘ mit Bergson einig. Wie sie die Gegebenheit des Seins selbst der Wahrheit des Urteils mit vollem Bewußtsein voranstellt, so auch die Evidenz im Haben des Seins, im erlebten Daseinskontakt mit der Sache, allen Fragen nach sog. ‚Kriterien‘ oder ‚Geltungen‘“ (Scheler, 1913, 220f).

In kantianischer Tradition verkennt der kritizistische Ansatz, den auch der kritische Rationalismus wählt, den Primat des Phänomens, weil er sich auf die Frage der Geltung konzentriert. Als analog lässt sich Poppers Schwierigkeit verstehen, die Phänomenologie zu würdigen. Auch in der „Logik der Forschung“ (1934) findet sich der einzige indirekte Literaturverweis auf Husserl im Kontext des Intuitionismus, nämlich bei der Besprechung der „unmittelbaren Erkenntnis“ (Popper, 1934, 52). Der Versuch, den Vorwurf zu überwinden, kann folglich den eigentlichen Dialog zwischen beiden Denkweisen allererst ermöglichen.

Weswegen, so mag unterdessen von der anderen, phänomenologischen Seite in dieser Kontaktaufnahme gefragt werden, sollte sich die Phänomenologie auf diese Auseinandersetzung mit dem kritischen Rationalismus überhaupt erst einlassen? Insofern als sich die philosophische Phänomenologie als Idealwissenschaft versteht, ist sie für empirische Deduktionen in

der Tatsachenwissenschaft einerseits nicht ausreichend vorbereitet, aber andererseits zugleich nicht mit ihnen im Widerspruch. Der Dialog mit dem kritischen Rationalismus führt nicht zu einer kritiklosen Affirmation des Falsifikationismus, sondern zur Integration geltungstheoretischer Gedanken in der Grundlegung einer empirischen phänomenologischen Psychologie.

Die konzeptuelle Grundlage des kritischen Rationalismus spiegelt sich in folgender Aussage Reichenbachs wider: „the distinction between the context of discovery and the context of justification. We emphasized that epistemology cannot be concerned with the first but only with the latter“ (Reichenbach, 1938, 381f). Den Entdeckungszusammenhang zugunsten des Begründungszusammenhangs zu vernachlässigen, bildet den Schwerpunkt des kritisch-rationalistischen Ansatzes, doch letzten Endes führte ihn sein Weg zurück zur Frage nach der Entdeckung. In Poppers Spätwerk nimmt sie die Form der Auseinandersetzung mit der Idee der ‚Welt 3‘ an: „ We can discover new problems in world 3 which were there before they were discovered and before they ever became conscious; that is, before anything corresponding to them appeared in world 2“ (Popper, 1972, 74). Bei der Beschäftigung mit der Entdeckung spielt für Popper auch der Begriff des Problems eine wichtige Rolle, weswegen diese wissenschaftstheoretische Verwendung von der allgemeineren rein begrifflichen oder phänomenalen, die sich die Phänomenologie des Problems zu untersuchen anschickt, geschieden wird.

Die falsifikationistische Methodologie des kritischen Rationalismus, der systematisch betrachtet, wie Petersen (1984, 242) darstellt, ein deduktiver Empirismus ist, gründet auf die Geltung logischer Gesetze, sodass sich als ihr Komplement eine Ontologie ergeben muss, die nach dem Status ebenjener logischen Gesetze fragt. Popper schlägt deswegen, im Anschluss an Frege, die Drei-Welten-Lehre vor: „ We can call the physical world ‚world 1‘, the world of our conscious experiences ‚world 2‘, and the world of the logical contents of books, libraries, computer memories, and suchlike ‚world 3‘“ (1972, 74). Es handelt sich um einen pluralistischen Realismus, der drei Teile der (Gesamt-)Welt und jeweils korrespondierende Gegenstandsklassen postuliert. Als ausgezeichneten Träger der dritten Welt betrachtet Popper die Sprache, was den Vergleich mit der phänomenologischen Sprachanalyse, etwa in der ersten logischen Untersuchung Husserls zu „Ausdruck und Bedeutung“ nahelegt. Ob nun der methodologische Teil des kritischen Rationalismus von seinem ontologischen abhängt, ist eine strittige Frage (Carr, 1977; Bernhard, 1987; Kaiser, 1988): Wenn die Abhängigkeit besteht, fällt mit den Schwächen der Drei-Welten-Lehre auch die Methodologie. Besteht

hingegen eine bloß lose Kopplung, lässt sich erwägen, ob auch eine andere ontologische Reflexion, etwa eine phänomenologische, mit der kritisch rationalen Geltungstheorie kompatibel ist. Doch auch im ersten Fall ließe sich fragen, in welcher Hinsicht sich die Methodologie anpassen würde, sofern Poppers Welten-Realismus infrage gestellt wird.

Zunächst aber lässt sich feststellen, dass selbst der Realitäts-Begriff Poppers eine limitierte Ähnlichkeit zum Realismus vorweist, der in einigen Teilen der phänomenologischen Bewegung vorgetragen wurde, etwa bei Scheler: „Die Richtung des voluntativen Realismus ist vor allem — ich sehe hier ab von ihren historischen Vorformen bei Maine de Biran, Bouterweck und Schopenhauer — in neuester Zeit in einer Akademieabhandlung von Dilthey, Frischeisen-Köhler, Scheler und E. Jaensch vertreten worden. Nach dieser Auffassung führt erst das unmittelbare Widerstandserlebnis irgendwelcher Gegenstände als wirklicher und möglicher ‚Widerstände‘ zur Setzung einer Realität überhaupt“ (Scheler, 1922, 188). Im Vergleich hierzu Popper: „Ein Kind lernt, was wirklich ist, durch die Wirkung, durch den Widerstand. Die Wand, das Gitter ist wirklich. Was man in die Hand oder den Mund nehmen kann, ist wirklich. Wirklich sind vor allem feste Gegenstände, die uns entgegenstehen, entgegenwirken. Die materiellen Dinge: das ist der zentrale Grundbegriff der Wirklichkeit, und von diesem Zentrum aus erweitert sich der Begriff. Wirklich ist alles, was auf diese Gegenstände, die materiellen Dinge, einwirken kann“ (Popper, 1984, 19). Trotz der offenkundigen Ähnlichkeit besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen beiden Ansätzen darin, dass Popper Widerstand objektivistisch (im Beispiel des Kindes sogar materialistisch) auffasst. Hieraus ergeben sich weitreichende Konsequenzen, z. B. die Kompatibilität des kritischen Rationalismus mit dem Pragmatismus (vgl. Carr, 1977, 222).

Analog zu Poppers Opposition gegenüber dem Intuitionismus ist auch sein Bekenntnis zum Objektivismus antagonistisch zum sog. Subjektivismus konzipiert. Indes, so wie sich jene Opposition durch den Blick auf den dritten Weg der Phänomenologie abwenden ließ, kann auch diese hinterfragt werden. Die Phänomenologie überwindet die einseitige Beschränkung auf physische oder psychische Phänomene, gewissermaßen also Welt 1 und 2, durch den Fortschritt gegenüber Brentanos deskriptiver Psychologie. Hierzu gehört sowohl die Feststellung, dass „unter dem bei Brentano äquivok fungierenden Titel ‚physische Phänomene‘ sich ein guter Teil von wahrhaft psychischen Phänomenen findet“ (Hua XIX, 378), als auch der mit dieser Kritik korrespondierende Umstand, dass „der Vorzug der Evidenz der inneren Wahrnehmung vor der äußeren (wie sie Descartes und Brentano lehren) bestritten wird“

(Scheler, 1915, 71). Mit Herzog lässt sich folglich festhalten: „Phänomenologische Psychologie ist nicht eine ‚objektive‘ (= ‚objektivistische‘), aber auch nicht eine ‚subjektivistische‘ Wissenschaft. Die Bedeutungshaftigkeit von Erleben und Verhalten in bestimmten Situationen liegt vor der Subjekt-Objekt-Spaltung“ (Herzog, 1992, 29).

Für den kritischen Rationalismus ergibt sich daraus die Möglichkeit, den Entdeckungszusammenhang in ebendieser Bedeutungshaftigkeit zu finden und dadurch Poppers Prophezeiung umzusetzen: „I suggest that one day we will have to revolutionize psychology by looking at the human mind as an organ for interacting with the objects of the third world; for understanding them, contributing to them, participating in them; and for bringing them to bear on the first world“ (Popper, 1972, 156). Die Drei-Welten-Lehre ist aufgrund ihrer objektivistischen Verpflichtungen auf eine „Erkenntnistheorie ohne ein erkennendes Subjekt“ (1972) kompromittiert und vermag deswegen diesen Pfad nicht zu sehen. Nur so ist es nachzuvollziehen, wie Popper zu jener Haltung entsprechenden Aussagen kommt:

„One of the main reasons for the mistaken subjective approach to knowledge is the feeling that a book is nothing without a reader: only if it is understood does it really become a book; otherwise it is just paper with black spots on it. This view is mistaken in many ways. A wasps' nest is a wasps' nest even after it has been deserted; even though it is never again used by wasps as a nest. A bird's nest is a bird's nest even if it was never lived in. Similarly a book remains a book—a certain type of product – even if it is never read (as may easily happen nowadays)“ (ebd., 115).

Auch die Phänomenologie konzediert, dass die Erfahrung in der eidetischen Reduktion unabhängig von den tatsächlichen psychischen Erlebnissen gedacht werden muss, doch die Subjektivität selbst bleibt dabei Bestandteil der Erfahrung – etwas ist immer nur etwas für ein Bewusstsein, die intentionale Struktur ist das Wesen von Erfahrung als einem Subjekt zugehöriger. Zugleich ist Popper methodisch von diesem Schritt allerdings nicht allzu weit entfernt, insofern als er sich in seinem ‚dynamischen‘ oder ‚hoffnungsvollen‘ Skeptizismus mit Sextus Empiricus auf „forceful critical inquiry“ (ebd., 99) besinnt, also gewissermaßen auf (phänomenologische) epoché. Nichtsdestoweniger ist diese kritische Besinnung in seinen Gedanken nur vage und unsystematisch angelegt, weswegen die Unternehmung, die Überlegungen des kritischen Rationalismus durch adäquate Reflexionen zu erweitern und,

wenn nötig, zu revidieren, ein wichtiges Anliegen der phänomenologischen Kritik bleiben muss.

Der Ort dieser Reflexionen ist unterdessen, wie De Almeida darstellt, nicht die rein deskriptive resp. statische, sondern die genetische Phänomenologie: „Indem die genetische Phänomenologie [...] die Intentionalität als einen aktiv erzeugenden Prozeß versteht, will sie Sinn und Inhalt selbst als die Leistung eines konkreten Subjektes ansehen“ (De Almeida, 1972, 6f). Während also deskriptiv die logischen Ideen – gewissermaßen analog zum kritischen Rationalismus – als Medium der Deskription selbst zu verstehen sind, Phänomenologie also als ‚Logische Untersuchungen‘, ist der genetische Ansatz, sich auf die Konstitution der Erfahrung, die die Geltung jener logischen Gesetze anerkennt, selbst zu besinnen.

Husserl, so De Almeidas Zusammenfassung, stellt dabei den Akt der Idealisierung in den Mittelpunkt: „Bei einer transzendentalen Begründung der Logik geht es natürlich nicht nur um die Herausstellung des idealen Charakters dieses Cogitatum, sondern hauptsächlich um die Explizierung des Vorausgesetzten dieser Ideen, nämlich die Methode der Idealisierung, d.h. der subjektiven Konstitution dieser Idee“ (ebd., 149). Bei diesen Worten mag oberflächlich zunächst die Popperianische Kritik am Subjektivismus greifen, doch tatsächlich gereicht dieser neuralgische Punkt dieser Kritik selbst zur Einsicht in die Beschränkung der Perspektive, denn „[d]as ideale Denkgebilde, das in ursprünglicher Evidenz nur in einem aktuellen Denkvollzug gegeben sein kann, hat [...] nicht selbst ‚das flüchtige Dasein des im thematischen Feld als aktuelle Bildung Auftretenden und Vergehenden. Es hat auch den Seinssinn bleibender Fortgeltung, ja sogar den objektiver Gültigkeit in besonderem Sinn, über die aktuell erkennende Subjektivität und ihre Akte hinausreichend“ (ebd., 130).

Die genetische Phänomenologie bleibt also im Gegensatz zur ‚Drei-Welten-Lehre‘ nicht bei der logischen Geltung wie dem ‚Wespennest‘ als etwas der Erfahrung Transzendente stehen, sondern analysiert, wie es dank Idealisierung möglich sein kann, dass sich in der wandelbaren Erfahrung beständige Gegenstände einstellen können. Die Gegenstandswahrnehmung im engeren Sinne ist für diese Analyse das wichtigste Beispiel: „Soll eine Aktivität als ein Subjekt-Objekt-Bezug definiert werden, so darf man sagen, daß erst die kategoriale Bezugnahme eine Aktivität ist, weil erst durch sie ein Bezug auf ein Objekt möglich ist“ (ebd., 139).

De Almeida hebt innerhalb dieser Analyse zwei ‚idealisierte Voraussetzungen‘ der Logik heraus, die ‚ideale Identität‘ und die ‚Wahrheit an sich‘. Während jene die Grundlagen der

Gegenstandserkenntnis artikuliert, ist diese der Horizontintentionalität gewidmet. Das Medium ihre Aneignung ist dabei die ‚Habitualität‘. In letzter Instanz führt ihn seine Husserl-Deutung zur ‚Welt als ‚Idee‘ und als ‚Erfahrungsboden‘‘ (ebd., 180). Ohne auf diese Analysen im Detail einzugehen, erhellt, dass diese Denkweise der Vorteil gegenüber Poppers ontologischen Ansätzen auszeichnet, keine Sezession zwischen Geltungs- und Seinszusammenhang lancieren zu müssen. Weil sich die Phänomenologie innerhalb der unmittelbaren Erfahrung und ihrem Sinn bewegt, bewahrt sie sich vor der Willkür, von einer dritten Welt weitgehend austauschbarer Gesetzmäßigkeiten auszugehen.

Auf Grundlage dieser explorativen Betrachtungen über das Verhältnis von Phänomenologie und kritischem Rationalismus ergibt sich der zweite Programmpunkt: Die Kriterien der Validierung und Korrektur von Theorien in der Psychologie haben sich in den letzten Jahrzehnten zugunsten eines (Lippen-)Bekenntnisse zum kritischen Rationalismus entwickelt. Die etablierte Forschungstradition neigt dazu, davon auszugehen, dass der theoretische Fortschritt in den Bahnen der klassischen Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität verlaufen muss. Die Beschränkungen dieser Sichtweise treten allerdings nur dann in Erscheinung, wenn eine Meta-(Wissenschafts-)Theorie zugrunde gelegt wird, die nicht, wie Popper ‚Drei-Welten-Lehre‘, lediglich auf die Rechtfertigung eines Geltungssystems hinausläuft. Dieser Anspruch wird von der genetischen Phänomenologie erfüllt, weil sie die Konstitution der logischen Erfahrungsformen selbst zu bestimmen sucht. Auf ihrer Grundlage zeichnet sich das Desiderat einer phänomenologisch-psychologischen Geltungstheorie ab.

### **2.1.2.3 Von Linschotens zurück zu Schelers Idolen**

Linschotens *Idolen van de psycholoog* stellt die phänomenologische Psychologie vor eine bedeutsame Herausforderung. Das Narrativ phänomenologisch Belesener ist gemeinhin, dass denjenigen, die sich auf einen naturwissenschaftlichen Ansatz in der Psychologie beschränken, die Kenntnis fehle, dass der Mensch, das Leben oder die Psyche zu ihrer Untersuchung eines weiteren methodischen Repertoires bedürften. Linschoten kann dieser Mangel an Kenntnis kaum vorgeworfen werden, zumal er in dem ersten Jahrzehnt seines Schaffens durchaus als Vertreter eines phänomenologischen Ansatzes in der Psychologie zu betrachten war. Dass die *Idolen van de psycholoog* jedoch als eine Brandschrift gegen verschiedene Denkweisen, die sich ohne Weiteres als phänomenologisch – zumal hermeneutisch-phänomenologische – beschreiben lassen, bis hin zu einem Plädoyer für eine formale und reduktive Psychologie gelesen werden müssen, ist folglich eine das Selbstverständnis der phänomenologischen Psychologie infrage stellende Begebenheit. Allein, das pauschale Urteil darf hier

nicht ausschlaggebend sein. Der Blick in den Text hilft zu begreifen, wogegen sich Linschoten an erster Stelle richtet, wie seine Argumentation verläuft und welche Einschränkungen sie hat.

Linschotens Arbeit stellt sich zunächst und hauptsächlich als eine Kritik des *sensus communis* dar: „In de *sensus communis* liggen de principen besloten die voor alledaags handelen en denken beslissend zijn, de antropologische axiomata, de oordelen ‚qui contiennent les motifs de tous les autres‘“<sup>14</sup> (Linschoten, 1964, 63). Er fasst ihn als die alltägliche Grundlage der ‚Idole‘ auf, welche ihrerseits auf den psychologischen Forschungsbetrieb wirken, weil es sich bei der Psychologie um eine durch Selbstreferenzialität (zelfbetrokkenheid) ausgezeichnete Wissenschaft handele, also eine Wissenschaft, deren Arbeit zunächst aus dem *sensus communis* auf diesen selbst reflektiere. Wegen dieser Sonderstellung der psychologischen Wissenschaft sei es erforderlich, in Tradition des *Novum Organum* Bacons sich jener Idole bewusst zu werden, um methodischen Fortschritt zu ermöglichen. Dieser Fortschritt einer Abwendung vom *sensus communis* bestehe allerdings gerade nicht in den phänomenologisch-hermeneutischen Ansätzen, sondern in Formalisierung, Funktionalisierung und Quantifizierung („Formalizering, funktionalizering, kwantificering“, ebd., 24). Zur Skepsis des epistemologisch Geschulten tritt zu diesem anscheinenden Szientismus das Bekenntnis zu einem naiven Strukturalismus hinzu:

„Wat ook iemand's wijsgerige stellingname mag zijn, we kunnen het met hem er over eens worden dat in de wetenschap verschijnselen in functie van andere verschijnselen worden beschreven; zeker, wanneer we de term ‚verschijnsel‘ in de ruimst mogelijke zin nemen. Wetenschap betreft altijd kennis omtrent de samenhang van verschijnselen. Onder ‚verschijnsel‘ verstaan we in dat verband nooit het gegevene in zijn volle konkrete inhoudelijke bepaaldheid, maar een ding of een gebeurtenis, genomen bij die eigenschappen, waardoor wij het in relatie tot een ander ding of een andere gebeurtenis kunnen beschouwen. Dat is precies wat hier met formele eigenschappen is bedoeld“<sup>15</sup> (ebd., 25).

---

<sup>14</sup> „Im *Sensus communis* liegen die Prinzipien beschlossen, die für das alltägliche Handeln und Denken des Menschen entscheidend sind, die anthropologischen Axiome, die Urteile ‚welche die Motive aller anderen enthalten‘“ (Übersetzung ANW).

<sup>15</sup> „Was auch immer jemandes philosophische Position sein mag, wir können hier darin übereinkommen, dass in der Wissenschaft Phänomene in der Funktion anderer Phänomene beschrieben werden; sicherlich, wenn wir den Begriff ‚Phänomen‘ im weitesten Sinne nehmen. Wissenschaft bezieht sich immer auf das Wissen von dem Zusammenhang der Phänomene. Mit ‚Phänomen‘ meinen wir niemals das Gegebene in seiner vollen konkreten inhaltlichen Bestimmung, sondern ein Ding oder ein Ereignis, das durch jene Qualitäten bestimmt wird, durch die wir es in Beziehung zu einem anderen Ding oder Ereignis betrachten können. Genau das ist hier mit formalen Qualitäten gemeint“ (Übersetzung ANW).

Diese Bestimmung des Phänomenbegriffs offenbart die szientistische Grundhaltung Linschotens, der – und hier offenbart sich die Affinität zur nicht-egologischen Denkweise bei James – auf eine phänomenologische Reflexion des Erfahrungsbegriffes zugunsten eines Phänomenalismus verzichtet: „Het wetenschappelijk ‚verschijnsel‘ is een reductum“<sup>16</sup> (ebd., 28). Hier zeigt sich, dass der phänomenologischen Psychologie dieser Façon eine Tendenz zur Vereinfachung der epistemologischen Grundlagenprobleme innewohnt, die auf dem pragmatisch geprägten Weg Linschotens sogar in einen Observationalismus umzuschlagen droht. Die Rechtfertigung für diese wissenschaftstheoretische Verkürzung ergibt sich allerdings ausschließlich aus der Sorge um die Unschärfe einer alltagssprachlichen Psychologie, die den *sensus communis* nicht reflektiert und deswegen nur durch Formalisierung, Funktionalisierung und Quantifizierung zur objektiven Wissenschaft in Tradition der Psychophysik Fechners werden könne: „Ook de psychologie wil een kwantificerende en experimentele wetenschap zijn“<sup>17</sup> (ebd., 27).

Es ließe sich vermuten, dass Linschoten der Phänomenologie zumindest eine Rolle bei der Aufklärung der Fehler, die er auf die unreflektierte Übertragung des *sensus communis* auf die Wissenschaft zurückzuführen versucht, zukommen lässt. Doch auch in dieser Hinsicht bleibt er sehr zurückhaltend: „In de beweging die zich ‚fenomenologische psychologie‘ noemt, is dit gezichtspunt aanleiding geworden voor de onrechtmatige stelling dat de psychologie in haar wetenschapsvorm, fenomenologisch gefundeerd, gedrag en beleving in termen van lijfelijke subjektiviteit moet beschrijven en analyseren. Ook wanneer men dit standpunt verwerpt kan men in wijsgerig opzicht fenomenoloog blijven, en de gedachte van intramundaneiteit van de onderzoeker aanvaarden“<sup>18</sup> (ebd., 45). In Anbetracht dieser Worte scheint Linschoten vielmehr bis zu einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber dem Projekt einer phänomenologischen Psychologie vorgedrungen zu sein.

Der Kern von Linschotens Argumentation ist jedoch ein radikaler Anti-Mentalismus, der die pragmatische Tradition von James aufscheinen lässt, die Linschoten bereits in *Auf dem Weg*

---

<sup>16</sup> „Das wissenschaftliche ‚Phänomen‘ ist ein Reduktum“ (Übersetzung ANW).

<sup>17</sup> „Auch die Psychologie will eine quantifizierende und experimentelle Wissenschaft sein“ (Übersetzung ANW).

<sup>18</sup> „In der Bewegung, die sich ‚phänomenologische Psychologie‘ nennt, hat dieser Gesichtspunkt zu der unrechtmäßigen Behauptung geführt, dass die Psychologie in ihrer phänomenologisch fundierten Wissenschaftsform Verhalten und Erleben in Begriffen der leiblichen Subjektivität beschreiben und analysieren solle. Auch wenn man diesen Standpunkt verwirft, kann man in philosophischer Hinsicht Phänomenologe bleiben und den Gedanken des In-der-Welt-Seins des Forschers anerkennen“ (Übersetzung ANW).

zu einer phänomenologischen Psychologie gesucht hatte, und an Gilbert Ryles *The Concept of Mind* (1949/2009) erinnert. Er argumentiert, dass die Psychologie sich in ihrer disziplinären Geschichte zu leicht auf die Auffassung des *sensus communis* eingelassen habe, dass der Geist eine eigenständige Sphäre des Erlebens sei. Stattdessen gelte: „geest is een woord voor gedragssuspensie in situaties waar we een stellingname zouden verwachten“<sup>19</sup> (ebd., 297). Dabei stützt er seine Argumentation zu Teilen auf die phänomenologische Bewegung. Allerdings wählt er als Referenz insbesondere den frühen Sartre, der mit seinen nicht-egoistischen Überzeugungen größte Kompatibilität mit dem Anti-Mentalismus vorweist, zugleich aber nicht ohne seine spätere Entwicklung zugunsten einer ausführlicheren Reflexion des Bewusstseinsbegriffs angeführt werden sollte. Gewissermaßen verkürzt Linschoten also den phänomenologischen Diskurs, um einen radikalen Verhaltensbegriff für die Grundlegung der Psychologie in Position zu bringen.

Auf der anderen Seite führt ihn diese Haltung zu einer deutlichen Ablehnung der Philosophischen Anthropologie: „De filosofische antropologie plaatst zich daarmee in het verlengde van de *sensus communis*; zij is de subtiële rechtvaardiging achteraf van het alledaags vooroordeel dat de wezenlijke mens niet dit sterfelijke lijf is, maar onvergankelijke geest; zij houdt myte voor waarheid, woord voor bewijs. Geen wonder dat de wijsgeer zich in de oproep tot geesteswetenschap afkeert van de psychologie als objektiverende wetenschap“<sup>20</sup> (ebd., 319). Diese Argumentation entspricht einer Geisteshaltung seitens des Szientismus gegenüber der Philosophischen Anthropologie, die sich als Weltanschauungs-Vorwurf zusammenfassen lässt. Linschotens Ablehnung gegenüber der Philosophischen Anthropologie, die vornehmlich im Werk Plessners, aber auch demjenigen Buytendijks, dem Lehrer Linschotens, aus Schelers Vorarbeit hervorgegangen ist, fällt auf die Phänomenologie zurück. Um den argumentativen Horizont Linschotens besser nachvollziehen zu können, taugt der Vergleich mit Joachim Ritters Antrittsvorlesung von 1933 an der Universität Hamburg unter dem Titel *Über den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen*, weil es sich um eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der philosophischen Anthropologie, namentlich derjenigen Schelers und Heideggers, handelt, die im Kern dieselben Gesichtspunkte bedient. Er

---

<sup>19</sup> „Geist ist ein Wort für Verhaltensaufhebung [gedragssuspensie] in Situationen, wenn wir eine Stellungnahme erwarten würden“ (Übersetzung ANW).

<sup>20</sup> „Die philosophische Anthropologie stellt sich damit in die Erweiterung des *sensus communis*; es ist die subtile nachträgliche Rechtfertigung des alltäglichen Vorurteils, dass der Mensch in seinem Wesen nicht dieser sterbliche Leib ist, sondern ein unvergänglicher Geist; Sie hält den Mythos für die Wahrheit, das Wort für Beweis. Kein Wunder, dass sich der Philosoph von der Psychologie als objektiver Wissenschaft im Aufruf an die Geisteswissenschaft abwendet“ (Übersetzung ANW).

artikuliert vier kritische Argumente: Die Weltanschaulichkeit des anthropologischen Programms, den Widerspruch zur Methodologie der Naturwissenschaften, den Geist-Leben-Dualismus und den Subjektivismus. Sie lassen sich im Resümee des Autors zusammenfassen: „Die Philosophie gewinnt in der Anthropologie den glänzenden Schein einer Weltanschauung, aber sie verliert ihre wissenschaftliche Funktion, ihre Rolle als Förderin und Helferin entwicklungsfähiger, die bloßen Subjektivismen einschränkender Erkenntnis“ (Ritter, 1974, 60).

Ritters erstes Argument besagt, dass der Ansatz der Philosophischen Anthropologie sich auf eine „überwissenschaftliche, eine weltanschauliche Absicht“ (ebd., 38) gründe. Analog spricht Linschoten von der philosophischen Anthropologie als „geschlossenem System“ („gesloten system“, Linschoten, 1964, 19). Diese Tendenz sei bereits in der Grundlegung der Philosophischen Anthropologie bei Dilthey verankert, die sich sowohl in Schelers als auch in Heideggers Werk nachvollziehen lasse. Das Anliegen sei dabei, die fragwürdig gewordenen sozialinstitutionellen Antworten auf die Frage nach dem Menschen, wie es sie z. B. in der Religion gegeben habe, durch eine philosophisch legitimierte ‚Gesinnung‘ zu ersetzen. Es handele sich um eine Reaktion auf zeitgenössische Veränderungen, „[d]enn wo im Felde der Wissenschaft die Idee einer Erneuerung und Umordnung so stark und so allgemein wirksam wird, da liegen ihr Störungen und Krisenerscheinungen voraus, die die bisher gültigen Grundlagen in Frage stellen und über sie hinaustreiben“ (Ritter, 1974, 37). Ritter teilt Haerings Einschätzung, „daß eine nur auf objektive Tatsachen gestützte Anthropologie ohne weltanschauliche Begründung unmöglich sei“ (ebd., 39), in der sich bereits ein pejoratives Verständnis des Subjektiven andeutet, da ihm die Wissenschaft begründende Geltung abgesprochen wird.

Im Kern ist Ritters Anliegen mit dieser Kritik, herauszustellen, dass sich die Philosophische Anthropologie vor einer wissenschaftlichen Rechtfertigung auf moralisches Terrain zurückziehe, um ihr Projekt zu legitimieren: Weil die Feststellung des Menschen auf empirischem Wege nicht verlässlich gelinge, erfordere es eine Subordination der Wissenschaften unter die Metaphysik. Für die Unterstützung dieser Behauptung zitiert Ritter Passagen, in denen Scheler hervorhebt, dass der Begriff des Menschen problematisch geworden sei, wie etwa aus den einleitenden Sätzen in *Die Stellung des Menschen im Kosmos* (1928/2010), doch diese Haltung ist nicht vollständig repräsentativ für die Arbeit Schelers. Und es ist hervorzuheben, dass er seine Gedanken aus der Einleitung des Werkes mit früheren Schriften kontextualisiert hat. In *Ursprung und Zukunft des Menschen* (1927) gibt Scheler sehr klare

Merkmale der empirischen Forschung an, um sich dem Menschen als Phänomen zu nähern. So erwähnt er einerseits, dass sich das geistige Prinzip auf einer bestimmten Entwicklungsstufe manifestiert habe, nämlich dem aufrechten Gang, der Hirnvolumenzunahme, der Umkehr der Energieverteilung zwischen Organsystem und dem höheren, der Erweiterung des Nervensystems. Andererseits stellt er klar heraus, dass eine zweite Betrachtung vom „Exemplar vom Wesen des Menschen“ (Scheler, 1927/1997, 94) dessen empirische Verfassung zu ergründen habe. Zwar lässt sich die Kritik aufrechterhalten, dass Scheler den Geist als Prinzip präsupponiert, doch die Legitimation der Anthropologie erfolgt nicht durch weltanschauliche Über-Wissenschaftlichkeit, sondern durch eine begriffliche Differenzierung zwischen dem empirischen Exemplar des Menschen und seinem Wesen. Auf diesen Unterschied ist in der Auseinandersetzung mit Ritters zweitem Argument genauer einzugehen.

Ritters Zeitdiagnose kann in gewissem Rahmen zugestimmt werden. Die Veränderungen des 19. Jahrhunderts haben durchaus eine Verstärkung der Kritik gegenüber vormals dominanten Erklärungen gefördert. Das gilt auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, was sich soziologisch an Säkularisierungsbewegungen nachvollziehen lässt, wie auch im Speziellen in der Philosophie, in der durch den Zuwachs des naturwissenschaftlichen Denkens, etwa im Neukantianismus, aber auch anderer anti-idealistischer Strömungen, wie etwa der Lebensphilosophie oder des Irrationalismus, die Geltung der klassischen Anthropologien infrage gestellt wurde. Andererseits offenbart sich in Ritters Zustimmung zu Haerings Weltanschauungsvorwurf die mangelnde Tiefe der historischen Analyse. In Tradition zu Nietzsches Begriff vom „noch nicht festgestellten Thier“ (Nietzsche, 1999, 81) enthält die Philosophische Anthropologie eine Abwendung von einer ideologischen Verabsolutierung des Begriffes vom Menschen. Etwa in der Diktion Schelers, der den Menschen in explorativer Vielfalt als „Exzentriker des Lebens“, „gelungenes Zufallsprodukt des Lebens“ oder „symphonisches Kunstwerk“ (Scheler, 1994, 3) begreift, zeigt sich, dass der Mensch von einer Antwort – wie etwa in der christlichen Katechese – zur Frage, von einer Lösung zum Problem geworden ist. Es handelt sich bei der Philosophischen Anthropologie somit nicht einfach um eine konservative Bewegung, die Ordnung durch ‚Gesinnung‘ zu erhalten sucht. Das wird etwa dort deutlich, wo Scheler eine pauschale Prädizierung des Menschlichen zurückweist:

„Wenn ich den Satz ausspreche, der Mensch ist Träger einer Tendenz, welche alle möglichen Lebenswerte transzendiert und deren Richtung auf das ‚Göttliche‘ geht, oder kürzer gesagt, er ist der Gottsucher, so ist also damit durchaus keine Prädizierung ausgesprochen, deren Subjekt eine schon vorhandene definierbare Einheit des Menschlichen, sei sie biologischer oder psychologischer Natur, wäre. Eine solche Einheit ist es ja gerade,

die ich ausdrücklich leugne; er ist vielmehr seinem Wesen nach nur das lebendige X eben dieses Suchens, das nach allen möglichen psychophysischen Organisationen hin betrachtet noch völlig variabel gedacht werden muß, so daß also die Organisation des faktischen, irdischen Menschen nur eine verwirklichte Möglichkeit unter all jenen darstellt, für die jenes X einen unendlichen Spielraum läßt. Würde ein Papagei jene Tendenz verraten, so würde er uns ‚verständlicher‘ sein, als ein irgendwie einmal auffindbares Glied eines primitiven Volkes, dem jenes Transzendieren über den Lebenswert hinaus fehlen würde. Und er verdiente insofern trotz seiner abweichenden Organisation mit mehr Recht ein ‚Mensch‘ zu heißen als jedes Glied eines Naturvolkes ohne sie“ (Scheler, 1921, 301f).

Unter Berücksichtigung dieser Worte ist es bezeichnend, dass sich Linschoten des Beispiels der Wolfskinder bedient, um gegen den Begriff des Geistes zu argumentieren. Menschlichkeit ist für ihn lediglich eine Beschreibung der Sozialisation. So schreibt er über das Wolfskind Kamala „De menselijkheid van de opgevoede Kamala is geen eerste, maar tweede natuur“<sup>21</sup> (Linschoten, 1964, 306), und daraufhin: „Tweede natuur ontwikkelt zich binnen de grenzen, door de eerste natuur gesteld“<sup>22</sup> (ebd.). Im klaren Gegensatz zu Scheler erkennt Linschoten also keinen Wesensbegriff des Menschen an, sondern versucht ihn als empirisches Datum zu kritisieren. Dass die Drastik dieses Widerspruchs nicht nur philosophisch unhaltbar ist, sondern auch empirisch angesichts der eingeschränkten Quellenlage fragwürdig bleibt (vgl. Aroles, 2007), verdeutlicht, wie anspruchsvoll auch die nur scheinbar kritische Gegenposition ist.

Bereits an dieser Stelle lässt sich für die Analogie von Ritters pauschaler Kritik an der Philosophischen Anthropologie zu Linschotens Argumentation festhalten, dass es sich um gleichermaßen inadäquate Einschätzungen handelt, ihr naiven Animismus vorzuwerfen wie zu meinen, dass sie daran weltanschaulich festhielte. Anstelle einer differenzierten Auseinandersetzung polemisiert Linschoten gegen die Anthropologie: „Van den Berg noemde theologische antropologie en psychologie twee dochters uit hetzelfde huis, die na veel omzwervingen tot het evangelie terugkeren. Met zo'n uitspraak geeft men psychologie als wetenschap op. In de psychologie fungeert het beeld Gods als het meest schadelijke van alle idolen“<sup>23</sup> (ebd., 383). Damit offenbart er allerdings gerade, dass er gegenüber dem Ansatz der

---

<sup>21</sup> „Die Menschheit des aufgezogenen Kamala ist keine erste, sondern eine zweite Natur“ (Übersetzung ANW).

<sup>22</sup> „Die zweite Natur entwickelt sich innerhalb der Grenzen der ersten Natur“ (Übersetzung ANW).

<sup>23</sup> „Van den Berg nannte die theologische Anthropologie und Psychologie zwei Töchter aus demselben Haus, die nach vielen Wanderungen zum Evangelium zurückkehren. Mit einer solchen Äußerung gibt man Psychologie als Wissenschaft auf. In der Psychologie gilt das Bild Gottes als das schädlichste aller Götzen“ (Übersetzung ANW).

philosophischen Anthropologen, welche die Sonderstellung des Menschen gerade nicht präsupponierten, sondern in fundamentalster Weise hinterfragten, zugunsten der Präsump­tion von deren Ungültigkeit optiert – sich damit aber auf die Invertierung des Dogmatismus ein­lässt, den er zu bekämpfen meint.

Auch Ritters zweites Argument hilft Linschotens Denkweise einzuordnen. Er schreibt: „Es ist deshalb wichtig, sich klarzumachen, weshalb in den anthropologischen Wissenschaften eine solche Wesenserkenntnis in der Tat nicht gegeben wird und zweitens, weshalb auf ih­rem Boden der Schein entstehen kann, es sei eine solche Wesenserkenntnis notwendig“ (Rit­ter, 1974, 40). Um Ritters Kritik nachzuvollziehen, ist es wichtig, zu sehen, dass er mit dem Begriff Wesen, den er mit Heideggers Begriff der Ursprünglichkeit gleichsetzt, „den Men­schen überhaupt“ meint, also einen klassisch idealistischen Wesensbegriff anwendet, der in der kantischen Diktion auf das „Ding an sich“ abzielt. Im Sinne ebendieser kantischen Dif­ferenzierung von Noumena und Phenomena markiert Ritter den Bereich der wissenschaftli­chen Forschung als – und darin zeigt sich die Nähe zu Linschotens Tendenz zum Phänome­nalismus – den Erscheinungen zugewandt: „Was sie aber als Forschung, als Wissenschaft kennzeichnet, das ist, daß sie diese allgemeinen Fragen stets hinsichtlich bestimmter und spezieller Erscheinungen und Erscheinungsgruppen stellen“ (ebd., 40f). Der Vorwurf gegen die Philosophische Anthropologie ist somit derjenige eines naiven Idealismus, der vom Ding an sich handeln zu können glaubt.

Mit einer empirischen Argumentation hält Ritter nun gegen diesen Idealismus den Metho­denpluralismus der Wissenschaften, in denen nicht der „Mensch überhaupt“, sondern „das Nebeneinander mehrerer Definitionen vom Menschen“ (ebd., 42) zu finden sei. Weiter: „Das Postulat aus der ‚Grundstruktur des Menschseins‘ alles dies zu entwickeln, ist, wie man sieht, dem einzelwissenschaftlichen Verfahren und seiner ständigen Erweiterung und fort­schreitenden Differenzierung unseres Erfahrungsbereiches entgegengesetzt“ (ebd., 42f). Rit­ter weist somit die Suche nach dem Wesen des Menschen zurück, weil dieser Methodenplu­ralismus unaufhebbar sei: „Sobald man nun in dieser Entfremdung die eigentliche und die unaufhebbare Voraussetzung der Forschung sieht und nicht ihre möglicherweise kritisch zu behebende Schranke, muß man dazu kommen, sich von den Einzelwissenschaften freizuma­chen, um das Wesen des Menschen zu suchen“ (ebd. 43). Sofern diese Behauptung nicht nur empirisch gelten soll, ist davon auszugehen, dass Ritter auch hier auf Kants apriorische Tren­nung der Wissenschaften zurückgeht.

Ritters Überzeugung kulminiert also in dem Primat der Methode vor dem Gegenstand: „Für sie [Naturwissenschaften] ist die Inkonstanz ihrer Prinzipien nichts anders [sic!] als die selbstverständliche Folge der ständigen Erweiterung ihres Erfahrungsbereiches. Neue Tatsachen, neue Probleme stellen sie vor die Notwendigkeit, neue Hypothesen auszubilden, bzw. die alten Hypothesen zu revidieren. Anders für Scheler. Aus der Relativität und Inkonstanz der Prinzipien wird das Postulat wahrhaft konstanter Fundamente abgeleitet“ (ebd., 46). Dabei ist Ritter davon überzeugt, dass die Grenzen der Forschung eben nicht durch metaphysische Voraussetzungen gegeben sind, sondern tatsächlich durch den Fortschritt kontinuierlich revidiert würden. Aus diesem Grundkonflikt zwischen dem Primat der Methode in Ritters Szientismus und der Philosophischen Anthropologie ergibt sich die Behauptung, dass die Anthropologie den Zusammenhang mit den Wissenschaften verlieren müsse. Dabei gibt sich Ritter auf die Seite der wissenschaftlichen Methoden und stellt fest, dass die anthropologischen Bestimmungen nicht theoretisch kontrolliert werden können. Diese Kritik wendet er gleichermaßen explizit auf Heidegger an, der den Wissenschaften die Daseinsfrage vorordne und deswegen die „nicht ursprüngliche Gegenständlichkeit wissenschaftlichen Denkens bekräftigt“ (ebd., 52). Er stelle die Bestimmung des Wesens in den Mittelpunkt und gehe dabei vom unsicheren Boden der subjektiven Erkenntnis des „eigenen individuellen Daseins“ aus (ebd., 52). Diesen Ansatz kritisiert Ritter bereits empirisch: „Wer einigermaßen mit der Arbeit etwa der Psychologie vertraut ist, der weiß, wie umstritten gerade heute das Problem der Individualität ist“ (ebd., 57).

Es ist wichtig, zu sehen, dass dieses Argument zwei Voraussetzungen hat. Erstens verabsolutiert Ritter die Geltung der empirischen Wissenschaften. Dabei handelt es sich um Szientismus. Zweitens unterstellt er der Philosophischen Anthropologie einen unreflektierten Wesensbegriff. Das ist auf eine ungenügende Repräsentation des phänomenologischen Diskurses zurückzuführen, der für das Denken Schelers wie Heideggers prägend gewesen ist. Zum Szientismus lässt sich erwähnen, dass seine Bedingungen nicht nur Berücksichtigung finden, sondern auch argumentativ eingeholt werden. In seiner Schrift *Kant und das Problem der Metaphysik* kritisiert Heidegger die epistemologische Lesart der Kritik der reinen Vernunft, die er im Neukantianismus vorfindet: „Der Wandel des Ausdrucks ‚Kritik der reinen Vernunft‘ zu ‚Erkenntniskritik‘ sollte eine prinzipielle Überzeugung Cohens zum Ausdruck bringen, die später seinen eigenen Systemaufbau beherrschte: Erkenntnis ist Wissenschaft und streng genommen mathematische Naturwissenschaft“ (Heidegger, 1927/2010, 306). Ohne die Argumentation aus der Kant-Schrift vollständig zu replizieren, ist hervorzuheben,

dass das epistemologische Problem der Vermittlung von Anschauung und Denken in Heideggers Lesart auf die Frage nach der Einbildungskraft zurückgeführt wird. Dieser Frage ließe sich indes in der transzendentalen Deduktion auf zwei Weisen begegnen, einerseits in ihrer objektiven Seite, die von Kant elaboriert wurde, andererseits in der „subjektiven“ Seite der Deduktion“ (Heidegger, 2010, 165), vor der Kant zurückgewichen sei. Ohne also die Geltung einer objektiven Analyse der Erkenntnis, für die Ritter argumentiert, zu vernachlässigen oder herabzumindern, erweitert Heidegger seine Analyse. Es ist also allererst nicht von einer Ablehnung der Autorität Naturwissenschaften im Gedankengebäude der Philosophischen Anthropologie zu reden. Sie wird jedoch erkenntniskritisch artikuliert, was bei Heidegger bedeutet, dass sie eine fundamentalontologische Genetik der Erkenntnis im Geiste der kantischen Kritik vorangestellt wird.

Der wichtigere und für die Erwiderung auf Ritters Kritik entscheidende Gesichtspunkt ist jedoch, dass er einen Vorwurf gegenüber der Philosophischen Anthropologie äußert, den Kant und noch eher die deutschen Idealisten gegen den naiven Idealismus gerichtet haben. Er kann mit Waldenfels als ein „intuitionistischer Essentialismus“ bezeichnet werden. Hier verfehlt die Kritik aber entscheidend Schelers und Heideggers phänomenologischen Begriff vom Wesen. Auf dieselbe Weise richtet sich Linschoten gegen Husserl: „De gezochte algemeenheid (Husserl's wezenlijk inexakt morfologisch wezen) is op voorhand gegeven, zij het vaag en onzuiver“<sup>24</sup> (Linschoten, 1964, 386). Demgegenüber ist es indes nicht der Fall, dass die Phänomenologen schlichtweg „den Menschen überhaupt“ hypostasieren. Waldenfels schreibt:

„Der Grundansatz der Phänomenologie, den wir mit Hilfe einer Grunddifferenz erläutert haben, würde hinfällig, wenn Wesensstrukturen sich als höheres Was und Wesenserfassung sich als direkte Erfassung eines solchen Was darstellen würden. Einen solchen intuitionistischen Essentialismus dürfen wir Husserl nicht unterstellen, selbst Platon war kein solch grobschlächtiger Platonist. Die signifikative Differenz des ‚etwas als etwas‘ wird durch die eidetische Differenz von Tatsache und Wesen nicht überboten, vielmehr wird das ‚als etwas‘ thematisiert und expliziert. Wie wir zwischen fungierender Regel und ihrer Explikation zu unterscheiden haben, so zwischen fungierendem Wesen und seiner Explikation“ (Waldenfels, 1991, 72f).

---

<sup>24</sup> „Die gesuchte Allgemeinheit (Husserls im Wesentlichen ungenaues morphologisches Wesen) ist im Voraus gegeben, wenn auch vage und unrein“ (Übersetzung ANW).

Vom Wesen des Menschen zu sprechen, bedeutet mithin phänomenologisch nach der Voraussetzung der empirischen Faktizität zu fragen, die also in ihr selbst zur Geltung kommt. Die Wesenszusammenhänge sind der empirischen Realität als ihre Spezies immanent. In diesem Sinne spricht auch Hegel vom εἶδος als „bestimmte[r] Allgemeinheit, Art“ (Hegel, 1807/1987, 49). Das Wesen des Menschen geht seiner empirischen Manifestation nicht ontologisch voraus, sodass die beiden oben dargestellten Facetten der Frage nach dem Menschen bei Scheler nur methodologisch separiert werden können: Das Wesen des Menschen ist im Exemplar des Menschen, nicht als sein Prinzip oder τέλος, sondern als seine Spezies. Die methodologische Trennung, die verbleibt, ist somit nicht auf einen substanziellen Dualismus zurückzuführen, sondern auf die husserlsche Trennung von Idealwissenschaften und Realwissenschaften (vgl. Hua XIX, 181). Dabei steht die phänomenologische Idealwissenschaft dem erfahrenden Erleben nicht ferner als die Realwissenschaft. Deswegen ist Ritters Urteil, dass „Die Wesenserkenntnis und damit die Metaphysik [...] nichts anderes als die Verabsolutierung der Grenzprobleme und Grundprobleme“ (Ritter, 1974, 47) sei, unzutreffend. Und ebenso wenig, wie die Kritik am Wesensbegriff der einem tieferen Blick in die originalen Quellen standhält, lässt sich die partikuläre Kritik an Heideggers Fokus auf den individuellen Standpunkt aufrechterhalten, da es eben innerhalb der phänomenologischen Denktradition, etwa bei Löwith (1928/2013), zu einer Kritik des Mangels einer intersubjektiven Perspektive kommt, sodass Ritters Kritikpunkt nicht für die gesamte Denkrichtung, sondern allenfalls idiosynkratisch für Heidegger greift.

Diese verkürzte Repräsentation des phänomenologischen Wesensbegriffes findet sich auch bei Linschoten, wenn er Conrad-Martius phänomenologische Analysen dekontextualisiert zurückweist, um daraufhin cursorisch zu behaupten: „Wetenschap volgt niet de weg van beeld en hermeneutiek, maar die van model en experiment. Verklaring, voorspelling, en beheersing van verschijnselen vereist kennis die niet door spekulatieve beschouwing kan worden verkregen, maar slechts door het moeizaam onderzoeken van feitelijke verbanden“<sup>25</sup> (Linschoten, 1964, 389f). Die fahrlässige Assoziation von phänomenologischer Wesensbestimmung und Spekulation ist eine Reminiszenz an die innerhalb der phänomenologischen Bewegung geführten Kontroversen, in denen insbesondere Husserls in den 1910er Jahren vertretene, dem transzendentalen Idealismus zugewandte Position durch diejenigen, die sich

---

<sup>25</sup> „Die Wissenschaft folgt nicht dem Weg von Bild und Hermeneutik, sondern demjenigen von Modell und Experiment. Erklärung, Vorhersage und Kontrolle von Phänomenen erfordern Wissen, das nicht durch spekulative Reflexion erlangt werden kann, sondern nur durch die sorgfältige Untersuchung der tatsächlichen Zusammenhänge“ (Übersetzung ANW).

vermehrt der empirischen Psychologie widmeten, infrage gestellt wurde. Es handelt sich bei dieser Kritik um das Resultat eines historischen Antagonismus, der moderatere Ansätze – hier sei vor allem das Denken Schelers erwähnt – außer Acht lässt. Linschoten scheint sich dezidiert gegen husserlianische Ansätze stellen zu wollen, unterschlägt dabei jedoch das Potenzial der phänomenologischen Methode.

Linschotens Kritik am Geistbegriff ähnelt wiederum Ritters drittem Argument. Dieser wähnt in Schelers Begriff vom Geist ein idealistisches Prinzip, das der empirischen Untersuchung des Lebens vorausgesetzt wird: „Für Scheler dagegen erscheint die Unterschiedenheit des Geistes vom Leben als die Voraussetzung der gesamten Naturentwicklung“ (Ritter, 1974, 50). Und weiter: „Damit aber wird der wissenschaftliche Sinn des Problems von Geist und Leben faktisch übersprungen“ (ebd., 49). Dieser Vorwurf läuft auf den Vorwurf der Transzendenz der Menschlichkeit hinaus: „Das menschliche Leben wird zur Selbstvergottung“ (ebd., 50). Dabei handelt es sich allerdings nicht nur um eine Banalisierung von Schelers Religionsphilosophie, die mit dem Begriff vom Menschen als dem „Gottsucher“ eine entgegengesetzte Pointe hat, sondern vor allem um ein Missverständnis von Schelers Begriff des Geistes.

Was Ritters Kritik fehlt, ist der Bezug zur Schichtenontologie von Hartmann, die Scheler in seiner Anthropologie anwendet. Wunsch schreibt: „Hartmanns Kategorienlehre liefert die entscheidende ontologische Grundlage für die moderne philosophische Anthropologie“ (Wunsch, 2011, 2). An diesem Stufenmodell werde eine Standardkritik geäußert, die auf Cassirer zurückgeht und auch bei seinem Schüler Ritter repliziert wird. Diese Kritik „besagt, Schelers Anthropologie erneuere mit ihrer strikten Unterscheidung zwischen Geist und Leben den cartesianischen Dualismus und erbe damit auch die für diesen charakteristischen Probleme“ (ebd.). Die Schwäche dieser Kritik ist jedoch, dass sie den Vorwurf eines cartesianischen Additionsmodells äußert, was für Hartmanns Gedanken und somit für die Grundlage von Schelers Geist-Begriff eine unzureichende Beschreibung ist. Wunsch schreibt hierzu:

„Sein Dualismus ist daher kein Substanzen-Dualismus wie der Descartes’, sondern ein Prinzipien-Dualismus. Zu dessen Kern gehört der Gedanke, dass das Geistprinzip für ‚eine echte neue Wesenstatsache [steht], die als solche überhaupt nicht auf die ‚natürliche Lebensentwicklung‘ zurückgeführt werden kann‘. Das Geistprinzip hat sich zwar irgendwann im Laufe der Naturgeschichte ‚zu manifestieren begonnen‘, aber es selbst bzw. sein Gehalt ist nicht darauf reduzierbar“ (ebd., 4).

Ritters Vorwurf der „Abkehr des Geistes vom vitalen Lebensstrom“ (Ritter, 1974, 48) gründet also auf ein verkürztes Verständnis der Schichtenontologie, die Hartmann entwirft. Die entscheidende anthropologische Konzeption bei Scheler, die dies verdeutlicht, ist die Rede von der „Ohnmächtigkeit des Geistes“. Wunsch schreibt:

„Auch dabei kann wieder der Blick auf Hartmanns Kategorienlehre weiterhelfen. Als erstes ist daran zu erinnern, dass Hartmanns Rede von der Schwäche der höheren Kategorien, die Scheler dann in die Rede von der Ohnmacht des Geistes transformiert, einen relativ klaren Hintergrund hat. Denn Hartmann präsentiert sie als Konsequenz des oben schon zitierten kategorialen Grundgesetzes, dass die höheren Kategorien immer eine Reihe niederer voraussetzen, aber ihrerseits in diesen nicht vorausgesetzt sind. Das kategoriale Zentrum der Metapher von der Ohnmacht des Geistes besteht also in diesem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis“ (Wunsch, 2011, 7f).

Der Geist steht somit vielmehr in Abhängigkeit vom „vitalen Lebensstrom“, ohne jedoch einem reduktionistischen Naturalismus Vorschub zu leisten. Und eben dieser Aspekt mag es letztlich sein, der Ritters Kritik verbleibt. Die Philosophische Anthropologie lässt sich nicht zu einem konsequenten naturalistischen Reduktionismus verleiten, wie er in naiv empiristischen Konzeption der Naturwissenschaften nahe zu liegen scheint. Erst aus dieser Perspektive zeigt sich, weswegen Ritter so drastisch davon sprechen kann, dass die Philosophische Anthropologie lediglich eine „Zusammenfassung des Forschungsstandes“ (Ritter, 1974, 48) liefere, denn es handelt sich um eine epistemologische Verabsolutierung der sog. Forschung und Scheler müsse folglich „überall Begründungen geben und Zusammenhänge herstellen, die gar nicht im Bereich der Forschung liegen“ (ebd., 50), denen nach Ritters Position gleichsam kein Wert zukomme.

Insofern als auch Linschoten unterstellt, dass die philosophische Anthropologie darauf abziele, den Geistbegriff zu hypostatisieren, lässt sich auf gleiche Weise erwidern, dass dem Begriff eine andere Bedeutung im Ansatz der philosophischen Anthropologie und der phänomenologisch-hermeneutisch fundierten Psychologie zukommt. Es geht weder um einen Substanzbegriff des Geistes noch um ein supraanimalisches Vermögen, sondern um die Beschreibung der Struktur des Bewusstseins. Gewissermaßen handelt es sich um eine anti-reduktionistische Offenheit gegenüber den psychischen Phänomenen, die mit Linschotens Be-

günstigung der Reduktion als Weg zu einer objektiven Wissenschaft kollidiert. Freilich kapituliert er dabei nicht an einen epistemologischen Reduktionismus, der – wie etwa in Tradition des logischen Empirismus – eine Hierarchie der Wissenschaften unterstellt, die im Fortschritt der Erkenntnis die Psychologie über die Biologie letztlich auf die Physik zurückzuführen versucht. Der methodologische Reduktionismus Linschotens ist in erster Linie eine Absage an die sog. subjektiven Aspekte der psychologischen Forschung. Sie koinzidiert mit Ritters viertem Argument.

Es handelt sich um den Vorwurf des Subjektivismus an die Philosophische Anthropologie als „subjektivistische Wendung der Philosophie“ (Ritter, 1974, 52). In diesem Element sieht Ritter zugleich den Verbindungspunkt der beiden Positionen, der sog. objektiv metaphysischen Anthropologie und der sog. metaphysischen Ontologie: „Man sieht, wie hier [bei Heidegger; ANW] das, was bei Scheler am Schluss stand, an den Anfang tritt: Die Abhängigkeit der Erkenntnis von der Existenz“ (ebd., 58). Weiter schreibt Ritter Heidegger zu, diesen Schritt zum Subjektivismus entschiedener zu gehen als es Scheler tat: „Während Scheler die Grundbegriffe des gegebenen Forschungsstandes zu den konstanten Wesenheiten verabsolutiert, und so gleichsam wider Willen dem Subjektivismus verfällt, macht Heidegger an diesem Punkt den Schritt zum Subjektivismus unmittelbar und in bewußter Absicht“ (ebd., 56).

Der Begriff, mit dem Ritter den Subjektivismus identifiziert, ist die Entscheidung: „Einsatz der Person, das bedeutet eine ethische, eine weltanschauliche, eine subjektive Entscheidung“ (ebd., 51). Die Entscheidung werde dabei durch Scheler der gegenständlichen Problematik der menschlichen Welt vorgeordnet, während Heidegger sie gar als Prinzip setze. Die Motivation hierfür sei – im Falle Heideggers –, „ein Instrument zu gewinnen, mit dem sich die Verdeckung der ursprünglichen Daseinsstrukturen durch die wissenschaftliche Denkungsart überwinden und durchbrechen lassen soll“ (ebd., 54). Diese Interpretation fasst Ritter in Bezug auf Heideggers Gedanken des Daseins zum Tode zusammen: „Ich muß, wie Heidegger sagt, erst zu meinem Tode vorlaufen, um zu verstehen, was das eigentliche Dasein ist. Diese Erkenntnis ist also nicht die Sache der Untersuchung, der Forschung, der Erfahrung. Sie ist Sache der Entscheidung, der existenziellen Entscheidung, wie Heidegger sagt“ (ebd., 58).

Diese Kritik an der Philosophischen Anthropologie fällt auf einen Diskurs zurück, der bereits vor den 1920er Jahren begonnen hatte. Es handelt sich um die Kritik am Historismus in der Tradition Diltheys, aber noch entscheidender um die Auseinandersetzung mit dem Dezisionismus. Von Krockow bringt die Bewegung des Dezisionismus mit drei Autoren und

für sie charakteristischen Begriffen in Verbindung: Jünger mit dem Begriff des Kampfes, Schmitt mit dem Begriff der Entscheidung und Heidegger mit dem Begriff der Entschlossenheit. Es ist jedoch hervorzuheben, dass von Krockow auch eine Abkehr vom und Auflösung des Dezisionismus konzediert, was Ritter nicht gelingt: „Der Vorgang zeigt bei allen Unterschieden im einzelnen insgesamt eine solche Einheitlichkeit, daß man ihn bei Jünger wie bei Schmitt und Heidegger als den ‚Überstieg‘ vom unbezüglich ‚entschlossenen‘ zu einem ‚wesentlichen‘ Bezüge suchenden Denken beschreiben kann“ (Von Krockow, 1958, 93). Dabei ist zu sehen, dass von Krockow selbst eine kritische und ablehnende Position gegenüber den Autoren bezieht, aber dennoch dazu in der Lage ist, diesen Unterschied anzuerkennen.

Ritter hingegen identifiziert die subjektivistische Wendung des Dezisionismus mit der Wesensanalyse. Das ist erstens auf die fehlende Reflexion des phänomenologischen Diskurses zurückzuführen und zweitens auf Ritters eigene Tendenz zu einem Objektivismus in neukantianischer Reflexion. Um diese Opposition nachzuvollziehen, hilft es, auf die ursprünglichen Berührungspunkte zwischen Phänomenologie und Neukantianismus zu blicken:

„Cohen stellt Erkenntnistheorie auf das methodische Fundament einer rein ‚noematischen Geltungsreflexion‘, die nicht nach der Konstitution eines gedanklichen Gehaltes fragt, z. B. die objektive Gültigkeit grundlegender Kategorien nachzuweisen versucht, sondern auf das Geltungsfundament wahrer wissenschaftlicher Aussagen gerichtet ist. Natorp präzisiert und vertieft diese Theorie objektiver Begründung der Erkenntnis. Der Inhalt als der objektive Pol steht der subjektiven Tätigkeit des Erkennens gegenüber. Aber Natorp räumt ein: ‚Es gibt so wenig ein Erkanntes ohne Erkennenden, wie einen Erkennenden ohne Erkanntes‘. Die Aufklärung der Erkenntnis kann also sowohl vom subjektiven Bewußtsein ausgehen, um in ihm die subjektive Konstitution des Inhalts aufzuweisen, wie vom Erkenntnisinhalt, um dessen Geltungsbedingungen zu reflektieren. Wenn es aber um Erkenntnisbegründung geht, konkurrieren der subjektstheoretische und der objektstheoretische Ansatz – und nach Natorps wie Cohens Auffassung spricht alles dafür, die objektive Begründung als die primäre anzusehen“ (Holzhey, 1991, 11f).

Für den Neukantianismus besteht somit aus methodologischen Gründen eine Priorität des Objektivismus vor dem Subjektivismus. Ein wichtiges Argument hierfür findet sich in Natorps Kritik der reflexiven Phänomenologie. Zahavi fasst zusammen, dass Natorp auf der Grundlage einer transzendentalphilosophischen Trennung von Subjekt und Objekt gegen die Phänomenologie argumentiert habe, dass Erfahrung eine Beziehung eines Subjekts zu einem Objekt sei. Sich selbst zu erfahren, erfordere demnach, sich selbst zum Objekt zu machen.

Sich als Objekt zu erfahren, bedeute für das Subjekt indessen, nicht sich selbst zu erfahren. Gleichsam sei es unmöglich, wahrhafte Subjektivität zu erfahren. Gegen den Zugang zur Subjektivität durch Erfahrung habe Natorp stattdessen das Verständnis des Subjekts als transzendentes Prinzip befürwortet. Zahavi fasst Natorps Kritik in zwei Aspekten zusammen:

„1. Phenomenology claims to describe and analyze lived subjectivity itself and, in order to do so, it employs a reflective methodology. Reflection, however, is a kind of internal perception; it is a theoretical attitude involving an objectification. As Natorp then asked, how is this objectifying procedure ever going to provide us with access to lived subjectivity itself? 2. Phenomenology aims at describing the experiential structures in their pretheoretical immediacy. Every description necessarily involves the use of language, of generalizing and subsuming concepts. For that reason, every description and expression involves a mediation and objectification that necessarily estranges us from subjectivity itself“ (Zahavi, 2005, 76).

An dieser Stelle zeigt sich klar, wie Neukantianismus und Phänomenologie im Streitpunkt des Subjekt-Objekt Problems opponieren. Ritters Haltung ist das Resultat der einseitigen Befürwortung des philosophischen Problems. Auch wenn eine solche Positionierung keinen Mangel bedeuten muss, ist die fehlende Auseinandersetzung mit der Erwiderung der Phänomenologie ein Fehler, denn Heidegger lieferte eine Stellungnahme zu Natorps Kritik, die die phänomenologische Bewusstseinsphilosophie verteidigt. Es ist also gerade nicht so, dass die Philosophische Anthropologie den Objektivismus ignoriert. Vielmehr bedeutet die Frage nach der Subjektivität eine Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen objektiver Forschung. Es mag sein, dass dieser Ansatz in vermeintlicher Kontinuität mit der Bewusstseinsphilosophie des deutschen Idealismus verstanden wird, doch ein derartiger Kurzschluss kann ebenfalls nur wegen der Unkenntnis der phänomenologischen Methodologie erfolgen. Letztlich tendiert Ritter also wegen der mangelnden Reflexion der zugrundeliegenden Kontroversen zum Szientismus. Diese Positionierung indiziert die limitierte Reichweite seiner Argumentation.

Mag Linschoten auch durch die von Herzog als ‚mundan‘ bezeichnete Tradition der Phänomenologie beeinflusst gewesen sein, so ermangelt es ihm der grundsätzlichen epistemologischen Kenntnisse von der gesamten phänomenologischen Bewegung, um die Bedingungen und Konsequenzen seiner in den „Idolen“ vorgetragenen Kritik zu überblicken. Es erweist sich, dass seine durchaus berechtigter Weise vorgetragenen Argumente eine methodologi-

sche Verschwisterung mit dem Kognitivismus nahelegen, welche die Potenziale eines genuin phänomenologischen Ansatzes in der Psychologie verkennen muss. Diesem Verhältnis kann nur gerecht werden, wer den wissenschaftstheoretischen Diskurs vollständig berücksichtigt. Von Linschotens „Idolen“ bleibt für die phänomenologische Psychologie deswegen vornehmlich die Funktion eines Korrektivs gegenüber den zu bloßer Geisteswissenschaft tendierenden Ansätzen – insbesondere desjenigen Giorgis. Genau wie Ritter verharnt Linschoten aufgrund der unzureichenden Kenntnis der zugrundeliegenden Epistemologie in der Affirmation des Szientismus. Die wichtigere Aufgabe eines eigenständigen phänomenologisch-psychologischen Programms bleibt demgegenüber ein Desideratum.

Eine günstigere Grundlage für dieses Programm findet sich in Max Schelers Versuch, die „Idole der Selbsterkenntnis“ auszuräumen. Auch er stellt sich in die Tradition Bacons, um den *sensus communis* auszuräumen, doch die Pointe seiner Arbeit ist auf entscheidende Weise von Linschotens Denkens abgegrenzt. Während dieser auf die Einschränkung des Erkenntnisanspruchs der Psychologie Betreibenden zugunsten einer formalisierten Wissenschaft abzielt, liegt es jenem daran, zu verdeutlichen, dass der Einfluss der Idole zur Folge hat, dass das Ausreizen der Potenziale der Psychologen gebremst wird. Schelers Aufklärung richtet sich also darauf, die Schwierigkeiten des psychologischen Forschens aufzuzeigen und auszuräumen – das alltägliche Urteil mag die Psychologenschaft aller beanspruchen, doch dabei handelt es sich um bloßen Schein. Anstelle einer Einschränkung bedarf es also einer Befreiung, um die Psychologie zu ihrer höchsten Blüte zu entfalten. Anders als Linschotens und Bacons *idola tribus*, *idola specus*, *idola fori* und *idola theatri*, die vornehmlich ideologische oder soziale sind, blickt Scheler auf die dem Bewusstsein stets notwendig innewohnenden Schwierigkeiten, etwa die „Kryptomechanik“ der natürlichen Anschauung, „die wir gerade zerbrechen müssen, um zum phänomenalen Sein zu gelangen“ (Scheler, 1915, 126). Dadurch gewinnt seine Abhandlung einen grundsätzlich anderen Charakter, keine ausschließlich kritische Perspektive, sondern den Horizont einer dank des phänomenologischen Beitrages freigegebenen Psychologie. In seiner 1922 veröffentlichten Arbeit *Die deutsche Philosophie der Gegenwart* gibt er ihr den Titel „Realpsychologie“ (Scheler, 1922, 187), wobei er Külpe, Geiger und Driesch als seine Mitstreiter der Begründung dieser Forschungsrichtung bezeichnet.

Im Vergleich mit Linschotens Denken treten einige markante Gegensätze hervor. Epistemologisch maßgeblich ist etwa, dass Schelers Phänomenbegriff ein eigentlich phänomenologi-

scher ist, während Linschoten phänomenalistisch bleibt, insofern als „het verschijnsel formeel klassificeer als een waarneming“<sup>26</sup> (Linschoten, 1964, 25). Scheler aber hebt hervor, dass „ein ‚Phänomen‘ auch nicht ‚beobachtbar‘, sondern nur ‚erschaubar‘ [ist]“ (Scheler, 1915, 72). Dieser drastische Unterschied gründet in der Bewusstseinsphilosophie der Phänomenologie: „Mit Akten in diesem Sinne, deren Gehaltswesen ‚Intentionalität‘, ‚Bewußtsein von‘ ist und deren Seinswesen ‚Vollzug‘ ist, hat es Psychologie nie und nirgends zu tun. Denn alle Psychologie hat es mit daseienden Gegenständen zu tun“ (ebd., 46). Dieser Aktbegriff scheint in der phänomenologischen Reduktion, die das Daseinsmoment der Erfahrung außer Kraft setzt, auf und ist als Struktur, die ihr zugrunde liegt, zu verstehen. Dementsprechend ist bei Scheler mit ‚Phänomen‘ „nicht ein besonderer Daseinsgehalt, sondern eine Form des Daseins“ (ebd., 42), also die strukturlogische Grundlage der empirischen Erscheinung gemeint. Was – und das ist der wesentliche Gesichtspunkt der Abhandlung – physische und psychische Phänomene unterscheidet, ist keine Frage einzelner Beobachtungen, die zu meist, wie Scheler hervorhebt, nicht eindeutig als rein physisch oder psychisch bestimmt werden können. Gleichsam lasse sich der Aktbegriff als Korrelat des Phänomens folgendermaßen von den empirischen Gegenständen der Psychologie abgrenzen:

„In diesem Akt liegt 1. nichts an Tätigkeit, (wie in allem Beachten) die steigerungsfähig wäre. 2. Nichts von phänomenaler Zeitdauer; Akt ist in diesem Sinne etwas, das jede phänomenale Zeitdauer schneidet und nie sich in ihr erstreckt oder dauert. 3. ‚Akt‘ ist weiterhin absolut vom Gegenstand verschieden. Ich kann in dieser (phänomenologischen Betrachtung) noch sagen: Dieser eben vollzogene Akt ist Erinnerungsakt, ist Willensakt usw.; nie aber ‚dieser Erinnerungsakt ist so und so beschaffen““ (ebd., 46).

Die oberflächliche Erwiderung auf Schelers scheinbar drastische Auffassung, dass die Psychologie sich dem Akt und den Phänomenen in diesem Sinne nicht zuwende, Phänomenologie folglich strikt von Psychologie getrennt sei, geht an Schelers Idee der ‚Realpsychologie‘ vorbei. Richtig ist unterdessen, dass die Melange einer phänomenologischen Psychologie, die zugleich Wesens- und Tatsachenwissenschaft ist, nicht infrage kommt. Die unter dem Titel der ‚phänomenologischen Psychologie‘ firmierende Kooperation von Phänomenologie und Experimentalpsychologie ist vielmehr ein symbiotisches Hand-in-Hand einer parallelen Wesens- und Tatsachenanalyse. Deswegen ist für Scheler – im Gegensatz zu

---

<sup>26</sup> „Das Phänomen formal als Beobachtung klassifiziert“ (Übersetzung ANW).

Husserls Paternalisierung der Psychologie durch die Phänomenologie – das Experiment auch im Interesse der Wesensanalyse: „Und genau so kann das Experiment auch in psychologischer Hinsicht phänomenologischer Aufhellung dienen. Es hat dann eine analoge Funktion wie die mathematischen, sog. Veranschaulichungsexperimente“ (ebd., 155f). Programmatisch kommt diese Haltung in folgendem Abschnitt zum Ausdruck:

„Faktisch setzt alle und jede beobachtende und induktive Psychologie eine Phänomenologie des Psychischen voraus, in der die Konstitution des Psychischen und seine wesenhaften Zusammenhänge dargelegt werden. Aber das gilt für die auf Selbstbeobachtung beruhenden nicht weniger als für die auf Fremdbeobachtung beruhenden. Phänomenologie aber hat mit Selbstbeobachtung so wenig zu tun als mit Fremdbeobachtung. Ob die psychischen Wesenheiten und Wesenszusammenhänge, mit denen es eine solche Phänomenologie zu tun hat, an unserem oder fremden Erleben erschaut werden, ist ganz gleichgültig; auch ob mit oder ohne Experiment“ (ebd., 155).

Die Lesart der Verjüngung ist hierbei, die Voraussetzung als bloß logische und nicht praktische zu verstehen. Zugleich ist die unbedingte Betonung der Wesensbestimmung des Psychischen allerdings von entscheidender Bedeutung. Hierin besteht ein weiterer fundamentaler Unterschied zu Linschoten, der sich – erneut in Tradition von James – dem neutral monistischen Begriff des Psychischen anpasst: „de gedragingen die de psycholoog interesseren hangen samen met ingewikkelde gebeurtenissen in het organisme“<sup>27</sup> (Linschoten, 1964, 407). Dieser Art Geisteshaltung erwidert Scheler hingegen:

„Sagt man mit Mach, Avenarius u. A., ‚psychisch‘ sei die Umwelt, bezogen auf einen Organismus, oder die Umwelterscheinungen, so weit sie sich von einem zentralen Nervensystem als abhängig erweisen, so macht man das ‚Psychische‘ faktisch zu einer bloßen Beziehung zwischen physischen Phänomenen, aus denen doch auch der ‚Organismus‘ oder das ‚Nervensystem‘ besteht. Was man hiermit definiert, ist lediglich der Tatsachenkreis der Sinnesphysiologie“ (Scheler, 1915, 53f).

Die Realpsychologie Schelers stellt sich somit als Apologetin einer Psychologie heraus, die sich auf die Betrachtung eines gegenständlichen Psychischen gründet, deren etymologischer Bezug zur  $\psi\upsilon\chi\eta$  mehr als ein Lippenbekenntnis ist. Sein Argument ist dabei vornehmlich

---

<sup>27</sup> „Die Verhaltensweisen, die den Psychologen interessieren, hängen mit komplizierten Ereignissen im Organismus zusammen“ (Übersetzung ANW).

phänomenologisch, denn die klassischen definitiven Ansätze wie Descartes' Versuch, das Psychische als Unausgedehntes zu fassen, scheitern: „Die Untersuchung der Frage zeigt, daß wir die Einheit des ‚Psychischen‘ gar nicht anders fassen können, als durch den Hinblick auf die besondere Weise, wie wir es wahrnehmen, und die eben ‚innere Wahrnehmung‘ genannt wird“ (ebd., 52). Die Beschäftigung mit den Idolen der Selbsterkenntnis wird demgemäß zur Suche nach der inneren Wahrnehmung und der Einsicht in die zugehörigen Schwierigkeiten: „Nun ist es aber von grundlegender Bedeutung für die Psychologie und ihren weiteren Fortgang, daß anerkannt werde, daß auch die innere Wahrnehmung nicht unmittelbar auf das Ich und seine Erlebnisse geht, sondern gleichfalls vermittelt durch einen ‚inneren Sinn‘“ (ebd., 66).

Auch hier ist zunächst der scheinbare Einwand abzuwehren, Scheler verschwisterte sich mit Introspektionisten wie Lipps, indem er sich auf ‚innere Wahrnehmung‘ bezieht. Mit Bestimmtheit müssen deswegen zwei Erwiderungen erfolgen. Zunächst bekennt sich Scheler klar zu den Grundlagen der Experimentalpsychologie *qua* Skepsis gegenüber der Introspektion: „Prüft man alles in allem, so sind die Täuschungsquellen bei der Selbstbeobachtung nicht kleinere, sondern größere wie bei der Fremdbeobachtung“ (ebd., 157); und weiter: „Darum sind es auch bloße Scheingründe, mit denen man häufig das Vorrecht einer auf Selbstbeobachtung beruhenden Psychologie gegenüber allen objektiven Methoden wie experimentelle Psychologie und historisch-völkerpsychologischer Erkenntnisart vertreten hört“ (ebd., 155). Wichtiger noch ist allerdings die phänomenologische Unterscheidung zwischen Selbstwahrnehmung und innerer Wahrnehmung: „Der Selbstwahrnehmung steht nicht die äußere Wahrnehmung, sondern die Fremdwahrnehmung gegenüber. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß diese notwendig mit ‚äußerer Wahrnehmung‘ zusammenfalle“ (ebd., 32). Beispiele wie die emotionale Ansteckung oder die Tradition zeigten, dass es innere Wahrnehmungen gebe, die Fremdwahrnehmungen seien. Schelers Realpsychologie ist gleichsam nichts weniger als ein naiver Introspektionsglaube und mit ihm sollten auch Husserls „Bewußtseinsreflexionen“ (Hua III, 271) aus diesen Gründen nicht verwechselt werden.

Die Verfassung des besagten ‚inneren Sinnes‘ ist diejenige tatsächlicher, also die Psychologie betreffender Zustände, welche den Zugang zur inneren Wahrnehmung systematisch erschweren. Dies sind die von Scheler statuierten Idole, die das sog. Programm der ‚biases and heuristics‘ vorweggreifen. Abgesehen von den allgemeinen Formen der Täuschung wie Sin-

nes- und Wahrnehmungstäuschungen haben dabei zwei Sachgebiete herausragende Bedeutung, das ‚Leibliche‘ und das ‚Soziale‘, welche das Ich der unmittelbaren Erfahrung verstellen: „Wie dieses Ich nach früherem durch das ‚Leiblich‘ zunächst gleichsam ganz und gar verdeckt ist, so ist es auch durch das ‚soziale Ich‘ verdeckt und muß erst mühsam genug hinter diesem gefunden werden“ (Scheler, 1915, 159f). Wenn Linschoten demgegenüber von Idolen spricht, stößt er nicht zu dieser Sphäre der Erfahrungskonstitution vor, sondern verharrt insbesondere in den historischen Konstellationen der Sozialsphäre ohne deren Struktur in ihrem Wesen zu berücksichtigen. Schelers universelle phänomenologische Offenheit für die Fülle der Erfahrung hat ihn hingegen auch zum systematischen Vordenker der phänomenologischen Soziologie werden lassen, sodass seine Überlegungen deutlich weiter reichen.

Für die Psychologie ergibt sich das Programm des Subtilitätsgewinns der Betrachtungen: „Eine Psychologie, die nicht eine generelle Neigung zur Selbsttäuschung zum Prinzip ihrer Forschung machen will, muß daher nicht streben, die seelischen Tatsachen möglichst auf Elemente des Leibzustandes, Organempfindungen und sinnliche Gefühle zurückzuführen, sondern im Gegenteil darnach, die letzteren überall aus dem konkreten Tatbestande herauszuschälen und die Natur und Eigengesetzmäßigkeit des Restes zu erforschen“ (ebd., 133f). Die Psychologie kann es ermöglichen, zu Phänomenen vorzustoßen, die durch den *sensus communis* verstellt sind. Als markantes Beispiel lassen sich Schelers Arbeiten zur Emotionspsychologie anführen. Auf Grundlage seiner werttheoretischen Betrachtungen sah er ein, dass in alltäglicher Geisteshaltung eine Tendenz dazu bestehe, „daß wir an seelischem Tatbestand in der inneren Wahrnehmung (auch der sich im Erinnern vollziehenden) nur das zu fassen pflegen, was zu nützlichen und schädlichen Handlungen führen kann“ (ebd., 136). Das Ziel der Psychologie müsse folglich eine Emanzipation der Auffassungsformen sein, sodass der Zugang zu subtileren Phänomenen eröffnet werde – eine Schulung des inneren Sinnes.

Von dem kognitivistischen Programm, ‚biases and heuristics‘ zu bestimmen, unterscheidet Scheler letztlich, dass seine Geisteshaltung nicht eine Abwärtskorrektur des psychologischen Vermögens, keinen Pessimismus gegenüber der Reflexion auf das Psychische darstelle, sondern eine Bewegung der Befreiung. Linschotens Bemühungen um eine ‚objektive Psychologie‘ hingegen entsprechen jener Tradition, was nachvollziehbar macht, weswegen die Veröffentlichung seiner „Idolen van de psycholoog“ in der kognitivistischen Psychologie auf Zustimmung stoßen konnte (van Hezewijk & Stam, 2008). Eine grundsätzliche Ähnlichkeit besteht zudem in Hinblick auf die Rolle der Sprache, die für Linschoten eine wichtige

Quelle psychologischer Irrtümer darstellt: „is de bijna oneindige variatie en differentiatie van gevoelens werkelijk meer dan spraakgewoonte? Al die fijne gevoelsnuancen die wij gewoonlijk voor uitdrukkingen houden van innerlijke differentiatie, zijn artefakten. Zij ‘bestaan’ wel in de taal, maar niet in het innerlijk“<sup>28</sup> (Linschoten, 1964, 294). Mit Scheler lässt sich erwidern:

„Der Einwand, daß sich bei der experimentellen Methode das Wortverständnis in die Mitte schiebe, mit der die Versuchsperson ihre Erlebnisse beschreibt, gilt erstens nur so weit, als die Rede der Versuchsperson nicht deren Erlebnisse ‚ausdrückt‘ und ‚kundgibt‘, so daß ich in den Worten die Erlebnisse erfasse (prinzipiell wie in Ausdruckserscheinungen wie Lächeln, die Freude usw.) oder es sich um sonstige ‚Reaktionen‘ handelt, in denen das Erlebnis erfäßbar wird, sondern die Rede sich selbst schon an das von der Versuchsperson innerlich Beobachtete anzumessen und das Resultat der Beobachtungen ‚mitzuteilen‘ sucht“ (Scheler, 1915, 156f).

Philosophisch weitsichtig bestimmt Scheler die Angelegenheit der Sprache als die Kardinalfrage der Fremdwahrnehmung. In seinem Œuvre widmet er sich diesem Zusammenhang deswegen ausführlich. Eines pauschalen Urteils, das nur auf dem Rücken pragmatischer Grundüberzeugungen erfolgen, enthält er sich zugunsten einer differenzierten Betrachtung. Dennoch kann die Problematik der Ausdruckspsychologie an dieser Stelle nur aufgezeigt werden. Es handelt sich um die methodologische Gretchenfrage der Psychologie, welche im Kern das Phänomen des Fremdpsychischen betrifft und nicht leichtfertig abgetan werden sollte – hier war Graumann vorsichtiger und differenzierter als Linschoten.

Angesichts dieser Betrachtungen ergibt sich als dritter Programmpunkt der Verjüngung: Statt auf Kosten ihres methodologischen Profils den Weg eines Kompromisses zwischen Phänomenologie und alternativen psychologischen Paradigmen, etwa Behaviorismus und Kognitivismus, zu beschreiten, kann sich die phänomenologische Psychologie auf die Kraft ihrer eigenen Einsicht besinnen. Jener Mittelweg bedeutete den Verlust ihrer Eigenständigkeit. Deswegen muss die phänomenologische Psychologie als autonome Forschungsrichtung auf ihren eigenen – insbesondere wissenschaftstheoretischen – Grundlagen stehen. Schelers vergessener Ansatz einer Realpsychologie kann als Entwurf dieser phänomenologisch-psychologischen Wissenschaftstheorie aufgegriffen werden. Mit ihr lässt sich die Verjüngung

---

<sup>28</sup> „Ist die fast unendliche Variation und Differenzierung der Gefühle wirklich mehr als Sprachgewohnheit? All diese feinen Gefühlsnuancen, die wir normalerweise für Ausdrücke der inneren Differenzierung halten, sind Artefakte. Sie ‚existieren‘ in der Sprache, aber nicht im Inneren“ (Übersetzung ANW).

als radikale Neubesinnung auf die phänomenologische Psychologie *in statu nascendi* begreifen, statt die Konservierung einer verjährteten Deutungshoheit der vor-behavioristischen Psychologie zu betreiben. Konkret ergibt sich als Desideratum eine kontroverse Haltung der phänomenologischen Psychologie.

#### **2.1.2.4 Emanzipation der Zahlen**

Als Tenor vornehmlich deskriptiver Betrachtungsweisen gilt die Kritik an einer quantitativen Reduktion mathematisierender Ansätze – durch die numerische Abbildung gerieten wichtige Aspekte aus dem Blick der Wissenschaften. Dieser Haltung entspricht für den Ausdruck „Emanzipation der Zahlen“ die Lesart eines *genitivus objectivus*: Die Wissenschaft müsse von den Zahlen emanzipiert werden, um dem Gegenstand gerecht zu werden. Wenn Phänomenologie als geisteswissenschaftliche Denkweise aufgefasst wird, droht, fälschlicherweise zu urteilen, sie komme mit dieser Haltung überein. Tatsächlich waren die Phänomenologen aller Epochen eher um die Emanzipation der Zahlen im Sinne eines *genitivus subjectivus* bemüht: Die Bedeutung der Messung und Quantifizierung herauszustellen, um sie von einer bloß formalen Bestimmung zu emanzipieren – die Zahlen selbst zu befreien. Statt grundsätzlich gegen die Verwendung mathematischer Methoden in den Wissenschaften zu polemisieren, ist der Ansatz der Phänomenologie, die reduktionistische Gefahr abzuwenden, indem die eigentliche Bedeutung der numerischen Relationen dargestellt wird. Dadurch werden einseitig formal verstandene Zusammenhänge überwunden und ihr innerhalb der Erfahrung konstituierter Sinn rehabilitiert. In diesem Sinne ringt die Verjüngung der phänomenologischen Psychologie auch gegen die Auffassung der Phänomenologie als Geisteswissenschaft.

Die Strukturanalyse der Messung wurde durch Geigers Arbeit über *Methodologische und experimentelle Beiträge zur Quantitätslehre* (1907) angeregt. Sie ist stilistisch durch die Achtung vor der Eigenständigkeit der experimentalpsychologischen Methoden gekennzeichnet und unterscheidet sich deswegen deutlich von jeder philosophischen oder geisteswissenschaftlichen Patronage. In diesem Sinne konzidiert Geiger: „Die methodische Begriffserklärung geht in der Naturwissenschaft der Arbeit an den Problemen her, sie geht ihr nicht voraus - und diese Art der Arbeit ist die normale für die Einzelwissenschaft“ (Geiger, 1907, 328). Unglücklicherweise ist es über diesen Beitrag hinaus in der phänomenologischen Bewegung kaum zu einflussreichen Beiträgen zur Thematik gekommen. Zumindest ein jüngerer Beitrag zu diesem Zusammenhang stammt von Bredenkamp und Graumann und

befasst sich mit *Möglichkeiten und Grenzen mathematischen Verfahrens in den Verhaltenswissenschaften* (1973). An der Seite einiger weiterer Ansätze stellen diese Texte den Vorstoß zu einer phänomenologischen Erweiterung der Messtheorie dar, die jedoch bisher nicht systematisiert wurde. Den Stand dieses Vorstoßes zu umreißen, hilft, seine Schwierigkeiten und Potenziale zu erfassen.

Von großem Wert für den phänomenologischen Blick auf die Messung ist darüber hinaus der Umstand, dass Husserl – als ausgebildeter Mathematiker – der Bedeutung der Zahlen in seinem gesamten Œuvre Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die *Philosophie der Arithmetik* (1891) nimmt dabei eine wichtige Rolle ein, wenngleich ihre Veröffentlichung noch vor Husserls phänomenologischer Schaffensphase erfolgte und deswegen teilweise unter dem Einfluss psychologischer Denkens steht. Zudem tangieren Husserls Reflexionen die Frage der Messung lediglich und finden den Punkt der größten Annäherung an die Messtheorie in dem Aufsatz *Realwissenschaft und Idealisierung – die Mathematisierung der Natur*, der nach textkritischer Analyse vor dem Jahre 1928 verfasst wurde. Der Beitrag dieser Analysen besteht also in der intentionalanalytischen Grundlegung der messtheoretischen Überlegungen.

Die wichtigste Vorarbeit für eine phänomenologische Messtheorie ist die Analyse des Aktes der Messung: „Was tue ich denn, wenn ich messe? Die Antwort ist: ich ordne Gegenständen Zahlen zu. Was ist durch Zahlenzuordnung gewonnen? Die Frage löst sich, wenn wir uns klar machen, was überhaupt Zahlen sind. Nach der formalen Auffassung der Mathematik sind Zahlen Zeichen, die den Rechnungsregeln gehorchen“ (Geiger, 1907, 333). In ähnlicher Weise statuieren Graumann und Bredenkamp:

„Die Zahl ist nämlich dazu geeignet, in die Ununterschiedenheit der gemeinsamen Eigenschaften eine Unterscheidung hineinzubringen, und ebenso auch dazu das Gemeinsame in den Dingen zusammenzufassen‘ (von Kues). Die Zahl wird zum ‚Urbild der Begriffe unseres Geistes. Dieser kann ohne die Zahl nichts leisten [...] Da also die Zahl soviel wie Erkenntnisweise ist, kann nichts ohne sie erkannt werden‘. [...] Halten wir fest, daß die Bestimmung der Einheit in der Verschiedenheit, daß die Feststellung von Unterschieden im Unterschiedenen und die Festlegung von Verhältnissen zwischen Unterschiedenem zu den wichtigsten Leistungen der zählenden und messenden Mens ‚gerechnet‘ wurde und wird“ (Bredenkamp & Graumann, 1973, 52f).

Mit diesem Ansatz ist der Schein präsupponierter Objektivität gebrochen, insofern als die Bedeutung der Zahlen fragwürdig geworden ist. Ihre Auffassung als Zeichen eröffnet einen

umfangreichen Zusammenhang, in dem das Wesen des Zeichens und seiner Beziehung zum Gegenstand bestimmt werden muss. Auch wenn sich diese grundsätzlichen Analysen betreiben lassen, ist die wissenschaftliche, also praktische Verwendung mit ihr noch nicht kritisiert. Vielmehr stellt Geiger fest, dass „[a]lle Sätze der Theorie des Messens sich daraus ableiten [lassen], daß das Messen eine Veranstaltung ist, um eine Gegenstandsreihe an den Vorteilen der Gesetzgebung der Arithmetik teilnehmen zu lassen“ (Geiger, 1907 334). Als Zweck der mathematischen Abbildung lässt sich die Transformierbarkeit der Zahlen feststellen. Analog stellen Graumann und Bredenkamp fest: „Der zeitgenössische Verhaltenswissenschaftler, der eine andere Konzeption von Zählen und Messen hat, der seine Meßtheorie rein als Skalometrie betreibt, wird, sofern er Psychologe ist, jene Operationen der Begriffsbildung zuordnen und als Momente der generalisierenden Abstraktion verstehen, doch fern aller Mathematik“ (Bredenkamp & Graumann, 1973, 53). Neben der Phänomenologie der Zahlen als kritischer Erweiterung der Mathematik ergibt sich folglich die Möglichkeit einer Phänomenologie der Verwendung von Zahlen als Erweiterung der Skalometrie bzw. Messtheorie.

Das Beispiel der Aktanalyse der Zeitmessung im Vergleich des Sekundenzählens mit der Verwendung einer Uhr hilft, das Interesse dieser phänomenologischen Messtheorie zu verstehen: „Statt daß ich also der Zeitenreihe direkt die Zahlenreihe zuordne, ordne ich erst den Zahlen den Raum, den vom Körper zurückgelegten Weg, zu. Dieser Raum ist seinerseits wieder der Zeit eindeutig zugeordnet, so daß ich die Zeit indirekt messe. Zwischen Zahl und Zeit wird der Raum eingeschoben. Es findet jetzt nicht mehr die Zuordnung Zahl - Zeit statt, sondern Zahl - Raum - Zeit“ (Geiger, 1907, 341). Mag es sich auch um ein Beispiel handeln, das so voraussetzungsarm ist, dass es keine kritische Wirkung in der Verhaltenswissenschaft entfalten kann, so ist es zugleich doch ein erhellender Gedanke, der die phänomenologische Reflexion auf das Messen gelungen verdeutlicht: Die Handlung des Messens darf nicht als camera obscura verklärt werden, deren Produkt numerische Daten sind. Die Bedeutung der resultierenden Zahlen und deren Transformation hängt von der Form des Zugriffs innerhalb der Erfahrung ab. Messtheoretisch ist hiermit das Repräsentationstheorem bezeichnet, „das angibt, unter welchen Bedingungen eine Meßskala entwickelt werden kann. Nach diesem Theorem wird ein System empirischer Relationen durch ein System numerischer Relationen repräsentiert, wenn es eine Funktion  $f$  gibt, die jedem Element  $x$  eine Zahl  $f(x)$  so zuordnet, daß die empirische Relation  $x_1 R x_2$  die numerische Relation  $f(x_1) S f(x_2)$  impliziert. ‚ $R$ ‘ und ‚ $S$ ‘ sind Symbole für bestimmte Relationen“ (Bredenkamp & Graumann, 1973, 62).

Repräsentation als fundamentale Erfahrungs-Struktur der Messung kann nicht unreflektiert postuliert werden. Aus der inhomogenen Fülle der Erfahrung Gegenstände zählend, kolligierend, repräsentierend und dadurch homogenisierend herauszugreifen, gründet auf die elementare Frage nach der Ähnlichkeit – Bredenkamp und Graumann paraphrasieren Helmholtz, um auf diesen Aspekt hinzuweisen: „1. Was heißt überhaupt, zwei Objekte in gewisser Hinsicht für gleich zu erklären? Erst dadurch aber, daß wir sie als gleichartig setzen, werden sie im strengen Sinne vergleichbar. 2. Welchen Charakter muß die physische Verknüpfung zweier Objekte haben, damit wir vergleichbare Attribute daneben als additiv verbunden und diese Attribute demzufolge als Größen, die durch benannte Zahlen ausgedrückt werden können, ansehen dürfen?“ (Bredenkamp & Graumann, 1973, 55). Weil die Phänomenologie an dieser Stelle keinen Relativismusvorwurf vorbringt, kann ihre Reflexion helfen, die Legitimation mathematischer Operationen in der Psychologie zu festigen, indem eine Beziehung zur unmittelbaren Erfahrung als Rechtsquelle der numerischen Repräsentation aufgezeigt wird.

Ohne an dieser Stelle eine vollständige Darstellung vorzutragen, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass die aktphänomenologische Haltung eine wichtige Abgrenzung gegenüber den etablierten rationalistischen und empiristischen Ähnlichkeitsbegriffen vornimmt, der auch der kognitivistischen Theorie des Problemlösens zugrundeliegt: „Symbol tokens are patterns that can be compared by the IPS and judged equal or different“ (Newell & Simon, 1972, 23). Während diese entweder „Ähnlichkeit auf Identität und Verschiedenheit einer jeweilig verschieden großen Anzahl oder doch ‚Menge‘ von Teilen (identitas partium) in den als ‚ähnlich‘ gegebenen Sachen“ (Scheler, 1921/2007, 462) zurückführen oder „von der Ähnlichkeit ausgehend als Grundphänomen, die Identität als den ‚Grenzfall‘ von Ähnlichkeit, nämlich als jenen, wo Ähnliches nicht mehr unterscheidbar oder ‚ununterscheidbar‘ ist, anzusehen und ‚Verschiedenheit‘ dann nicht als Voraussetzung der Ähnlichkeit (Gattung zu ihr), sondern nur als Nonidentität zu definieren“ (ebd.), bemühen sich die Phänomenologen um eine vollständige intentionale Analyse der Identitäts- und Ähnlichkeitsphänomene, ohne deren Form zu präsupponieren. Auch der Gedanke einer ‚generalisierenden Abstraktion‘ lässt sich infrage stellen, wobei „Begriffsbildung qua Abstraktion das Absehen von allem [meint], was Dinge und Sachverhalte voneinander unterscheidet, zugunsten des Hinsehens auf und Feststellens von Charakteristika, die die in Frage stehenden Gegebenheiten gemeinsam haben, wobei solche Charakteristika Elemente, Relationen oder Funktionen sein und mit Zeichen versehen werden können“ (Bredenkamp & Graumann, 1973, 53f). Mit Scheler lässt sich erwidern:

„Natürlich gibt es solche Ähnlichkeit, die sich nur unter dieser Voraussetzung heraushebt und als in dieser und jener ‚Hinsicht‘ bestehend bestimmbar und mittelbar ist. So können mehrere Körper sich ‚in Hinsicht‘ auf Größe, Gestalt, chemische Zusammensetzung ähnlich und unähnlich sein und dies in den verschiedensten Graden. Aber dieser ‚mittelbaren‘ Ähnlichkeit, die eine begriffliche Fassung der Gegenstände, die ähnlich sind, voraussetzt, entspricht als ihre Voraussetzung eine unmittelbare Ähnlichkeit. Solche unmittelbare Ähnlichkeit besteht allein z. B. zwischen einfachen Qualitäten, wie zwischen Rosa und Purpur (gegenüber dem Grün etwa), eine Ähnlichkeit, die nicht voraussetzt, daß ich etwa in beiden Farben die Röte erfasse, oder daß sie in Ton, Helligkeit, Sättigung zerlegt werden [...]. Ähnlichkeit ist wesentlich ‚Ähnlichkeit von etwas, X, mit einem anderen, Y‘, und keine Ähnlichkeit kann gegeben sein, ohne daß auch der Hinblick auf zwei Träger mitgegeben ist“ (Scheler, 1921/2007, 463).

Für die empirische Praxis bedeutet dieser Gedanke zunächst, dass es keinen methodisch und insofern formal abgesicherten Weg gibt, der die skalometrische Homogenisierung von Gegenständen garantiert. Über diesen negativen Aspekt hinaus zeigt sich aber auch, dass jeder Homogenisierungsversuch – implizit oder explizit – auf einen sinnhaften Zusammenhang gründet und ihn ausdrücken muss. Deswegen spricht Scheler davon, dass „wie jeder Gegenstand, so auch jeder Teil eines Gegenstandes nur in einem Totalakt gegeben [ist], der Wahrnehmung, unmittelbare Erinnerung und unmittelbare Erwartung bereits in sich befaßt“ (ebd., 464f). Mit diesem Ausdruck des ‚Totalaktes‘ ist der bedeutungsmäßige Horizont gemeint, in dem sich – auch dem Psychologen – der jeweilige Gegenstand gibt, der daraufhin in einer bestimmten Hinsicht abstraktiv generalisierend einem numerischen Relativ zugeordnet werden kann.

Schelers Argumentation konvergiert an dieser Stelle mit derjenigen Husserls: „Die Urteilstätigkeit des Unterscheidens setzt evidentermaßen bereits ausgeschiedene, für sich bemerkte Inhalte voraus; es können also diese Inhalte nicht erst dadurch bemerkbar geworden sein, daß sie voneinander unterschieden wurden“ (Hua XII, 57). Dieser Inhalte bemerkende Akt ist der Einstiegspunkt für die Intentionalanalyse des Kolligierens, welche auch für das Messen von Bedeutung ist, insofern die „Messungen der Größen überall auf Zählungen, d. h. auf Anzahlbestimmungen beruhen“ (ebd., 12). Die „Philosophie der Arithmetik“ räumt deswegen in einem ersten Schritt inadäquate Vorstellungen vom Zählen, dass es auf Raum-, Zeit- oder Unterschiedsvorstellungen reduziert werden könne, aus, um daraufhin die Eigenheit des eigentlichen Aktes festzustellen.

Systematisch durch phänomenologische Betrachtungen fundiert wird Husserls Analyse des Kolligierens jedoch erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte. In den *Ideen zu Einer Reinen Phänomenologie und Phänomenologischen Philosophie* gelingt es ihm, seine vorherigen Gedanken in diesem Sinne voranzutreiben. Dort spricht er vom Kolligieren als Fall der „noematischen Synthesen“ (Hua III, 284), denen noematisch die „apophantischen Bedeutungsform der formalen Logik“ (ebd., 293) entsprechen. Während Husserl in der „Philosophie der Arithmetik“ den Begriff der kollektiven Verbindungen noch als „Konjunktion Und“ (Hua XII, 76) bestimmt, hebt er in seinem phänomenologischen Denken den wesentlichen Bezug allen Zählens und folglich auch Messens zur Bedeutung heraus:

„Im synthetischen Bewußtsein, sagten wir, konstituiert sich ein synthetischer Gesamtgegenstand. Er ist aber darin in ganz anderem Sinne ‚gegenständlich‘ als das Konstituierte einer schlichten These. Das synthetische Bewußtsein, bzw. das reine Ich ‚in‘ ihm, richtet sich vielstrahlig auf das Gegenständliche, das schlicht thetische Bewußtsein in einem Strahl. So ist das synthetische Kolligieren ein ‚plurales‘ Bewußtsein, es wird eins und eins und eins zusammengenommen“ (Hua III, 294). „Zu jeder solchen vielstrahligen (polythetischen) Konstitution synthetischer Gegenständlichkeiten - die ihrem Wesen nach ‚ursprünglich‘ nur synthetisch bewußt werden können – gehört die wesensgesetzliche Möglichkeit, das vielstrahlig Bewußte in ein schlicht in einem Strahl Bewußtes zu verwandeln, das im ersteren synthetisch Konstituierte sich in einem ‚monothetischen‘ Akte im spezifischen Sinne ‚gegenständlich zu machen‘“ (ebd.).

Husserls Betrachtungen führen ihn zur Beziehung zwischen monothetischem Bewusstsein – bei Scheler: Totalakt – und polythetischem Bewusstsein, das die gezählten oder gemessenen Gegenständlichkeiten unterscheidet bzw. deren Ähnlichkeit beurteilt. Eine phänomenologische Messtheorie kann daran anschließend auf die Funktion der Aufmerksamkeit Bezug nehmen, um den Akt des Messens zu analysieren.

Als polythetischen Akt lässt sich die Zuordnung zum numerischen Relativ beschreiben, der auf dem Rücken des attentionalen Totalaktes ruht, seinerseits jedoch auch einer Analyse bedürftig ist. Unreflektiert kann hier der falsche Eindruck vermittelt werden, der Fehlinterpretationen Vorschub leistet. Eine Gefahr besteht darin, die Zuordnung zu einem numerischen Relativ als Verhältnis zu verstehen, in dem Messwerte den Anschein der Aktivität gewinnen – als prägten sie sich dem Gegenstand der Messung selbst auf. Vermutungen dieser Art begünstigen die Überhöhung der Bedeutung von Messungen, wie sie sich etwa im Falle erfolgreicher Konstrukte – ein Beispiel ist der Intelligenzquotient – zeigt, insofern als

verkannt wird, dass es sich letztlich nur um eine Transformation anhand individueller Messereignisse gewonnener skalometrischer Zuordnungen handelt. Voraussetzung, um diese Gefahr zu sehen, ist eine Reflexion auf die strukturellen Eigenheiten von verschiedenen Formen der Beziehung. Ein Abriss dieser Art Strukturanalyse findet sich bei Löwith:

„Etwas Zuhandenes kann weder es ‚selbst‘ sein noch ‚sich‘ (selbst) zu einem verhalten, noch sich selbst zu einem ‚verhalten‘. Verloren geht so etwas nur, sofern es einer verliert, und finden lässt es sich nur, sofern es einer findet. Was also vorliegt, ist ein prinzipiell einseitiges Verhältnis, und einseitige Verhältnisse liegen überall und nur dort vor, wo sich Einer nicht zu einem andere, sondern zu Etwas verhält. Weil sich aber Etwas auch gar nicht wie ein anderer selbst zu mir ‚verhalten‘ kann, liegt streng genommen auch gar kein einseitiges ‚Verhältnis‘, sondern ein bloßes Sich-selbst-dazu-Verhalten vor. Wirklich ‚einseitige‘ Verhältnisse gibt es nur innerhalb des als Verhältnis immer schon als gegenseitig beanspruchten Verhältnisses des einen zum andern. Das sich nicht zu mir Verhalten des Etwas bedeutet kein negatives Sich-Verhalten – sich unauffindbar machen kann immer nur Einer – sondern die Abwesenheit jeglichen solchen Könnens“ (Löwith, 1928, 151). „In einem Verhältnis zu-ein-ander kann nur einer zu einem andern stehen, denn nur einer und ein anderer verhalten sich selbst und daher zueinander. Ihre Gegenseitigkeit ist eine solche des Ein-ander. Und indem der eine wie der andere sich selbst zum andern verhalten kann, vollzieht sich ihr Verhältnis zueinander im einheitlichen ‚sich‘ des Einander“ (ebd., 152).

Während Löwith das aktive Verhältnis für die Beziehung von jemandem zu jemand anderem vorbehält, markiert er die Relation als die passive Beziehung von etwas zu etwas anderem:

„Die Relation ist also eine einseitige Beziehung. Einseitig ist eine Relation in Beziehung auf die Möglichkeit einer zweiseitigen Relation, die Korrelation. Korrelativ aufeinander bezogen sind z. B. Schlüssel und Schlüsselloch. Ein jedes dieser beiden verweist seinem Sinne nach auf das andere; die Zweiseitigkeit der Korrelation bedeutet also eine Gegenseitigkeit der Relate. Das eine verweist auf das andere, keines hat Sinn ohne das andere, sie sind füreinander gemacht und passen zueinander. Und trotz ihres Füreinanderseins kann man nicht eigentlich sagen, sie stünden zueinander in einem Verhältnis. Ein Verhältnis ist weder ein bloßer Zusammenhang noch eine bloße Relation, noch eine Korrelation, obgleich es alle drei in gewisser Weise enthält“ (ebd., 148f).

Wenn die klassische psychologische Messtheorie von der Zuordnung eines numerischen Relativs zu einem empirischen spricht, darf diese folglich nicht als ein Verhältnis der Messung zum Gegenstand betrachtet werden, es stellt sich keine Beziehung des ‚Ein-ander‘ ein. Die Messung als Korrelation zu beschreiben, ist gleichfalls fragwürdig, insofern als die Zahlen

selbst keine zusätzliche Bedeutung durch die Beziehung zum Messgegenstand gewinnen. Es handelt sich um eine kontingente Relation, die gegenüber dem Bedeutungsgehalt der beobachteten Prozesse eine äußerliche Abbildung bleibt. In Husserls Worten: „Welche äußeren Gegenstände und wieviele derselben wir kolligieren und zählen, das hängt allein von unserem Interesse ab, und so wird die Einigung des Kolligierten nur bestimmt und vollzogen durch einen psychischen Akt“ (Hua XII, 46). Zwar mögen empirische Relationen in der Erfahrung gegeben sein, nicht aber deren numerische Formalisierung. Versuche, psychische Phänomene durch Messwerte, bspw. Reaktionszeiten, zu erklären, sind somit argumentativ nicht ausschließlich durch die Messung allein gerechtfertigt. Ihnen muss eine inhaltliche, dem Bedeutungszusammenhang dieser Phänomene selbst entstammende Rechtfertigung hinzugefügt werden.

Dennoch sind diese skalometrischen Abbildungen nicht bedeutungslos – sie sind nur voraussetzungsreich: „Richtig eingesetzt vermag die Mathematik in den Verhaltenswissenschaften in der Formalisierung und Axiomatisierung mit Hilfe mathematisch-logischer Konstrukte zu besseren Theorien, in der Messung zu gesicherten Forschungsergebnissen zu führen. Falsch – und das heißt v. a. vorzeitig – eingesetzt, verschafft die Mathematik der Verhaltenswissenschaft den Glanz einer Pseudoexaktheit oder aber die hochgradig gesicherte Erkenntnis von Trivialitäten“ (Bredenkamp & Graumann, 1973, 61). Crease schlägt im Anschluss an Heidegger vor, die Bedeutung der Messung im Zusammenhang einer ‚metroscapē‘, also gewissermaßen der ‚Landschaft des Messens‘, zu bestimmen, um den Blick auf die zugrundeliegende Sinnstruktur zu richten: „The metroscapē means that the environment in which we measure is not neutral; this of course is Heidegger’s point about the Gestell. In the modern atmosphere, measuring tends to dazzle and distract us. We tend to look away too much from what we are measuring, and why we are measuring, to the measuring itself. Measuring certainly works, and helps us to get around – but in the modern metroscapē, it can lead us to think that it is all we need to get around“ (Crease, 2014, 86).

Heideggers eigene Analysen vermögen hier zu ergänzen, dass durch das ‚Gestell‘ der Blick erst auf das ‚Ereignis‘ falle – und die Messung des Ereignisses steht gewissermaßen der unmittelbaren Erfahrung gegenüber, welche statt sich punktuell zu ereignen, sich in der Dauer ausdehnt: „Im wechselweisen Sichstellen von Mensch und Sein hören wir den Anspruch, der die Konstellation unseres Zeitalters bestimmt“ (Heidegger, 1957, 27f). Die Mathematisierung der Naturwissenschaften wird so zum Prozess der Idealisierung, die sich mit

Husserl als „Krisis der Wissenschaften“ bezeichnen lässt: „reality is believed to contain, embody, and conceal a mathematical structure“ (Gurwitsch, 1974, 35).

In Husserls Worten: „Mit den qualitativen Unterschieden gehen in gewisser Weise im rohen Hand in Hand quantitative. In der quantitativen Sphäre, in dem Bereich der Extension, drückt sich alles Wahre aus“ (Hua VI, 284). Der Begriff „Limesidealisation“ (ebd., 288) beschreibt dementsprechend, dass die mathematisierende Weltanschauung der Wissenschaft das Idealbild der Welt als durch quantifizierbare Gesetze eindeutig bestimmten konstruiert: „Man operierte im exakten Ideendenken mit Idealbegriffen der Unveränderlichkeit, der Ruhe und der qualitativen Unveränderlichkeit, mit Idealbegriffen der Gleichheit und des Allgemeinen (der Größe, Gestalt), das in beliebig vielen ideal unveränderten und so qualitativ identischen Exemplaren absolute Gleichheiten ergibt, man baute jede Veränderung aus Phasen auf, die wie momentane exakte Unveränderungen mit ihren exakten Größen etc. angesehen wurden“ (ebd., 291). Hier eint sich die erkenntniskritische Perspektive der Phänomenologie mit dem Anti-Intellektualismus Bergsons.

Indes, die voraussetzungsreichen Messungen bloß skeptisch zu betrachten, ist allzu leicht und führt zu einer geisteswissenschaftlichen Isolation. Deswegen ist es wichtig, Geigers grundsätzliche Ehrfurcht gegenüber den Möglichkeiten mathematisierender Verfahren in den Wissenschaften zu bewahren. Es darf nicht darum gehen, sich das gewaltige Potenzial der arithmetischen Transformationen zu versagen, sondern seine Verwendung zu rechtfertigen und im Zuge der Anwendung seine eigentliche Bedeutung nicht zu verlieren.

Somit ergibt sich als vierter Programmpunkt der Verjüngung: Erst wenn die phänomenologische Psychologie von der Kritik der Metrisierung und Mathematisierung zu ihrer Anerkennung übergeht, ist ein produktiver Dialog mit der Experimentalpsychologie möglich, denn diese ist in ihrer zeitgenössischen Ausprägung wesentlich Mosaik zersetzter Einzelmethoden und profitiert nicht von rein geisteswissenschaftlichen Antireduktionismen. Diese Anerkennung muss jedoch als die Entwicklung einer phänomenologischen Messtheorie durchgeführt werden, die nicht als Fortsetzung der gegenwärtigen methodologischen Tendenzen der Psychologie missverstanden werden darf. Weil selbst die wissenschaftlich standardisierte Psychologie in der Erzeugung und Interpretation von Messungen auf eine – zumeist in ihren Fundamenten nicht reflektierte – Messtheorie fußt, kann die Phänomenologie die Bedeutung aller experimentellen Methoden durch den Blick auf ihre Struktur erhellen und ihren originären Bezug auf die Erfahrung und deren präreflexive, z. B. lebensweltliche,

Verfassung wiederherstellen. Die Bedeutung der Messung darzustellen wird somit zur zweifältigen Perspektive, sowohl den Zusammenhang der Messung mit deren qualitativem Gehalt zu erschließen als auch die Entwicklung der Messungen selbst methodologisch voranzutreiben. Das resultierende Desideratum ist eine phänomenologische Messtheorie.

## **2.2 Zur Experimentalpsychologie**

Statt in die Psychologie einen externen philosophischen Ansatz hineinzutragen, dem die disziplinäre Lage letztlich doch fremd bleibt, ist das Programm der Verjüngung daran orientiert, sich organisch innerhalb der Psychologie zu entwickeln und an den disziplinimmanenten Problemen zu orientieren. Die wichtigste methodologische Bezugsgröße ist dabei die Experimentalpsychologie, die allerdings nicht als Methode verkannt werden soll, als sei das Experiment eine bloß kontingente Technik. Das Experiment hat die empirische Psychologie historisch geprägt und fungiert gewissermaßen, im Angesicht der kontinuierlichen Partikularisierung des Faches, als Lückenbüßer für die Einheit der Wissenschaft. Der Begriff ‚Experimentalpsychologie‘ lässt sich gleichsam als Standardfassung der psychologischen Forschung in ihrer Entwicklung im kulturellen Einflussbereich des sogenannten Westens bestimmen. Mag der Kognitivismus ihr einflussreichstes Paradigma gewesen sein, so wäre der Begriff in Anbetracht einiger weiterer Entwicklungen zu eng. Selbst eine phänomenologische Psychologie, deren Programm eine markante Weiterentwicklung der Disziplin beabsichtigt, nimmt vom experimentellen Kern keinen Abstand, wäre also ‚Experimentalpsychologie‘. Indes, in dieser Hinsicht ist der Begriff doppeldeutig: Die ‚Experimentalpsychologie‘ des *status quo*, d. i. insbesondere die prospektivische Psychologie seit Wundt, bleibt zunächst der Gesprächspartner der phänomenologischen Psychologie, selbst wenn eine künftige Experimentalpsychologie auch phänomenologisch sein sollte.

Die Auseinandersetzung kann sich jedoch nicht allein auf die gegenwärtige Lage konzentrieren, denn das Projekt einer phänomenologischen Psychologie ist mitnichten auf die bloße Stellungnahme – zu der der interdisziplinäre Ansatz oftmals neigt – beschränkt, die letztlich doch auf einen externen Ansatz zurückfiele. Der eigentliche Konvergenzpunkt besteht im Sinne von Schelers Schlagwort der ‚Realpsychologie‘ in einer möglichen Experimentalpsychologie, die inhärent phänomenologisch ist. Deswegen ist die historische Perspektive, in der alternative Entwicklungsmöglichkeiten aufgezeigt werden, von größter Bedeutung. Sie muss als Spurensuche nach den Möglichkeiten einer phänomenologischen Experimentalpsychologie beansprucht werden.

In diesen Spuren können sodann an denjenigen Systemstellen, welche die zeitgenössische Forschung prägen, aber keine Stabilität vorweisen, also Sollbruchstellen sind, alternative Grundlagen für die Experimentalpsychologie vorgeschlagen werden. Kognition, Funktion und Information sind ubiquitäre Begriffe der psychologischen Erklärung, auf deren Präsuppositionen umso schwieriger zu reflektieren ist, je selbstverständlicher ihre meist nur alltagssprachliche Verwendung ist. Zu behaupten, es bedürfe keiner Reflexion, wird zumeist nur nominalistisch gestützt: kognitive Funktionen beispielsweise seien mehr nicht als der Name für eine Menge von Konstrukten. Wer sich dieses Nominalismus bedient, gibt allerdings sogleich den Anspruch auf, eine Einheit des psychischen Subjekts zu untersuchen, sodass die besagte Menge grundlos eingeschränkt oder erweitert werden kann – es entsteht eine konfuse Gruppierung von zusammenhagslosen Ideen. Willkür herrscht in nominalistischer, konstruktivistischer oder relativistischer Psychologie allemal – falsch ist sie hingegen allein deswegen, weil selbst diejenigen Forscher, die den Gegenstand ihrer Untersuchungen für ein zufälliges Produkt der Geistesgeschichte halten, eigentlich etwas erleben und dieses Erleben schlichtweg als Konstruktion vermeinen. Hier leistet die Phänomenologie eine Aufklärung, die mit jeder Form des Nominalismus brechen muss: „Aber nicht dürfen wir dies als das Wesentliche des Nominalismus auffassen, daß er in der Absicht, Sinn und theoretische Leistung des Allgemeinen aufzuklären, sich in das blinde assoziative Spiel der Namen als bloßer Wortlaute verliert; sondern daß er überhaupt, und zwar in Absicht auf solche Aufklärung, das eigentümliche Bewußtsein übersieht“ (Hua XIX, 149).

### **2.2.1 Historische Darstellung<sup>29</sup>**

Darin, dass Scheler in der Darstellung der Philosophie seiner Zeit wiederholt die Nähe seiner eigenen Gedanken zu Oswald Külpe sucht, ist der historische Anhaltspunkt für die Suche nach einer Experimentalpsychologie, die mit der Phänomenologie kompatibel ist, gewonnen: Die Denkpsychologie entsteht – zunächst in Würzburg – als eine Besinnung auf die komplexeren Phänomene des Psychischen resp. die höheren kognitiven Funktionen, die durch den Siegeszug der physiologischen Psychologie in den Hintergrund getreten waren. Neben einer Rückbesinnung handelte es sich jedoch zugleich um eine innovative Kraft für die Experimentalpsychologie.

---

<sup>29</sup> Der Gedankengang dieses Abschnitts wurde zuerst in einem Text entwickelt, der sich unter der Herausgabe von Thomas Kessel in der Vorbereitung für die Publikation in einem Tagungsband zu „Philosophischen Psychologien um 1900“ befindet.

In der bisherigen Literatur hat es noch keine erschöpfende Darstellung des Verhältnisses von Phänomenologie und Denkpsychologie gegeben. Am Anfang stehen die enzyklopädischen und deswegen mitunter kursorischen Betrachtungen Spiegelbergs (1972), welche sich eher auf eine Rezeptionsgeschichte beschränken, statt die Ideengeschichte als kreatives Potenzial für die Psychologie der Gegenwart zu positionieren. Die Arbeit von Münch (1998) ist demgegenüber ein wichtiger Fortschritt, doch bleibt die Betrachtungsweise auch dort weitgehend philosophisch, wo der Autor dezidiert eine „[p]sychologiegeschichtliche Zugangsweise“ wählt. Es ist deswegen nicht verwunderlich, dass seine Erklärungen auf institutionelle und biographische Gründe zurückfallen.

Der von Albertazzi (2001) herausgegebene Sammelband setzt einen anderen Akzent, insofern als viele der Texte, die zum Thema der „Dämmerung des Kognitivismus“ – also mit einem disziplinär psychologischen Schwerpunkt – zusammengetragen wurden, den Bezug zu Husserl suchen. Doch zugleich handelt es sich in der Regel um vornehmlich geschichtliche oder philosophiesystematische Darstellungen, sodass letztlich ein Spalt zwischen Retrospektive und für die moderne Psychologie tatsächlich gültige Wissenschaftstheorie bestehen bleibt. Das Verhältnis der beiden geistesgeschichtlichen Richtungen ist daher weiterhin problematisch.

Um in der Darstellung dieses Zusammenhangs voranzuschreiten, sind zwei Perspektiven zu beziehen. Erstens stellt sich die Frage nach dem Einfluss der Philosophie, insbesondere der Phänomenologie, auf die Arbeit der Denkpsychologen. Doch diese Blickrichtung findet erst darin Erfüllung, dass zweitens zu untersuchen ist, wie dieser Einfluss die genuin psychologische Dynamik der Entwicklungen in der Denkpsychologie bestimmt hat. Es handelt sich gewissermaßen zunächst um eine Spurensuche rückwärts zum Ursprung der Denkpsychologie und zweitens vorwärts hinein in die Disziplin der Psychologie. Die erste Spurensuche wäre ohne die zweite rein historisch und deswegen für die Gegenwartspsychologie kontingent, die zweite Suche aber ohne die erste blind, weil sie daran gebunden wäre, was in der Psychologie noch heute oberflächlich verfügbar ist. Erst in ihrer Kombination wird die verlorene Spur einer anderen Denkpsychologie sichtbar, welche letztlich für den gegenwärtigen Kognitivismus eine echte Alternative darstellen könnte.

Der Weg rückwärts lässt sich in der Gegenwart beginnen. Jenseits ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlagen – hierzu sei etwa die oben diskutierte Skalometrie gezählt – ist die zeitgenössische Experimentalpsychologie von verschiedenen paradigmatischen Ansätzen

geprägt, neben dem Kognitivismus etwa durch den Konnektionismus, aber auch den Enaktivismus. Sie stellen einerseits den theoretischen Rahmen für die Entwicklung von experimentellen Hypothesen, andererseits bestimmt ihre Akzentuierung einzelner Momente der Empirie auch die Salienz der verfügbaren experimentellen Methoden. Allerdings bestimmt nicht nur das theoretische Gerüst seine Methoden, sondern – in Abhängigkeit von den Eigenheiten des Paradigmas – die Methoden (und nicht nur die Beobachtungen) teilweise die Theoriebildung.

Die historische Betrachtung des Experimentierens kann sich deswegen nicht ohne Weiteres auf die Spur eines einzigen Paradigmas beschränken. Erst der Blick auf eine einzelne Forschungsdomäne und das jeweils in ihr dominante Paradigma erlaubt diese Schwerpunktsetzung. Zur Vorbereitung der Phänomenologie des Problems fällt diese Wahl auf die Tradition der Problemlösungsforschung, die theoretisch durch das Konzept der Informationsverarbeitung als kognitivistisches geprägt wurde. Ausschlaggebenden Einfluss hatte die Forschung von Allen Newell und Herbert Simon, insbesondere die Veröffentlichung von *Human Problem Solving* (1972). Mit der Theorie korrespondieren Methoden wie beispielsweise die sog. ‚think aloud protocols‘ oder die ‚micro worlds‘, etwa SHRDLU (Winograd, 1972). Zwar gibt es auch im gegenwärtigen Diskurs marginale oder anachronistische Positionen, doch in letzter Instanz fällt der Konsens der Forschung insbesondere in der experimentellen Konzeption, wie Problemlösen zu untersuchen sei, stets auf den Kognitivismus zurück. Der Begriff der Kognition als zentralem Konzept dieses Paradigmas wird somit zur ersten Brücke zwischen phänomenologischer und Experimentalpsychologie.

Indessen ist die Theorie der Informationsverarbeitung nicht mit dem Kognitivismus gleichzusetzen, sondern eine seiner Formen. Die historische Entwicklung dieses Paradigmas kennt neben ihr andere, teilweise antagonistische Ansätze. Eine moderate kognitivistische Position zeigt Skeptizismus gegenüber der Beschreibung des Menschen als symbolverarbeitendem System (etwa Neisser, 1967), die von Newell und Simon erwogen wird. Ein anderer Ansatz entwickelt gegenüber der von ihnen genutzten Selbstberichterstattung eine kritische Haltung (etwa Nisbett & Wilson, 1977). Trotz dieser paradigmatischen Spannungen ist Informationsverarbeitung das zentrale Konzept der kognitivistischen Problemlösungsforschung. Daraus ergibt sich, dass die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Information eine weitere Brücke zwischen Experimentalpsychologie und phänomenologischer Psychologie ist.

Die Entstehungsgeschichte des informationsverarbeitenden Ansatzes ist von Newell und Simon gut dokumentiert worden (Simon, 1999): Zur Mitte des 20. Jahrhunderts ergaben sich

in der Psychologie diverse Horizontalverbindungen über den Atlantik. Eine wichtige Aufgabe spielte dabei die systematische Abhandlung von Robert Woodworth *Contemporary Schools of Psychology* (1931/1948). Hier wurden die wesentlichen europäischen Theorietraditionen porträtiert und der Vergleich mit nordamerikanischen Pendanten gezogen. Auf diese Weise wurden für Newell und Simon, die beide ihren Studienschwerpunkt nicht in der Psychologie, sondern in der Informatik gewählt hatten, die geistesgeschichtlichen Strömungen ihrer Zeit als Kontexte der eigenen zugänglich.

Mit Blick auf den Inhalt der Problemlösungsforschung war allerdings die Dissertation des Niederländers Adriaan de Groot von größerer Bedeutung. Simon gibt an, sie bereits 1954 gelesen zu haben. De Groot hatte sich ausführlich mit dem Schachspiel beschäftigt und dabei festgestellt, dass der Unterschied zwischen Amateuren und Großmeistern nicht etwa in einem linearen Wachstum der Reflexionen auf die gegebene Position der Figuren bestehe. Es gehe anscheinend nicht um die quasi-mathematische Auflösung von Gleichungen, sondern darum „to make decisions on the basis of incomplete data“ (De Groot, 2008, 366). Unsicherheit und Ambiguitätstoleranz wurden auf diese Weise als wichtige Merkmale des Problemlösens ans Licht gebracht.

Das Interesse am Talent von Schachgroßmeistern wurde von de Groots Doktorvater, dem Ungarn Géza Révész, gefördert, welcher als Reaktion auf antisemitische Tendenzen in seiner Heimat bereits 1919 in die Niederlande emigriert war und einen Ruf an die Universität Amsterdam angenommen hatte. Révész' eigene Forschung widmete sich insbesondere der Kreativität und dem Talent, wobei er außergewöhnliche Fälle wie blinde Bildhauer berücksichtigte. Zwar war der Ungar bei der Promotion seines Schülers de Groot bereits emeritiert, doch de Groots Manuskript zeigt auf der inhaltlichen Seite der Begabungs- und Kreativitätsforschung eine deutliche Anlehnung an die Arbeiten des Lehrers.

Indes, mit der Erwähnung Révész' ist zugleich ein Surplus gegenüber den rein kognitivistischen Arbeiten Newells und Simons gegeben. Es besteht darin, dass sich für ihn die Forschung mit talentierten Menschen nicht auf die Beobachtung der praktischen Generierung von Lösungen beschränkte. Empirische Kreativitätsforschung war für ihn wie für seinen Freund Julius Bahle die Grundlage für die Untersuchung des produktiven Denkens, zumal des Schöpferischen. Der wichtige Unterschied ist dabei, dass mit dem Begriff des produktiven Denkens gegenüber demjenigen der Informationsverarbeitung beim Problemlösen die Frage nach dem qualitativen und nicht nur rekombinatorischen Neuen gestellt wurde.

Dass Newell und Simon, aber auch schon de Groot diesen Gesichtspunkt weitgehend vernachlässigten und dadurch die Differenz zwischen produktivem und reproduktivem Denken vernachlässigten, ist ein maßgebliches Detail, das im Rückblick als die Fundamentierung einer konzeptionell eingeschränkten Problemlösungsforschung bewertet werden muss – auch wenn diese Fundamentierung bereits zuvor angelegt gewesen ist. In anderen Worten: Der Ansatz von Révész war gegenüber der Beschaffenheit seines Untersuchungsgegenstandes offener. Weil diese Offenheit aus Perspektive der Informatik allerdings Unterbestimmtheit bedeutet, musste für Newell und Simon die Bevorzugung der präziseren, weil konzeptuell festgelegten Arbeit de Groots resultieren.

Révész hatte, wie sein Freund David Katz, Anfang des 20. Jahrhunderts bei Georg Elias Müller in Göttingen Psychologie studiert. Auf diesem Wege war er auch mit der Phänomenologie in ihrer frühesten Phase in Berührung gekommen, denn Husserl lehrte seit 1901 ebenfalls in Göttingen. Es wäre falsch zu behaupten, dass Révészs Ansatz deswegen als phänomenologische Psychologie qualifiziert werden könne. In seinen Veröffentlichungen gibt es nur cursorische Bezüge zu Husserl, die nicht auf ein Bekenntnis zu dessen Phänomenologie hinweisen. Auch die Bezüge zu denjenigen Phänomenologen, die der empirischen Psychologie näherstanden als Husserl selbst, insbesondere Scheler, Stumpf oder die Münchner, wie Lipps, Pfänder oder Geiger, sind zwar vorhanden, doch nicht maßgeblich. Es lässt sich deswegen in Übereinstimmung mit Spiegelberg (vgl. 1972, 53f) sagen, dass Révész seine persönlichkeits- und kreativitätspsychologischen Untersuchungen allenfalls in der Peripherie der Phänomenologie durchgeführt hat. Wichtiger als dieser explizite Bezug ist, dass er dem Inhalt seiner Forschung nach – und aufgrund des zeitgeschichtlichen Kontextes seines Denkens – dem komplexen Phänomen des produktiven Denkens gegenüber aufgeschlossener war als die funktionalistischen Modelle, die auf die Arbeit seines späten Schülers de Groot folgen sollten.

De Groots Ansatz war allerdings nicht etwa allein wegen des aufkeimenden behavioristischen Zeitgeistes restriktiver als die Lehren Révész'. Stattdessen ist der Einfluss seines zweiten akademischen Lehrers, Otto Selz, der 1938 nach Amsterdam gezogen war, um den Repressalien in Deutschland zu entkommen, gewesen. Selzens Forschung zeichnete sich durch zwei psychologiegeschichtlich bedeutungsvolle Merkmale aus. Erstens handelte es sich um die elaborierteste Anwendung der von Marbe entwickelten und von Ach als ‚systematischen experimentell‘ titulierten Form der Selbstbeobachtung. Diese gemeinsprachlich mit der Introspektion identifizierte retrospektive Gesprächstechnik hatte einen entscheidenden Einfluss

auf die Arbeit de Groot, dessen Schlussfolgerungen auf den Sprachprotokollen der Schachspieler ruhten. Auch Newell und Simon griffen in Vermittlung durch den Text von de Groot auf Selz'sche Methodik zurück, wenngleich deren Fortentwicklung zum ‚think aloud protocol‘ in stärkerem Maße von Dunckers (1935) Arbeit beeinflusst gewesen ist.

Zweitens positionierte sich Selz in der denkpsychologischen Grundsatzdebatte über unanschauliche Erlebnisse – als ein die Frage nach dem produktiven Denken noch fundierendes Problem – deutlich gegen die späten Formen der Assoziationspsychologie, die noch in der Tradition von Eduard Ziehen auf die Würzburger Narziß Ach oder Henry Watt gewirkt hatten. Selz führte Achs Begriff der ‚determinierenden Tendenzen‘ deswegen auf eine „Anregung“ zurück, „die von der Zielvorstellung bzw. den die Aufgabe repräsentierenden Bewußtseinserlebnissen ausgehen“ (Selz, 1913, 4). Mit diesem Bekenntnis zur Teleologie ist nicht nur ein maßgebliches Merkmal der Selz'schen Denkweise erfasst, sondern zugleich auch die rote Linie, die auch noch in der Gegenwart als Präsupposition der kognitivistischen Problemlösungsforschung gilt: Handeln ist zielgerichtet. In Analogie zu Bergsons Diskussion der biologischen Theoriegeschichte (Bergson, 1908) lässt sich somit auch über Selzens Bedeutung für die Psychologie sagen, dass der Mechanismus der Assoziationspsychologie in sein Gegenteil, die teleologische Erklärung umgeschlagen ist. Es ist dabei nicht zu weit gegriffen, den Bogen bis zur *ἐντελέχεια* des Aristoteles zu spannen, wie Münch andeutet (1998, 323).

Doch auch für Selz gilt im Gegensatz zu seinem Schüler de Groot und dessen Interpreten Newell und Simon, dass ein weiterer Horizont offensteht. Mit Gewissheit handelt es sich dabei um das Gewahrsein eines problematischen Kontextes der eigenen Theorien und womöglich sogar um das explizite Bewussthaben von dessen Relevanz für die Fundierung der empirischen Psychologie. Dieser Unterschied in der Mentalität unterschiedlicher Wissenschaftler-Generationen muss betont werden. Mack (1997) gelingt es, eine differenzierte Darstellung von Selzens Denkpsychologie vorzulegen, die betont, dass sein Bewusstseinsbegriff mitnichten der Maschinenpsychologie der späteren Kognitivisten entspricht. Vielmehr gehe er in Tradition von Brentano und dessen Schülern von der Einheit des Bewusstseins aus, wobei dieses in Beziehung zu ihm transzendenten Gegenständen stehe.

Die kontinuierliche Auseinandersetzung mit Grundsatzfragen dieser Art, welche Selz neben seiner experimentellen Arbeit beschäftigten, verdeutlicht, wie sein Ansatz inhaltlich zur Phänomenologie im Verhältnis steht. Exemplarisch lässt sich dafür auf zwei Dokumente ver-

weisen. Zunächst auf einen Aufsatz, der 1941 mit dem Titel *Die Aufbauprinzipien der phänomenalen Welt* in den von Révész und Katz gegründeten *Acta Psychologica* veröffentlicht wurde, wobei bereits 1936 ein Auszug als *Les problèmes génétiques de la totalité et le problème phénoménologique de la construction des tous et des formes* im *Journal de Psychologie* erschienen war. Diesen Titel zu erwähnen, ist sachdienlich, weil zwei Schwerpunkte des Textes zum Vorschein kommen: die genetische Betrachtung einerseits und der phänomenologische Anspruch andererseits.

Bei dem Aufsatz handelt es sich zugleich um eine Kritik der Assoziations- und Gestaltpsychologie sowie um einen genetisch-psychologischen Beitrag zur Erklärung von Ganzheits- und Gestaltqualitäten in Wahrnehmungserlebnissen. Das Hauptargument der Kritik besteht darin, anzuzeigen, dass „dynamische Geseetze nicht den Aufbau der phänomenalen Ganzen selbst, sondern bestenfalls den Aufbau des physiologischen Geschehens im Wahrnehmungsfeld, das ihrer Entstehung zugrundeliegt, [erklären]“ (Selz, 1941, 10). An dieser Aussage sind zwei Aspekte hervorzuheben. Erstens betont Selz die eigenständige Verfassung der „phänomenalen Welt“, deren Aufbau darzustellen eine Frage der Beschreibung und nicht der Erklärung sei (eine Reminiszenz an Dilthey), gegenüber der „kausalgenetischen“. Zweitens gibt er die Entstehung jener aus dieser nicht auf. Schon daran zeigt sich also, dass er die transzendentalreduktive Ausklammerung der „kausalgenetischen“ Wirklichkeit im Sinne der Husserlschen „Ideen“ nicht anwendet, weil Selz auf eine realistische Position zurückfällt, und somit auch die genetische Phänomenologie nicht berücksichtigen kann. Ein Widerspruch zu Husserls deskriptiver Psychologie der *Logischen Untersuchungen* ist damit allerdings noch nicht impliziert. Zwar hatte sich Husserl dezidiert genetischer Überlegungen enthalten, doch es könnte sich bei Selzens Ansatz um einen komplementären Beitrag handeln.

Um diese Vermutung zu überprüfen, ist der Bezug zur dritten logischen Untersuchung „Zur Lehre von den Ganzen und Teilen“ herzustellen. Hier findet sich zunächst eine markante Übereinstimmung hinsichtlich der Kritik an der rein kausalgenetischen Erklärung in der Gestaltpsychologie. Auch Husserl bespricht Gestaltqualitäten und erwidert, es bedürfe „der ergänzenden Unterscheidung zwischen den phänomenologischen Einheitsmomenten, welche den Erlebnissen oder Erlebnisteilen selbst (den reellen phänomenologischen Daten) Einheit geben, und den objektiven Einheitsmomenten, welche zu den intentionalen und im allgemeinen der Erlebnissphäre transzendenten Gegenständen und Gegenstandsteilen gehören“ (Hua XIX, 237). Allerdings handelt es sich bei dieser Gemeinsamkeit um den Minimalkonsens,

der für jeden zu erwarten ist, der eine phänomenologische Perspektive bemüht. Schon im Detail ist es wichtig hervorzuheben, dass Selzens Begriff einer „phänomenalen Welt“ die epistemologische Position Husserls verwässert, insofern als „Welt“ für ihn einen realistischen Aspekt vorweist, der die Kontiguität von kausalgenetischer und phänomenologischer Erklärung aufrecht zu erhalten sucht. Bei Husserl fällt Kausalität demgegenüber in den Bereich der Erlebnisinhalte und ist deswegen streng von der Besprechung des Erlebens selbst zu scheiden.

Der wichtigere Vergleich betrifft unterdessen Selzens zweites Thema, nämlich die Erklärung dieser „Einheitsmomente“, und spezifischer: „phänomenale Einheit, phänomenale Größe, phänomenale Ordnung, phänomenaler Zusammenhang und phänomenale Gliederung“ (Selz, 1941, 10) (hier lässt sich eine Analogie zu den aristotelischen Kategorien erkennen). Auch an dieser Stelle findet sich zunächst ein formeller Gleichklang: Selz sucht wie Husserl nach „phänomenologischen Bildungsgesetzen“ (ebd., 9), wobei er sich gleichermaßen von Assoziations- und Gestaltgesetzen abwendet. Mit Bildung ist dabei dasjenige gemeint, was die Wahrnehmungsqualitäten – welche bei Husserl als Materie objektivierender Akte bezeichnet werden – verbindet (wobei Husserl nicht von Verbindungsweisen, sondern Einheitsmomenten spricht). Doch die Eigenheiten dieser Bildungsgesetze sind für Selz und Husserl in entscheidender Weise voneinander unterschieden: Selz beabsichtigt die Darstellung einer „synthetische[n] Ganzheitspsychologie“, wobei er die Einheitsmomente auf zwei „Grundklassen von Verbindungsweisen der Qualitäten zu phänomenalen Ganzen, die Gradsteigerung und die Wiederholung“ (ebd., 12), zurückzuführen versucht, welche zur Darstellung sämtlicher Wahrnehmungsphänomene dienen. In diesem Sinne spricht er von der „Ableitung der in der Erfahrung vorgefundenen Ganzen und Gestalten aus den ebenfalls erfahrbaren Aufbauprinzipien der phänomenalen Welt“ (ebd., 21). Seine Darstellung der „phänomenologischen Bildungsgesetze“ bleibt also im Kern psychologisch und das bedeutet hier „erscheinungspsychologisch“, um Stumpfs Abgrenzung von der Funktionspsychologie zu bedienen (vgl. Herzog, 1993).

Demgegenüber ist an Husserls Fassung der Phänomenologie – in Opposition zum Psychologismus – eine logische Stoßrichtung festzustellen. Zunächst erkennt auch er die Bedeutung der Intensität an: „Die Intensität eines Tons ist nicht etwas seiner Qualität Gleichgültiges, ihr sozusagen Fremdes. Wir können die Intensität nicht für sich behalten als das, was sie ist, und die Qualität beliebig ändern oder gar annihilieren“ (Hua XIX, 236f). Und auch in den

späteren *Ideen* erkennt er die notwendige Einheit von Qualitäten mit ihren Verbindungsweisen an: „Ein Moment ‚Steigerung‘, etwa der Kategorie Intensität, ist nur möglich als einem qualitativen Inhalt immanent, und ein Inhalt solcher Gattung wieder ist nicht denkbar ohne irgendeinen Steigerungsgrad“ (Hua III, 36).

Doch sodann geht er an einem entscheidenden Punkt über die Psychologie zur philosophischen Phänomenologie im eigentlichen Sinne hinaus, indem er (an anderer Stelle) fragt: „was ist [...] Intensität?“ (Hua XXIII, 95) Mag derselbe Ton auch in jeweils unterschiedlicher Lautstärke ertönen, so bleibt er doch derselbe Ton und dasselbe gilt für Farben: „Denn was ist im Farbengebiet Intensität? Doch nicht Helligkeit. Wir müssten hier gerade die eigentümlich wechselnde Kraft und Lebendigkeit [...] als Intensität definieren“ (ebd.). So wird es verständlich, wie dort, wo Selz die phänomenalen Bildungsgesetze als psychologische darstellt, Husserl mereologische Überlegungen anstellt, welche in „materialen Gesetzen“ des Verhältnisses zwischen Teil und Ganzem gipfeln (vgl. Hua XIX, 255ff): Das Identitätsbewusstsein von Einheitsmomenten hängt nicht von psychologischen Eigenschaften der Empfindung, sondern von inhaltlichen, d. h. noematischen, Bestimmungen der Wahrnehmung ab – bspw. die Kontrasterfahrung von Figur und Hintergrund hängt eben nicht allein von Intensitätsschwellen, sondern vor allem von der Bedeutung der Wahrnehmungssituation ab.

Besonders klar wird dieser Unterschied für die Frage nach der Einheit der Zeiterfahrung. Selz stemmt sich gegen Bergsons berühmte Kritik an einer Raummetapher der Zeiterfahrung und behauptet: „Der phänomenalen Zeit als dem System der Zeitlagen, der Zeitreihe, entspricht der phänomenale Raum, der Raum unserer Erscheinungswelt, als das System der Raumlagen oder Örter“ (Selz, 1941, 18). Dabei widerspricht er explizit dem Begriff der Dauer, den Bergson als eine nicht zergliederbare Grundeinheit der Zeiterfahrung bestimmt hatte, und wendet den Intensitätsbegriff auch auf das ‚Spätere‘ und ‚Frühere‘ an. Husserl hingegen bestimmt die ‚immanente Zeitform‘ des ‚Bewußtseinsflusses‘ material ontologisch als unselbstständig, denn „ein Zeitpunkt [...] kann nur konkret erfüllt sein im Zusammenhang einer erfüllten Zeitausdehnung, einer Dauer“ (Hua XIX, 266). Hier zeigt sich also ein fundamentaler Unterschied in der Reichweite der in beiden Fällen als ‚phänomenologisch‘ bezeichneten Überlegungen. Während Selz vornehmlich nicht-kausale Aspekte des Psychischen meint und somit bei den empirischen Tatsachenverhältnissen stehenbleibt, zielt Husserl stets auf Wesensverhältnisse ab und weist empirische Aussagen als Kandidaten für Gesetze des Bewusstseins zurück. Eben in diesem Sinne weisen schon die *Logischen Untersuchungen* über die deskriptive Psychologie zur eigentlichen Phänomenologie hinaus. Selz

hingegen bleibt bei bloßer deskriptiver Psychologie als Propädeutik der Kausalgenetik stehen.

Bevor Selzens zweiter, älterer Text, der sich dezidiert mit der Phänomenologie beschäftigt, untersucht werden soll, ist eine Parenthese mit Bezug auf den Inhalt seiner Arbeit über die phänomenale Welt sachdienlich. Seine Darstellung der zwei Grundklassen von Wahrnehmungsphänomenen, Qualitäten und deren Verbindungsweisen, fällt auf für die Denkpsychologie charakteristische Weise in den Bereich der Kontroverse um das Unanschauliche. August Messers *Empfindung und Denken* von 1908 ist eine gute Brücke, um diesen Sachverhalt zu verdeutlichen. Für Messer, dessen psychologische Arbeit sich eng an Husserl orientiert, sind Wahrnehmungsphänomene intentionale Akte, die auf Gegenstandsseite mit Empfindungen korrespondieren. Die Verbindung zwischen den intentionalen Inhalten der Wahrnehmung ist für ihn jedoch, im Gegensatz zu Selz, keine Frage synthetischer Verbindungsweisen: „Wenn aber auch die Empfindungen (natürlich mit ihren Formen und ihren einfließenden sekundären Elementen) den Gegenstand sozusagen aufbauen, ihn im Erlebnis repräsentieren, so ist es doch wohl zu beachten, daß sie dies nur tun vermöge der sie beseelenden Intention, durch die für uns überhaupt erst ein Gegenstand als solcher bewußt wird“ (Messer, 1908, 59). Selzens Frage nach der Verbindung von Inhalten des Wahrnehmungsphänomens wird bei Messer dementsprechend mit dem von Windelband geprägten Begriff der konstitutiven oder reflexiven ‚Kategorialfunktionen‘ beantwortet, wobei jene stärker als diese „in ihrer Anwendbarkeit durch den Empfindungsbestand gebunden sind“ (ebd., 67) – eine Unterscheidung, die bei Husserl als passive und aktive Synthesis anklingt. Es zeigt sich, dass Selzens Aufbauprinzipien vorwiegend passiv bleiben und ein Moment der subjektiven Freiheit nicht gestatten. Dadurch wird der Begriff des Unanschaulichen seines – aus dem kantianischen Diskurs um die Spontaneität stammenden – Kerns verkürzt. Es bleibt die flexible, aber bedeutungsarme Struktur, die inzwischen als cognitive (oder mental) functions zum Stammvokabular des Kognitivismus gehört (Van Strien & Faas, 2005). Der Begriff der Funktion bietet sich folglich als dritte Brücke zwischen phänomenologischer und Experimentalpsychologie an.

Der Unterschied dieser Verkürzung zum husserlianischen Denken lässt sich erneut an der Frage der Zeiterfahrung verdeutlichen. So sagt Messer: „Die zeitlichen Eigenschaften sind alle auf die Dauer, die zeitlichen Beziehungen auf die Zeitordnung zurückführbar“ (Messer, 1908, 24). Dauer wird hier zur Qualität der Zeiterfahrung, die, anders als bei Selz, gerade nicht auf die Zeitordnung zurückfällt. Umgekehrt erlaubt diese Feststellung, an Selz die

Frage zu richten, was der „Qualität“ der Zeiterfahrung bleibt, wenn ihr Aufbau in den Vordergrund gestellt wird. So wird sichtbar, dass Selzens sog. phänomenologische Darstellungen gerade nicht an der Vielfalt von Phänomenen, sondern nur an für verschiedene Phänomenklassen homomorphe Strukturprinzipien interessiert sind – gerade deswegen sind sie mit dem „Computation-Repräsentation-Funktionalismus“ (Mack, 1997, 324) des Kognitivismus kompatibel. Er geht sogar so weit, hinsichtlich der Verbindungsweise der Wahrnehmungsqualitäten eine Isomorphie zwischen Zeit- und z. B. Temperaturwahrnehmung zu behaupten, wobei der Indifferenzpunkt der Temperaturwahrnehmung eine der Gegenwart vergleichbare Funktion zukomme – warm und kalt entsprechen in dieser Analogie also Zukunft und Gegenwart.

Dieser Vernachlässigung phänomenaler Komplexität versucht Selz selbst dadurch entgegenzuwirken, dass er eine Abhängigkeit der möglichen Intensitätsvariationen von den Qualitäten selbst feststellt. Allerdings wird sein Reduktionsversuch auf diese Weise zirkulär, denn der Ansatz, mit einem sog. Fundierungs- und einem Transponierbarkeitssatz phänomenologisch zu rechtfertigen, dass sich die Verbindungsweisen aller Wahrnehmungsphänomene auf Intensität und Wiederholung beschränken, ist rein formalistisch und verfehlt den lebendigen Reichtum an Wahrnehmungsformen. Mit dem Vorwurf, dass unter diesen Umständen die phänomenale Komplexität vernachlässigt werde, ist freilich nicht gesagt, dass der phänomenale Bestand von Intensitätsphänomenen zu leugnen ist. Doch ihnen eine „zwangsläufige“, also mechanische und generelle Funktion in der Wahrnehmung zuzuweisen, verdeckt andere Aspekte der Erfahrung. Indes, weil Selz die Apperzeption eines Ich in seiner synthetischen Ganzheitspsychologie nicht berücksichtigt, konnte seine Psychologie des reproduktiven und produktiven Denkens den Kognitivismus *sensu* Newell und Simon vorweggreifen. Das Unanschauliche fällt für ihn nicht in den Bereich eines egologischen Selbst, sondern bleibt den autonomen Aufbauprinzipien der phänomenalen Welt vorbehalten. Mit diesem Ansatz ebnete er den Weg für eine Psychologie ohne (spontanes) Subjekt, wie es zuvor bereits etwa die Empiriokritizisten getan hatten.

Selzens „Aufbauprinzipien der phänomenalen Welt“ sind letztlich eine Ergänzung zu seiner Denkpsychologie im engeren Sinne, also die Psychologie vom reproduktiven und produktiven Denken. Im ersten Teil seiner umfänglichen Arbeit *Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs* von 1913, deren wesentliches Thema die Widerlegung der assoziationspsychologischen Konstellationstheorie Ziehens und deren Ersetzung durch eine Theorie der Komplexergänzung ist, lässt Selz noch offen, ob sich Anschauungsganze, also die besagten

Wahrnehmungsphänomene, „als bloße assoziative Verbände von Elementardispositionen auffassen lassen“ (Selz, 1913, 175). Mit dem Konzept der Verbindungsweisen aus der späteren Arbeit über die phänomenale Welt wurde folglich auch auf dem Terrain der Wahrnehmungspsychologie eine Erwidern auf die Assoziationspsychologie gefunden: Der ausgesprochen vage Begriff der Information ist eine bedeutsame Reminiszenz an diese Ambiguität des Empfindungsbegriffes. Selzens Auseinandersetzung mit dem „geordneten Denkverlauf“ konzentriert sich dieweil auf die Darstellung der Komplextheorie für das Denken, für welches dem „Anschauungsganzen“ der Wahrnehmung die „Wissenskomplexe“ entsprechen. Dass die Auseinandersetzung mit der Phänomenologie lediglich der Förderung der eigenen Komplextheorie diene, ist somit rückblickend ein bezeichnendes Detail seines Denkens über die phänomenale Welt.

Bei der Komplextheorie handelt es sich um einen der empirischen Auseinandersetzung mit dem reproduktiven Denken abgerungenen Ansatz, der auf die Darstellung „intellektueller Grundoperationen“ hinausläuft, insbesondere der „Wissensaktualisierung“. Entscheidend ist dabei erneut die konzeptuelle Grundlegung in Achs Begriff der determinierenden Tendenzen, welche bei Selz ein „die Lösung einleitende[s] Zielbewusstsein“ (ebd., 218) konstituieren. Das Selzsche Denken hat in dieser teleologischen Pointe seinen maßgeblichen Keim: Das Zielbewusstsein antizipiert ein Schema der Lösung und leitet dadurch einen Prozess des Suchens ein: „Die auf die Ergänzung eines schematisch antizipierten Sachverhältnisses gerichtete Determination begründet die Tendenz zur Reproduktion des ganzen Sachverhältnisses. Je eindeutiger die Bestimmung des gesuchten Sachverhältnisses in der schematischen Antizipation ist, desto größer ist die richtunggebende Bedeutung der determinierten Wissensaktualisierung“ (ebd., 177). Die determinierende Tendenz ruft das Zielbewusstsein selbst in Aufgaben hervor. Den Begriff der Aufgabe zu erhellen, um diese Funktionsweise zu erklären, wird deswegen für Selzens Arbeit von maßgeblicher Bedeutung: „Die bestimmte Richtung des Suchens ist gegeben durch die indirekte Bestimmung des Ziels in dem im Zielbewusstsein enthaltenen schematischen Sachverhaltensbewusstsein“ (ebd., 220). Wie ein Sachverhalt ins Bewusstsein tritt, ist letztlich Gegenstand der Komplextheorie. *De facto* lässt sich darunter *simpliciter* das „Verständnis [der] Aufgabe“ (ebd., 219) begreifen und „[i]m weitesten Sinne umfaßt die Aufgabe alle von der Vp. In dem Versuch zu befolgenden Anordnungen des Versuchsleiters“ (ebd., 177). Es sind diese Überlegungen, die zum Ausdruck bringen, welche Präsuppositionen des psychologischen Laborexperimentes die Forschung in der Disziplin bis in die Gegenwart des Kognitivismus geprägt haben.

Der ursprünglichen Darstellung der Komplextheorie für das reproduktive Denken folgt 1922 die Veröffentlichung des zweiten Teils von Selzens Untersuchungen, jedoch mit einem Schwerpunkt auf dem produktiven Denken. Schon in der Einleitung wird die Auffassung des Verfassers ersichtlich, dass das Konzept einer funktionalen Determination des Denkens – eine „weitgehende Analogie zwischen der Struktur der intellektuellen und der motorischen Prozesse“ (Selz, 1922, VIII) – vom reproduktiven auf das produktive übertragen werden könne: „Jede neue Operation entsteht demnach durch die Anwendung bereits ausgebildeter, welche die Neubildung unter bestimmten auslösenden Bedingungen kausalgesetzlich herbeiführen“ (ebd., XI). Weil auch das produktive Denken folglich als ein bloßer zielgerichteter Lösungsprozess verstanden werden könne, ergäbe sich für die Untersuchung des produktiven Denkens der Schwerpunkt auf den „intellektuellen Operationen“, die als „allgemeinste Lösungsmethoden“ (ebd., 525) fungierten, nämlich Mittelaktualisierung, Mittelfindung und Mittelanwendung. Ohne Selzens weitere Überlegungen im Detail darzustellen, sei hervorgehoben, dass diese weitgehende Homologie von reproduktivem und produktivem Denken in ihrer Zielorientierung das teleologische Paradigma der Problemlösungsforschung – in Vermittlung von Newell und Simon, aber auch Duncker – bis in die Gegenwart auszeichnet. Bemerkenswert ist, dass sich Selz der Alternativen – namentlich Bergsons (ebd., XII) – bewusst war, sie jedoch entschieden zugunsten eines strikt funktional „geordneten Denkverlaufs“ zurückwies.

Die zweite exemplarische Arbeit Selzens, welche sich dezidiert mit der Phänomenologie beschäftigt, ist seine 1913 gehaltene Probevorlesung unter dem Titel „Husserls Phänomenologie und ihr Verhältnis zur psychologischen Fragestellung“. Zwar handelt es sich vordergründig um eine Anerkennung der Wirkung und Bedeutung der *Logischen Untersuchungen*, doch zugleich beabsichtigte der Referent, deren Aussagen über das Verhältnis von reiner Phänomenologie und Psychologie zu relativieren. Selz wählt dabei – in vordergründiger Übereinstimmung mit Messers erstem Aufsatz über „Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie“ von 1911 – den Ansatzpunkt, die Grundlage von Husserls Darstellung der Logik als Wissenschaftslehre (im Gegensatz zur Kunstlehre) zu überprüfen.

Zwar liege dieser damit richtig, dass die Gegenstände der phänomenologischen Bedeutungsanalyse, nämlich logische Grundbegriffe, nicht auf einen Beitrag der Psychologie angewiesen seien. Doch es sei Aufgabe der Psychologie, zu untersuchen, wie diese Begriffe durch

„die Akte der Abstraktion“ (Selz<sup>30</sup>, 1913, 80) aufgefunden würden. In bemerkenswerter Weise widerspricht diese Einschätzung Husserls eigener Vorstellung von der eidetischen Abstraktion bzw. Ideation, welche „freilich nicht [...] Abstraction in jenem uneigentlichen Sinn, der die empiristische Psychologie und Erkenntnistheorie beherrscht“ (Hua, XIX, 112), meint. Und zugleich verkennt Selz, dass Husserl die Logik auch nach dem Gesichtspunkt theoretischer oder praktischer Wissenschaft diskutiert hatte. Wäre die Logik von tatsachenschaftlicher Arbeit abhängig – und sei es nur propädeutisch –, hätte der Psychologismus sich gewissermaßen durch die Hintertür erneut die Vorherrschaft über die Logik verschafft. Husserls Lösung ist subtiler, denn es geht ihm nicht um logische Gegenstände, wie Selz sie im Sinn zu haben scheint, sondern um die Konstitution der Erfahrung selbst, die es allererst möglichen macht, von Gegenständen zu reden.

Dessen ungeachtet ist es rezeptionsgeschichtlich nachvollziehbar, weswegen Selz zu diesem Ergebnis gelangen konnte. Andere Mitglieder der phänomenologischen Bewegung, insbesondere Scheler, hatten Husserl wiederholt zum Vorwurf gemacht, dass die Ausklammerung von Existenzurteilen nicht hinreiche, um eine eigentliche Reduktion auf die wesentlichen Strukturen der Erfahrung zu vollziehen: „Während Husserl das Existenzurteil zurückhalten will, möchte Scheler hingegen alle Akte suspendieren, die das Realitätsmoment selbst geben; d.h., um das reine Wesen hervortreten zu lassen, müssen alle begierlichen, triebhaften Akte (d.h. die Realität gebenden Akts) ausgeschaltet werden“ (Leonardy, 1976, 48). In anderen Worten: Husserls Ansatz, insbesondere in den *Logischen Untersuchungen*, ist methodologisch noch nicht ausreichend von den psychischen Phänomenen Brentanos emanzipiert, um eine psychologische Interpretation der Erfahrungsgrundlage vollständig ausräumen zu können.

Hinzu kommt, dass Selz für seine Probevorlesung nur die erste Ausgabe der *Logischen Untersuchungen* berücksichtigen konnte. Es ist wahrscheinlich, dass es sich bei seinen Aussagen zu den „Akten der Abstraktion“ um eine Interpretation eines später redigierten Absatzes aus jenem Text handelt: „Nicht die Psychologie als volle Wissenschaft ist ein Fundament der reinen Logik, sondern gewisse Klassen von Descriptionen, welche die Vorstufe für die theoretischen Forschungen der Psychologie bilden [...], bilden zugleich die Unterlage für

---

<sup>30</sup> Abgedruckt in: Seebohm, Hans: Otto Selz. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie. Heidelberg (Dissertation) 1970. Das Zitat ist nach der Originalpaginierung aus dem Nachlass am Otto-Selz-Institut auf S. 80. Mein Dank gilt Herrn Prof. Dr. Georg Alpers und Herrn Dr. Alexandre Métraux, die mir diese kaum noch zugängliche Quelle zur Verfügung gestellt haben.

jene fundamentalen Abstractionen, in welchen der Logiker das Wesen seiner idealen Gegenstände und Zusammenhänge mit Evidenz erfaßt“ (Hua, XIX, 24). Das entscheidende Wort, um Husserls Begriff von der Rolle der Phänomenologie zu verstehen, ist hier „Unterlage“. Nicht will er – so wie Selz es zu verstehen suchte – sagen, dass durch die Phänomenologie mit der Abstraktion die Grundlage für die formale Logik geschaffen werde, sondern dass der Akt der Abstraktion ebenso wie die empirische Untersuchung von genetisch-psychologischen Zusammenhängen erst auf Grundlage der phänomenologischen Bedeutungsanalyse möglich werde. Es lässt sich deswegen resümieren, dass Selz in verschiedener Hinsicht an der Phänomenologie Husserls vorbeigeht, sie sogar für sein eigenes theoretisches Programm umzudeuten versucht.

Es ist eine psychologiegeschichtlich strittige Frage, ob Selz im engeren Sinne als Denkpsychologe bezeichnet werden kann (Hermann & Katz, 2001). Das Kriterium, das für ihre Beantwortung herangezogen wird, scheint allerdings oftmals die personelle Nähe zur Würzburger Schule zu sein. Eine wirkungsgeschichtliche Betrachtung, die sich letztlich nicht nur als Spurensuche der Phänomenologie in der Denkpsychologie, sondern implizit auch als Suche nach der Denkpsychologie selbst vollziehen muss, kann die Entwicklung, die von Würzburg aus auf Selz weist, allerdings nicht unterschlagen. Wir schließen uns einem Urteil an, das von dem Bühler-Biographen Lebzeltens wiedergegeben wird: „Im Seminar über Denkpsychologie (E. Frenkel) war einmal die Rede davon, daß [...] im allgemeinen O. Selz als der große Fortführer der ‚Würzburger‘ gilt“ (Lebzeltens, 1969, 18). Dass Lebzeltens dieses Urteil in entscheidender Weise ergänzt, gilt es allerdings erst beim Aufbruch zur zweiten Spurensuche aufzugreifen.

Mit dem Namen Böhlers soll an dieser Stelle der Wendepunkt der Betrachtung genannt sein, der Umschlag der regressiven in die progressive Geschichtsbetrachtung. Ohne behaupten zu wollen, dass die Würzburger Schule in seiner Arbeit kulminiere, ist festzustellen, dass das Problem, das in die Gegenwart weist, von Bühler in prägender Form vorgetragen worden ist. Es mag lohnenswert sein, weiter als bis auf die Habilitationsschrift über *Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge* von 1907/1908 zurückzuschreiten, doch sei an dieser Stelle dafür lediglich auf die ausführliche Arbeit von Kusch verwiesen (Kusch, 1999). Die Spur der Phänomenologie zu erforschen, verlangt einen festen Blick auf einige Indizien, die sich in der Habilitationsschrift konzentrieren.

Vor der Untersuchung des Bezuges von Böhlers Werk auf Husserls Phänomenologie ist es erforderlich, den Übergang unserer Spur von Selz zu Bühler zu beleuchten. Selz hatte in

seiner Argumentation zu den „Aufbauprinzipien der phänomenalen Welt“ die konzeptionelle Kontinuität von Wahrnehmungs- zu Denkphänomenen durch den Begriff der „Verbindungsweisen von Qualitäten“ lanciert und somit, wie bereits zuvor mit den intellektuellen Operationen, eine determinierte Struktur der gesamten Kognition in den Blick genommen, welche eine „Analogie zur Reflexphysiologie“ (Mack, 1997, 318) birgt. Bühler leistete diesem Schritt keinen Vorschub, denn seine Unterscheidung von ‚Gedankentypen‘, nämlich Regel- und Beziehungsbewusstsein sowie Intentionen, bleibt dem Unanschaulichen vorbehalten. Doch zugleich kann nicht geleugnet werden, dass gerade die weitgehende Vernachlässigung des Verhältnisses von Wahrnehmung und Denken als Desideratum – in diesem Sinne spricht Lebzelter von „Fortführung“ – verstanden werden konnte. Der Übergang zu Selz ist also nicht zwingend, aber in Böhlers im Wesentlichen auf seine Habilitationsschrift beschränkter und deswegen gewissermaßen vorläufigen Arbeit zur Denkpsychologie angelegt.

Zwar mag auch Böhlers Ansatz von teleologischen Zügen geprägt sein, doch weisen sie im Gegensatz zu Selzens Überlegungen den Anspruch auf prinzipielle Geltung nicht vor: Einerseits haben die Denkprozesse für Bühler einen „eminent teleologische[n] Charakter“ (Bühler, 1907, 315), andererseits gehen sie manchmal „nicht direkt auf ein Ziel los“ (ebd., 314). Es ist von großer Bedeutung, wie solcherart Fälle von ziellosen Denkprozessen erklärt werden. Für Selz gehören sie zur Lösungsmethode der Mittelanwendung in neuen Kontexten, in denen der Zufall auf den Plan gerufen wird, um die Ubiquität des Ziels auch für Phänomene der Ziellosigkeit zu erhalten. So entsteht in diesen Situationen nach seiner Darstellung letztlich doch ein Ziel, nämlich vermittels der Anwendung etablierter Schemata, die zwar Mittel sind, doch strukturell auf ein vakantes Ziel verweisen.

Mit Blick auf Husserl lässt sich bei Bühler eine deutliche Bezugnahme festhalten, die inhaltlich weit über die oft zitierten Zeilen aus der Einleitung hinausgehen. Sogar der Kernbegriff der „Psychologie der Denkvorgänge“, also der Gedanke, wird der dritten logischen Untersuchung abgerungen: seine Definition „lehnt sich [...] an die Erörterungen Husserls über das Ganze und seine Teile an und bestimmt als Gedanken die kleinsten Denkerlebnisstücke, d. h. dasjenige, an dem eine fortschreitende, bestimmende Analyse keine selbstständigen Stücke, sondern nur noch unselbstständige Teile unterscheiden kann“ (ebd., 330). Die unselbstständigen Inhalte hatte Husserl als unabtrennbar und positiv als abhängig dargestellt, sodass sie Bühler als Alternative zum Begriff der psychischen Elemente (bei Wundt oder Müller) dienen konnten, weil sie wesentlich auf das Bewusstseinsganze verwiesen bleiben.

Für die anschließende Bestimmung der Gedankentypen greift Bühler ebenfalls auf Husserl zurück, indem er dessen Unterscheidung von gesetzlichen und zufälligen Zusammenhängen für den Begriff des Regelbewusstseins aufgreift. Weil das Regelbewusstsein dabei nicht auf bildliche Inhalte gerichtet ist, in Husserls Terminologie also nicht intuitiv, sondern signitiv ist, wird es für Bühler möglich, die Inhalte des unanschaulichen Denkens, im Sinne der zweiten logischen Untersuchung, als allgemeine Gegenstände zu begreifen. Regeln sind, in anderen Worten, nicht – insbesondere nicht genetisch – auf die Wahrnehmung von Tatsachen zurückzuführen. Um sie in „kategorialer Anschauung“ zu erfahren, bei Bühler: sie zu denken, ist die induktive Abstraktion des Empirismus nicht ausreichend. Es bleibt allerdings fragwürdig, ob Bühler die Husserlsche Unterscheidung von Tatsache und Spezies vollständig nachvollzogen hat. Husserl hatte in einem Briefentwurf an Messer von 1914 hervorgehoben, dass sich dieser in seiner Replik auf Husserls Aufsatz *Philosophie als strenge Wissenschaft* einer Vernachlässigung dieser maßgeblichen Abgrenzung durch die eidetische Phänomenologie schuldig gemacht hätte. Es ist durchaus davon auszugehen, dass Husserl zu einem ähnlichen Urteil auch für die Arbeit über die Denkvorgänge gekommen wäre, denn Bühler geht von dem Gedanken als „wirkliche[m] Bewußtseinszustand“ (ebd., 325) aus. Husserl hatte „reale Vorkommnisse“ (Hua XIX, 326) hingegen als Ereignisse bezeichnet, um sie von den Erlebnissen im eigentlichen, eidetischen Sinne abzugrenzen.

Auch für die Darstellung des dritten Gedankentyps, der Intention, bedient sich Bühler seiner Husserl-Interpretation: „Von einem bloßen Meinen kann man bei diesen Erlebnissen auch im Husserlschen Sinne sprechen, insofern sie sehr wenig Erfüllung enthalten, fast rein ‚signitive Akte‘ darstellen“ (Bühler, 1907, 349). Bei genauer Betrachtung deutet sich in dieser Aussage ein subtiler, aber bedeutsamer Unterschied zu Husserls ursprünglichen Gedanken an. Erfüllung ist selbst nämlich ein Akt und deswegen kein reines „Adäquatheitsverhältnis“ (ebd.). Vielmehr ist schon in den *Logischen Untersuchungen* eine merkbliche Zurückhaltung gegenüber einem empirischen Realismus angelegt. Der Akt der Erfüllung kann deswegen als „Auffassungssynthese“ (De Almeida, 1972, 1) von Sinn auf der signitiven und Inhalt auf der intuitiven Seite verstanden werden. Wenn Bühler also Denkerlebnisse und -gegenstände voneinander unterscheidet, greift er phänomenologisch zu kurz, weil er dabei nicht über den statischen Gegenstandsbegriff des Empirismus hinauszureichen vermag. Was ihm fehlt, ist der phänomenologische Horizontbegriff, der von Husserl erst in den folgenden Jahrzehnten vervollständigt wurde, etwa in den Analysen zur passiven Synthesis: „alles eigentlich Erscheinende ist nur dadurch Dingerscheinendes, daß es umflochten und durchsetzt ist von einem intentionalen Leerhorizont, daß es umgeben ist von einem Hof erscheinungsmäßiger

Leere. Es ist eine Leere, die nicht ein Nichts ist, sondern eine auszufüllende Leere, es ist eine bestimmbare Unbestimmtheit“ (Hua XI, 6).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Bühler bis hinein in die Tiefenstruktur seiner Überlegungen von Husserls Arbeiten angeregt worden ist. Zugleich ist seine Lesart nicht in Husserls orthodoxem Sinne phänomenologisch. Das trifft allerdings auch auf viele weitere Zeitgenossen, welche noch weiterreichendes Interesse an der Phänomenologie gezeigt hatten, aber von Husserl wegen unzureichender Linientreue zurückgewiesen wurden, etwa der Kreis der Münchner Phänomenologen. Die Zurückweisung durch den Meister ist deswegen kaum ein ausschlaggebendes Kriterium für die Bedeutung des Einflusses (denn von einer phänomenologischen Bewegung kann auch im weiteren Sinne gesprochen werden). Diese sollte stattdessen inhaltlich bestimmt werden. Dabei sticht mit dem Blick auf unsere Spurensuche das Moment der Teleologie hervor.

Anders als in Selzens Schaffensperiode waren für Bühlers Pionierarbeit die Begriffe des produktiven und reproduktiven Denkens in ihren denkpsychologischen Prämissen noch zu verhandeln. Bühlers Beitrag ist weder eine Festlegung, noch ist er indifferent. Vielmehr ist er gegenüber zwei Entwicklungslinien ambivalent. Die erste wurde von Ach und Selz eingeschlagen und führte zu einer Betonung determinierender Tendenzen als Auslösebedingungen des Verhaltens. Ihren größten Erfolg hat sie seither mit dem reproduktiven Denken erreicht. Die zweite Entwicklungslinie ist subtiler und – was disziplingeschichtlich bedeutsam ist – schlechter mit dem in der internationalen Forschung dominanten Pragmatismus vereinbar. Sie ist dennoch durch Bühlers Offenheit für phänomenologische Gedanken angelegt. An Stelle der teleologischen Determination des Verhaltens ergibt sich für sie die Alternative der Intentionalität, deren Anwendung auf die Aktpsychologie eher zum Begriff des „Eigenvollzugs“ als desjenigen der „Tätigkeit“ (Keller, 1974, 253) führt, sodass Zielbewusstsein eine andere Bedeutung erhält. Diese zweite Entwicklungslinie deutet sich bei Bühler an, doch reicht sie nicht bis in den Kognitivismus hinein. Ihre Bewegung zu verfolgen, ist Gegenstand der zweiten, vorwärtsschreitenden Spurensuche.

In bezeichnender Weise lässt Bühlers Biograph Lebzeltner die zweite, inzwischen weitgehend verschollene Entwicklungslinie in der Fortsetzung des oben erwähnten Zitates aufscheinen: „Im Seminar über Denkpsychologie (E. Frenkel) war einmal die Rede davon, daß zwar im allgemeinen O. Selz als der große Fortführer der ‚Würzburger‘ gilt, Bühler aber Lindworskys wissenschaftliche Leistung höher einschätzte (daß sich der Weg von Selz inzwischen als Sackgasse erwies, dürfte offensichtlich sein)“ (Lebzeltner, 1969, 18). Mit dem

Hinweis auf Johannes Lindworsky mag heutzutage in erster Linie verbunden werden, wie es im Nachruf von Willwoll heißt, dass „[s]eine liebste, vielleicht auch seine beste Arbeit [...] auf dem Gebiet der Willenspsychologie“ (Willwoll, 1940, 897) erbracht wurde. Doch am Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit beschäftigte er sich insbesondere mit einem Thema, das ihm sein akademischer Lehrer Bühler empfohlen hatte, nämlich dem schlussfolgernden Denken. In Bonn hatte er zur denkpsychologischen Arbeit auch bei Selz gehört, doch die Ergebnisse Lindworskys sollten in einer maßgeblichen Hinsicht von jenem abweichen.

Die 1916 und damit drei Jahre nach Selzens erstem Band über den geordneten Denkverlauf erschienene Dissertation Lindworskys, die sich mit dem syllogistischen Schließen auseinandersetzt, hat zunächst eine vergleichbare Stoßrichtung: Auch er tut seinen Einspruch gegen Ziehens Assoziationspsychologie kund (Lindworsky, 1916, 204). Sodann räumt er, wie Selz zuvor, dem reproduktiven Denken Raum für die Erklärung bestimmter Anteile am Vorgang des Schließens ein. Dabei greift er zudem auf die von Marbe etablierte retrospektive Fassung der systematischen experimentellen Selbstbeobachtung zurück. Doch trotz dieses übereinstimmenden Ansatzes bricht die Parallele an entscheidender Stelle, denn Lindworsky wehrt sich vehement gegen die Ubiquität des reproduktiven Denkens: „Nun gibt es allerdings Theorien des Seelenlebens, die aktive Bewußtseinsprozesse nicht zulassen. Aber von Theorien über das Gesamtseelenleben darf sich der empirische Psychologe nicht vergewaltigen lassen, zumal dann nicht, wenn diese Theorien schon als Arbeitshypothesen versagen“ (ebd.). Der Bruch mit dem Vorrang der reproduktiven Denkverläufe ist die Geburtsstunde der zweiten Entwicklungslinie der Denkpsychologie. Deswegen erweist es sich von großer Fruchtbarkeit, nachzuvollziehen, womit Lindworsky ihn zu rechtfertigen versuchte.

Zunächst ist es das empirische Material, an dem ein „Unterschied zwischen bloßer Reproduktionstätigkeit und der eigentlichen Vollziehung des Schlusses“ (ebd., 35) zum Vorschein kommt. Es mag sein, dass Selzens experimentelle Arbeit nicht an diesen Komplexitätsgrad des Denkens heran gelangen konnte, weil seine Untersuchungen in der Regel einen strukturell limitierten Schwierigkeitsgrad vorwiesen und zudem das Verhalten seiner Probanden, wie Lindworsky herausstreicht, „im weitesten Sinne als Gedächtnistätigkeit“ (ebd., 37) qualifiziert werden muss. Der von Selz behaupteten und von Lindworsky sogar teilweise affirmierten Abhängigkeit des produktiven Denkens vom reproduktiven kann dieser somit auf empirischer Grundlage „eine gewisse gegenseitige Unabhängigkeit“ (ebd., 204) entgegenstellen.

Obschon die empirische Reichweite von Lindworskys Untersuchungen in bezeichnender Weise von Selzens Forschung unterschieden war, ist es auch deren Erklärung, die den Keim eines anderen denkpsychologischen Ansatzes treiben lässt. Ohne zu leugnen, dass die Aufgabe eine bedeutsame Rolle im Sinne des „von der Instruktion gesteckte[n] Ziel[es]“ (ebd., 139) besitzt, stellt Lindworsky dar, dass „die Notwendigkeit der Aufgabe doch als eine nur relative“ (ebd., 203) bezeichnet werden sollte. Ganz in diesem Sinne teilt er die uneingeschränkte Wertschätzung von Achs Begriff der determinierenden Tendenzen nicht (vgl. ebd., 181) und gesteht dem Bewusstsein der Versuchspersonen die Macht ein, sogar eine „unbemerkte Erweiterung der Aufgabe“ (ebd. 146) zu vollziehen, wodurch freilich die Bedeutung der Instruktion unterwandert wird. An der Stelle, an der bei Selz vom Zielbewusstsein die Rede ist, spricht Lindworsky zunächst von „Einstellung“ (ebd., 99) und später von „Haltung“ (ebd., 177). Mit diesen Begriffen erschließt er eine Form der Erklärung von Denkverläufen, die nicht, im Sinne Bergsons, von der Teleologie in den Mechanismus umzuschlagen verdammt ist.

Am besten wird dieser Unterschied am Inhalt deutlich: Der Wissensaktualisierung als einem „bloßen Verstehen“ (ebd., 152) stellt Lindworsky explizit das „Entdecken“ (ebd., 194) gegenüber, welches er als „das Dynamische im eigentlichsten Sinne“ (ebd.) bezeichnet. Empirisch findet er dieses Entdecken als „Schritt“ (ebd., 122) oder „Wendepunkt“ (ebd., 123) in den Protokollen seiner Versuchspersonen wieder, aber auch in ihrer Erwartung, in der syllogistischen Schlussfolgerung „etwas Neues zu finden“ (ebd., 148). Aus diesen Beobachtungen schloss er, dass dem Zwang, der von der Aufgabe ausgeht, ein „eigener Akt aufleuchtender Beziehungserkenntnis“ (ebd., 194f) zur Seite stehe, wobei sich mit diesem Kernbegriff der Beziehungserkenntnis die klare Kontinuität zu Bühler offenbart. Es handelt sich bei ihr um das „Werden der neuen Erkenntnis“ (ebd., 193) als obersten Akt des schlussfolgernden Denkens.

Abgesehen von dem kursorischen Gebrauch der Vokabel „phänomenologisch“, die sich in zahlreichen denkpsychologischen Abhandlungen findet, steht Lindworskys Ansatz in verschiedener Hinsicht mit dem Denken Husserls in Verbindung, auch wenn dieser nur an wenigen Stellen der Dissertation namentlich Erwähnung findet. Deutlich wird dies bereits im methodologischen Anspruch der Arbeit, denn die Leistungsanalyse, mit der Lindworsky arbeitet, „hat eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit der phänomenologischen Wesenserschauung“ (ebd., 97). Dass sich auch hier, wie schon bei Bühler und Selz, vor allem ein tatsachen-

wissenschaftliches Interesse realisiert, ist dafür natürlich eine Einschränkung, doch die Bemühung um eine Konvergenz bezeugt den Einfluss der Phänomenologie. Dessen ungeachtet, besteht die prominenteste inhaltliche Parallele im Begriff des „Erfüllungsbewusstseins“, welchen Lindworsky benutzt, um zu erklären, in welchem Verhältnis die Versuchspersonen zur Aufgabe stehen. Es ist bezeichnend, dass die Erfüllung hier gewissermaßen die Stelle der Lösung in der Theorie des Problems einnimmt, obzwar sich Lindworsky des Ausdrucks „Lösung“ nicht enthält. Mag er auch keinen direkten Bezug zu Husserls Idee vom Akt der Erfüllung gesucht haben, so steht inhaltlich fest, dass mit dem Erfüllungsbewusstsein gerade nicht die bloße Zielerreichung gemeint ist. Es handele sich um ein komplexes Erlebnis, das „vor- bzw. nachzeitig“ (ebd., 141) auftreten könne und etwa „durch das Bewußtsein von der Möglichkeit des Schlusses ausgelöst“ (ebd.) werde. Außerdem ist es schon grundsätzlich die „Struktur des Bewusstseins“, die Lindworsky mit dem Verweis auf den Phänomenologen Pfänder (ebd., 176), allerdings in dieser Hinsicht kaum anders als Selz, in die Beziehung zu phänomenologischem Denken setzt.

Es wäre zu drastisch, Lindworsky wegen dieser Bezüge als einen phänomenologischen Psychologen zu bezeichnen. Doch sein Ansatz birgt eine Offenheit, derer es im Selzschen Denken entbehrt, nämlich das produktive Denken als spontanen, schöpferischen Akt aufzufassen. Im Blick auf die Wirkungsgeschichte von Lindworskys Arbeit stellt sich heraus, dass der hier keimende Spross einer Entwicklungslinie nicht bald verdorren sollte, mag er auch nie zur echten Größe gewachsen sein. Zunächst stellt sich jedoch die Frage, inwiefern Lindworskys Ansatz eine gültige Antwort auf die Frage nach der Rolle des Unanschaulichen sein kann, die sich aus Böhlers Arbeit ergeben hatte. Im Gegensatz zu Selz, dessen Komplextheorie und ihre Fundierung durch den Begriff der Verbindungsweisen von Wahrnehmungsqualitäten zumindest eine klare Auflösung der Lücke zwischen Anschaulichem und Unanschaulichem lieferte, die Ablehnung der Spontaneität, ergibt sie sich angesichts der Nähe zu Bühler im Begriff der Beziehungserkenntnis für Lindworskys nicht ohne Weiteres.

Tatsächlich wurde das Problem, das sich bei Lindworsky für die Vermittlung von Anschaulichem und Unanschaulichem für einen Gedankentypen, die Beziehungserkenntnis, ergibt, im Vergleich zu ihrer Vielzahl bei Bühler kaum geschmälert. Abgesehen von zwei theoretischen Revisionen in den 1920er Jahren musste das Thema aber Lindworskys Interesse an den Willensphänomenen weichen – Untersuchungen, die für die Bestimmung einer Alternative zur determinierenden Tendenz von großer Bedeutung sind. Auch bei seiner Schülerin Maria Krudewig heißt es mehr als drei Jahrzehnte nach der Promotion Lindworskys ganz

natürlich, dass die Psychologie „an den Perzeptionsinhalten die Erlebnisletztheiten der Empfindungen und an den Denkinhalten die unanschaulichen Relationserfassungen [absondert]“ (ebd., 15). Die endgültige Antwort auf das Problem wurde in der von Lindworsky begründeten Entwicklungslinie erst in der nachfolgenden Generation gefunden, bei Krudewigs Schüler Graumann – und somit in der phänomenologischen Psychologie, jedoch in Abkehr von Husserl: „Von Husserl trennt unsere Analyse dessen Wahrnehmungs-Dualismus zwischen fundierenden ‚Empfindungen‘ und fundierten sinnlichen Gegebenheiten höherer Ordnung“ (Graumann, 1960, 73).

Mögen Husserls Überlegungen zur Vermittlung von sinnlicher und kategorialer Anschauung als Brücke zum Unanschaulichen, auf die Bühler seine Differenzierung von Gedankentypen gestützt hatte, auch abgelehnt werden, so bleibt das Resultat genuin phänomenologisch: Graumann spricht, mit Blick auf die Intentionalität, von der „das Nur-Sinnenfällige immer transzendierenden Eigenart unseres Wahrnehmens, die das unmittelbar anschaulich Gegebene mit dem Unanschaulichen, auf das sie verwiesen sein muß, zum sinnvollen Ganzen eines Gegenstandes oder einer Situation vereint“ (ebd., 97). Es ist die Anregung durch Aron Gurwitschs *Théorie du champ de la conscience*, welche Graumann „Anschauliches und Unanschauliches in der horizontalen Einheit des Verhaltens zusammenfaß[en]“ (ebd., 126f) läßt. Unanschauliches wird gleichsam nicht wie bei Selz auf Anschauliches zurückgeführt, sondern in einer primordialen Einheit aufgehoben.

Die zweite Spurensuche führt uns also auf eine Entwicklungslinie der Denkpsychologie, die nicht weniger, sondern kontinuierlich mehr Berücksichtigung der Phänomenologie bedeutete. Dass auch ‚auf dem Weg zu einer phänomenologischen Psychologie‘ die grundsätzlichen Probleme der Bühlerschen Pionierarbeit gelöst werden können, ist indes nicht ausreichend, um in der zeitgenössischen Psychologie wirkungsvoll zu werden. Es mag diesem Umstand geschuldet sein, dass im Zuge der „Amerikanisierung der Psychologie“ (Métraux, 1985) in den 1950er bis 1970er Jahren keine Fortsetzung dieser Entwicklungslinie entstanden ist.

Auch noch über Lindworsky und Krudewig hinausgehend, stellt Graumann in seiner Dissertation Selz in die Kritik: „In dem Sinne, daß jede Fragestellung formaliter mehr oder weniger weit die Antwort oder den Antwortenbereich schematisch antizipiert und daß jeder ‚lösende‘ Einfall ja als Lösung, d. h. als das antizipierende Schema ‚erfüllend‘, erfaßt werden muß, trifft die Kennzeichnung des Antizipationsverhältnisses zwischen ‚Frage‘ und ‚Antwort‘ auch für einfallende Antworten zu. Damit ist aber der Einfall wiederum nur inhaltlich gefaßt;

das Erlebnisspezifische, das ihn von anderen kognitiven Setzungen scheidet, bleibt unberührt“ (Graumann, 1952, 159). In anderen Worten: Selzens Untersuchung der „Denkverläufe“ bleibt formell und vermag nicht, das Erleben von Einfällen im eigentlichen Sinne zu berücksichtigen. Dieses ist eine durch „Entfestigung“ und „sprunghaften Umschlag“ ausgezeichnete Erlebnisweise, deren Untersuchung einen anderen Ansatz verlangt.

Dieser Ansatz findet sich zur Mitte des 20. Jahrhunderts exemplarisch in zwei Strömungen manifestiert. Zu den Bonner und Kölner Auslegern der Denkpsychologie gehörte auch Graumanns Freund und Rothacker-Schüler Hans Thomae, dessen Auseinandersetzung mit dem *Wesen der menschlichen Antriebsstruktur* (Thomae, 1944) die Arbeit Lindworskys und Krudewigs zur denkpsychologischen Bedeutung von Gemüt und Willen fortsetzte. Entscheidend ist dabei die Suche nach Strukturen der Erfahrung, die eine problematische Situation konstituieren, aber nicht in den Bereich der Kognitionen fallen. Dabei wird über die assoziationspsychologisch geprägte Arbeit Achs etwa mit dem von Lindworsky eingeführten Begriff der Einstellung hinausgegangen.

Die zweite Strömung ist die phänomenologische Psychologie Heidelbergs, sodass sich ein historisch gewachsener Konvergenzpunkt zwischen phänomenologischer und Experimentalpsychologie aufzeigt. Mag dieser Punkt auch innerhalb der psychologischen Traditionen liegen, also keine philosophische Oktroyierung sein, so liegt er aus der Perspektive der Problemlösungsforschung doch auf einem versiegten Seitenarm der Geschichte. Ob die Verjüngung der phänomenologischen Psychologie für die Weiterentwicklung dieser Domänen in der Experimentalpsychologie taugt, jenen Seitenarm also wiederbeleben kann, erweist sich nur an ihrer empirischen Innovationskraft und Validität. Konzeptuell gilt es in jedem Fall, die Fäden aufzunehmen, die im denkpsychologischen Erbe Lindworskys bestehen, und sie durch die Verjüngung in den zeitgenössischen Diskurs einzubinden.

### **2.2.2 Systematische Bezugnahme auf die phänomenologische Psychologie**

Der Ansatz für die Bereicherung der Experimentalpsychologie durch phänomenologische Anregungen muss darin bestehen, die begrifflichen Brücken, die in der historischen Betrachtung entdeckt wurden, zu beschreiten, also den Dialog zwischen den etablierten Paradigmen der Experimentalpsychologie und phänomenologischer Psychologie über die Kernbegriffe jenes Paradigmas zu beginnen. Dieser Schritt ist entscheidend, um Kommensurabilität zwischen den Ansätzen herzustellen und einen forschungspraktischen Anschluss für die Verjüngungsbewegung zu gewinnen. Er erfolgt in der historisch entgegengesetzten Richtung als

eine Annäherung und Erschließung der impliziten Präsuppositionen der Gegenwartspsychologie, als die Freilegung ihrer Ideengeschichte. Zugleich erschließt sich das Feld einer theoretisch psychologischen Kontroverse um die Grundlagen der Problemlösungsforschung, die im folgenden Kapitel erlauben wird, zur theoriekritischen Beurteilung des Problembegriffs und einem phänomenologisch psychologischen Beitrag überzugehen. Die grundlegende Ideen-Konstellation lässt sich in einem Schema (Abbildung 1) verdeutlichen.

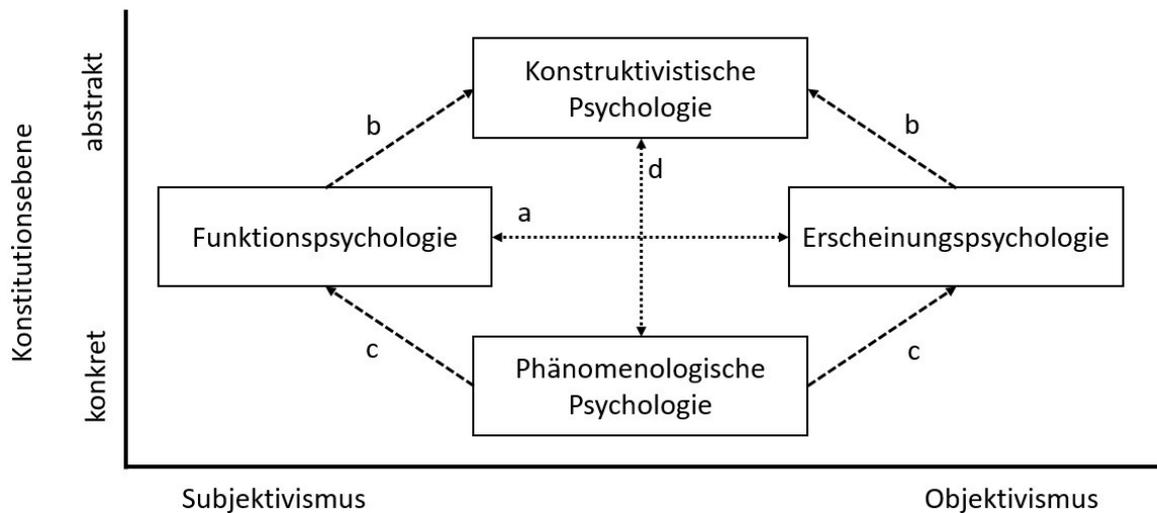


Abbildung 1. Allgemeine Orientierungen in der Psychologie. a: Antagonismus von Funktionspsychologie und Erscheinungspsychologie; b: Synthese von Konstrukten auf der erfahrungsabstrakten Konstitutionsebene; c: Genetische Phänomenologie der Subjekt-Objekt-Trennung; d: Antagonismus von konstruktivistischer und phänomenologischer Psychologie.

Stumpf (1907) hat die Ausgangslage in der psychologischen Wissenschaft – gewissermaßen: das Leib-Seele-Problem – als Alternative von Funktions- und Erscheinungspsychologie beschrieben. Dieser Antagonismus (a) lässt sich – in einer erfahrungsanalytischen Hinsicht – durch die Pole Subjektivismus und Objektivismus beschreiben (wobei diese Erfahrungsanalyse freilich erst in der Kritik dieses Antagonismus sichtbar wird). Auf ihn gründet für den Begriff der Kognition eine immanentistische und eine externalistische Variante. In der jüngeren Geschichte der Disziplin wurde dieser Gegensatz unter Einfluss des Pragmatismus und der analytischen Philosophie zugunsten einer konstruktivistischen Psychologie (b) zu überwinden versucht. Die Eigenheit dieses Schrittes ist, die Subjekt-Objekt-Trennung, also das Verhältnis von Innen- und Außenwelt vorauszusetzen und eine Synthese zu bilden, die allerdings keinen Zweifel an der Authentizität der Trennung selbst bekundet, sondern sie in einer Synthese zu überformen versucht.

Die phänomenologische Psychologie ist demgegenüber der Versuch, die Herkunft der Spaltung von Subjekt und Objekt genetisch mit Blick auf die primordiale Erfahrung zu erklären (c), ohne dabei auf eine spekulative Transzendentalphilosophie zurückzufallen, sich also an

„den Sachen selbst“ zu orientieren. Es ergibt sich der – hier maßgebliche – Antagonismus zwischen konstruktivistischer und phänomenologischer Psychologie, der sich für alle Fundamentalbegriffe (im Nachfolgenden beispielhaft Kognition, Funktion und Information) wiederholt. Diese Begriffe beanspruchen in der zeitgenössischen Theoriebildung Selbstverständlichkeit, wie sich etwa bei Newell und Simon zeigt: „Both of these notions – information and processing – are long-established, highly general concepts“ (Newell & Simon, 1972, 5). Es wäre indessen ein Missverständnis, zu meinen, dass dieser Antagonismus ausschliesse, die Einsichten anderer psychologischer Orientierungen etwa in der phänomenologischen Psychologie zu verwenden. Merleau-Ponty betont, dass die phänomenologische Reduktion nicht abgeschlossen werden könne – sie ist gewissermaßen eine idealisierte Einstellung. Vielmehr gilt, wie Holzhey (1991) darstellt, dass auch der phänomenologische Beitrag zur Forschung Phasen der Konstruktion fordere. Entscheidend ist dabei indessen, stets zur Phänomenologie zurückzukehren. Die Aufgabe der phänomenologischen Psychologie ist folglich, die Erkenntnisse der anderen Orientierungen zu analysieren und zu revidieren, statt sie schlichtweg zu verwerfen.

Die ideengeschichtliche Darstellung der Ausgangslage soll an dieser Stelle jedoch nicht auf die Standardkritik, also etwa Anti-Reduktionismus, Anti-Nominalismus, Anti-Formalismus, abzielen, welche zum gewöhnlichen Umgang der Philosophie mit den Wissenschaften gehört. Es ist die Überzeugung des Autors, dass Kritik dieser Art abgesehen von der Fremdgruppen-Abgrenzung keinen bedeutsamen Beitrag leistet. Wenn Kritiker erfolgreich, also sachdienlich sein wollen, müssen sie in der Psychologie psychologisch argumentieren. Es reicht nicht, diskursfremde Ansprüche zu stellen. Es kann ihr Anliegen nicht sein, die kognitive Psychologie brach liegen zu lassen. In diesem Sinne wird die Auseinandersetzung mit den Kernbegriffen der zeitgenössischen Psychologie in erster Linie als Legitimation des anschließenden phänomenologischen Versuches einer Problempsychologie sein. Kursorische philosophische Antworten dienen den psychologischen Problemen nicht. Das Territorium der Psychologie ist von lebendiger Fülle und wird die Gewalt der Reflexion nicht als alleinigültig anerkennen.

### **2.2.2.1 Kognition**

Mitnichten ist das Schlüsselwort der jüngeren Psychologiegeschichte, die Kognition, ein eindeutiger Begriff. Einerseits ist seine Genealogie unsicher, andererseits konkurrieren diverse Definitionen. Es herrscht eine operative Verwendung vor, deren Vagheit subtile Differenzen, beispielsweise zu Emotion oder Motivation, aufzulösen droht. Darunter leidet die

empirische Anwendung nur indirekt, aber schleichend, nämlich zunächst nicht in der Praxis, sondern in der Begriffsbildung und der Interpretation. Zugleich droht ein vermeintlicher Vorteil, nämlich die chaotische Fruchtbarkeit, welche in der Unbestimmtheit liegt, und dazu verführt, die begriffliche Klarheit zu vernachlässigen. Tatsächlich scheitert die Bestimmung der Kognition jedoch nicht an der Volatilität des Gegenstandes, sondern an der definitiven Bodenlosigkeit, die sich aus einem konstruktivistischen Blick auf die Frage nach dem Psychischen und einer Blindheit gegenüber den psychischen Phänomenen ergibt.

Die Etymologie des psychologischen Begriffes ‚Kognition‘ mag zunächst an die cartesianischen cogitationes und die antike γνῶσις denken lassen und „although many proponents of cognitivism claim that it has transcended its Cartesian roots by invoking essentially ‚materialist‘ understandings of the mind-brain-behaviour relationship, there still remains an undissolved Cartesian core to their ways of thinking“ (Coulter, 1991, 176), doch letztlich gilt: „it should be noted that the cogito of philosophy is not synonymous with the cognition of psychology“ (Aanstoos, 1987, 250). Freilich soll mit dieser Referenz nicht bestritten werden, dass es ein rationalistisches Erbe des zeitgenössischen Kognitionsbegriffes gibt. Im Gegenteil soll es ausdrücklich anerkannt werden: „The rationalist conception of cognition was explicitly formulated at the beginning of ‚the cognitive revolution‘ by Chomsky in his theory of the generative grammar and subsequently in Fodor's contention that the human organism comes ready built with a language of thought“ (Keijzer & Bem, 1996, 451). Zum anderen mögen allerdings auch Empiristen wie Hume als Vordenker der kognitiven Psychologie in Anspruch genommen werden (z. B. Garrett, 1997), doch in der Psychologie nimmt die Entwicklung des Kognitionsbegriffes letztlich erst mit dem Pragmatismus seine prägnante Form an: „It may be wise to begin with William James. He is [...] one of the first psychologists to introduce and to define cognition as a psychological construct“ (Graumann, 1988a, 19).

Graumann argumentiert auf der Grundlage geistesgeschichtlicher Überlegungen, „that cognition when introduced into psychology about one hundred years ago still referred to the processes and products of knowing“ (Graumann, 1988a, 22). Unter ‚knowledge‘ kann allerdings sowohl ‚Wissen‘ als auch ‚Erkenntnis‘ verstanden werden. Dessen ungeachtet lässt sich vor diesem Hintergrund eine immanentistische von einer externalistischen Fassung der Kognition unterscheiden. Jene könne klassisch als Gefäßmodell des Wissens verstanden werden: „there was the epistemological theory of immanentism which placed reality as the correlate of all experience inside our mind or consciousness, which later, in the tradition of

Locke, was an immaterial entity containing ideas or any other mental elements or contents“ (ebd., 19f). Angeregt durch den Pragmatismus stellte sich dem Immanentismus der Externalismus – in der Psychologie als Behaviourismus – gegenüber, der die Kognition in Abhängigkeit von der materiellen Konfiguration der Umwelt konzipiert: „radical externalization of the knowledge problem, anchoring knowledge and cognition as deeply as possible in the outer world“ (ebd., 25). Diese konzeptuellen Grundlagen verbinden den (Neo-)Behaviorismus als Vorläufer mit der kognitivistischen Theorie der Informationsverarbeitung (vgl. Lachman, Lachman, & Butterfield, 1979, 39ff).

Warum, so ließe sich fragen, muss Kognition an dieser Stelle als Konstrukt begriffen werden, insofern als mit Begriffen wie dem Denken eine Alternative zur Verfügung steht. Allein, die moderne Psychologie – und daran zeigt sich sowohl die Anlage zum Bündnis mit dem Konstruktivismus als auch die Nähe zur Sprachphilosophie – äußert eine Skepsis gegenüber natürlichsprachigen Ausdrücken, welche als missverständlich beurteilt werden, etwa bei Ryle:

„Nor are the boundaries between what is and what is not intellectual made much clearer by referring to the notion of thinking, since ‚thinking‘ is not only just as vague as ‚intellectual‘, but also has extra ambiguities of its own. In one sense, the English verb ‚think‘ is a synonym of ‚believe‘ and ‚suppose‘; so it is possible for a person, in this sense, to think a great number of silly things, but, in another sense, to think very little. Such a person is both credulous and intellectually idle. There is yet another sense in which a person may be said to be ‚thinking hard what he is doing‘, when he is paying close heed to, say, playing the piano; but he is not pondering or being in any way pensive. If asked what premisses he had considered, what conclusions he had drawn or, in a word, what thoughts he had had, his proper answer might well be, ‚None. I had neither the time nor the interest to construct or manipulate any propositions at all. I was applying my mind to playing, not to speculating on problems, or even to lecturing to myself on how to play“ (Ryle, 1949/2009, 257).

Die Verwendung des Begriffes Kognition, so lässt es sich sagen, diente bereits früh in der Geschichte der Disziplin der Kompensation des notorischen Mangels an Einheit der Wissenschaft. Deswegen ist auch der Versuch der Desambiguierung einer ‚prozeduralen‘ und einer ‚topischen‘ Kognition (vgl. Graumann, 1988b, 16) bzw. ‚Prozess‘ und ‚Produkt‘ (vgl. Brandimonte, Bruno, & Collina, 2006), wie Graumann betont, nur oberflächlich. Es folgt daraus, dass eine kaum zu überblickende definatorische Willkür in der Psychologie Einzug gehalten hat, die von Serrano, de Castillo und Carretero dokumentiert wurde. Um aus einer

Vielzahl nur drei beliebige Beispiele zu nennen: „Cognition is the ability to ground perceptions in concepts together with the ability to manipulate concepts in order to proceed toward goals“ (Serrano, de Castillo, & Carretero, 2014, 3); „Cognition allows to perceive, learn, reason, plan and express itself through language and action and do so intentionally, i.e. it must be able to understand the intentionality of others and demonstrate intentionality when engaged in communication“ (ebd.); „Cognition is the conscious process of the mind by which one becomes aware of thoughts and perceptions, including all aspects of perceiving, thinking, and remembering“ (ebd.). Mögen diese Definitionen auch nicht unbrauchbar sein, so sind sie im eigentlichen Sinne keine Begriffsbestimmungen und werden weder der diffizilen Lage in der Wissenschaft noch der Möglichkeit einer Phänomenologie der Kognition, also eines Rückgangs auf den Ort des Begriffes in Bezug auf die originär gebende Erfahrung, gerecht.

Wichtiger ist, zu berücksichtigen, in welcher Form der Begriff in den unterschiedlichen disziplinären Ansätzen benutzt wurde. Während es mit dem Immanentismus die Bewusstseinspsychologie des 19. Jahrhunderts und mit dem Externalismus den Behaviourismus weitgehend abzubilden gelingt, sind die Entwicklungen der jüngeren Psychologiegeschichte spezifischer und ihre Entwicklung zu berücksichtigen notwendig, um den Nexus zur phänomenologischen Psychologie zu stiften. Vor der Auseinandersetzung mit den jüngeren disziplinär psychologischen Paradigmen steht jedoch die Aufklärung der übergeordneten wissenschaftlichen Bewegung namens ‚cognitive sciences‘:

„The ‚birth‘ of cognitive science is often traced back to the Symposium on Information Theory held on September 10-12, 1956 at M.I.T. There, researchers from various disciplines gathered to exchange ideas on communication and the human sciences. Three talks in particular, Miller's The magical number seven, Chomsky's Three models of language, and Newell and Simon's Logic theory machine, have been singled out as instrumental in seeding the cognitive science movement. Following these talks, a perception began to emerge that ‚human experimental psychology, theoretical linguistics, and computer simulations of cognitive processes were all pieces of a larger whole‘“ (Medler, 1998, 20).

Aus dieser Zusammenführung unterschiedlicher Perspektiven resultierte ‚cognitive science‘ als ‚interdisciplinary study of mind‘ (ebd.), aber:

„At this time cognitive science is not yet established as a mature science. It does not have a clearly agreed upon sense of direction and a large number of researchers constituting a community, as is the case with, say, atomic physics or molecular biology. Rather, it is really more of a loose affiliation of disciplines than a discipline of its own. Interestingly, an important pole is occupied by artificial intelligence – thus the computer model of the mind is a dominant aspect of the entire field. The other affiliated disciplines are generally taken to consist of linguistics, neuroscience, psychology, sometimes anthropology, and the philosophy of mind. Each discipline would give a somewhat different answer to the question of what is mind or cognition, an answer that would reflect its own specific concerns“ (Varela, Thompson, & Rosch, 1991, 4f).

Ohne an dieser Stelle die bereits artikulierte Kritik der Interdisziplinarität überreizen zu wollen, sei erneut betont, dass die Eigenheit des Interdisziplinären die Angewiesenheit auf ursprünglich disziplinäre Dynamiken und Potenziale sowie die Rückwirkung auf diese Potenziale ist. Der Maßstab für den Erfolg der Bewegung ist in diesem Sinne der Einfluss auf die jeweilige fachliche Forschung. Während das Interesse an künstlicher Intelligenz seit den 1950er Jahren unvermindert anhält, lässt sich jedoch auch dafür argumentieren, dass es sich um ein gesamtgesellschaftliches Interesse handelt, welches womöglich durch die ‚cognitive sciences‘ Bewegung gefördert wurde, aber in letzter Instanz auf die Kuriosität des Fremden zurückfällt. Die Bedeutung der ‚cognitive sciences‘ sollte folglich nicht überschätzt werden, insofern als es sich zwar um ein thematisches Konglomerat handelt, das seit der alltäglichen Gegenwart von Computern Interesse garantiert, doch nicht zwingender Weise den Einfluss auf die an dieser Bewegung teilhabenden Disziplinen verschafft, wie leicht an der weitgehenden Gleichgültigkeit der zeitgenössischen Experimentalpsychologie gegenüber bspw. der Anthropologie zu sehen ist. In der Psychologie hat die intradisziplinäre Entwicklung Priorität. Sie verlief zunächst vom Externalismus zum Kognitivismus.

Der Neobehaviourismus hatte mit der Stimulus-Response-Doktrin, als der Relation von Input- zu Output-Variablen, zu brechen begonnen, als ‚intervening variables‘ etwa von Hull eingeführt wurden, um jene Relation zu erklären. Sie fanden ihre empirische Entsprechung in den Ratten-Experimenten Tolmans (1948), bei denen Ratten in einer Explorations-Phase sich mit einem Y-Labyrinth vertraut gemacht hatten, obwohl sie weder hungrig noch durstig waren, um dann bei Hunger die Lage des Futters oder bei Durst die Tränke überzufällig häufig ohne zu suchen wiederzufinden. Tolman erklärte dieses Geschehnis durch den Begriff der ‚cognitive map‘ (1948, 196) und widersprach damit dem radikalen Behaviorismus Skinners. Weil Tolman jedoch ‚cognitive maps‘ theoretisch auf Grundlage einer Verhaltens-Zielorientierung erklärte („mental processes are to be identified in terms of the behaviors to

which they lead“; Tolman, 1932, zit. nach Lefrancois, 2000, 171), kann dieser Vorstoß noch nicht im eigentlichen Sinne als Kognitivismus bezeichnet werden, weil der teleologische Grundgedanke mit dem (Neo-)Behaviourismus vereinbar bleibt: „In other words, his intervening variables, like those described by Hull, are tied to observable behaviors“ (Lefrancois, 2000, 171).

Ein weiterer Beitrag vom Behaviourismus zum Kognitivismus bestand demgegenüber in Hebb's Überlegungen zu ‚higher mental processes‘, die in Vermittlung von Reiz und Reaktion als Gedanken erlebt werden: „Sensory stimulation arouses a central process, which at first occurs only when that stimulation occurs; but with repetition the central process changes, becomes internally organized, so that it is capable of an independent existence“ (Hebb, 1958, 48). Der Gedanke einer zentralen Operation oder Prozessierung ist im Sinne von Lachman et al. (1979) ein wichtiger Übergang zum systemtheoretischen Begriff eines ‚zentralen Prozessors‘, welcher den informationsverarbeitenden Ansatz des Kognitivismus auszeichnet. Der Unterschied besteht wesentlich in der hinzutretenden ‚Physical Symbol System Hypothesis‘, die eine bezeichnende Parallele zu Deweys Reflexbogen-Hypothese enthält:

„Apart from its sensory organs, the system operates almost entirely serially, one process at a time, rather than in parallel fashion. This seriality is reflected in the narrowness of its momentary focus of attention. The elementary processes of the information-processing system are executed in tens or hundreds of milliseconds. The inputs and outputs of these processes are held in a small short-term memory with a capacity of only a few (between, say, four and seven) familiar symbols, or chunks. The system has access to an essentially unlimited long-term memory, but the time required to store a new chunk in that memory is of the order of seconds or tens of seconds“ (Simon, 1978, 273).

Die wichtigsten Aspekte dieser Hypothese sind einerseits die serielle Verarbeitung durch einen zentralen Prozessor nach dem Vorbild der Von-Neumann-Architektur von Rechenmaschinen, die repräsentative Funktion des Informations-Begriffes, die in seiner späteren Besprechung zu thematisieren sein wird, und die Transformierbarkeit der Symbole: „Basically, the hypothesis states that cognition is based upon patterns of information, that these patterns of information can be represented as symbols, and that these symbols can be manipulated“ (Mendler, 1998, 20). Die Funktionsweise des Prozessors muss dabei als Herzstück des impliziten Kognitionsbegriffes verstanden werden.

Sie wurde von Anderson und Bower untersucht und in einem kognitiven Modell dargestellt. Der Ausgangspunkt dieser Überlegungen war die Auseinandersetzung mit assoziationspsychologischen Konzepten des Gedächtnisses – die mit dem Behaviorismus vereinbar sind –, nach denen die Verbindung zwischen Gedächtniseinträgen (eine Konzession an den Immanentismus) als paarweise Zuordnung mit einem einfachen Stärkemaß der Assoziation beschrieben werden könne. Diese Annahme wurde infrage gestellt, weil ihre Anwendung am Vergleich mit menschlichem Verhalten versagte, insofern als die Suche nach dem stärksten Gedächtniseintrag als eine vollständige Bearbeitung der Liste von Einträgen deutlich langsamer abläuft. Deswegen entwarfen Anderson und Bower eine Regulationsebene, die Kriterien für den Suchprozess ergänzte: „One obviously needs a directed search process, and the model to be described accomplishes this by searching only those associative pathways which have been recently tagged as useful for retrieving the word set under consideration“ (Anderson & Bower, 1972, 105f). Das kognitive Modell, das diese Regulationsebene – welche wegen ihrer intern regulierenden Funktion nicht mit den Prinzipien des klassischen oder radikalen Behaviourismus vereinbar ist, aber als „neo-associationist“ (Wilson, 1980, 13) einer moderateren Form des funktionalen Behaviorismus zugeordnet werden kann – implementierte, war das ‚Free Recall in an Associative Network‘ (FRAN), welches im Laufe der folgenden Forschungsdekaden bis zum sog. ‚Adaptive Control of Thought—Rational‘ (ACT-R) weiterentwickelt wurde.

Ähnlich wie zuvor epistemologisch der Begriff der Ähnlichkeit im Zusammenhang der quantitativen Empirie überprüft wurde, ist an dieser Stelle zu fragen, wodurch die Auswahl elementarer Prozesse in kognitiven Architekturen wie ACT-R oder dem ‚General Problem Solver‘ gerechtfertigt wird. Newell und Simon benennen sieben dieser ‚fundamental operations‘, nämlich ‚Discrimination‘, ‚Tests and Comparisons‘, ‚Symbol Creation‘, ‚Writing Symbol Structures‘, ‚Reading and Writing Externally‘, ‚Designating Symbol Structures‘ und ‚Storing Symbol Structures‘ (vgl. Newell & Simon, 1972, 29f). Diese Operatoren entsprechen einer inhomogenen Auswahl an phänomenologisch verfügbaren Strukturen der Erfahrung. Wird die unstrukturierte Auswahl aufrechterhalten, bleiben die auf sie gründenden Überlegungen nicht etwa nur unvollständig, sondern werden fehlerhaft, wie sich etwa für die unzureichende Reflexion der Repräsentation als Grundlage des Informationsbegriffes zeigen wird.

Es zeigt sich letztlich, dass der Kognitionsbegriff, der innerhalb des Kognitivismus als „Information processing framework“ (Newell & Simon, 1972, 787) bezeichnet werden kann im

Kern als eine Fortentwicklung der Assoziationspsychologie zu verstehen ist. Bereits Theodor Ziehen hatte am Ende des 19. Jahrhunderts den Begriff der Assoziation über die paarweise Assoziation hinaus weiterentwickelt. Der Begriff der ‚heuristic search‘ als regulierter Abruf ist jedoch ein wesentliches Merkmal einer systematischen Selbstregulation auf mehreren Ebenen, welche den Kognitivismus in erster Linie als unvereinbar mit dem Behaviorismus in Erscheinung treten ließ. Allerdings sollte der Kognitionsbegriff nicht auf diese Fassung reduziert werden. Die Bewegung des Kognitivismus umfasste zusätzlich weitere Ansätze, die nicht vollständig mit dem Konzept der Informationsverarbeitung übereinstimmen.

Neisser zeigt entgegen der ‚Physical Symbol System Hypothesis‘ eine Zurückhaltung gegenüber der von Newell und Simon propagierten Parallele zwischen Mensch und Maschine: „Unlike men, ‚artificially intelligent‘ programs tend to be single-minded, undistractable, and unemotional“ (Neisser, 1967/2014, 9) und betont damit die Abgrenzung der Kognition zu anderen psychischen Funktionen. Stattdessen artikuliert er einen biologistischen Kognitivismus: „I do not doubt that human behavior and consciousness depend entirely on the activity of the brain“ (ebd., 6). Zugleich finden sich die in der Psychologiegeschichte perennierenden Motive von Pragmatismus und Konstruktivismus: „The central assertion is that seeing, hearing, and remembering are all acts of construction“ (ebd., 10).

Auf der Grundlage von Neissers Überlegungen („the constructive processes themselves never appear in consciousness, their products do“; ebd. 301) äußerten Nisbett und Wilson Kritik an der Methode, die bei Newell und Simon zur Untersuchung kamen, nämlich die ‚think aloud protocols‘. Damit halfen sie, den Grundstein für den sog. ‚biases and heuristics‘ Ansatz des Kognitivismus zu legen, welcher insbesondere von Twersky und Kahneman vertreten wurde und – in einem teilweisen Konflikt mit Anderson – von der Fehlbarkeit und Intransparenz der Selbstregulation handelt. Nisbett und Wilson hatten dabei anhand einiger Verhaltensexperimente dagegen argumentiert, dass der Selbstbeobachtung die Feststellung von der Gegenwart und dem Inhalt kognitiver Prozesse möglich sei: „Sometimes, as in dissonance and attribution studies, and in the reports of creative artists and scientists, people appear to be unable to report that a cognitive process has occurred“ (Nisbett & Wilson, 1977, 246). Daraus schlussfolgerten sie, dass Selbstbeschreibungen nur unter bestimmten Plausibilitätsbedingungen zutreffend seien: „These conditions may be summarized briefly by saying that reports will be accurate when influential stimuli are (a) available and (b) plausible

causes of the response, and when (c) few or no plausible but noninfluential factors are available“ (ebd., 253).

Somit zeigt sich, dass das Gros der kognitivistischen Ansätze zwar dadurch charakterisiert werden kann, dass Kognition als eine Funktion bzw. ein Prozess definiert wird, der mechanistisch (z. B. computational) instantiiert ist, doch dessen Zugänglichkeit für die psychologische Beobachtung strittig ist – eine Debatte, die bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts geführt wurde. Jenseits dieser epistemologischen Kontroverse besteht also ein konzeptueller Konsens zwischen den Kognitivisten, der sich mit Marr durch drei methodologische Aspekte beschreiben lässt: „the levels of computational theory, algorithm, and of implementation“ (Marr, 1982, 103). Dabei kann beispielsweise die ‚computational theory‘ im weiteren Sinne wie bei Chomsky als Menge grammatikalischer Regeln oder im engeren Sinne als maschinelle Theorie der Symbolverarbeitung verstanden werden. Allein, eine derart weitläufige Zusammenfassung der kognitivistischen Ansätze vernachlässigt die spezifischen Differenzen zu anderen psychologischen Paradigmen.

Auch der Konnektionismus lässt sich durch Marrs drei methodologische Schritte beschreiben; der Unterschied zu den kognitivistischen Theorien ist subtiler – sie betrifft insbesondere das Verhältnis von ‚algorithm‘ und ‚implementation‘, insofern als der Konnektionismus die Grundannahme der Kognition als serieller Verarbeitung in einem Zentralprozessor infrage stellt und folglich anstelle eines einzigen Algorithmus die parallele, dezentrale und möglicherweise heteronome Verarbeitung mehrerer Algorithmen erwägt. Das Muster der Implementierung ist folglich nicht wie im Kognitivismus physikalisch-logisch, sondern biologisch-statistisch, weswegen die ‚implementation‘ weniger als Trägerschaft für einen rationalistisch konstruierten Code zu verstehen ist denn als funktionale Beschreibung neuropsychologischer Strukturen, wobei der zugrundeliegende Begriff der Funktion einer ausführlichen Reflexion bedarf.

Diese Konzeption der Kognition findet bereits im 19. Jahrhundert ihre Vordenker in den Arbeiten von Spencer und James: „When two elementary brain-processes have been active together or in immediate succession, one of them, on reoccurring, tends to propagate its excitement into the other“ (James, 1890, 566). Auch im Behaviourismus lassen sich in Hebb's Arbeiten zu neuronalen Zellverbänden als geschlossenen Systemen konnektionistische Gedanken wiederfinden. Seine eigentliche konzeptuelle Fassung fand er aber erst im Rahmen der ‚cognitive sciences‘ Bewegung, wobei insbesondere der Formalisierungsversuch durch McCulloch und Pitts hervorzuheben ist:

„We shall make the following physical assumptions for our calculus.

1. The activity of the neuron is an ‚all-or-none‘ process.
2. A certain fixed number of synapses must be excited within the period of latent addition in order to excite a neuron at any time, and this number is independent of previous activity and position on the neuron.
3. The only significant delay within the nervous system is synaptic delay.
4. The activity of any inhibitory synapse absolutely prevents excitation of the neuron at that time.
5. The structure of the net does not change with time“ (McCulloch & Pitts, 1943).

Mithilfe dieser syntaktischen Grundregeln ließen sich die ersten konnektionistischen kognitiven Modelle – gewissermaßen in direkter Konkurrenz zu Andersons FRAN – etablieren, etwa Selfridges Pandemonium und insbesondere Rosenblatts Perceptron, welches als Anstoßstein für das Forschungsprogramm der ‚machine pattern recognition‘ wirkte:

„Basically, the perceptron is a theoretically parallel computation device composed of (i) a layer of sensory units (S-unit) which transduce physical energy (e.g. light, sound, etc.) into a signal based on some transformation of the input energy, (ii) any number of layers of association units (A-unit) which have both input and output connections, and (iii) a final layer of response units (R-unit) which emit a signal that is transmitted to the outside world“ (ebd., 34)“ (Medler, 1998, 34).

Mit der Präferenz biologischer statt physikalischer Erklärungen der psychischen Funktionen ergaben sich nicht nur in Hinsicht auf die Implementierung paralleler Computation fruchtbare Bezugspunkte für die konnektionistische Psychologie. Von großer Bedeutung ist erstens der Bezug zur Evolutionstheorie und dadurch die Nähe zum Funktionalismus, welcher sich, wie noch zu zeigen ist, in pragmatischer Tradition entwickelt hatte. Zweitens – und dies ist für die Frage nach der Kognition von entscheidender Bedeutung – gestattet es sich für den Konnektionismus, Kognition als heterogenes Agglomerat diverser, sogar strukturell unverbundener paralleler Prozesse zu betrachten. Hierin besteht der stärkste Unterschied zum Kognitivismus, der die Zentralität oder Einheit der kognitiven Funktionen präsupponiert. Zugleich ergibt sich aus Perspektive der deskriptiven Psychologie, die Herausforderung, konnektionistisch zu erklären, weswegen ein einheitlicher Bewusstseinsstrom erlebt werden kann – oder, biologisch gesprochen, weswegen die separaten Module der Kognition

nicht desintegrieren oder sich sogar gegenseitig eliminieren. Weil auch der Konnektionismus im Kern ein Paradigma der Informationsverarbeitung ist, ergibt sich auch für ihn das Problem der Repräsentation, welches epistemologisch auf einen indirekten Realismus zurückfällt und wesentlich mit dem Begriff der Information, der noch zu diskutieren sein wird, verbunden ist.

Aus der Antwort auf diese Probleme – aber auch aus neuen Impulsen – ergab sich in jüngerer Zeit ein Ansatz, der zu einem gewissen Grad als Fortsetzung der ‚cognitive sciences‘ Bewegung beschrieben werden kann, aber auch als deren Überwindung, der Enaktivismus. Als Gründungsdokument gilt die von Varela, Thompson und Rosch 1991 veröffentlichte Arbeit *The Embodied Mind*. Seitdem hat sich der Ansatz diversifiziert und auf teils voneinander abweichende Weisen einen Einfluss auf die Experimentalpsychologie zu nehmen begonnen. Während Kognitivismus und Konnektionismus im Schema von Immanentismus und Externalismus eher zu einer – wenn auch aus phänomenologischer Warte beurteilt nur scheinbaren – Verinnerlichung des Kognitionsbegriffes geführt hatten, so zeichnet sich die Wirkung des Enaktivismus in der Psychologie – wenngleich nicht immer in Übereinstimmung mit dem Gründungsgedanken des Enaktivismus-Ansatzes – als eine Gegenbewegung in Begriffen wie ‚distributed cognition‘ oder ‚situated cognition‘ und insbesondere ‚embodiment‘ ab:

„Embodiment is nowadays by many researchers considered a *conditio sine qua non* for any form of natural or artificial intelligence. Pfeifer and Scheier, for example, argued that ‚intelligence cannot merely exist in the form of an abstract algorithm but requires a physical instantiation, a body‘. Furthermore, embodiment is commonly considered one of the key ideas that distinguish recent work on situated, embodied and distributed theories of cognition, from the approach of classical cognitive science which, based on functionalism, had its focus on ‚disembodied‘ computation“ (Ziemke, 2003, 1305).

Die Abweichung von einem Repräsentationsgedanken, der einen Hiatus zwischen Abbild und Abgebildetem unterstellt, ergibt sich aus einer konsequenten Anwendung der Verkörperungs-Idee: Wenn Kognition nicht mehr nur einen Körper als Träger in Anspruch nimmt bzw. in ihn ‚implementiert‘ wird, sondern der Körper selbst zum Bestandteil der Kognition wird, so kann keine strukturelle Scheidung zwischen den beiden Sphären mehr vorgenommen werden: „while a cognitive process is being carried out, perceptual information continues to come in that affects processing, and motor activity is executed that affects the environment in task-relevant ways“ (Wilson, 2002, 626). Auf diesem naturalistischen Wege

zum Enaktivismus liegt eine Rückkehr zum Monismus nahe, sodass der Versuch der Überwindung von Kognitivismus und Konnektionismus von einem Lager der Enaktivisten zum Anlass genommen wurde, sich restlos auf einen Neuro-Reduktionismus einzulassen. Der zweite Weg zum Enaktivismus, der explizit von den Gründern des Ansatzes berücksichtigt wurde, führt durch die Leibphänomenologie und erkennt einen Bewusstseinsbegriff an:

„The central insight of this nonobjectivist orientation is the view that knowledge is the result of an ongoing interpretation that emerges from our capacities of understanding. These capacities are rooted in the structures of our biological embodiment but are lived and experienced within a domain of consensual action and cultural history. They enable us to make sense of our world; or in more phenomenological language, they are the structures by which we exist in the manner of ‚having a world‘“ (Varela, Thompson, & Rosch, 1991, 149f).

Es ist strittig (dazu etwa Thompson, 2010), ob es sich dabei tatsächlich um ein Bekenntnis zur Phänomenologie handelt oder ob die Philosophie vielmehr bloße Anregung bleibt. In jedem Fall enthält der Ansatz eine Offenheit für diese Bezugnahme und eine entsprechende Anpassung des Kognitionsbegriffes: „The forces that drive cognitive activity do not reside solely inside the head of the individual, but instead are distributed across the individual and the situation as they interact. Therefore, to understand cognition we must study the situation and the situated cognition together as a single, unified system“ (Wilson, 2002, 630). Insbesondere die Leibphänomenologie Merleau-Pontys kann an dieser Stelle eine fruchtbare Grundlage schaffen.

Aller Offenheit des Enaktivismus zum Trotz kann er bisher nicht als mehr als ein kontroverser Beitrag zur Bewegung der ‚cognitive sciences‘ betrachtet werden. Die experimentallpsychologische Forschung ist kaum betroffen, weil die Natur des enaktivistischen Grundlagendiskurses keinen kompatiblen Einfluss auf sie ausüben vermag. Vielmehr ist der Enaktivismus eine offene Diskursgrundlage, die ihrerseits vermittels weniger interpretativer Kompromisse mit der psychologischen Standardforschung kompatibel erscheint. In anderen Worten, er dient seinerseits nicht dazu, eine klare Opposition zu etablieren, die einen fruchtbaren intra-psychologischen Diskurs auszulösen vermag. Aus diesen Gründen sollte sich die phänomenologische Psychologie nicht auf vermeintlich revolutionäre Potenziale im Enaktivismus einlassen, obschon die Anerkennung der besagten Offenheit keiner Einschränkung bedarf. Der Kognitionsbegriff muss auf dem Boden der Psychologie diskutiert werden. Hierzu

ist mehr nötig, als den in der empirischen Praxis weitgehend generisch verwendeten Kognitionsbegriff infrage zu stellen, wenngleich sich alle weiteren Reflexionen auf ihn zurückbeziehen mögen. Zu diesem Ende sollen mit der Diskussion des Funktions- und Informationsbegriffe die Tiefenstrukturen der zeitgenössischen Experimentalpsychologie erreicht und die Bedingungen für einen Wandel in der psychologischen Wissenschaft aufgeklärt werden.

#### **2.2.2.2 Funktion**

Bereits der Ausdruck ‚kognitive Funktion‘ ist missverständlich: Handelt es sich um Funktionen, deren Träger bzw. Agens die Kognition ist, oder um Funktionen, die, ‚kognitiv‘ genannt werden, insofern als sie die Kognition konstituieren? Beide Alternativen sind wegen der bereits besprochenen funktionalen Auffassung der Kognition aus Sicht der die Experimentalpsychologie dominierenden Paradigmen unzureichend. Tatsächlich qualifiziert der Ausdruck der Funktion das Kognitive. Was jedoch eine Funktion ist, bleibt strittig, denn, dass der Begriff der Kognition in der psychologischen Forschung kaum reflektiert wird, gilt auch für denjenigen der Funktion. Deswegen ist es notwendig, seine Herkunft zu desambiguieren.

Als Funktionalismus wird eine Theorietradition mit Wurzeln in Chicago bezeichnet, die in Konkurrenz zum psychologischen Strukturalismus insbesondere Wundts und seines Schülers Titchener steht. Sie lässt sich reduktiv auf einige Kerngedanken festlegen:

„(1) Functionalism is the (empiricist) view that human thought and action are to be understood (explained) by the way a person's experience shapes his or her development; (2) equally, functionalism is the view that people, being in and of the biological world, are to be understood (explained) via evolutionary principles, including inherited potentials for behavior and especially for adjustment; (3) equally again, adaptation in the individual (adjustment) follows empirically derivable (scientific) principles, such as those of association, motivation, intelligence, cognition, and so on. Basic to all three statements is (4) the prior assumption that it is essential to search for and understand processes (i.e., functions)“ (Buxton, 1985, 108).

Im Herzen des Funktionalismus steht die Übertragung des darwinistischen Evolutionismus auf die Psychologie nach dem Vorbild von Herbert Spencers *Principles of Psychology* (1855). In der James-Lange-Theorie der Gefühle findet der Funktionalismus in seiner radikalsten Lesart ein klassisches Beispiel der empirischen Theoriebildung. Die Funktion von Gefühlszuständen sei, körperliche Veränderungen anzuzeigen. Funktionen sind dabei – im

Sinne der obigen Auseinandersetzung mit James – teleologische Sachverhalte, die der Adaptation ihres Trägers dienen. In diesem Sinne versteht auch die kognitivistische Problemlösungsforschung das problemlösende Verhalten als Anpassung: „The argument starts from the observation that adaptive devices shape themselves to the environment in which they are embedded. For problem solving can be effective only if significant information about the objective environment is encoded in the program space, where it can be used by the problem solver“ (Newell & Simon, 1972, 789). Die Bestimmung des Funktionsbegriffes ist dem Funktionalismus allerdings nur äußerlich, was bereits an Buxtons Verlegenheit sichtbar wird, Prozesse und Funktionen gleichzusetzen. Der klassische Chicagoer Funktionalismus unterstellt gewissermaßen bereits ein Verständnis der Funktion, das er etwa von Dewey und damit aus dem Pragmatismus ableitet. An dieser Stelle kann keine vollständige Genealogie des Funktionsbegriffes im Pragmatismus vorgestellt werden. Für das Verständnis der Präsuppositionen in der zeitgenössischen Experimentalpsychologie ist es ungleich wichtiger, seinen systematischen Gehalt festzustellen.

Dewey stellt zum einen Funktion und Struktur oder Existenz einander gegenüber, wobei er dazu neigt, Funktionen ähnlich zu Operationen (bspw. Dewey, 1938, 110: „when it actually functions - that is, when it is put into operation“; oder bei der Bestimmung des operationalen Charakters von Fakten, ebd., 113: „Being functional, they are necessarily operational“) oder Veränderungen (bspw. ebd. 130: „such transitory events as lightning and such variable things as the weather become subjects of scientific judgments when they are determined as constituents of a systematic set of changes which as changes are in functional correspondence. Such facts exemplify what is meant by the functional nature of substantial objects“) dynamisch zu verstehen. Die Operation ist dabei allerdings nicht identisch mit der Funktion, sondern wird erst in ihr ermöglicht. So sagt Dewey mit Blick auf den ‚funktionalen Charakter der Proposition‘: „It accomplishes this function by means of actual execution of the mode of operation which as a proposition it formulates. For an actualized operation is performed upon existential conditions and has consequences in the literal or existential sense“ (ebd., 272).

Zum anderen betont er den Relevanzcharakter der Funktion, also ihre Zielgerichtetheit bzw. Teleologie: „Only functional position in a contextual situation can discriminate an actual this from an indefinite number of potential thises“ (ebd., 242). Dabei gestattet die Funktion, Mittel (means) zur Zielerreichung anzuwenden: „red light on a street corner is a traffic signal; except in this function little or no attention is paid to its intrinsic quality“ (ebd., 270). In diesem Sinne ist auch die Aussage zu verstehen, dass ‚funktional‘ die ‚capacity to serve as

a condition in delimitation of a problem“ (ebd., 342) bedeute. Hierbei wird der maßgebliche Bezug zur Handlung deutlich, der den Pragmatismus auszeichnet, und Dewey selbst das Wesen der Kausalität in funktional fassen lässt: „The term ‚causal laws‘ is, accordingly, in spite of its general use, a figure of speech. It is a case of metonymy in which a law is designated not in terms of its own content but in terms of consequences of execution of its function“ (ebd., 445). Die Grundlage des funktionalistischen Funktionsbegriffes ist jedoch letztlich biologisch, denn Deweys Überlegungen gründen auf eine Prozess-Metaphysik des Lebens als Interaktion von Organismus und Umwelt, die an Aristoteles ἐνέργεια und Averroës‘ Vorstellung von der Homöostase des Lebens erinnert:

„Whatever else organic life is or is not, it is a process of activity that involves an environment. It is a transaction extending beyond the spatial limits of the organism. An organism does not live in an environment; it lives by means of an environment. Breathing, the ingestion of food, the ejection of waste products, are cases of direct integration; the circulation of the blood and the energizing of the nervous system are relatively indirect. But every organic function is an interaction of intra-organic and extra-organic energies, either directly or indirectly. For life involves expenditure of energy and the energy expended can be replenished only as the activities performed succeed in making return drafts upon the environment—the only source of restoration of energy. Not even a hibernating animal can live indefinitely upon itself. The energy that is drawn is not forced in from without; it is a consequence of energy expended. If there is a surplus balance, growth occurs. If there is a deficit balance, degeneration commences. There are things in the world that are indifferent to the lifeactivities of an organism. But they are not parts of its environment, save potentially. The processes of living are enacted by the environment as truly as by the organism; for they are an integration“ (ebd., 25).

Jenseits einer ausführlichen Kritik an den Schwächen dieses Ansatzes (Kirk & Squires, 1974; Searle, 1980) haben sich funktionalistische Argumentationen im 20. Jahrhundert in vielen Wissenschaften weiterentwickelt, wobei nach van Gulick (2007) ein mechanischer, kausaler und teleologischer Funktionalismus unterschieden werden können. Verbindend gelte: „Most functionalist are also physicalists and regard minds much as we do biological organisms, that is as a special subset of physical systems distinguished by their forms and complex organization“ (van Gulick, 2007, 431). Methodologisch entspricht dieser Entwicklung eine Kontroverse um die Salienz der „funktionalen Analyse“. In einer deutlichen Kritik stellte Hempel 1959 klar, dass Argumentationen in funktionalistischer Tradition weder deduktiv noch induktiv gültige Schlüsse hervorbrächten, aber auch keine ausgezeichneten prädiktiven Wert hätten:

„In sum then, the information typically provided by a functional analysis of an item *i* affords neither deductively nor inductively adequate grounds for expecting *i* rather than one of its alternatives. The impression that a functional analysis does provide such grounds, and thus explains the occurrence of *i*, is no doubt at least partly due to the benefit of hindsight: when we seek to explain an item *i*, we presumably know already that *i* has occurred“ (Hempel, 1965, 315). Weiter: „A second flaw that may vitiate the scientific role of a proposed hypotheses of self-regulation consists in using key terms of functional analysis, such as ‚need‘ and ‚adequate (proper) functioning‘ in a nonempirical manner, i.e., without giving them a clear ‚operational definition,‘ or more generally, without specifying objective criteria of application for them. If functionalist terms are used in this manner, then the sentences containing them have no clear empirical meaning; they lead to no specific predictions and thus cannot be put to an objective test; nor, of course, can they be used for explanatory purposes“ (ebd., 319f).

Hempels Kritik konzentriert sich indessen auf die teleologische Spielart des Funktionalismus: „the idea of function often remains closely associated with that of purpose“ (ebd., 326), was Cummins 16 Jahre später zum Anlass nahm, die funktionale Analyse gegen Einwände dieser Art zu verteidigen, und ihren Kritikern „a failure to distinguish teleological explanation from functional explanation, perhaps because functional concepts do loom large in ‚explanations‘ having a teleological form“ (Cummins, 1975, 747) zu attestieren. Anstelle der teleologischen Fassung des Funktionalismus, welche Funktionen im Sinne von beabsichtigten Effekten denkt, bezieht er sich auf Dispositionen: „Thus, function-ascribing statements imply disposition statements; to attribute a function to something is, in part, to attribute a disposition to it“ (ebd., 758). Diese auf Kausalität abhebende Denkweise kulminiert in einem dem Kognitivismus verwandten Gedanken: „These capacities are in turn analyzed into capacities of component organs and structures. Ideally, this strategy is pressed until pure physiology takes over, i.e., until the analyzing capacities are amenable to the subsumption strategy“ (ebd., 760f).

Wenn Cummins hierbei dafür argumentiert, komplexere ‚kognitive Funktionen‘ durch einfache physiologische Funktionen zu erklären, ist seine Argumentation nichtsdestoweniger konvergent mit dem Ansatz der systemtheoretischen Kognitivisten seiner Zeit, etwa Fodor (1974), die gegen einen naturalistischen Reduktionismus argumentiert hatten. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs ist, dass Cummins die Physiologie als Beschreibung des Organismus als Gesamtsystem betrachtet, also nicht naturalistisch. Dadurch ergibt sich ihm als zusammenfassende Formel für die letztlich systemtheoretische Bestimmung der Funktion eine konstruktivistische Formel, die auch den in der Gegenwartspsychologie implizit vorherrschenden Funktionsbegriff umreißt: „To ascribe a function to something is to

ascribe a capacity to it which is singled out by its role in an analysis of some capacity of a containing system“ (Cummins, 1975, 765). Ebenfalls konstruktivistisch argumentiert bspw. Piaget, der Funktionen im psychologischen Sinne als „expressions of the schemes of assimilation of actions“ (Piaget, Grize, Szeminska, & Bang, 1977, 3) beschreibt und zwischen konstitutiven und konstituierten Funktionen unterscheidet. Jene seien prä-operativ, während diese durch Operationen ‚quantifiziert‘, also in Form von Gesetzmäßigkeiten artikuliert würden.

Der ursprünglich teleologische Funktionsbegriff des Funktionalismus hatte sich somit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem kausalen fortentwickelt. Eine weitere Entwicklung ist der sog. ‚machine state functionalism‘, der nach Putnam (1967) als eine probabilistische Übertragung von dem Modell der Turing Maschine auf psychische Phänomene zu verstehen ist. Dabei wird der psychologischen Erklärung durch ‚funktionale Zustände‘ ein Vorteil gegenüber derjenigen durch ‚Zustände des Gehirns‘ eingestanden, der als Multirealisierbarkeitstheorem bezeichnet werden kann: Derselbe funktionale Zustand könne auch in unterschiedlichen physiologischen Zuständen realisiert werden. Der Funktionsbegriff ist in dieser Form des Funktionalismus computational: „the function which controls the behavior of the machine“ (ebd., 410). Sie ist als rationales Prinzip zu verstehen und verweist in der Tradition von z. B. von Neumann auf die Vorstellung, dass das Wesen der Funktion in der Zuordnung bestehe, etwa „assigning a ‚utility‘ to ‚possible worlds““ (ebd., 409). Rational bedeutet folglich eine Nutzenmaximierung, woraus folgt, dass als ‚Funktion‘ die Gesetzmäßigkeit eines Mechanismus bezeichnet wird, den es zu regulieren gilt. Diese Vorstellung illustrieren von Neumann und Morgenstern bevorzugt in Reinform an der ‚Robinson Crusoe Wirtschaft‘, also einer Situation ohne soziale Interaktion:

„This economy is confronted with certain quantities of commodities and a number of wants which they may satisfy. The problem is to obtain a maximum satisfaction. This is considering in particular our above assumption of the numerical character of utility indeed an ordinary maximum problem, its difficulty depending apparently on the number of variables and on the nature of the function to be maximized“ (von Neumann & Morgenstern, 1953, 9f).

Was allen funktionalistischen und funktionsanalytischen Begriffen von der Funktion eignet, ist eine abstraktive Vereinheitlichung sämtlicher Erlebens- und Verhaltensformen: Empfin-

dung, Bewegung, Bewusstsein sind Funktionen, weil sie der Organismus-Umwelt-Interaktion dienen. Dieses organische Ganze, dem sie angehören, heißt bei Dewey ‚Reflexbogen‘: „The conscious stimulus or sensation, and the conscious response or motion, have a special genesis or motivation, and a special end or function. The reflex arc theory, by neglecting, by abstracting from, this genesis and this function gives us one disjointed part of a process as if it were the whole“ (Dewey, 1896, 370).

Der Begriff der Funktion verweist an dieser Stelle erneut auf denjenigen des Prozesses zurück. Um ihn zu verstehen, sollten letztlich seine systematischen Grundlagen im metaphysischen Konstruktivismus konsultiert werden, insbesondere Whiteheads *Process and Reality* (1929), insofern als zwischen Whitehead und Dewey eine fruchtbare Beziehung bestanden hat, die als konzeptuelle Grundlage des klassischen Konstruktivismus betrachtet werden kann (zu erwähnen ist auch Whiteheads Bezugnahme auf James und Bergson). McKeon legt eine gelungene Zusammenfassung des Verhältnisses zwischen den Begriffen ‚Funktion‘ und ‚Prozess‘ in der Philosophie von Dewey und Whitehead vor, in der er aufzeigt, dass sie einerseits unterschiedliche naturwissenschaftliche Domänen, nämlich organische und anorganische Materie betreffen, und andererseits in den metaphysischen Spekulationen des Konstruktivismus die Tendenz besteht, sie wechselseitig aufeinander zurückzuführen:

„‚Process‘ and ‚function‘ are used in broad senses to distinguish two kinds of problems, ‚process‘ being applied to physical phenomena, ‚function‘ to biological phenomena. ‚Process,‘ so conceived, is change ordered in a manifold or field by which its characteristics are determined and in which its path is traced; ‚function‘ is change ordered to an agent or organism by which it is exercised and to which it is attributed. But once these broad distinctions have been made, functions may be treated as processes in one philosophic theory, and processes may be reduced to functions in another. The philosophy of events of Whitehead and the philosophy of experience of Dewey are opposed basically as philosophies of ‚process‘ and of ‚function‘ respectively“ (McKeon, 1953, 229).

Die etablierte Verwendung der Begriffe ‚kognitive Funktionen‘ und ‚kognitive Prozessen‘ fällt also auf eine konstruktivistische Bezugnahme auf Veränderung (change) im weitesten ontologischen Sinne zurück. Dass diese Veränderung durch Funktion oder Prozess wiederum ‚geordnet‘ werden, entspricht der universalen, doch insbesondere in der Mathematik relevanten formalen Bestimmung der Funktion als ‚rule of mapping‘ – „in which the ele-

ments from one set or ‚domain‘ are matched to elements of another set or ‚codomain‘“ (Bradley, 2002, 256). Bradley zeigt auf, wie in Whiteheads Philosophie eine Generalisierung in zweierlei Hinsicht vorgenommen wird, Bedeutung und Reichweite von Funktionen. Diese Generalisierung kann zur Beschreibung des in der Psychologie präsupponierten Funktionsbegriffes aufgegriffen werden: Er vereinheitlicht die psychischen Phänomene ebenso wie Deweys Reflexbogen-Konzeption.

Die Kopplung der Begriffe Funktion und Prozess hat überdies – insbesondere für den Funktionalismus – die Bedeutung einer Abgrenzung von strukturalistischen Auffassungen der Kognition. Unter Strukturalismus ist zunächst eine Spielart des Kognitivismus zu verstehen: „All contemporary structural theorists in psychology will agree that there are central processes involved in behavior or cognition which do not correspond directly to stimuli, responses, or other peripheral observable events“ (Wilson, 1980, 11). Genau besehen ist unter diesen ‚Prozessen‘ jedoch nicht die dynamistische Auffassung der Prozessphilosophie zu verstehen. Vielmehr lässt sich der Strukturalismus in seinen klassischen Formen als nativistisch und rationalistisch beschreiben, sodass er die Annahme von stabilen Zuständen enthält. Funktions- und Prozessbegriffe dienen demgegenüber der Auflösung sämtlicher Statik in Dynamik.

Der Strukturalismus ist unterdessen nicht die einzige Möglichkeit, den Begriff der Struktur aufzufassen: „A Structure consists of elements, their relations and rules for the generation of new elements and relations from previous elements“ (ebd., 27). Diese Definition widerspricht der Prozessphilosophie nicht, solange die Elemente nicht physikalistisch als atomare Ereignisse verstanden werden. Strukturen sind unter diesen Voraussetzungen in erster Linie regelhafte Prozesse und entsprechen Wiederholungen von einzelnen oder komplex miteinander in Beziehung stehenden Funktionen. Mit ‚regelhaften Prozessen‘ ergibt sich ein Verweis auf ‚Informationen‘ als Elementen von Strukturen, insofern als Wiederholungen zwar nicht in der physikalischen Konfiguration eines Organismus‘, aber in der repräsentationalen Kognition möglich ist, welche Stimuli durch Abstraktion in Äquivalenzklassen homogenisiert: „A rule describes an operation in which information coded in one form is recoded into another“ (ebd., 25). Das Verständnis dieser Konzeption wird durch die folgende Darstellung des Informationsbegriffes erleichtert werden. An dieser Stelle ist von vorrangiger Bedeutung, dass der Strukturbegriff einerseits, solange er als strukturalistischer dem Funktionalismus opponiert, als Kontrastbegriff zur Funktion zu verstehen ist. Andererseits können Struk-

tur und Funktion ohne Widerspruch verwendet werden, wenn ihnen eine einheitliche Metaphysik zugrundeliegt. In diesem Sinne von Strukturen als regelhaften Prozessen findet der Begriff auch bei Newell und Simon Verwendung: „Structure in a problem space is equivalent to redundancy. By virtue of redundancy, information present in one part of the space becomes predictive – at least heuristically – of properties in another part of the space“ (Newell & Simon, 1972, 827).

Die epistemologische Besinnung auf die wissenschaftstheoretische Entwicklung zugunsten des Funktionsbegriffes ist Ernst Cassirer mit seiner Abhandlung über *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* (1910) gelungen. So wie McKeon darstellt, dass die Begriffe von Prozess und Funktion bei Whitehead eine Reaktion auf die Einsichten der modernen Physik, insbesondere die Einsteinsche Feldtheorie, darstellen, zeigt Cassirer die systematische Überwindung der klassischen Ding-Ontologie durch den Funktionsbegriff auf. Im Herzen seiner Argumentation steht dabei die Rehabilitation der Abstraktion:

„Solange man alle Bestimmtheit in konstanten Merkmalen, in Dingen und ihren Eigenschaften erschöpft glaubt, so lange scheint freilich jede begriffliche Verallgemeinerung zugleich eine Verkümmern des begrifflichen Inhalts zu bedeuten. Aber je mehr der Begriff gleichsam von allem dinglichen Sein entleert wird, um so mehr tritt auf der andern Seite seine eigentümliche funktionale Leistung hervor. Die festen Eigenschaften werden durch allgemeine Regeln ersetzt, die uns eine Gesamtreihe möglicher Bestimmungen mit einem Blick überschauen lassen. Diese Verwandlung, diese Umsetzung in eine neue Form des logischen ‚Seins‘ bildet die eigentlich positive Leistung der Abstraktion“ (Cassirer, 1910, 29).

Abstraktion bedeutete in der aristotelischen Formalisierung der Logik den Aufstieg von Individuen zu allgemeinen Gattungen: „sie scheidet die Bestandteile des Sinneseindrucks, aber sie fügt ihnen kein neues Datum hinzu“ (ebd., 18). Der Funktionsbegriff erlaube demgegenüber eine ‚eigentümliche positive Leistung‘, die für Cassirer aber – und darin besteht der wesentliche Unterschied zu Whitehead – nicht metaphysischer Provenienz sei, sondern akt-psychologischer. Funktion bedeutet hier also an erster Stelle „kategoriale Funktionen“ (ebd., 21) – „[u]nd die eigentliche Aufgabe, die der logischen Theorie gegenüber einem bestimmten Begriff zukommt, besteht eben darin, diese Funktionen in ihrer Eigentümlichkeit darzulegen und ihre formalen Grundmomente zu entwickeln“ (ebd.).

Es ist eine Parallaxe notwendig, um diesen Unterschied zu markieren: Der Funktionsbegriff in funktionalistischer Tradition meint einen ontologischen Sachverhalt, bei Cassirers neukantianischer Kritik der Wissenschaften, aber handelt es sich zunächst um einen epistemologischen Blick auf jene konzeptuellen Entwicklungen. Indes, zugleich beurteilt Cassirer die Entwicklungen und ergreift Partei für „ein rein funktionales Prozeßdenken“ (Möckel, 2001, 253). Für ihn handelt es sich beim Übergang „vom Größenbegriff zum Funktionsbegriff“ (Cassirer, 1910, 131) zugleich um einen Übergang „von der ‚Quantität‘ zur ‚Qualität‘“ (ebd.). In dieser Hinsicht ergibt sich ein augenscheinlicher Widerspruch zur erwähnten ‚Generalisierung‘ durch den Funktionsbegriff, dessen Vereinheitlichung die Qualität nachgerade zu verkennen scheint. Tatsächlich konvergieren beide Perspektiven darin, dass Cassirer die Qualität in der Konstruktion, nicht in der Anschauung, finden zu können meint: „Immer schärfer und deutlicher hatte es sich gezeigt, daß aller Inhalt, der den mathematischen Begriffen eignet, auf einer reinen Konstruktion beruht. Das Gegebene der Anschauung bildet lediglich den psychologischen Ausgangspunkt: mathematisch erkannt ist es erst, sobald es einer Umdeutung unterworfen worden ist, durch die es in eine andere Form der Mannigfaltigkeit umgeprägt wird, die wir nach rationalen Gesetzen hervorbringen und beherrschen können“ (ebd., 153).

Diese Geisteshaltung spiegelt Cassirers Zugehörigkeit zum Marburger Neukantianismus wider – so lässt sich Hermann Cohens philosophisches Programm in Schelers Worten folgendermaßen zusammenfassen: „Wir fangen mit dem Denken an“; nichts darf dem Verstande gegeben sein, wenn er alles durch sich selbst erst bestimmen und erzeugen soll. ‚Empfindung‘ sei ein Ausdruck, der selbst erst mit Hilfe der Kausalrelation und des Reizgedankens zu definieren sei als dasjenige, was an unserem Wahrnehmungsgehalt reizbedingt sei; also können Empfindungen nicht gegeben sein; auch sie sind ein gesuchtes X, ein ‚Problem des Verstandes‘“ (Scheler, 1922, 160). Zwar besteht zwischen den idealistischen Tendenzen des Neukantianismus und dem Anti-Intellektualismus der Pragmatisten eine grundsätzliche Opposition, doch bezüglich des „funktionellen Konstruktivismus“ (Mancuso, 2008, 139) findet sich eine gemeinsame Pointe, denn Whiteheads Auffassung von der Abstraktion ähnelt in prägnanter Weise derjenigen Cassirers:

„In order to think abstractions in Whitehead’s sense, we need to forget about nouns like ‚a table‘ or ‚a human being‘, and to think rather about a mathematical circle. Such a circle is not abstracted from concrete circular

forms; its mode of abstraction is related to its functioning as a lure for mathematical thought – it lures mathematicians into adventures which produce new aspects of what it means to be a circle into a mathematical mode of existence“ (Stengers, 2008, 96).

Marburger Neukantianismus und Konstruktivismus gehen in ähnlicher Weise davon aus, dass Funktionen (oder Prozesse) eine Ordnung konstruieren. Diese Ordnung ist ungleich aller eventuellen physischen Grundlage der Wahrnehmung und lässt sich deswegen als rein symbolische Sphäre formalisieren, wie etwa bei Newell und Simon: „the mechanics of processing are determined by the nature of the processor and not by what the primitive symbols designate in the external world“ (Newell & Simon, 1972, 29).

Allerdings formuliert der Konstruktivismus sein Theorem als Gegenstand des Evolutionismus, während der Neukantianismus sich auf die transzendentalen Bedingungen besinnt. Diese Besinnung ist ein maßgeblicher Unterschied, denn der Konstruktivismus bei Dewey und Whitehead bleibt in seinem Evolutionismus letztlich objektivistisch, was Fodor zu einem prägnanten Urteil kommen lässt: „It is, I think, most unlikely, even on empirical grounds, that Darwin is going to pull Brentano's chestnuts out of the fire“ (Fodor, 1990, 70). Damit bezieht er sich auf das Problem der Intentionalität, auf welches Brentano durch das Diktum der ‚intentionalen Inexistenz‘ die psychologische Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Für den Objektivismus von Dewey, Whitehead und der gesamten funktionalistischen Tradition ist demgegenüber die einzige Strategie, dieses Problem zu beheben, so Walsh, eine Reduktion von Intentionalität auf Evolution vorzunehmen, also die Naturalisierung des Bewusstseins. Jenseits solcher „fragwürdigen metaphysischen Hypothesen“ (Scheler, 1923/2015, 282) ergibt sich allerdings die Notwendigkeit, Funktionen zu differenzieren und ‚psychische Funktionen‘ nicht ohne Weiteres als Sonderfall der biologischen Funktionen, also „unter dem Gesichtspunkt ihrer biologischen Zweckmäßigkeit“ (Rohracher, 1976, 77) zu betrachten.

Eine erste grundsätzliche Alternative ist ein teleologischer, aber nicht evolutionärer Funktionsbegriff, der etwa von Rohracher vorgeschlagen wurde: „er umfaßt alle psychischen Vorgänge, die innerhalb des bewußten Erlebens eine bestimmte Aufgabe im Dienste anderer, ‚zielsetzender‘ Vorgänge (der psychischen Kräfte) zu erfüllen haben“ (ebd.). Funktionen werden hier als intellektueller Überbau der psychischen Kräfte verstanden: „Es gibt also zwei Arten bewußter Erlebnisse: die psychischen Kräfte (Triebe, Interessen, Gefühle, Willensvorgänge) und die psychischen Funktionen (Wahrnehmung, Gedächtnis, Denken); die

ersteren erteilen – bildlich gesprochen – die Aufträge, die von den letzteren ausgeführt werden“ (ebd., 75). Diese Auffassung ist jedoch einerseits wegen seiner die Sphäre der psychischen Phänomene kategorisch inhomogenisierenden Dualismus, andererseits wegen des fragwürdigen Verständnisses der Motivation, die in der Phänomenologie des Problems zu thematisieren sein wird, fehleranfällig.

Als eine weitere Alternative steht dem generalisierten Funktionsbegriff die Verwendung des Ausdrucks in der Funktionspsychologie Stumpfs gegenüber, die sich der Frage nach der Intentionalität nicht entzieht und, statt zu vereinheitlichen, differenziert. Auch hier lässt sich keine vollständige Genealogie anführen, wenngleich anzumerken ist, dass die Funktionspsychologie Stumpfs auf Lotze zurückverweist. Es gilt nun zu eruieren, was sich am Begriff der Funktion durch diesen Perspektivwechsel ändert. Beispielhaft bezeichnet Stumpf „psychische Funktionen (Akte, Zustände, Erlebnisse) [als] das Bemerkens von Erscheinungen und ihren Verhältnissen, das Zusammenfassen von Erscheinungen zu Komplexen, die Begriffsbildung, das Auffassen und Urteilen, die Gemütsbewegungen, das Begehren und Wollen“ (Stumpf, 1907, 5).

Der Begriff der Funktion ist hier „im Sinne der Tätigkeit, des Vorganges oder Erlebnisses selbst“ (ebd.), nicht aber – so versteht er den pragmatischen Funktionsbegriff im Sinne Deweys, von dem er sich explizit abgrenzt – „einer durch einen Vorgang erzielten Folge verstanden“ (ebd.). Dabei bedient er das Beispiel der Herzkontraktion, das sich in Abhandlungen über die Funktion großer Popularität erfreut. Während aber die funktionalistischen Autoren den Herzschlag als Träger einer Funktion, etwa „circulating the blood“ (Hempel, 1965, 305) oder „soothe a distressed baby“ (Ariew & Perlman, 2002, 1), beschreiben, sagt Stumpf, dass „die Herzkontraktion selbst als eine organische Funktion bezeichnet wird“ (Stumpf, 1907, 5). Dabei sei aber nicht mehr gemeint als „die Anerkennung einer Anzahl von Variablen, die man außer den in den Erscheinungen selbst gegebenen (Qualität, Intensität usw.) zur Beschreibung des unmittelbaren Tatbestandes und seiner Veränderungen für erforderlich hält (ebd., 9). Hinzu kommt eine Spielform des Multirealisierbarkeitstheorem: „bei gleichen Erscheinungen können verschiedene Funktionen, bei verschiedenen Erscheinungen gleiche Funktionen stattfinden“ (ebd., 15).

Diese Überlegungen der Funktionspsychologie sind dem konstruktivistischen Funktionalismus fremd, insofern als dieser von einer realen Homogenität als Grundlage der psychischen Phänomene ausgeht, er lässt, in Stumpfs Worten, „das Psychische restlos in Erscheinungen und ihren Verknüpfungen aufgehen“ (ebd., 39). Der Dialog zwischen beiden Positionen ist

das Terrain der Frage nach den psychischen Phänomenen und deswegen ein ausgezeichneter Gegenstand der Phänomenologie – von der Prozess-Metaphysik bis zu den „Funktionen mit all ihren ‚Gebilden‘ [als; ANW] das eigentliche Wesen des psychischen Lebens“ (ebd.) bedarf es einer phänomenologisch psychologischen Analyse. Eine wichtige Differenzierung findet sich beispielsweise bei Scheler:

„Der Unterschied zwischen Funktionen und Akten besteht also: 1. In der Weise des Seins und Gegebenseins: Akte werden vollzogen (durch Personen); Funktionen vollziehen sich, laufen ab (als psychische). 2. Funktionen werden noch in innerer Wahrnehmung gegenständlich, zum mindesten in unmittelbarer Erinnerung, Akte nicht. 3. Psychische Funktionen sind wechselnde Weisen des Verhaltens und des Ablaufs, die irgend einen Aktvollzug und eine Gegebenheit in ihm bereits vor aussetzen“ (Scheler, 1915, 47).

Es kann hier, in der Vorarbeit, die das Programm der Verjüngung ist, nicht die Aufgabe sein, diese Reflexionen erschöpfend durchzuführen. Doch es ist klarzustellen, dass der in der Gegenwartspsychologie allseits verwendete Begriff der ‚kognitiven Funktionen‘ wie derjenige der ‚kognitiven Prozesse‘ keinesfalls eindeutig ist. Vielmehr sollte diesen Begriffen mit Skepsis begegnet werden. Eine Argumentation, die der phänomenologischen Kritik des naiven Zahlbegriffes in der logischen Figur ähnelt, wurde von Malcolm vorgetragen. Er wendet sich gegen die „myth of cognitive processes and structures“ und kommt zu einem wichtigen Ergebnis: „Our understanding of human cognitive powers is not advanced by replacing the stimulus-response mythology with a mythology of inner guidance systems“ (Malcolm, 1971, 392). Damit meint er, dass die Suche nach Prozessen, Strukturen und – im Sinne der vorliegenden Darstellungen – Funktionen durch eine Annahme („The assumption ist that [...] a person must be guided“; ebd., 389) motiviert wird, die nicht selbst der unmittelbaren Erfahrung der psychischen Phänomene entspricht. Den Gegensatz verdeutlicht er an einem Beispiel:

„If we switch to more humble words of everyday language, such as ‚memory‘ or ‚thinking,‘ the talk of ‚processes‘ and ‚structures‘ remains obscure. This becomes evident if we reflect on such a question as, ‚What is the process of remembering?‘ When asked by a philosopher or psychologist, this question assumes that whenever a person remembers something there is a process of remembering. Consideration of a few examples shows that this is not so. Sometimes we go through a process of trying to remember. Suppose that you cannot locate your briefcase. You remember that you were carrying it when you left your office. You review in your mind, or aloud, your itinerary on the way home. ‚I walked to the bank and cashed a check. Did I have the briefcase

when I left the bank? I 'm not sure. I then went to the bookstore and bought an atlas. Now I know that I did take the briefcase into the bookstore, for I remember putting it down when I paid the cashier. And also I remember now that I had the atlas in one hand and my umbrella in the other when I left the store. So I left it in the book store.' While saying or thinking these things you may have had feelings of anxiety; images of the streets, the bank, and the store may have passed swiftly through your mind; finally, when the solution came, you may have had a feeling of relief as if a weight had been lifted from you" (ebd., 385).

Der Anspruch der phänomenologischen Psychologie ist, nicht nur ‚Definitionen‘ von Funktionen und Prozessen herzustellen, sondern dem ursprünglichen Erlebnis gerecht zu werden, also Beschreibung und Erfahrung zu versöhnen. Auch das Beispiel der sog. exekutiven Funktionen, welche etwa die Aufmerksamkeitssteuerung umfassen, zeigt, dass keine Gewissheit darüber besteht, was mit ‚Funktion‘ gemeint ist: ein organischer Vorgang ähnlich dem Blutkreislauf – so wie der Funktionalismus den Begriff der Funktion fasst –, deren Träger das Gehirn ist, oder – im Sinne der Funktionspsychologie – beispielsweise das Erlebnis der Aufmerksamkeit, welches als eine „auszeichnende Funktion“ (Hua XIX, 423) bestimmt werden kann, wobei „gehirnbedingt die Selektion dieses Inhalts aus der Fülle der sonst existierenden Inhalte“ (Scheler, 1915, 81) ist, also lediglich das „Ins-Spiel-treten der Funktionen“ (ebd., 20)?

### 2.2.2.3 Information

Die universelle Verwendung des Begriffes ‚Information‘ ist durch seine Ambiguität bedingt. Harms unterscheidet drei grundsätzlich verschiedene Bedeutungen der Information: „Originally, it seems, to ‚inform‘ someone was to mold or give form to their mind [...] Today, the ordinary language concept of information still seems to bear traces of this sort of image (that there is somehow information in a shape) as well as of the correlations of information theory (quantities of information) and information processing (copying pieces of information)“ (Harms, 2006, 231). Diese Ambiguität entstand aus einer die gesamte Geistesgeschichte durchwirkenden Entwicklung, die von Capurro in einer kompendiatischen Darstellung zusammengefasst worden ist.

Schon in der klassischen Antike, in der sich das Lateinische *forma* aus den Begriffen μορφή, τύπος und ἰδέα gebildet hat, habe es eine grundsätzliche Mehrdeutigkeit zwischen der „Handlung des Formens (actus informandi) sowie de[m] Zustand der Formung (status informati)“ (Capurro, 1978, 55) gegeben. Die in jener Variante zum Ausdruck kommende prozessuale Auffassung der Information habe sich indes erst im scholastischen Mittelalter durchgesetzt: „informatio ist das, was die (substantielle oder akzidentelle) Form in dem Stoff

erzeugt, wenn sie mit diesem vereinigt ist. Diese Einheit ist nicht ein Nebeneinander, sondern eine wirkliche Veränderung des Stoffes, wie z.B. beim lebendigen Stoff“ (ebd., 121). Die Ambiguität von Prozess und Produkt ist allerdings auch im Kognitivismus noch nicht aufgehoben, wie sich etwa bei Newell und Simon zeigt: „programs [...] that will accomplish the processing and produce the indicated information as output“ (Newell & Simon, 1972, 71).

Einen weiteren begriffsgeschichtlichen Schritt stellt der Unterschied zwischen der Information im rationalistischen und empiristischen Sinne dar. Während im Rationalismus die Information „sich nicht auf die organologische Formung des Gehirns, sondern, da die Ideen geistiger Natur sind, auf den geistigen Mitteilungsprozeß von Erkenntnis“ (Capurro, 1978, 153) bezieht, liegt dem Empirismus die Auffassung der Information als Eindruck (impression) bzw. „als Mitteilungsprozeß der Natur bzw. unserer Mitmenschen, wodurch wir objektives Wissen empfangen“ (ebd., 166), nahe. Die zweitgenannte Deutung lässt zudem den Verweis von ‚Mitteilung‘ auf Kommunikation und damit auf symbolische Vermittlung erkennen, die für den modernen Informationsbegriff von Vorrang ist: Auf der Grundlage einer 1928 veröffentlichten Theorie über die Nachrichtenübermittlung von Hartley entwickelten Shannon und Weaver „The Mathematical Theory of Communication“ (1949). Ihr Informationsbegriff beschränkte sich darauf, „ein Maß der Entscheidungsfreiheit, wenn man eine Nachricht aus anderen aussucht“ (Capurro, 1978, 211), zu sein. Die Verbreitung und Verallgemeinerung dieses Informationsbegriffes jenseits der Kommunikationswissenschaften lässt sich hingegen auf seine Interpreten wie insbesondere den Kybernetiker Norbert Wieners zurückführen:

„Wiener übernimmt den mathematisch-statistischen Informationsbegriff, setzt ihn aber in Verbindung mit Übertragungsprozessen ‚im Lebewesen und in der Maschine‘, wie es im Untertitel heißt. Der Informationsbegriff bezieht sich hiermit erneut nicht auf das, was übertragen and gespeichert wird, sondern auf das Wie. Information, also Auswahl von Möglichkeiten, ist ein Prozeß, der in allen materiellen Systemen unabhängig von ihren qualitativen Unterschieden gemessen werden kann. So kann z.B. der menschliche Wahrnehmungsprozeß als ein Prozeß der Aufnahme and Kombination von Nachrichten bzw. Eindrücken (impressions) unabhängig von deren gedanklichen Gehalt aufgefaßt werden“ (ebd. 213).

Die Idee eines ‚Übertragungsprozesses‘ impliziert an dieser Stelle die Vermittlung und veranlasst zu einer symbolischen bzw. semiotischen Deutung, wie sie sich etwa im Pragmatismus anbietet: „Ein vermitteltes Zeichen kann also als informativ bezeichnet werden, wenn

dieses im Interpret eine vom Hersteller beabsichtigte Handlung erwirkt“ (ebd., 220). Dieser Ansatz findet auch für die Formulierung des ‚information processing system‘ (IPS) der kognitivistischen Problemlösungsforschung Anwendung: „The smallest units of information held in the memories of the IPS are symbols“ (Newell & Simon, 1972, 792). Als Minimalformel ergibt sich für diesen pragmatisch geprägten Informationsbegriff eine „operationale Definition, nämlich Information ist das, was auf etwas wirkt“ (Capurro, 1978, 226). Es kann jedoch nicht vernachlässigt werden, dass auch hierin eine Ambiguität bestehen bleibt: „Information bezeichnet also sowohl die Wirkung der Formen bzw. Strukturen der Wirklichkeit für sich, als auch die Wirkung dieser Formen auf die Erkenntnis. In beiden Fällen bleibt das pragmatische bzw. prozessuale Moment der Wirkung grundlegend für die Deutung eines allgemeinen Informationsbegriffs“ (ebd. 229f).

Mit phänomenologischem Blick der Analyse lässt sich eine grundsätzliche Bifurkation im Informationsbegriff feststellen. Auf der einen Seite steht die Information als zu verstehende, als Gegenstand des Verstehens, und deswegen Träger von Bedeutung. Begriffe dieser Art implizieren ein Subjekt des Verstehens, das sich zumeist als das bewusste Subjekt der Erfahrung denken lässt. Auf der anderen Seite werden die Informationen „etwas unglücklich Zeichen, besser schon Symbole, am neutralsten Signale genannt“ (Böhme, 1974, 18), was sich etwa in der Theorie des Problemlösens abzeichnet: „In information processing systems the state is a collection of symbolic structures in a memory, rather than the set of values of position and momentum of a physical system in some coordinate system“ (Newell & Simon, 1972, 11). Ein Subjekt bleibt hier äußerlich, allenfalls ein kontingenter Signalsender und –empfänger.

Informationsbegriffe dieser Art beziehen sich nicht auf Bedeutung: „information must not be confused with meaning“ (Shannon & Weaver, 1949, 8). Neuropsychologisch lässt sich dieser Informationsbegriff als „afferent-input information“ (Gibson, 1972, 79) bezeichnen, wobei die physische Form des Signals bloßer Träger der Information bleibt: „There may be nothing inside the system itself that corresponds to the program, but only a mechanism that behaves in the manner described by the program“ (Newell & Simon, 1972, 33). Im Diskurs gilt für beide Fassungen der Information ein impliziter Anspruch auf Exklusivität. Insbesondere von Vertretern des ersten, dem Verstehens-Begriff der Information, ergeht eine Zurückweisung an ihre Gegner, weil diese den Kriterien jener, nämlich das Verstehen zu berücksichtigen, nicht genügen: „Information ist nur, was verstanden wird“ (von Weizsäcker, 1971, zit. nach Böhme, 1974, 18).

Zwar mag es denkbar sein, dass der Ausdruck ‚Information‘ auf dem separaten Terrain unterschiedlicher Wissenschaften einerseits im Sinne des Verstehens und andererseits im Sinne des Signals verwendet wird, doch der psychologische Begriff der Information steht im Schnittpunkt beider Auffassungen – und dies notwendigerweise, insofern als etwa der physiologische Teil der Disziplin auch im asubjektiven Bereich des Lebens forscht, ohne damit einen separaten Gesamtgegenstand zu konstituieren. Die phänomenologische Psychologie darf sich deswegen nicht auf den Standpunkt des Verstehens zurückziehen.

Der gegenwärtig verfügbare Vermittlungsversuch ist durch die Zeichenlehre der Semiotik gegeben, ein bloß äußerlicher Ansatz, der im Kern auf eine repräsentationale Kommunikation abzielt: Information hat eine relationale Funktion, durch die eine Veränderung in der Umwelt eine Veränderung im System bewirken kann, beispielsweise als Wissensaneignung: „The conditional probabilities used to compute noise, equivocation, and amount of transmitted information (and therefore the conditional probabilities defining the informational content of the signal) are all determined by the lawful relations that exist between source and signal“ (Dretske, 1981, zit. nach Lombardi, 2004, 115). Dem Begriff der Bedeutung wird dabei Genüge zu tun versucht, indem, fataler Weise dem Wortlaut der phänomenologischen Argumentation ähnlich, Intentionalität als Prinzip der Repräsentation in Anspruch genommen wird. Repräsentationale Intentionalität stellt folglich die Grundlage eines Informationsbegriffes dar, der als semantischer bezeichnet werden kann und der kognitivistischen Problemlösungsforschung zugrundeliegt: „What makes symbols symbolic is their ability to designate – i.e., to have a referent. This means that an information process can take a symbol (more precisely a symbol token) as input and gain access to the referenced object to affect it or be affected by it in some way – to read it, modify it, build a new structure with it, and so on“ (Newell & Simon, 1972, 24).

Diese äquivoke Auffassung der Intention entstammt der sprachphilosophischen Tradition und trägt ihre Blüte im Denken Searles: „Searle connects Intentional states to speech acts, claiming that an Intentional state is a form that is intrinsically directed at or represents some object or state of affairs in the same sense that derived forms of speech acts represent objects or states of affairs“ (Cicourel, 1987, 642). Die sprachakt-theoretische Intentionalität lässt sich dabei als die Veränderung aufgrund des Nachvollziehens der Sprecher-Intention in der Kommunikation verstehen: „the Speaker’s (S) intention in uttering a speech act and the effects s/he hopes it will have on the Hearer (H). Meaning is linked to intention by the way H is said to understand S’s intention in producing an utterance and hence in performing an action“

(ebd., 641). Entscheidend ist dabei, dass Sprache als Handlung verstanden und diese Handlung als Modell der Intentionalität aufgegriffen wird.

Dretske paraphrasiert die Übertragung dieser Position auf die Wahrnehmung: „The object we perceive must cause, in us, an experience of it“ (Dretske, 2003, 154). Kausalität zur Erklärung der intentionalen Relation aufzugreifen bedeutet allerdings letztlich die Naturalisierung des Intentionalitätsbegriffes in einem realistischen und objektivistischen Sinne, die der phänomenologischen Denkweise fundamental widerspricht. Diesem Umstand gibt Meixner in einer Vergleichsarbeit Ausdruck, worin er resümiert: „the classical conception of intentionality which was expounded in its most sophisticated form by Edmund Husserl. This conception is today largely eclipsed in the philosophy of mind by the functionalist and by the representationalist account of intentionality, the former adopted by Daniel Dennett and David Chalmers, the latter by John Searle and Fred Dretske“ (Meixner, 2006, 25).

Besagter Dretske entwickelte 1981 in *Knowledge and the Flow of Information* einen Versuch, den mathematisch-statistischen Informationsbegriff in der Tradition von Shannon und Weaver für die Verwendung im gesamten Gegenstandsfeld der Verhaltenswissenschaften zu überarbeiten, indem er Bedeutung im Sinne der semantischen Intentionalität Searls zu integrieren versuchte. Als wesentlicher Beitrag ergibt sich, dass Information von einem allgemeinen Maß von Quantitäten durch die Referentialität der Intentionalität zu einem partikularisierenden Konzept weiterentwickelt werden soll: „Whereas different equiprobable signals are all alike in their degree of non-semantic informativeness, they differ in their degree of semantic informativeness, insofar as the selection of each of them stands for something different“ (Piccinini & Scarantino, 2010, 241). In anderen Worten: Statt lediglich ein ‚Maß der Entscheidungsfreiheit‘ zu sein, soll Information Aufklärung über individuelle Ereignisse vermitteln:

„If we can say how much information these messages represent, then we can speak about their average. But this tells us nothing about what information is being communicated. Hence, the quantities of interest in engineering [...] are not the quantities of interest to someone, like myself, concerned to develop an account of what information travels from source to receiver (object to receptor, receptor to brain, brain to brain) during communication“ (Dretske, 1983, 56).

Um die Partikularisierung der Information zu elaborieren, bedient sich Dretske der bereits dargestellten objektivistischen Präsuppositionen: „When there is a lawful regularity between

two events, statistical or otherwise, as there is between your dialing my number and my phone's ringing, then we can speak of one event's carrying information about the other“ (ebd.). Über regelhafte Geschehnisse kann Information existieren. Dieser Sprung in den Strukturrealismus, der gewissermaßen naiv über die Frage nach der phänomenalen Gegebenheit ebendieser Regeln hinweggeht, ist ein wichtiger Anschlussstein für zahlreiche zeitgenössische psychologische Theorien, die, wie etwa Simon und Lea (1974) davon ausgehen, dass ‚rule detection‘ eine ‚cognitive function‘ sei. Dasselbe gilt für Chomskys Vorstellung einer immanenten Universalgrammatik, die als eine endliche Menge von Regeln beschrieben werden könne. Die genauere Bestimmung der semantischen Relation, die in der Repräsentation als Inhalt der Information hergestellt wird, kennt außerdem drei Perspektiven: „probabilistic, nomic, and counterfactual“ (Piccinini & Scarantino, 2010, 241), wobei die ‚lawful regularities‘ als ‚nomic‘ bezeichnet werden.

Es ist nun eine philosophisch strittige Frage, wie vehement der Einspruch der Phänomenologie gegen diesen Intentionalitäts- und Informationsbegriff ausfallen soll, insofern als sich einerseits eine prononcierter Anti-Repräsentationalismus anbietet (etwa Hutto, 2008), andererseits die moderatere Position der vornehmlichen Kritik verfügbar ist (etwa Zahavi & Gallagher, 2008), psychologisch ist diese Frage hingegen nicht. Deswegen darf sich die phänomenologische Psychologie nicht von der rein epistemologischen Perspektive lenken lassen. Ihr Interesse muss überprüfen, ob die Fülle der psychischen Phänomene durch einen semantischen Informationsbegriff unterschätzt wird.

Dieser Zweifel wird alsbald bestätigt, wenn der vergleichende Blick auf die bloße Erfahrung fällt. Der semantischen (Intentionalitäts- und) Informationsbegriff resultiert aus einer Generalisierung der Sprechakttheorie. Bezeichnender Weise wurde John L. Austins Vorlesungsreihe aus dem Jahr 1955, welche die Sprechakttheorie begründete, in Harvard als ‚William James Lectures‘ vorgetragen. In pragmatischer Tradition bedeutet der (Sprech-)Akt gleichsam die Handlung, nicht den Akt der Aktpsychologie. Die Sprechakttheorie wendet sich vielmehr der Performanz zu: „The name is derived, of course, from ‚perform‘, the usual verb with the noun ‚action‘: it indicates that the issuing of the utterance is the performing of an action“ (Austin, 1962, 6).

Der Unterschied zur Aktpsychologie betrifft insbesondere diesen Grundgedanken. Während die ‚Erfüllung‘ für Husserl nicht wesentlich ist (vgl. z. B. Hua XIX, 38), auch anschauungsleere Bedeutungsintentionen uneingeschränkt als Akte beschrieben werden können, muss

der semantische Intentionalitätsbegriff wesentlich auf seine Erfüllung (satisfaction, vgl. Searle, 1983, 10ff) bezogen sein. Terminologisch ergibt sich daraus die Nähe der Intentionalität zu den Intentionen (Absichten) bei Searle, die der Phänomenologie fern liegt. Auch der phänomenologische Begriff der Bedeutung ist für Searle unzugänglich, insofern als ‚meaning‘ für ihn lediglich ein psychisches Repräsentationsverhältnis, insbesondere die „speakers' intentions“ (ebd., 161) meint. Im Hintergrund dieser Unterschiede steht der indirekte Realismus des Repräsentationalismus, also die Auffassung einer verfügbaren Wirklichkeit, die mit dem Bewusstsein – und es sei hier nicht erörtert, was der Bewusstseinsbegriff der Philosophy of Mind sei – korrespondiere. So verwundert es nicht, bei Dretske eine Bindung des Informationsbegriffes an ein Wahrheitskriterium zu finden:

„According to this usage, then, signals may have a meaning but they carry information. What information a signal carries is what it is capable of ‚telling‘ us, telling us truly, about another state of affairs. Roughly speaking, information is that commodity capable of yielding knowledge, and what information a signal carries is what we can learn from it“ (Dretske, 1981, 44).

Dieser indexikalische Charakter der Information erinnert an den Unterschied von ‚Index‘ und ‚Symbol‘ bei Peirce bzw. den analogen Unterschied von ‚natural‘ und ‚non-natural‘ bei Grice, also kausalen und bloß konventionellen Formen der Zeichen. Information, so lässt es sich resümieren, hat nach ihrer semantischen Fassung nur als Darstellung von Tatsachen eine Bedeutung und verkennt folglich die eigentliche Aktsphäre. Indes, Informationskonzepte, die nicht repräsentational sind, stellen keine Garantie dafür dar, den Kriterien einer phänomenologischen Revision zu genügen. Ein Beispiel für einen nicht semantischen externalistischen Informationsbegriff, der zugleich nicht auf den mathematisch-statistischen zurückfällt und dennoch für die phänomenologische Kritik problematisch bleiben muss, findet sich bei Gibson. Am Beispiel der Lichtwahrnehmung bezeichnet er ihn als „optic-array information“:

„It is information in light, not in nervous impulses. It involves geometrical projection to a point of observation, not transmission between a sender and a receiver. It is outside the observer and available to him, not inside his head. In my theory, perception is not supposed to occur in the brain but to arise in the retino-neuro-muscular system as an activity of the whole system. The information does not consist of signals to be interpreted but of structural invariants which need only be attended to“ (Gibson, 1972, 79).

Auch hier, wie zuvor für die Begriffe Kognition und Funktion, muss eine erschöpfende theoretische Auseinandersetzung mit den in der Psychologie aktuell verfügbaren Denkweise ein Desiderat bleiben. Es geht an dieser Stelle nicht darum, eine umfassende wissenschaftstheoretische Kritik des Informationsbegriffes vorzulegen, sondern den Anschlussstein für die phänomenologische Psychologie zu suchen. Für den Fall der Information lässt er sich in der Arbeit Hans Titzes finden, der in seiner Abhandlung *Ist Information ein Prinzip?* (1971) ein Kapitel der „Phänomenologie der Information“ widmet. Statt in einem rein theoretischen Diskurs vom Sprechakt auf die Intentionalität und von der Intentionalität auf die Information zu kommen, bemüht sich Titze um eine Anschauungsgrundlage, indem er die „Erscheinungsformen der Information“ (ebd., 100) aufsucht. Dabei kommt er „auf zwei Arten Informationen“ (ebd., 117), innere und äußere Information, wobei diese im Sinne der „Einförmigkeit“ die „Aufnahme von Ordnungszuständen, die die körperliche Ordnung aufrechterhalten oder [...] erhöhen sollen, ist“ (ebd., 118), jene hingegen „die Suchfähigkeit“ (ebd., 117) bessert, insofern als „bewußt systematischer“ (ebd.) gesucht werden kann.

Um die Bedeutung der Information für die Aktsphäre, also das lebendige Erleben von Information, nicht nur ihre kognitive Funktion, zu berücksichtigen, ließe sich dieser Dualismus des Informationsbegriff aufgreifen, also eine prezessuale Information für die Repräsentation und eine experientielle Information für die Aktsphäre – die Alternativen der „mind-dependent property [...] or [...] mind-independent property“ (Piccinini & Scarantino, 2010, 240) –, doch damit wäre nichts gewonnen, denn es muss der phänomenologischen Psychologie um die Frage bestellt sein, welche Bedeutung jener Information konstitutiv zukommt. Vielmehr geht es also darum, eine phänomenologische Ansicht der Information zu ihrer bloß funktionalen hinzuzufügen. Titze findet in diesem Sinne eine gemeinsame Wurzel der beiden Informationsformen im Begriff der Ordnung: „Die vollzogene Informierung erzeugt also einen Zustand höherer Ordnung“ (ebd., 128). Ordnung wiederum stehe mit Finalität in Verbindung: „Das finale Setzen von Determinaten ist eine Information, die einen Vorgang ablaufen lassen soll“ (ebd., 134). Als Wesen der Information ergibt sich ihm deswegen: „Information ist weiter nichts wie Ursache [...] als Verursachung oder [...] Grund als Begründung“ (ebd., 135).

Mag diese Argumentation auch fragwürdig sein, weil der Unterschied von Ursache und Grund den Dualismus letztlich nicht vollständig überwinden kann und durch die anthropologische Debatte um den Freiheitsbegriff belastet ist, so ist sie methodologisch doch von

anderer Couleur als die etablierten Darstellungen, weil versucht wird, die rein äußerliche Relationalität zugunsten einer wesentlichen Bestimmung zu überwinden. Erst auf diese Weise gestatten sich psychologische Fragestellungen, für die der Informationsbegriff nicht präsupponiert bzw. ihm eine affirmative Theorie zur Seite gestellt wird. Der Ansatz von Titze allein ist dafür aber letztlich nicht ausreichend.

Die phänomenologische Psychologie muss sich vielmehr denjenigen Themen zuwenden, welche psychische Phänomene nicht nur in ihren begrifflichen Grundlagen, sondern im Speziellen betreffen, etwa – wie in der folgenden Darstellung – dem Problemlösen und dem Erleben des Problems. Der sich hierin aufdrängende Unterschied zwischen dem Problem und seiner Lösung verweist auf den zumeist als isomorph interpretierten Unterschied zwischen einer Information und deren Verarbeitung. Die Informationsverarbeitung bzw. „Transformations into the problem space“ (Newell & Simon, 1972, 59) lässt sich dabei wiederum von Computation abgrenzen, etwa im Sinne des zuvor diskutierten computationalen Funktionalismus, der Kognition formal in Analogie zur Turing-Maschine auffasst. In einer prägnanten Analyse stellen Piccinini und Scarantino infrage, ob Kognition bzw. Computation tatsächlich als Informationsverarbeitung zu denken ist. Sie kommen zu einem wichtigen Ergebnis: „Regardless of what kind of computation cognition may involve, it doesn't follow that cognition involves the processing of information. In fact, there are theories according to which cognition involves computation (or at least may involve computation), but it does not involve the processing of information. More precisely, what these authors reject is the role of representation in a theory of mind“ (Piccinini & Scarantino, 2010, 245).

Die Vermittlung zwischen den konzeptionellen Alternativen kann nicht unabhängig von der Phänomenologie erfolgen, die jenseits des semantischen Intentionalitätsbegriffes steht, welcher seinerseits nicht als gesicherter Grund der psychologischen Theorienbildung gelten kann. Ob Information tatsächlich wesentlich als Repräsentation bestimmt werden sollte, ist eine Frage der Phänomenologie der Information. Die kognitivistische Problemlösungsforschung präsupponiert diesen Zusammenhang jedoch, ohne ihn zu überprüfen, worin sich auch ihr assoziationspsychologisches Erbe zeigt: „All that is needed for a representation is some scheme of associations, together with a set of information processes that can extract the appropriate information about the connections“ (Newell & Simon, 1972, 27f). Hier kulminieren die Grundsatzfragen der theoretischen Psychologie darin, Präsuppositionen dieser Art zu überprüfen. Das gilt insbesondere auch mit Blick auf den Versuch, Informationsverarbeitung als ‚neurale Computation‘ zu naturalisieren:

„The theory that cognition is computation became so popular that it progressively led to a stretching of the operative notion of computation. In many quarters, especially neuroscientific ones, the term ‚computation‘ is used, more or less, for whatever internal processes explain cognition. We have included this notion under the rubric of ‚generic computation‘. Unlike ‚digital computation‘, which stands for a mathematical apparatus in search of applications, ‚neural computation‘ is a label in search of a theory“ (ebd., 244).

Diese Begriffsanalyse kann die Vorarbeit für die phänomenologische Auseinandersetzung sein. Es ist jedoch entscheidend, zu betonen, dass die Beiträge der phänomenologischen Psychologie grundsätzlich von den diskurs-externen oder bloß interdisziplinären Kritiken unterschieden sind, insofern als ein rein epistemologischer oder wissenschaftstheoretischer Blickwinkel (etwa die ausschließliche Zurückweisung einzelner Positionen) nicht ausreicht. Erst der spezifische Blick auf das einzelne psychische Phänomen rechtfertigt die Reflexion und jeder Beitrag muss sich konstruktiv auf eine genuin psychologische Fragestellung richten. Deswegen sind methodologische Überlegungen allenfalls die Präliminarien, die zur Rechtfertigung der spezifischen Analyse – hier der Phänomenologie des Problems – dienen.

### **3. Die Entwicklung der Argumentation in begrifflicher, phänomenologischer und theoretischer Hinsicht**

Eine ausführliche Darstellung der Methodologie war als Rechtfertigung des phänomenologisch-psychologischen Ansatzes und zur Klärung seines Verhältnisses zur Experimentalpsychologie notwendig. Auch wenn zahlreiche Aspekte dieser Darstellung Desiderata bleiben mussten, sei fortan vorausgesetzt, dass die phänomenologische Perspektive in der Psychologie desambiguiert und plausibilisiert ist. Es gestattet sich somit eine Befreiung des urteilenden Blickes von Grundsatzfragen, deren fortzusetzende Beantwortung an die künftige Auseinandersetzung delegiert werden kann. Der zuvor einwärts gerichtete Blick öffnet sich für den Gegenstand des Problems allein.

Dabei ist das Feld nicht für eine bloße Fortsetzung der bestehenden psychologischen Forschungsgewohnheiten geräumt. Vielmehr hat die Kritik der Experimentalpsychologie in ihrer Geschichte und ihren begrifflichen Fundamenten Fragwürdigkeit erzeugt – und damit die Besinnung auf das eigentliche Problem erfordert. Um den Unterschied zu markieren, sollte von der psychologischen ‚Problemlösungsforschung‘ als Tradition der insbesondere kognitivistischen Auseinandersetzung mit erlebten Problemen gesprochen werden: Die pragmatischen Wurzeln haben seit den frühen Tagen der Experimentalpsychologie die einseitige Zuwendung zu den Handlungen und deswegen zur Lösung bedingt. Die phänomenologische Psychologie verkennt die Bedeutung des handelnden Lösens von Problemen nicht, doch ihr Ansatz versucht der ‚Problemlösungsforschung‘ eine ‚Problemforschung‘ als ein umfanglicheres Projekt gegenüberzustellen. Der methodologische Dialog zwischen Experimentalpsychologie und phänomenologischer Psychologie wiederholt sich folglich an dieser Stelle in anderer Form.

#### **3.1 Darstellung etablierter Auffassungen vom Problem**

Das Material der ‚Problemforschung‘ ist nicht darauf angewiesen, sich bloß auf die deskriptive Psychologie des intuitiven Erlebnisses zu gründen. Dies würde bedeuten, sich allein der Einsichtsgabe des jeweiligen Autors anzuvertrauen. Der Schritt zur phänomenologischen Psychologie kann vielmehr auch mit dem Material weiterer Deskriptionen gegangen werden. Entscheidend ist dabei doch zunächst deren kritische Vorbereitung.

Beiträge zur Bestimmung des Problembegriffes sind vielfältig, doch zumeist implizit, denn der Begriff des Problems – nicht derjenige der Lösung – entzieht sich gemeinhin der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, weil er selbst zum Grundvokabular der Forschung gehört. Explizite Begriffsbestimmungen sind hingegen selten und stehen in keinem fundamentalen

Zusammenhang. Stattdessen gibt es entweder Teilbestimmungen, die sich einer Facette des Problematischen zuwenden, etwa für die Bestimmung des ‚Problems in der Wirtschaft‘, oder Sonderbestimmungen für partikuläre Diskurse, etwa den problematologischen Problembegriff in Linguistik und Logik. Der erste Schritt zu einer allgemeinen Bestimmung des Problembegriffes ist folglich, die Übersicht der verfügbaren Ansätze zu schaffen und eine Systematik zu gewinnen.

### **3.1.1 Distinkte Problembegriffe**

Die für die Orientierungen in der Psychologie angenommene Struktur von Subjektivismus, Objektivismus, Konstruktivismus und Phänomenologie zeichnet sich auch in der Problemforschung ab. In einer Übersichtsarbeit von 1995 kontrastiert Landry „three substantially different traditions on problems: the objectivist, the subjectivist and the constructivist views“ (Landry, 1995, 316). Eine phänomenologische Orientierung erwägt er unterdessen nicht, doch wahrscheinlich lediglich mangels verfügbarer Literatur oder wegen einer fälschlichen Konzeptualisierung als ‚subjektivistischer‘ Ansatz. Um diese Ergänzung vorzunehmen, sei hier der Ort. Jedenfalls wird das zuvor skizzierte Schema der psychologischen Grundorientierungen durch die Besprechung eines Gegenstandes, des Problems, belebt, wie sich an einer Detailfrage aus Landrys Arbeit illustrieren lässt. Mit Blick auf die konzeptuellen Unterschiede zwischen den von ihm anerkannten Orientierungen sagt er:

„Adding to this difficulty is the fact that, at other times, a particular word is used with different meanings by the three traditions. The word ‚structured‘ to qualify a problem is a good example. Most, if not all, of the properties attributed to a problem in the objectivist tradition are, in fact, seen as objective properties of reality. Thus, to say that a problem is structured means that the structure of the reality to which this problem refers is known, so that prediction and control are possible. In the subjectivist tradition, ‚structuredness‘ is a term that refers to different states of the mind of the problem’s owner. Attempts at structuring a problem are not so much aimed at structuring reality as at arranging one’s thoughts. In the constructivist tradition, the structure of a problem is the direct result of the choice of a representation by a subject for considering and intervening on an object. A problem is structured when an appropriate representation is selected for the purpose at hand; thus, the formulation of a structured problem can change when a more appropriate representation (which may be substantially different) is found. To substantially alter the structure of a ‚structured‘ problem would make little sense in the objectivist tradition where knowledge is assumed to be cumulative: a structured problem can only be more finely structured, not structured differently. This constitutes another source of semantical ambiguity with problems“ (ebd., 332).

Die separate Besprechung dieser drei Orientierungen ist ein plausibler Anschlussstein. Zuvor ist es allerdings ratsam, gegenüber dieser Distinktion indifferente Problembegriffe zu besprechen, also Ansätze, die entweder größeren Umfang haben, wie der Pragmatismus (obzwar er latent mit dem Konstruktivismus verbunden ist), oder eine Funktion erfüllen, die zu jeder der drei besagten Orientierungen kompatibel ist, hier die jeweiligen Problembegriffe aus der Wissenschaftstheorie und der analytischen Logik. Außerdem sollten zwei Konzeptionen Erwähnung finden, die gegenüber den vorherigen Kategorisierungen einen spezielleren Problembegriff formulieren, nämlich die aus der Linguistik stammende Problematologie und die Gestaltpsychologie.

### **3.1.1.1 Pragmatismus**

Den meisten der Psychologie in der Gegenwart zur Verfügung stehenden und im Folgenden zu diskutierenden Problembegriffen liegt ideengeschichtlich bzw. weltanschaulich der Pragmatismus zugrunde. Das liegt allerdings nicht daran, dass die Problemforschung essentiell mit den Ideen des Pragmatismus affiliert wäre, sondern vielmehr daran, dass die Psychologie selbst in vielen Aspekten unter seinem Einfluss steht und zudem der Problembegriff historisch durch den Pragmatismus okkupiert wurde. Indes, abgesehen von dieser wissenschaftsgeschichtlichen Kritik soll im Folgenden vornehmlich auf den positiven Wert dieses Ansatzes, also seinen Inhalt, eingegangen werden.

Pragmatisches Denken hat einige Kernmerkmale, welche zum Teil bereits zuvor in der Auseinandersetzung mit James angesprochen worden sind. Für den Problembegriff sind dieser drei relevant: An erster Stelle die normative Begünstigung des sog. gesunden Menschenverstandes. Es handelt sich dabei um den argumentativen Boden des Pragmatismus: „My thesis now is this, that our fundamental ways of thinking about things are discoveries of exceedingly remote ancestors, which have been able to preserve themselves throughout the experience of all subsequent time. They form one great stage of equilibrium in the human mind's development, the stage of common sense“ (James, 1907, 65). Zwar handelt es sich dabei um keinen naiven Phänomenalismus, insofern als die evolutionistische Grundhaltung des Pragmatismus die Adaptation zwischen dem Begriff der Wahrheit und dem gesunden Menschenverstand vermitteln lässt, doch im Gegensatz zu anderen Denkströmungen wird die Alltagserfahrung als epistemische Geltung zugesprochen statt sie, wie auch in der Phänomenologie, konsequent zu hinterfragen. Der zweite für den pragmatischen Problembegriff relevante Punkt ist, wie bereits besprochen, die Bedeutung an den Konsequenzen zu messen. Der Pragmatismus präsupponiert eine geltende Ordnung des externen Geschehens und ihrer

praktischen Beeinflussung, sodass Verhalten stets als produzierendes verstanden wird. Es handelt sich um eine Vorstellung, die sich in der psychologischen Diktion beispielsweise in der ubiquitären Verwendung des Begriffes ‚Reaktion‘ abzeichnet. Dieser Gedanke prägt auch die kognitivistische Problemlösungsforschung: „We confess to a strong premonition that the actual organization of human programs closely resembles the production system organization“ (Newell & Simon, 1972, 803). Der dritte Aspekt ist die Repräsentation als Grundrelation der Kognition, wie sie im Zusammenhang des experimentalpsychologischen Funktionsbegriffes besprochen worden ist.

Diese drei Grundannahmen, *sensus communis*, Konsequentialismus und Repräsentationalismus, begründen den Problembegriff des Pragmatismus, der in Deweys Schrift *How we think* (1910) seine Ausarbeitung findet. Eine jüngere Fassung pragmatischen Denkens über das Problem ist Agres *The Concept of Problem* (1982). Dewey stellt die Bestimmung des Denkens als einer praktischen und adaptiv nützlichen Operation an den Anfang seiner Überlegungen zum Problem: „Thinking [...] is defined accordingly as that operation in which present facts suggest other facts (or truths)“ (Dewey, 1910, 8). Im engeren Sinne sei dabei nur das ‚reflektive Denken‘ als ein geordneter Prozess zu verstehen, der mehr als die bloße entweder imaginative oder assoziative Vorstellung ist: „Reflection involves not simply a sequence of ideas, but a consequence, a consecutive ordering in such a way that each determines the next as its proper outcome, while each in turn leans back on its predecessors“ (ebd., 2f).

In der Analyse des reflektiven Denkprozesses zeige sich nun, dass einerseits Problem und andererseits Lösungsstreben seine natürlichen Bestandteile seien: „Further consideration at once reveals certain subprocesses which are involved in every reflective operation. These are: (a) a state of perplexity, hesitation, doubt; and (b) an act of search or investigation directed toward bringing to light further facts which serve to corroborate or to nullify the suggested belief“ (ebd., 9). Mit dem Begriff der ‚Perplexität‘ ist nach Deweys Verständnis dem Gewahrwerden eines Problems Ausdruck verliehen. Allerdings stellt sich hierbei die Ambivalenz von „Perplexity or problem“ (ebd., 72) ein, die bei Popper, wie noch zu zeigen sein wird, durch die Unterscheidung von ‚objektivem‘ und ‚subjektivem Wissen‘ gelöst wird: Ist bei Dewey das Problem identisch mit der Perplexität oder die Perplexität, wie hier die bevorzugte aber nicht eindeutige Interpretation, eine psychische Reaktion auf das Problem, das seinerseits etwas anderes, nämlich ‚the novel‘ ist: Er spricht in diesem Sinne von „a novel

situation, some problem“ (ebd., 120) oder „Thought must be reserved for the new, the precarious, the problematic“ (ebd., 222). Der Ausdruck ‚novelty‘ entspricht dann der Reaktion auf ‚the novel‘: „In cases of striking novelty or unusual perplexity, the difficulty, however, is likely to present itself at first as a shock“ (ebd., 73), doch ist die Desambiguierung hier nicht deutlich und umso weniger systematisch in Deweys eigenem Werk angelegt.

Unabhängig von dieser Unklarheit steht fest: „Thinking begins in what may fairly enough be called a forked-road situation, a situation which is ambiguous, which suggestions presents a dilemma, which proposes alternatives“ (ebd., 11). In Agres Worten: „The word problem is used both to appraise and to locate what should be changed. Pointing to a situation or object while saying that ‚it is a problem‘ is not to call attention to its length, size, color, or to any other so-called ‚primary‘ or ‚secondary‘ quality. The purpose is to call attention to something the speaker believes should be changed“ (Agre, 1982, 126). Diese Ausgangslage des ‚Neuen‘, das einen Zustand der ‚Perplexität‘ hervorruft, ist im Sinne des pragmatischen Konsequenzen-Motivs als Schwierigkeit (difficulty) charakterisiert: „Difficulty or obstruction in the way of reaching a belief“ (ebd.). Agre benennt zwei Fassungen dieser Schwierigkeit, deren jeweilige Hinsicht auf das Problem der pragmatischen Grundhaltung entspricht:

„So far what is difficult in connection with solving or defining a problem has been portrayed in terms of the effort that has to be expended and the degree of skill that must be brought to bear in solving or defining it. There is, however, an alternative, albeit indirect, way of pointing to the problem's being difficult. That alternative is to articulate a problem in terms of some sort of disparity, discontinuity, anomaly, inequity, tension, discrepancy, friction, strain, or incompleteness which would be difficult to remedy“ (ebd., 131).

Mit Blick auf den ersten Aspekt, also ‚Schwierigkeit‘ als aufzubringender Aufwand, zeigt sich, dass der pragmatische Problembegriff notwendig mit dem Lösungsbegriff verbunden ist: „Given a difficulty, the next step is suggestion of some way out the formation of some tentative plan or project“ (Dewey, 1910, 12). Hierfür bietet Agre eine knappe Formel: „Seeing situations as problems is a function of a clash between what is and what should be“ (Agre, 1982, 129). An anderer Stelle: „When the goal-oriented traveler encounters a barrier across his path, he may well incorporate a solving activity reference into his functional conceptualization of his problem, ‚how to remove or surmount the barrier““ (ebd., 134f). In diesem Sinne sprechen auch Newell und Simon von „effort“ (Newell & Simon, 1972, 73).

Die zweite Hinsicht, ‚Schwierigkeit‘ angesichts des konflikthaften Auseinandertretens von Ausgangs- und Zielzustand und einer unwahrscheinlichen Vereinigung, bestimmt unterdessen bei Dewey die Natur des Lösungsprozesses, welcher nach Einleitung durch das Problembewusstsein sich vermittels des Denkens abspielt: „the conflict between conditions at hand and a desired and intended result, between an end and the means for reaching it“ (Dewey, 1910, 72), – entsprechend: „The object of thinking is to introduce congruity between the two“ (ebd.).

Dabei wiederholt sich allerdings die Ambivalenz von materialem Problem als Gegenstand der Perplexität und dieser Perplexität selbst, denn Dewey kennt ‚difficulty‘ als Synonym des Problems – „sense of the problem, of the difficulty“ (ebd., 38) –, aber auch „a felt difficulty“ (ebd., 72), die an der Systemstelle der Perplexität Erwähnung findet. Zu oberflächlich wäre der Versuch, diese Ambiguität in der Dewey-Exegese oder -interpretation bloß nachträglich zu bereinigen. Vielmehr entsteht unabhängig von der begrifflichen Ambiguität ein *hiatus* zwischen Erleben und Gegenstand des Erlebens, der von allen auf den Pragmatismus gründenden Problembegriffen geerbt wird (also in allen hier folgenden Traditionen mit bedingten Einschränkungen von dem analytisch-mathematischen, dem kritisch rationalen und dem gestaltpsychologischen Problembegriff).

Wichtig ist, an dieser Stelle die Verschwisterung von Problem und Lösung zu betonen, welche als zentrales Motiv des funktionalistischen Problembegriffes im späteren Kognitivismus wiederkehrt: „A thinking being can, accordingly, act on the basis of the absent and the future“ (ebd., 14) – bei Sätzen wie diesen wird der Aspekt des *sensus communis* im Pragmatismus beleuchtet, insofern als anti-rationalistisch und anti-intellektualistisch dem Denken keine eigene Sphäre des λόγος zugesprochen wird, sondern seine Funktion als Kalkulation zukünftiger Konstellationen bestimmt wird – „The burnt child dreads the fire; the painful consequence emphasizes the need of correct inference much more than would learned discourse on the properties of heat“ (ebd., 20). Ganz im Sinne dieses Primats der Praxis wird auch der Begriff des Schlussfolgerns gefasst. „Reasoning shows that if the idea be adopted, certain consequences follow“ (ebd., 77). Allerdings distinguert Dewey an dieser Stelle, dass, während das ‚Schlussfolgern‘ in diesem utilistischen Sinne die Methode des Problemlösens sei, die komplementäre Methode des Problemfindens vielmehr die Beobachtung sei, worin sich die empiristische Orientierung des Pragmatismus reflektiert: „Reasoning has the same effect upon a suggested solution as more intimate and extensive observation has upon the original problem“ (ebd., 76).

Allein, die Frage des Problemfindens ist insbesondere unter Berücksichtigung der vorherigen Ausführungen über die Schwierigkeit in James' neutralem Monismus, einen authentischen Begriff der ‚novelty‘ zu bestimmen, keine Trivialität. Dewey ergeht es nicht leichter, denn die Präsuppositionen seines Ansatzes lenken ihn in eine Relativierung, die nur durch die er durch die weltmännische Rhetorik des Pragmatismus zu überspielen versucht. Zunächst deutet sich die Abhängigkeit des Problembegriffes von der Normativität des Alltagsverstandes nur im Begriff der Abnormalität an, wie sich am Beispiel eines Arztes zeigt:

„If the physician does not know the general laws of the physiology of the human body, he has little way of telling what is either peculiarly significant or peculiarly exceptional in any particular case that he is called upon to treat. If he knows the laws of circulation, digestion, and respiration, he can deduce the conditions that should normally be found in a given case. These considerations give a base line from which the deviations and abnormalities of a particular case may be measured. In this way, the nature of the problem at hand is located and defined“ (ebd., 93f).

Doch letztlich zeigt sich diese Schwäche des Pragmatismus auch in aller Deutlichkeit, wo Dewey im Vollzug der besagten Relativierung das Neue nur unter Bezugnahme auf das Gewöhnliche zu begreifen vermag:

„Our progress in genuine knowledge always consists in part in the discovery of something not understood in what had previously been taken for granted as plain, obvious, matter-of-course, and in part in the use of meanings that are directly grasped without question, as instruments for getting hold of obscure, doubtful, and perplexing meanings. No object is so familiar, so obvious, so commonplace that it may not unexpectedly present, in a novel situation, some problem, and thus arouse reflection in order to understand it“ (ebd., 20). – „We do not approach any problem with a wholly naive or virgin mind; we approach it with certain acquired habitual modes of understanding, with a certain store of previously evolved meanings, or at least of experiences from which meanings may be educed“ (ebd., 106).

Grundlage dieses bloß scheinbar schlüssigen Arguments ist der pragmatische Begriff der Bedeutung (meaning). Die Funktion der Bedeutung – bzw. des Konzepts (concept) als regulärem Fall der Bedeutung – entwickelt Dewey dabei als einen dreigliedrigen Prozess, der seinerseits wieder als instrumentell im Sinne der evolutionären Anpassung zu verstehen ist: „We shall merely summarize, saying that conceptions, or standard meanings, are instruments (i) of identification, (ii) of supplementation, and (iii) of placing in a system“ (ebd., 126). Der

erste Schritt ist dabei das bloße empirische Datum, der zweite die materiale Basis der Repräsentation und der dritte die Kontinuität des gemeinen Menschenverstandes. Entscheidend ist dabei der zweite Schritt, in dem die Zeichenrelation im Sinne des ‚Anzeichens‘ etabliert wird und ein Netzwerk von Verweisen besteht, das, so der Pragmatismus, den Aufbau des menschlichen Verhaltens abbildet. Wie bereits bei der Besprechung des experimentalpsychologischen Informationsbegriffes dargestellt, ist es das Verdienst der Phänomenologie, etwa der ersten logischen Untersuchung Husserls, die Schwächen dieses Denkens herausgestellt zu haben.

Als Charakteristikum des pragmatischen Problembegriffes bleibt somit erstens der psychische Zustand der ‚Perplexität‘, der als Reaktion auf Neues verstanden wird. Ungeachtet der begrifflichen Unterbestimmung des Neuen ist Deweys Beschreibung dieses Zustandes kongenial: „When the feeling of a genuine perplexity lays hold of any mind (no matter how the feeling arises), that mind is alert and inquiring, because stimulated from within. The shock, the bite, of a question will force the mind to go wherever it is capable of going, better than will the most ingenious pedagogical devices unaccompanied by this mental ardor“ (ebd., 207). Es handelt sich um eine psychologische Deskription, in der als „Demand for the solution of a perplexity“ (ebd., 11) einem Umstand Ausdruck verliehen wird, dessen Wurzeln zwar tiefer sein mögen, als durch den Schleier von pragmatischen Präsuppositionen hindurchscheint, der aber als das psychologische Urphänomen der Motivation zu verstehen ist. Dass dabei im Pragmatismus gemeinhin Motivation auf das Lustprinzip, also, im Sinne Schellers, lediglich auf Werte des Nützlichen oder Angenehmen bzw. deren negative Entsprechungen zurückgeführt wird, lässt sich bei Agre erkennen: „The undesirability of a problem is such that it can be altered only through an achievement which leaves the situation finished or completed in a way which is implied in how the problem is framed, which, in turn, is based in part on ideas about what are stable or terminal versus transitional states of objects and situations“ (Agre, 1982, 127f). Angesichts von Deweys Berauschtigkeit ob der Entdeckung dieses Umstandes ist es nachvollziehbar, weswegen sich seine Abhandlung in der übrigen Reflexion auf den weiteren Verlauf des Denkens als Problemlösen und die sich daraus ergebenden pädagogischen Fragen konzentriert, doch eine Phänomenologie des Problems kann ihre Arbeit nicht bereits an dieser Stelle ruhen lassen.

### **3.1.1.2 Analytisch-mathematischer Problembegriff**

Schnell ließe sich der analytisch-mathematische Problembegriff, der sich im Aufsatz „The notion of problem, intuitionism and partiality“ (Materna, 2008) formuliert wird, ausräumen,

denn der Autor lässt sich zur Übersetzung des deutschen Wortes ‚Aufgabe‘ mit ‚problem‘ hinreißen und scheint somit einen einfachen Fehler zu begehen, der ihn für die Berücksichtigung im engeren Kreis der zeitgenössischen Problembegriffe disqualifiziert. Tatsächlich ließe sich auf diese Weise allerdings auch von Newells und Simons Arbeiten sprechen, die in verwandter Weise ‚problem-solving‘ auf ein ‚task environment‘ zurückzuführen versuchen. Den analytisch-mathematischen Problembegriff zu berücksichtigen, gewinnt Wert im Zusammenhang mit der zeitgenössisch gewöhnlichen Betrachtungsweise der Erfahrung. Es handelt sich um eine in logizistischem Denken gründende Reinform der Betrachtung, die mit der naturwissenschaftlichen Geisteshaltung korrespondiert. Als reduktionistischer Grenzwert steht sie im mehr oder weniger dominanten Hintergrund der meisten psychologisch relevanten impliziten oder expliziten Auseinandersetzungen mit dem Problem.

Maternas Ausgangspunkt ist ein Aufsatz von Kolmogoroff, in dem der Autor den Begriff der Aufgabe von demjenigen der Aussage abgrenzt, um eine Kritik der intuitionistischen Logik Brouwers zu formulieren. Zum mathematischen Realismus, der die Zahlen in Korrespondenz zu realen Entitäten konzipiert, ist dieser sog. Intuitionismus eine konstruktivistische Gegenposition: „Brouwer will aber nicht die Existenzaussagen ganz aus der Mathematik hinauswerfen. Er erklärt nur, daß man eine Existenzaussage nicht aussprechen soll, ohne eine entsprechende Konstruktion anzugeben“ (Kolmogoroff, 1932, 64). Dabei ergibt sich der scheinbare Widerspruch, dass Existenzaussagen je nach ihrem ursprünglichen Konstatieren zeitabhängig sein müssten und somit als logische Elemente bloß relativ wären. Deswegen postuliert Bouwer, dass Existenzaussagen, zumal negative, einen gesonderten Status als Aussagen einnehmen müssten. Kolmogoroff hingegen argumentiert dafür, dass ein – psychologisches – Verständnis dieser Fälle als Aufgaben statt als Aussagen den Widerspruch zu beseitigen vermag. In Maternas Worten: „every problem is a concept and every concept can be viewed as a problem“ (Materna, 2008, 289). Von Interesse ist hier folglich dieser spezifische Begriff der Aufgabe.

Materna schreibt: „Every problem can be treated as an abstract procedure“ (ebd.). Mag dieser Ansatz auch zunächst wegen seiner rein formalen Beschaffenheit befremdlich wirken, so erhellt doch schnell, dass es sich um eine Beschreibung des Abstraktionsschrittes handelt, der implizit den meisten Generalisierungen in der Psychologie zugrundeliegt, also die Korrelation (im Sinne Löwiths) von empirischem Phänomen und Funktionsbegriff. Entscheidend ist lediglich der Ausdruck ‚procedure‘, welcher die (wenngleich nicht notwendiger

Weise zeitliche) Verlaufsform markiert: „A procedure consists of at least one step. It determines an object which can be called result. A real procedure is a time consuming event. An abstract procedure is a procedure that is not real; in other words, it cannot be localized in time or space. All the same, it is well definable and intelligible“ (ebd.). Rein formal wird der Begriff der Prozedur an dieser Stelle eingeführt, um die Trennung zu bestätigen, die vom Pragmatismus Deweys aus anderer Perspektive gewonnen wurde, nämlich zwischen einem Prozess und seinem Endzustand.

Im Zusammenhang mit Kolmogoroffs Diskussion der intuitionistischen Logik ergibt sich nun eine wichtige Unterscheidung: Während logische Aussagen, die nicht den Charakter der Prozedur annehmen, rein deduktive Schlussfolgerungen, die als ihr ‚Resultat‘ bezeichnet werden können, zulassen, sind Probleme wegen ihres Prozedur-Charakters nicht aus ihren bloß logischen Voraussetzungen zu lösen: „A specific feature of an empirical problem is that what it constructs is not its solution. Since empirical expressions denote intensions we get only a criterion of seeking the solution. The solution itself is no more achievable by means of logical procedures. Experience is necessary“ (ebd., 296) – „From our definitions it follows that solutions of empirical problems cannot be acquired by logical analysis alone“ (ebd.). Hierbei handelt es sich um eine effiziente Bestimmung des Schwierigkeits- oder Barrierenbegriffes: Der zum Erreichen eines Resultates strukturell notwendige Übergang vom logischen Ausgangszustand in die erlebte Erfahrung ist eine Prozedur, die etwas als Problem auszeichnet. Ähnlich wie der mathematische Funktionsbegriff, der seit seiner Einführung durch Leibniz als ursprünglicher Funktionsbegriff zu gelten hat, auch noch implizit in der psychologischen Bestimmung der ‚kognitiven Funktionen‘ nachwirkt, ist der analytisch-mathematische Problembegriff dank seines handlichen minimalen Formalismus die implizite Grundlage für die in der Psychologie relevanten Begriffe des Problems. Dass damit ursprünglich lediglich die Bestimmung der Aufgabe beabsichtigt gewesen war, muss Gegenstand der folgenden Auseinandersetzung mit den bedeutsamen Referenzbegriffen der Problemforschung sein.

### **3.1.1.3 Kritisch rationale Wissenschaftstheorie**

Wie bereits dargestellt, stehen Poppers Überlegungen zur metaphysischen Drei-Welten-Lehre neben seiner falsifikationistischen Wissenschaftstheorie – im „Schema of conjectures and refutations (P1 -> TT -> EE -> P2)“ (Popper, 1972, 168) wird der Prozess der Falsifikation als Vermittlung zwischen zwei Problemen reformuliert: „I assert that we do not start from observations but always from problems – either from practical problems or from a

theory which has run into difficulties“ (ebd., 258). Der Problembegriff nimmt folglich in jener Drei-Welten-Lehre eine zentrale Rolle ein. Poppers Denken über das Problem steht einerseits in einer kritizistischen Tradition, andererseits neigt es zu einer biologistischen Fundierung. Als Leitspruch steht über allen seinen Überlegungen unterdessen ein plakativer Satz aus einem 1991 in Bad Homburg gehaltenen Vortrag:

„All life is problem solving. All organisms are inventors and technicians, good or not so good, successful or not so successful, in solving technical problems. This is how it is among animals – spiders, for example. Human technology solves human problems such as sewer disposal, or the storage and supply of food and water, as, for example, bees already have to do“ (Popper, 1999, 100).

Die Rede ist hier dezidiert vom Problemlösen, sodass der zugrundeliegende Problembegriff erst herauszuschälen ist. An anderer Stelle gibt er dieser Überzeugung in einer ähnlichen Form Ausdruck: „All organisms are constantly, day and night, engaged in problem-solving; and so are all those evolutionary sequences of organisms —the phyla which begin with the most primitive forms and of which the now living organisms are the latest members“ (Popper, 1972, 242). Markant ist zunächst die implizite Ablehnung des subjektivistischen Problembegriffes, die Poppers gesamte Forschungsbiographie prägt und die Kompatibilität seines Ansatzes mit objektivistischen Problembegriffen widerspiegelt: „I am a realist in two senses of the word. Firstly, I believe in the reality of the physical world. Secondly, I believe that the world of theoretical entities is real, [...]. In these, I maintain my opposition to essentialism – the reality of concepts – but assert the reality of problems, theories, mistakes, etc.“ (ebd., 323).

Darüber hinaus ist allerdings insbesondere die Aussage prägnant, dass das Problemlösen allen Organismen eignet. Sie ergibt sich aus Poppers deutlicher Bevorzugung der Biologie unter den Wissenschaften, welche Petersen von „Psychology as Part of Biology“ (2016) sprechen lässt. Biologie meint dabei den Evolutionismus: „The theory of knowledge which I wish to propose is a largely Darwinian theory of the growth of knowledge. From the amoeba to Einstein, the growth of knowledge is always the same: we try to solve our problems, and to obtain, by a process of elimination, something approaching adequacy in our tentative solutions“ (Popper, 1972, 261). Doch zugleich ist diese Vorstellung kein bloßer reduktionistischer Biologismus, denn die Probleme selbst sind Gegenstand der dritten Welt: „I wish to distinguish between two kinds of knowledge: subjective knowledge (which should

better be called organismic knowledge, since it consists of the dispositions of organisms); and objective knowledge, or knowledge in the objective sense, which consists of the logical content of our theories, conjectures, guesses (and, if we like, of the logical content of our genetic code)“ (ebd., 73).

Probleme gehören der Sphäre des ‚objektiven Wissens‘ der dritten Welt an, doch ihre Bedeutung ergibt sich erst in der individuellen Situation eines Organismus, der auf die Problemlösung abzielt, als ‚subjektives Wissen‘, das eine gewisse Ähnlichkeit mit Deweys ‚Perplexität‘ vorweist. Aus diesem Grund lehnt Popper es ab, von rein philosophischen Problemen zu sprechen. Er meint, dass alle Probleme letztlich auf praktische Probleme zurückgeführt werden können: „Genuine philosophical problems are always rooted in urgent problems outside philosophy, and they die if these roots decay“ (Popper, 1952, 130). Anstelle des Ausdrucks der ‚urgent‘ oder ‚practical problems‘ spricht er auch von ‚felt problems‘. Petersen spricht zudem von „concrete problems, all of which are problems of survival in one way or another“ (Petersen, 1984, 246). Wenn Popper dabei davon spricht, dass Probleme gemeinhin Angelegenheit des Überlebens seien, ist das Überlebensmotiv eine Schlussfolgerung aus seiner darwinistischen Grundhaltung, welche der Erklärung der biologisch fundierten Dispositionen des Problemlösers dient. Entscheidend ist, dass der Problembegriff als gesamter eine Vermittlung von ‚objektivem‘ und ‚subjektivem Wissen‘ beinhaltet, den Popper als Verstehen (understanding) bezeichnet und mit Problemlösen identifiziert: „I wish to suggest here that the activity of understanding is, essentially, the same as that of all problem solving. Admittedly, like all intellectual activities, it consists of subjective second-world processes. Yet the subjective work involved can be analysed, and has to be analysed, as an operation with objective third-world objects. It is an operation that establishes in some cases a kind of familiarity with these objects, and with the handling of these objects“ (Popper, 1972, 166).

Wenn Popper Probleme als Gegenstände der dritten Welt konzipiert, ist also keine Unabhängigkeit vom praktischen Vollzug, vielmehr das Gegenteil behauptet. Vor diesem Hintergrund erhellt, weswegen er trotz seiner kritizistischen Wurzeln zu radikal empiristischen Formulierungen kommt: „Synthetic judgements may well exist a priori – but they are usually a posteriori false“ (Popper, 1979, zit. nach Petersen, 1984, 245). Die maßgebliche Frage, die sich aus dieser Verwobenheit von Biologismus und Logizismus ergibt, ist, wie die Probleme als Gegenstände des ‚objektiven Wissens‘ in der dritten Welt manifestiert werden. Um seine Position zu verdeutlichen, bedient sich Popper einer Analogie:

„We can thus say that there is a kind of Platonic (or Bolzano-esque) third world of books in themselves, theories in themselves, problems in themselves, problem situations in themselves, arguments in themselves, and so on. And I assert that even though this third world is a human product, there are many theories in themselves and arguments in themselves and problem situations in themselves which have never been produced or understood and may never be produced or understood by men. The thesis of the existence of such a third world of problem situations will strike many as extremely metaphysical and dubious. But it can be defended by pointing out its biological analogue. For example, it has its full analogue in the realm of birds' nests. Some years ago I got a present for my garden – a nesting-box for birds. It was a human product, of course, not a bird's product – just as our logarithm table was a computer's product rather than a human product. But in the context of the bird's world, it was part of an objective problem situation, and an objective opportunity. For some years the birds did not even seem to notice the nesting-box. But after some years, it was carefully inspected by some blue tits who even started building in it, but gave up very soon. Obviously, here was a graspable opportunity, though not, it appears, a particularly valuable one. At any rate, here was a problem situation. And the problem may be solved in another year by other birds. If it is not, another box may prove more adequate. On the other hand, a most adequate box may be removed before it is ever used. The question of the adequacy of the box is clearly an objective one; and whether the box is ever used is partly accidental. So it is with all ecological niches. They are potentialities and may be studied as such in an objective way, up to a point independently of the question of whether these potentialities will ever be actualized by any living organism. A bacteriologist knows how to prepare such an ecological niche for the culture of certain bacteria or moulds. It may be perfectly adequate for its purpose. Whether it will ever be used and inhabited is another question“ (Popper, 1972, 116f).

Hier zeigt sich klarer, dass Popper von demjenigen Teil des Problem-Phänomens, den er als ‚objektives Wissen‘ beschreibt, als ‚Problemsituation‘ und von dem korrespondierenden Teil ‚subjektiven Wissens‘ z. B. als ‚Gelegenheit‘ spricht. Seine Auffassung ist nun, dass die in der dritten Welt logisch verfassten Probleme ‚entdeckt‘ werden: „We can discover new problems in world 3 which were there before they were discovered and before they ever became conscious“ (ebd., 74). Dabei ist das Entdecken ein biologisches Ereignis und der Gegenstand der Entdeckung die Problemsituation. Jenes biologische Ereignis ist, was mit dem ‚praktischen‘ oder ‚gefühlten Problem‘ gemeint ist: „the practical problem itself may be just ‚felt‘: it may be ‚prelinguistic‘; we – or an amoeba – may feel cold or some other irritation, and this may induce us, or the amoeba, to make tentative moves – perhaps theoretical moves—in order to get rid of the irritation“ (Popper, 1992, 153). Um Poppers Problem-begriff zu verstehen, gilt es also die dyadische Konzeption von der ‚Problemsituation‘ einerseits und jenem biologischen Akt des ‚praktischen Fühlens‘ andererseits zu explizieren.

Das ‚objektive Wissen‘ der dritten Welt erscheint als Problemsituation. Dabei scheinen sich Poppers Aussagen zu widersprechen: Einerseits sind die Inhalte der dritten Welt menschengemacht, andererseits bestehen sie bereits vor ihrer Entdeckung. Der Unterschied gründet im ‚bolzanoesken‘ Charakter der dritten Welt. Bolzano hatte in seiner „Wissenschaftslehre“ (1837) – und das kann hier nur skizziert werden – zwischen verschiedenen Begriffen der Wahrheit unterschieden, insbesondere zwischen der ‚Wahrheit an sich‘ und der ‚erkannten Wahrheit‘. Unter jener verstehe er „jeden beliebigen Satz, der etwas so, wie es ist, aussagt, wobei ich unbestimmt lasse, ob dieser Satz von irgend Jemand wirklich gedacht und ausgesprochen worden sey oder nicht“ (Bolzano, 1837, 112). Dabei hätten die ‚Wahrheiten an sich‘ „kein wirkliches Daseyn, d. h. sie sind nichts solches, das in irgend einem Orte, oder zu irgend einer Zeit, oder auch sonst eine Art als etwas Wirkliches bestände“ (ebd.). Der Begriff der ‚erkannten Wahrheiten‘ hingegen „ist aus dem ersteren [dem Begriff der Wahrheit an sich; ANW] und aus dem Begriffe eines Urtheils zusammengesetzt; erkannte Wahrheit oder Erkenntnis ist ein Urtheil, welches wahr ist“ (ebd., 116). ‚Erkannte Wahrheiten sind dementsprechend der Gegenstand der Erkenntnis: „Ich verstehe unter dem Worte Erkenntnis ein jedes Urtheil, das einen wahren Satz enthält, oder (was eben so viel heißt) der Wahrheit gemäß oder richtig ist. Jede Erkenntnis ist mir daher ein Urtheil“ (ebd., 163).

Folglich lässt sich das ‚objektive Wissen‘ bei Popper als menschengemacht verstehen, wenn es zum Gegenstand eines Urteils geworden ist. Dadurch ändert sich gewissermaßen nichts an seiner ‚Wahrheit an sich‘, aber es wird zur ‚erkannten Wahrheit‘. In diesem Sinne sagt Popper: „I follow those interpreters of Plato who hold that Plato's Forms or Ideas are different not only from bodies and from minds, but also from ‚Ideas in the mind‘, that is to say, from conscious or unconscious experiences: Plato's Forms or Ideas constitute a third world sui generis. Admittedly, they are virtual or possible objects of thought – intelligibilia“ (Popper, 1972, 154). Für den Problembegriff bedeutet diese Vorstellung beispielsweise eine Begründung für die Existenz unlösbarer Probleme und des Prozesses der Problemfindung:

„This explains why the third world which, in its origin, is our product, is autonomous in what may be called its ontological status. It explains why we can act upon it, and add to it or help its growth, even though there is no man who can master even a small corner of this world. All of us contribute to its growth, but almost all our individual contributions are vanishingly small. All of us try to grasp it, and none of us could live without being in contact with it, for all of us make use of speech, without which we would hardly be human. Yet the third world has grown far beyond the grasp not only of any man, but even of all men (as shown by the existence of insoluble problems). Its action upon or has become more important for our growth, and even for its own growth,

than our creative action upon it. For almost all its growth is due to a feedback effect: to the challenge of the discovery of autonomous problems, many of which may never be mastered. And there will always be the challenging task of discovering new problems, for an infinity of problems will always remain undiscovered. In spite and also because of the autonomy of the third world, there will always be scope for original and creative work“ (ebd., 161).

Wenngleich einleuchtet, dass Popper mit dem Begriff des ‚objektiven Wissens‘ darauf abzielt, dass zwischen Propositionen logische Relationen bestehen, die unabhängig von psychischer Instanziierung gelten (und darin zeigt sich die klassische kantianische Geltungsproblematik) und als ‚Probleme‘ bezeichnet werden können, bleibt zu fragen, was an diesen Problemen in ihrer Selbstständigkeit noch problematisch ist. Popper zählt als Bestandteil der dritten Welt Probleme, Problemsituationen, theoretische Systeme, kritische Argumente, aber auch allgemein jedweden Inhalt von Zeitschriften, Büchern und Bibliotheken auf (ebd., 107), zudem Wettbewerb, Konflikt, Vergleich, Kontrast und Analogie (ebd., 165). Dadurch entsteht der Eindruck, dass es sich um bloß formelle Kategorien handelt und es bleibt zu fragen, was unter ihnen das Problem von den anderen unterscheidet oder mit ihnen verbindet. Hier findet sich, dass das Problem einerseits mit der Problemsituation dadurch verbunden sei, dass zu ihm ein „third-world background“ (ebd.) hinzutrete. Zugleich sei dieser Hintergrund aber seinerseits Bedingung für das Aufkommen des Problems: „It is only against a background like this that a problem can arise“ (ebd.). Unter ‚Aufkommen‘ (arise) ist hier wahrscheinlich das Problem als objektiver Gegenstand des subjektiven Wissens, also – im Sinne Bolzanos – seine Erkenntnis, gemeint. Dieser Hintergrund umfasse dabei beispielsweise Sprache. Eine weitere Beziehung innerhalb der dritten Welt bestehe zwischen Problemen und ihren Lösungen: „The relationship between a formulated problem and a formulated (tentative) solution may be regarded as, essentially, a logical relationship“ (Popper, 1992, 154).

Diese Beziehung zwischen dem Problem und beispielsweise seiner Situation oder seiner Lösung aufzuklären, sei die Aufgabe der „situational analysis“ (Popper, 1972, 179). Es ist an dieser Stelle für das Verständnis von Poppers Problembegriff von großer Wichtigkeit, dass er der Analyse der besagten Verhältnisse den unbedingten Vorrang einräumt: „Thus, learning to understand a problem is a matter of handling third-world structural units“ (ebd., 182). Die Berücksichtigung der korrelierenden psychischen Phänomene hält er demgegenüber für „inessential“ (ebd., 188). Auch mit dem Begriff der ‚Situation‘ meint er folglich keinen Subjektbezug, sondern z. B. einen historischen Hintergrund des aktuellen Problems. Als Beispiel für ein Problem dieser Art nennt Popper Galileos Überprüfung der kopernikanischen Thesen.

Er denkt dementsprechend an Sachverhalte, die, wie Bolzanos Erkenntnis, einen direkten Bezug zu wahren Aussagen über eine Wirklichkeit haben und deren Interesse sich darin erschöpft. So kehrt der Begriff des Problems letztlich zum Begriff des Wissens zurück und selbst das Beispiel des Nestbaus ist in der dritten Welt der Versuch zu erkennen, ob der Satz wahr ist, dass ein Nest gebaut werden kann. Dieser Umstand sollte bei der Lektüre von Sätzen berücksichtigt werden, die vollmundig von ‚lebendigen Problemen‘ sprechen: „Thus my answer to the metaproblem 'How can we learn to understand a scientific problem?' in by learning to understand some live problem. And this, I assert, can be done only by trying to solve it, and by failing to solve it“ (ebd., 181).

Nur vor diesem Hintergrund kommt die Analyse von Poppers Begriff der ‚praktischen Probleme‘ zu einem gelungenen Ende. Es handelt sich dabei um weitgehend kontingente Motivatoren für den Eintritt in die dritte Welt: „Before we can collect data, our interest in data of a certain kind must be aroused: the problem always comes first. The problem in its turn may be suggested by practical needs, or by scientific or pre-scientific beliefs which, for some reason or other, appear to be in need of revision“ (Popper, 1957, 121). Es scheint so nachvollziehbar, weswegen sich Popper mit der gewissermaßen bloß für seine einseitige Zuwendung zur dritten Welt billigen biologistischen Erklärung der praktischen Probleme begnügt. Es handelt sich um eine bloße Abbildung der logischen Verhältnisse, für die eine die psychologische Komplexität unterschätzende Theorie gelegen kommt. Deswegen formuliert Popper analog zum obigen Satz über das logische Verhältnis zwischen formuliertem Problem und formulierter Lösung: „The relationship between a ‚felt‘ problem (or a practical problem) and a solution, however, is a fundamental relationship of biology. It may be important in the description of the behaviour of individual organisms, or in the theory of the evolution of a species or a phylum“ (Popper, 1992, 154).

Er geht dabei so weit, die biologischen Strukturen als Träger der Strukturen der dritten Welt zu betrachten: „Organic structures and problems arise together. Or in other words, organic structures are theory-incorporating as well as problem-solving structures“ (ebd., 153). In letzter Instanz bleibt also ein trivialer Begriff der praktischen Seite des Problems, der alle Komplexität auf die Seite logischer Relationen verschiebt: „For practical problems arise because something has gone wrong, because of some unexpected event. But this means that the organism, whether man or amoeba, has previously adjusted itself (perhaps ineptly) to its environment, by evolving some expectation, or some other structure (say, an organ)“ (ebd.).

Konsequenter Weise steht deswegen am Ende seiner Überlegungen die Absicht, die Psychologie aus der Darstellung von Problemen zu eliminieren und an ihre Stelle seine Fassung der ‚Situationsanalyse‘ zu setzen: „For the third-world method of historical understanding which I am trying to describe is a method which, wherever possible, replaces psychological explanations by the analysis of third-world relations“ (Popper, 1972, 178).

Was aber ist der positive Problembegriff, der jenseits dieser Beschränkung auf Relationen in der dritten Welt gewonnen wird? Hier bleibt Popper, und das ist bezeichnend, ausgesprochen vage. Der Problembegriff ist ein bedeutsames Scharnier im logizistischen Bauplan seiner Metaphysik. Er ist darauf angewiesen, das ubiquitäre ‚Alles Leben ist Problemlösen‘ aufrechtzuerhalten, um die differenzierte Auseinandersetzung mit dem Subjekt zu vermeiden – ein angesichts seines notorischen Anti-Subjektivismus nachvollziehbares Anliegen. Ein Anhaltspunkt ist jedoch eine Aussage über Schwierigkeit: „For a problem is a difficulty, and understanding a problem consists in finding out that there is difficulty, and where the difficulty lies“ (ebd., 181). Schwierigkeit meint dabei die Schwierigkeit der Bewältigung, also die Unverfügbarkeit einer Lösung. Phänomenal verweist Popper implizit auf das Scheiterns-Erlebnis: „Problem-solving always proceeds by the method of trial and error: new reactions, new forms, new organs, new modes of behaviour, new hypotheses, are tentatively put forward and controlled by error-elimination“ (ebd., 242).

Entsprechend fällt Poppers Antwort auf die Frage aus, wie ein Problem praktisch erkannt wird: „My answer is very simple: by producing an inadequate solution, and by criticizing it. Only in this way can we come to understand the problem. For to understand a problem means to understand its difficulties; and to understand its difficulties means to understand why it is not easily soluble – why the more obvious solutions do not work“ (ebd., 260). Mag er auch versuchen, diesen erlebten Bezug zum Problem durch einen mechanistischen Biologismus abtun zu können, indem er die ‚error-elimination‘ als evolutionär notwendigen Prozess der Beseitigung von Misserfolgen beschreibt, so sollte klar sein, dass er an der marginalen Stelle, an der sich um eine qualitative statt einer funktionalen Erklärung des Problems bemüht, das Tor für eine Vielzahl den Begriff der Schwierigkeit betreffende Fragen öffnet.

Das vordergründige Interesse, eine Grundlage für die Erklärung wissenschaftlichen Forschens zu stiften, hat Poppers wissenschaftstheoretische Begriffsbestimmung des Problems in die Richtung eines unterbestimmten Formalismus gedrängt. Damit opponiert er in dieser Hinsicht dem pragmatischen Problembegriffs Deweys, der die logische Bedeutung zugunsten der praktischen vernachlässigte. Die Auseinandersetzung mit dem Poppers Ansatz war

in den historisch verfügbaren Skizzen der Problemforschung fruchtbar, doch verlangt er eine grundsätzliche phänomenologisch-psychologische Kritik.

Die Auffassung des Problems als Schwierigkeit wurde von Hattiangadi in den späten 1970ern weiterentwickelt. Im Wesentlichen berücksichtigt er zwei weitere Aspekte, erstens begreift er Probleme als logische Inkonsistenzen. Inkonsistent ist dabei nicht etwa das ‚objektive‘, sondern das ‚subjektive Wissen‘: „A logical inconsistency, no doubt, makes some part of our views false; but we are willing to grant that it may be false in the first place. A logical inconsistency is furthermore a systemic effect. It destroys the effectiveness of our system of beliefs, in that from a logically inconsistent set of statements any statement follows“ (Hattiangadi, 1978, 352). Probleme entstehen also als falsche Überzeugungen, die den Umgang mit der – ‚ersten‘ oder ‚dritten‘ – Welt erschweren, weil sie redundant sind. Auch um die Abgrenzung von Problemen von Fragen – in Opposition zur erotetischen Logik (Interrogativlogik) und Problematologie – bemüht sich der Autor auf Grundlage seiner Bestimmung der Probleme als Inkonsistenzen: „The difference between idle and problematic questions is that the latter arise out of problems which I propose to regard as logical inconsistencies“ (ebd., 354).

Relevant werden diese Inkonsistenzen allerdings nur, weil zweitens die Zielorientierung als Grundstruktur des praktischen Lebens angenommen wird: „The structure of problems must be understood in terms of aims or goals. A problem is a hurdle that we must surmount in order to achieve a goal. Surmounting the problem to get to the goal, or nearer the goal, or even to make it possible to get to the next hurdle to-wards the goal, is a solution“ (ebd., 347). Auch der Popper-Exeget Petersen erwägt, dass Popper selbst von Konzepten der Zielorientierung zum Biologismus gekommen ist (vgl. Petersen, 1984, 246), doch bei Hattiangadi tritt diese Auffassung in den Mittelpunkt der Überlegungen. An ihr zeigt sich die Nähe zum teleologischen Aspekt des Pragmatismus.

#### **3.1.1.4 Objektivistisch-kognitivistischer Problembegriff**

Bereits die Überlegungen von Hattiangadi stehen konzeptuell am Übergang vom kritisch-rationalen Problembegriff zu demjenigen Begriff vom Problem, der die Problemlösungsforschung spätestens seit dem Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominiert. Dieser Übergang wird in einer Arbeit von Nickles über die Frage „What Is a Problem That We May Solve It?“ von 1981 noch deutlicher. Auch ihm geht es dabei zunächst um eine „general methodology of science“ (Nickles, 1981, 85), doch der Umstand, dass er die Nähe seiner

Gedanken zu Simon betont, begründet die Kontinuität zur psychologischen Problemlösungsforschung.

Nickles' Ansatz ist es, einen Kriterienkatalog für Probleme aufzustellen. Aus den elf Kriterien betreffen mehrere im Speziellen die wissenschaftstheoretischen Interessen des Autors, doch vier sollten mit dem Blick auf den objektivistischen Problembegriff hervorgehoben werden: „1. Problems exist and some are known. [...] 2. Problems are sometimes solved, i.e., their solutions are discovered“ und „7. Problems exist only in relation to goals which have not been achieved. 8. Problems have objective existence within historical bodies of theory, practice, and goals. Some problems are discovered, some remain unknown or only partially known. The discovery process may be gradual“ (ebd., 86). Während sich die ersten beiden und der achte Punkt auch in Poppers Drei-Welten-Lehre wiederfinden – obgleich sie auch ohne die Annahme einer dritten Welt behauptet werden können –, enthält der siebte einen bedeutsamen Unterschied zu Popper und Hattiangadi: Die Zielorientierung ist konstitutives Merkmal des Problems, nicht mehr bloße Bedingung für seine Entdeckung. Mag der Unterschied zunächst auch klein wirken, so deutet er doch bereits das wesentliche funktionale Merkmal des zeitgenössischen Problembegriffs an. Eine Konsequenz dieser Schwerpunktsetzung zeigt sich indirekt an Nickles' wissenschaftstheoretischen Überlegungen:

„The main job of general methodology [...] is not to provide a foundational theory of justification scientific knowledge, rationality, and objectivity. Rather, methodology is concerned with ‚heuristics‘ (in a suitably broad sense). To state the point boldly and without qualification: the only legitimate sort of ‚theory of justification‘ collapses into heuristics, or at least into ‚theory of inquiry‘ for science as an ongoing process. To put the point in the terms of Laudan (1977), acceptance collapses into pursuit“ (ebd., 90).

Es handelt sich um die Invertierung von Poppers Zurückweisung der Psychologie. Geltungstheoretische Überlegungen, welche die Bedeutung der Probleme am ‚objektiven Wissen‘ messen, werden zugunsten von Theorien des Forschungsprozesses verdrängt. Diese Haltung impliziert die Ablehnung des formalistischen Problembegriffes bei Popper und schafft damit eine Offenheit für die psychologische Bestimmung jener ‚theory of inquiry‘, also: Problemlösungsforschung. Allerdings will Nickles dabei dezidiert nicht auf empiristische oder positivistische Traditionen zurückfallen, sondern den Begriff der Problemfindung (discovery) bestimmen: „It is known that two generations of logical positivist writers explicitly denied that reasoning of a philosophically interesting sort takes place in context of discovery-

a claim now known to be false. In their view, oddly enough, inquiry begins, not from problems but from theories – i.e., problem solutions – and consists only in the testing/justification of said theories“ (ebd., 91).

Nickles gewinnt seine Bestimmung der Problemfindung als kritische Fortsetzung der Überlegungen von Popper und Hattiangadi. Er wendet sich dabei insbesondere gegen die Vorstellung, dass die Problemsituation aus einer Inklusion von Problem und Hintergrund bestehe (inclusion thesis), wobei sich die Situationsanalyse wegen dieser Inklusion auf beispielsweise historische Aspekte des Problems konzentrieren könne: „To my reply it will be objected anew that the historical study of problems, as I am treating it and them, ironically must conclude that problems have no history to speak of. For by exaggerating the importance of each subtle conceptual shift, my view leads to the conclusion that each shift amounts to a change of problem“ (ebd., 98). Verändere sich der Hintergrund, so handele es sich nicht um eine Veränderung des Problems, sondern um einen ‚problem shift‘: „Problem shifts in the semantic sense occur when significant changes in goals, methodology, or the theoretical context occur“ (ebd., 99).

Anstelle von Poppers und Hattiangadis Begriffsbestimmung von Problemen als Schwierigkeiten oder Inkonsistenzen, schlägt Nickles den Begriff der Beschränkungen (constraints) vor: „a problem consists of all the conditions or constraints on the solution plus the demand that the solution (an object satisfying the constraints) be found. For this reason (and for lack of a prettier name), I call it the constraint inclusion model of problems“ (ebd., 109). Noch pointierter formuliert er: „Roughly speaking, the formulation of a problem (in my view) is just a description of its solution(s) plus the demand. On my view it is literally true that ‚Stating the problem is half the solution‘“ (ebd., 113). Wegen dieser Klarheit der Aussage ist Nickles’ Arbeit ein wichtiger Schlüssel, um den konzeptuellen Gehalt des objektivistischen Problembegriff zu verstehen. Zwar steht der Autor selbst an der Scheide zwischen der Wissenschaftstheorie und dem Kognitivismus, doch das Problem von der Lösung aus zu verstehen, muss an dieser Stelle als wichtigstes Merkmal der funktionalistischen Tradition verstanden werden. Die Wendung zur Lösung ist dabei zugleich als ein deutlicher Schritt in Richtung des Pragmatismus zu verstehen.

Auch Landry benennt die Zielorientierung als zweites Kriterium des objektivistischen Problembegriffes, wobei das erste sein ‚Wirklichkeitsstatus‘ ist: „In the objectivist perspective, problems are treated as if they were part of the external reality, be it physical, social or ideal“ (Landry, 1995, 321). Genauer wird die Zielorientierung als zweckhaft bestimmt (wobei die

Begriffsbestimmung von Ziel und Zweck gemeinhin ausbleibt und deswegen als Gegenstand der Phänomenologie des Problems aufzugreifen ist): „To solve a problem is akin to a search for the appropriate means for moving from the unsatisfactory reality to the desired one; it is a means-end exercise. The uncertainty as to the appropriate action and how to undertake it is interpreted above all as an uncertainty of means toward ends“ (ebd., 322). Diese Zwecke wiederum werden, so stellt Landry zu Recht klar heraus, als externale Variablen begriffen, was konzeptuell mit Nickles‘ Begriff der ‚constraints‘ oder Newells und Simons Konzept der ‚demands‘ konvergiert. Landry verdeutlicht, dass „ This tendency to treat ends as exogenous variables explains why, in the empiricist tradition, formulating a problem is viewed as analyzing reality, not as searching for goals“ (ebd., 321).

Wenn bei Nickles von Zielen die Rede ist, so handelt es sich also nur scheinbar – und dieser Schein ist repräsentativ für die Suggestionskraft des kognitivistischen Problembegriffes – um die Charakterisierung einer Erlebnisform: „In this model, problems are considered as having an autonomous, objective existence that is completely independent of the participants since the problems are taken as given at the very beginning of the decision-making activity“ (ebd., 323). Wie in genauerer begrifflicher Analyse zu zeigen sein wird, deutet der Begriff des Zieles in der objektivistischen Denkrichtung also auf denjenigen des Zweckes hin. In diesem Sinne – und diametral dem subjektivistischen entgegengesetzt – muss auch die Bedeutung der Problemfindung (discovery) verstanden werden, also als bloßer Zugang zur objektiven Struktur. In einem Text von Borasi *On the Nature of Problems* (1986) wird die Problemformulierung als „the explicit definition of the task to be performed“ (Borasi, 1986, 128) bestimmt. Problemlösen wird dementsprechend als Informationsbeschaffung begriffen, wobei eine ähnliche Verwendung des Begriffes ‚Hintergrund‘ relevant wird, wie sie Popper zuvor vorgetragen hatte: „We define ‚context‘ as the situation in which the problem is embedded. The main role of the context seems to be that of providing the problem solver with the information that may enable the solution of the problem“ (ebd., 129). Somit zeigt sich, dass die Theorie der Informationsverarbeitung in konzeptueller Verwandtschaft zum objektivistischen Problembegriff steht – und die psychologische Problemlösungsforschung aufgrund gemeinsamer Präsuppositionen dieser Konzepte entstanden ist.

Newells und Simons *Human problem solving* (1972) ist die deutlichste Ausformulierung des theoretischen Problembegriff objektivistischer Provenienz und zugleich sein Bindeglied zur empirischen Forschung. Ihre Arbeit stellt die ausführlichste und präziseste Formulierung des

informationsverarbeitenden Ansatzes dar, obwohl dieser präzisen Formalisierung ein teilweise laxer Umgang mit der Terminologie gegenübersteht. Für die Phänomenologie des Problems muss sie als kritischer Referenzpunkt eine zentrale Stellung einnehmen.

Die Grundformel der Problemlösungsforschung auf der Grundlage eines objektivistischen Problembegriffes ist in einem funktionalistischen Schema artikuliert: „Speaking in general terms, problem solving is concerned with finding paths from initial states to desired states“ (Newell & Simon, 1972, 828). Es ist die Aufgabe späterer Reflexionen, die Präsuppositionen bspw. des ‚desired state‘ aufzuklären. An dieser Stelle sei der Blick vornehmlich darauf gerichtet, dass der Pfad bzw. die Handlungssequenz, welche eine antizipierte Veränderung realisieren, als Lösen bezeichnet werden und der Problembegriff durch ebendiese Antizipation erfüllt wird:

„A person is confronted with a problem when he wants something and does not know immediately what series of actions he can perform to get it. The desired object may be very tangible (an apple to eat) or abstract (an elegant proof for a theorem). It may be specific (that particular apple over there) or quite general (something to appease hunger). It may be a physical object (an apple) or a set of symbols (the proof of a theorem). The actions involved in obtaining desired objects include physical actions (walking, reaching, writing), perceptual activities (looking, listening), and purely mental activities (judging the similarity of two symbols, remembering a scene, and so on)“ (ebd., 72).

Der antizipierte Zustand hat dabei den Charakter eines Objekts, wobei der zugrundeliegende Objektbegriff durch eine repräsentationale Symbollehre geprägt ist, die in Newells und Simons systemtheoretischen Ansatz gründet: „Our theory of human thinking and problem solving postulates that the human operates as an information processing system“ (ebd., 19). Die Architektur des ‚information processing system‘ (IPS) findet in einer Reihe von Prämissen ihren Ausdruck, etwa der Setzung von ‚Symbolen‘ genannten Elementen sowie der Repräsentation der Relationen zwischen diesen Symbolen in einer ‚Symbolstruktur‘, wobei als Relationen vornehmlich Listen und Assoziationen berücksichtigt werden. Zudem hält der Repräsentationalismus in diesen Prämissen seinen Einzug in die Theorie: „A symbol structure designates (equivalently, references or points to) an object if there exist information processes that admit the symbol structure as input and either: (a) affect the object; or (b) produce, as output, symbol structures that depend on the object“ (ebd., 21). Was ‚affect‘ an dieser Stelle sein kann, bleibt, wie sich bereits zuvor in der Auseinandersetzung mit dem

Reiz-Begriff (stimulus) gezeigt hat, implizit, wenngleich der „receptor process“ (ebd., 25) die salienteste verfügbare Deutung ist.

So wandern die Autoren in einer ihre Theorie rettenden Unterbestimmtheit auf dem schmalen Grat zwischen indirektem Realismus und Konstruktivismus: „A symbol is primitive if its designation (or its creation) is fixed by the elementary information processes or by the external environment of the IPS“ (ebd., 21). Sie erhalten sich die Möglichkeit, auf die dem IPS externe Umwelt als ‚task environment‘ Bezug zu nehmen und diesen Bezug zugleich nur vermittels der eigenen symboltheoretischen Überlegungen herzustellen. Das ‚task environment‘ wird somit zu einer Sphäre, deren Verfügbarkeit sich kaum von Poppers Drei-Welten-Lehre unterscheidet – wobei das ‚task environment‘ einer klaren Bestimmung als Element der ersten oder dritten Welt ermangelt –: „In talking about the task environment we must maintain clear distinction among the environment itself (the Kantian Ding an sich, as it were), the internal representation of the task environment used by the subject (the problem space), and the theorist’s ‚objective‘ description of that environment“ (ebd., 56).

Das psychologische Interesse der Autoren wendet sich letztlich der ‚internal representation of the task environment‘ zu: „we need to describe the space in which his problem solving activities take place. We will call it the problem space“ (ebd., 59). Der Unterschied zwischen ‚task environment‘ und ‚problem space‘ besteht darin, dass die Repräsentation durch das Subjekt nicht notwendigerweise zu den externen Relationen isomorph ist und deswegen Lösungsversuche unternommen werden können, welche der Verfassung der Außenwelt nicht angemessen sind. Hierin besteht der zentrale Unterschied zu Poppers Rationalismus, welcher in der anthropologischen Weltanschauung des *homo oeconomicus*, die beispielsweise in der Ökonomie zu Einfluss gekommen ist, seinen Ausdruck findet, denn im Problemraum ist nur beschränkte (limited) Rationalität gegeben: „If we are to construct a theory of the subject’s thought processes, and to refer in that theory to the set of behaviors he considers, we must include in that set even behaviors that, though considered, prove infeasible, illegal, or in some other way impossible“ (ebd., 60).

Ein für die jüngere psychologische Theoriebildung mehrfach, beispielsweise in der klassischen Testtheorie, relevante Konsequenz dieser Voraussetzungen ist, dass eine vollständige und fehlerfreie Darstellung des ‚task environment‘ nicht nur für den Problemlöser als Beobachtungsgegenstand der psychologischen Forschung, sondern auch aus der Perspektive der psychologischen Deskription selbst nicht möglich ist. Deswegen bedienen sich Newell und Simon zweier konzeptioneller Alternativen. Entweder gelte es, anstelle des faktischen

„task environment“ lediglich die Stimuli zu berücksichtigen oder pragmatisch sämtliche beobachteten Verhaltensweisen in ihrer Summe als Approximationen der Umweltkonstellation zu betrachten. Die erste Alternative führt die Autoren zur Analyse der Repräsentationsmechanismen, wobei sie zwei Formen in den Mittelpunkt stellen: „Set representation and the search representation“ (ebd., 73). Repräsentiert werde dabei einerseits das „task environment“, aber andererseits auch das Problem im Sinne der Aufgabe, wobei diese eine durch Motivation ausgezeichnete Symbolstruktur ergebe. Die Repräsentationsformen prädestinierten zugleich auch das Lösungsverhalten: „With the set-predicate formulation of problem solving, we can associate a generate-and-test method; with the search formulation, a heuristic search method“ (ebd., 91). Insgesamt ergibt sich ein iterativer Prozess des Problemlösens, welchen die Autoren durch fünf Schritte beschreiben: 1. Die „input translation“ als den Problemraum etablierende interne Repräsentation der aufgabenrelevanten Umwelt, 2. die Auswahl einer Problemlösungsmethode, 3. deren Anwendung, 4. die Anpassung von Repräsentation oder Methode und 5. die Berücksichtigung neuer Aufgaben: „a method may produce new problems – i.e., sub-goals“ (ebd., 88).

In Formulierungen wie dieser offenbart sich die objektivistische Grundauffassung der Autoren, die darin besteht, Probleme als adaptive Anforderungen der Umwelt zu betrachten, die symbolisch als Ziel repräsentiert wird: „We are given three things: an environment, a problem solver, and a goal or task“ (ebd., 80). Die Autoren sprechen deswegen von „two invariant aspects of the global program organization: its production-like and its goal-like character“ (ebd., 792). Die größte Bedeutung unter den drei Elementen der Theorie kommt dabei dem „task environment“ zu, weswegen die Autoren von einer „environment-centric view“ (ebd., 86) sprechen. Die Anpassung an die Umwelt ist dabei die Funktion des problemlösenden Systems und wird als „Intelligenz“ bezeichnet: „The task environment (plus the intelligence of the problem solver) determines to a large extent the behavior of the problem solver, independently of the detailed internal structure of his information processing system“ (ebd., 788). In der nachfolgenden Auseinandersetzung mit den Begriffen Lösung, Ziel und Situation werden diese Zusammenhänge in ihrer Spezifität zu beleuchten sein.

Für den objektivistischen Problembegriff ist entscheidend, dass durch Newells und Simons Beitrag die klare Orientierung an Ziel- (bzw. Zweck-)Zuständen in den Vordergrund tritt. Sie sprechen deswegen von dem „problem, which is posed by specifying a set of final, desired states“ (ebd., 810). Der Produktionscharakter (production-like character) des problem-

lösenden System wird dem Ziel durch das prozesshafte Lösen ergänzt, wobei die Operationen stets ausschließlich innerhalb des die Umwelt repräsentierenden Problemraums geschehen. Sie sind deswegen – und hier bestätigen sich obigen die Darstellungen zum Kognitionsbegriff – als Wissens-Zustände zu begreifen, als „set of knowledge states“ (ebd., 811). Mag aus diesen Annahmen auch ein vornehmlich mechanistisches Systemkalkül entstehen, betonen die Autoren bereits in ihrem ersten Satz: „The aim of this book ist to advance our understanding of how humans think“ (ebd., 1).

Auf Grundlage der von Newell und Simon etablierten Forschungsrichtung hat sich der Problembegriff an den empirischen Ergebnissen in den folgenden Jahrzehnten spezifiziert. Zwei Beispiele sind die Arbeiten von Pounds (1969) und Cowan (1986). Beide Texte betrachten den Problembegriff hinsichtlich seiner Relevanz in der Ökonomie. Dabei sind die Texte allerdings dadurch ausgezeichnet, dass sie nicht lediglich das Problemlösen berücksichtigen, sondern auf das Problem selbst blicken. Pounds gelingt beispielsweise die Zusammenfassung von Simons Forschungsansatz:

„Three aspects of the work on chess playing behavior are relevant to this discussion. First, simple explicit decision rules were discovered which make for very good chess play. This result has been tested by programming computers with such rules and observing the quality of play which resulted in response to the play of human experts. Second, the decision rules for chess playing were derived from observations, interviews, and the writings of chess masters. Thus, it is not necessary that simple, explicit decision rules be derived from mathematical or theoretical considerations. They can be abstracted from humans who have themselves never systematically considered the process of their own decision making. And, third, the decision rules by which humans play chess appear to be separable into three rather distinct classes: rules for defining alternative moves, rules for evaluating alternative moves, and rules for choosing a move from among evaluated alternatives. H.A. Simon has called these three classes of behavior intelligence, design, and choice, respectively, and on the basis of his work both on chess and other decision making situations has concluded that the process of intelligence or alternative definition is the key to effective behavior“ (Pounds, 1969, 3).

Während klar wird, dass der Fokus der Betrachtung auf den Handlungen zur Lösung liegt, artikuliert Pounds zugleich, dass zwei Bereiche grundsätzlich auseinandertreten: Problemfindung und Problemlösung (Abbildung 2). Von Pounds Interesse ist dabei insbesondere das ‚problem of model selection‘: „The theory which has been proposed here suggests that problem definition cannot precede model construction“ (ebd., 17). Hierbei handelt es sich um eine kuriose empirische Replikation von ‚Menons Paradox‘ aus Platons Dialog ‚Menon‘,

mit dem sich auch Hattiangadi und Nickles auseinandersetzen: „Either you know what you are searching for or you do not. If you do know, you already have it, whence inquiry is pointless. And if you do not know, you would not recognize it even if you stumbled on it accidentally; hence, again, inquiry is impossible, pointless“ (Nickles, 1981, 89). Im Kontext des kognitivistischen Problembegriffs bedeutet die Berücksichtigung des Paradoxes zunächst oberflächlich nur eine konzeptuelle Schwierigkeit für die Begriffsbestimmung der Problemfindung. Darüber hinaus handelt es sich allerdings um die Frage nach dem Neuen, die bereits in der Auseinandersetzung mit James‘ neutralem Monismus relevant gewesen ist. Es gibt keine Lösung innerhalb des durch die objektivistischen Präsuppositionen geschaffenen Systems des Kognitivismus. Die Konzentration auf das Problemlösen erscheint so auch als Reaktion darauf, dass die Problemfindung das unter diesen Voraussetzungen schwieriger zu bestimmende Phänomen ist.

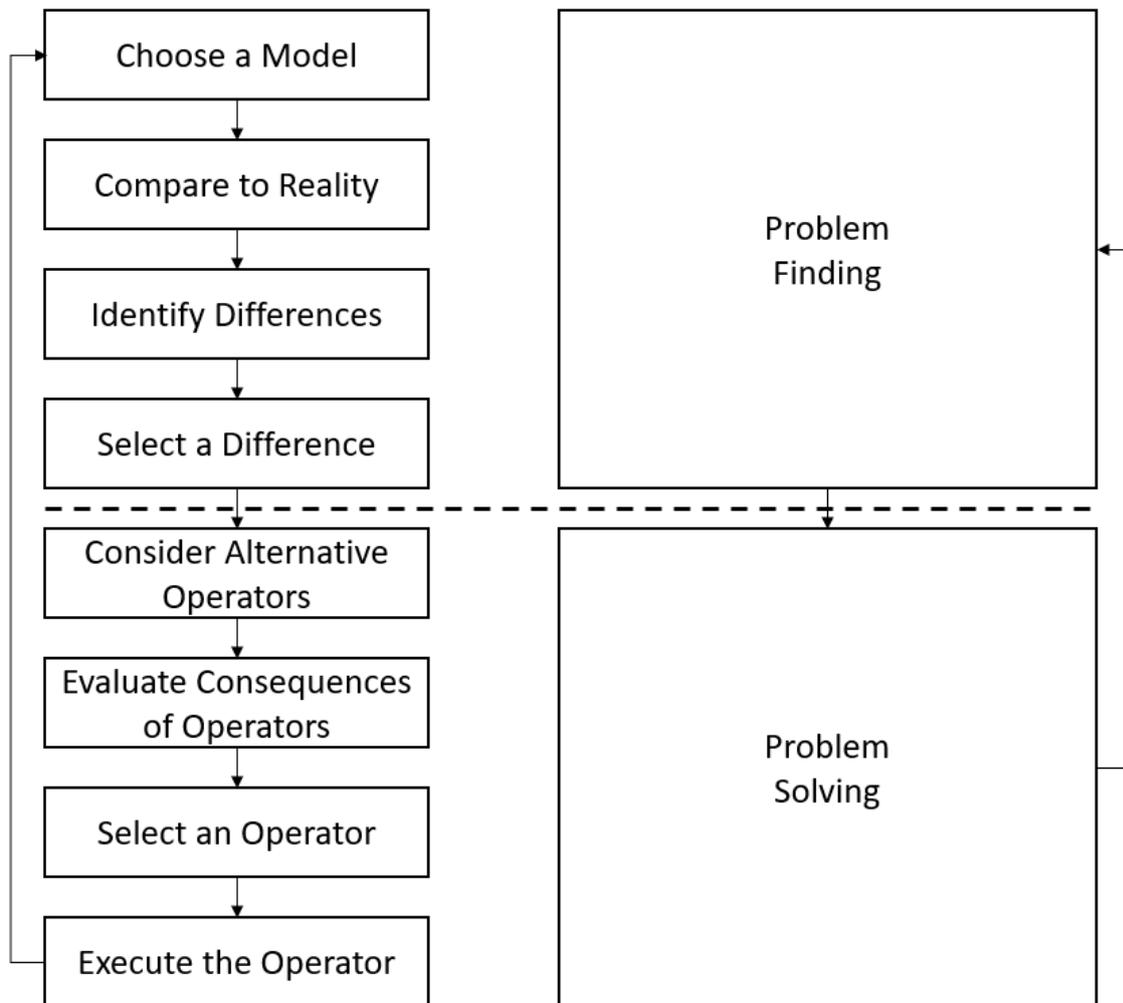


Abbildung 2. Flow Chart of Managerial Behavior. Nach Pounds (1969, 6).

Cowans Aufsatz *Developing a process model of problem recognition* (1986) geht über Pounds' Untersuchungen hinaus. Statt Problemfindung als Bestandteil der Informationsverarbeitung zu postulieren und dann an die Schwierigkeiten, die sich in der Empirie zeigen, zu stoßen, beginnt er vielmehr mit dem Rückblick auf die begrifflichen Mehrdeutigkeiten der Problemfindung, die er selbst als Problemformulierung bezeichnet: „Problem formulation has been labeled in different ways: Pounds referred to it as problem finding; Mintzberg et al. as problem diagnosing; and Kilmann and Mitroff as problem defining“ (Cowan, 1986, 763). Das Augenmerk seiner Betrachtungen liegt folglich auf dem Versuch, Problemfindung zu bestimmen. Dabei greift er einen kuriosen Ansatz von Mintzberg, Raisinghani und Theoret (1976) auf, Probleme nach der Form ihres Entstehens von Gelegenheiten und Krisen zu unterscheiden:

„Typically, opportunities are stimulated by a single idea and usually crises are precipitated by a single, immediate and important triggering event; however, problems generally require multiple stimuli and are evoked by somewhat milder pressures than crises“. In problem situations, decision makers appear to desire a better understanding of the situation before they act“ (Cowan, 1986, 764).

Der Vorteil, der für die Deskription aus dieser Unterscheidung gewonnen werden kann, ist groß, denn die Untersuchung von Problem und Problemlösung gibt das ‚Alles Leben ist Problemlösen‘ auf, um die resultierende Freiheit von der metaphysischen Vereinnahmung des Problembegriffes in Richtung einer elaborierten „Typologie von Situationen“ (Herzog, 1992, 484) einzulösen. Zugleich bleibt das Potenzial bei Cowan allerdings ungenutzt, weil die Unterscheidung der unterschiedlichen Situationsformen allein zu einer äußerlichen Unterscheidung von Auslösungsbedingungen genutzt wird. Die phänomenologische Psychologie sollte demgegenüber im Folgenden die Bedeutung der hier enthaltenen Möglichkeiten unter detaillierter Berücksichtigung des ursprünglichen Ansatzes von Mintzberg et al. diskutieren.

Cowan konzentriert sich auf ein Schema der Problemerkennung (problem recognition) und gliedert den entsprechenden Prozess in drei Phasen: „(a) gestation/latency, (b) categorization, and (c) diagnosis“ (Cowan, 1986, 766). Um zu beurteilen, ob damit die konzeptuellen Schwächen, die sich für Pounds aus dem objektivistisch-kognitivistischen Problembegriff ergeben hatten, überwunden werden können, müssen die Argumente für diese Phasen genauer betrachtet werden.

Bei der Beschreibung der ersten Phase gibt Cowan den grundsätzlichen Präsuppositionen des Objektivismus Ausdruck: „In latency, the potential exists for interpreting conditions as a problem, but they are not yet perceived as such. Over time, however, the individual may become more sensitive to the existing situation and interpret the situation as a problem“ (ebd.). Es handelt sich um eine Beschreibung der Entdeckung im Sinne Poppers, also des Verhältnisses einer ‚existing situation‘, welche im ‚subjektiven Wissen‘ als Problem zu interpretieren ist. Weil an dieser Stelle die Bedingungen (conditions) nicht weiter ausgeführt werden, ist die Zielorientierung an erster Stelle noch nicht artikuliert. Sie findet sich eher in der zweiten Phase: „The second stage, categorization, follows gestation/latency and refers to the process by which an individual becomes aware that a problem exists. At this stage, the individual perceives that ‚something is wrong‘ but cannot yet describe the problem“ (ebd.), wobei auch hier „something is wrong“ fast wörtlich Poppers „something has gone wrong“ entspricht. Auch ‚diagnosis‘ erinnert mehr an Popper als an die kognitivistische Zielorientierung: „Diagnosis can be defined as an attempt to achieve greater certainty about a problem description; it generally entails searching for additional information and may be a relatively automatic process when occurring in familiar situations“ (ebd.). Die vordergründige Beschreibung des Prozessmodells scheint also dafür zu sprechen, dass Cowan zur Bewältigung der Probleme, die dem Kognitivismus mit dem Phänomen der Problemfindung entstanden waren, zu einem logizistischen Problembegriff zurückkehrt. Tatsächlich bietet auch die Tiefenstruktur des Prozessmodells keine qualitative Bestimmung des Ursprungs der Zielorientierung, sondern vielmehr ein gelungenes Komplement zu Poppers Situationsanalyse, sodass sich das Urteil aufdrängt, dass der objektivistisch-kognitivistische Problembegriff nicht aus den eigenen Voraussetzungen zur Bewältigung der Schwierigkeiten, die sich aus ihm ergeben haben, in der Lage ist.

Um dieses Urteil allerdings nicht allein auf Cowans Arbeit zu stützen, ist ein weiterer Beitrag zum objektivistisch-kognitivistischen Problembegriff zu konsultieren. Zu einer ähnlichen Auffassung wie Nickles gelangen Rittel und Webber in einer politikwissenschaftlichen Betrachtung des Unterschiedes von ‚wicked‘ und ‚tame problems‘, welches an den psychologischen Antagonismus von ‚ill-‘ und ‚well-defined problems‘ erinnert: „For any given tame problem, an exhaustive formulation can be stated containing all the information the problem-solver needs for understanding and solving the problem – provided he knows his ‚art,‘ of course“ (Rittel & Webber, 1973, 161). Andererseits: „The formulation of a wicked problem is the problem! The process of formulating the problem and of conceiving a solution (or re-

solution) are identical, since every specification of the problem is a specification of the direction in which a treatment is considered“ (ebd.). Die Pointe der Autoren ist erneut das ‚Menon Paradoxon‘: „To find the problem is thus the same thing as finding the solution; the problem can't be defined until the solution has been found“ (ebd.). Anders als Nickles berücksichtigen die Autoren dabei explizit die Zielorientierung, nämlich durch den Begriff der Planung: „Planning problems are inherently wicked“ (ebd., 160). Im Gegensatz zu Cowan lehnen die Autoren dabei allerdings dezidiert die Möglichkeit der Rückkehr in den Logizismus ab:

„As Karl Popper argues in *The Logic of Scientific Discovery*, it is a principle of science that solutions to problems are only hypotheses offered for refutation. This habit is based on the insight that there are no proofs to hypotheses, only potential refutations. The more a hypothesis withstands numerous attempts at refutation, the better its "corroboration" is considered to be. Consequently, the scientific community does not blame its members for postulating hypotheses that are later refuted-so long as the author abides by the rules of the game, of course. In the world of planning and wicked problems no such immunity is tolerated. Here the aim is not to find the truth, but to improve some characteristics of the world where people live“ (ebd., 166f).

Zugleich scheitern die Autoren allerdings an einer dem objektivistisch-kognitivistischen Problembegriff inhärenten Bewältigung der Schwierigkeit. Vielmehr entscheiden sie sich dort, wo Cowan zu Popper flüchtet, ihrerseits zum Pragmatismus überzugehen: „For wicked planning problems, there are no true or false answers“ (ebd., 163) – und weiter: „assessments of proposed solutions are expressed as ‚good‘ or ‚bad‘ or, more likely, as ‚better or worse‘ or ‚satisfying‘ or ‚good enough““ (ebd.).

Es lässt sich also anhand verschiedener Indizien behaupten, dass der objektivistisch-kognitivistische Problembegriff in der Problemfindung seine Schwäche hat. Die Begriffsbestimmung ist im Kern auf die Zielorientierung ausgelegt und bewährt sich in erster Linie an pragmatischen Evaluationen. Dieser Umstand ist insbesondere eine Konsequenz der funktionalistischen Grundkonzeption. Die fehlende Betrachtung der Erlebenseite nachzuholen, ist demgegenüber das Anliegen des subjektivistischen Problembegriffes.

Die kritische Weiterentwicklung des objektivistisch-kognitivistischen Problembegriffes ist in der Forschung angelegt, die sich mit dem komplexen Problemlösen auseinandersetzt. Weil Dörner Informationsverarbeitung kybernetisch und systemtheoretisch zu begreifen sucht, zeigt sich vordergründig eine Nähe zum Konnektionismus und Konstruktivismus, doch die

Bezugnahme auf Newell und Simon sowie die zentrale Stellung der Informationsverarbeitung im mechanischen Sinne offenbart die Wurzeln des Komplexitätsbegriffes im Kognitivismus.

Komplexität wird hierbei als eine Spezifikation des Problemlösungsprozesses verstanden, die ihn vom Lösen einfacher Probleme unterscheidet. Der teleologischen Grundstruktur des Problems folgend bestimmt Dörner drei Kriterien für die Klassifikation von Problemen: „P1: Offenheit der Anfangssituation, P2: Offenheit der Zielsituation, P3: Verfügbarkeit über die Operatoren“ (Dörner, 1974, 43). Das Gegenteil eines offenen Zustands ist dabei ein geschlossener Zustand, der sich durch die Bekanntheit einer einzigen Alternative ergibt. Die Verfügbarkeit der Operatoren, die analog zu Newell und Simon als Manipulationen von Problemräumen verstanden werden, sei ähnlich wie die Frage der Offenheit durch Abstraktion als binäre Konfiguration von entweder niedrigem oder hohem Bekanntheitsgrad der Mittel zur Problemlösung zu verstehen. Das Versäumnis der etablierten kognitivistischen Forschung sei es somit gewesen, sich auf geschlossene Zustände und verfügbare Operatoren, also einfache Probleme, zu beschränken. Demgegenüber gelangt Dörner zur Berücksichtigung von Prozessen, die als ‚Problemfinden‘ der Vorbereitung des Problemlösens dienen. Er spricht hierbei von einer „Startpunktauswahlprozedur, einer Zielpunktsetzungsprozedur oder einer Operatorsuchraumerweiterung“ (ebd., 53).

Trotz dieser kritischen Erweiterung des objektivistischen Problembegriffes orientieren sich die theoretischen Überlegungen in letzter Instanz lediglich an der paradigmatischen „Interpolationsprozedur“ (ebd.), also dem Problemlösen im pragmatischen Sinne, argumentieren also unter den Voraussetzungen des Objektivismus. Die größte Bedeutung kommt deswegen vielmehr der befreienden Wirkung des Ansatzes für die empirische Forschung zu. Mit der Bemühung, Versuchspersonen mit offenen Zuständen und unbekanntem Mittel zu konfrontieren, entstanden kreative und zur etablierten Laborforschung kontrapunktische Methoden ähnlich den ‚micro worlds‘ von Winograd.

Die mit diesem Denken erschlossene kritische Haltung gegenüber der Linearität der Informationsverarbeitungstheorien findet ihren Ausdruck im von Funke wiederholt betonten Interesse an ökologisch valider, also authentischer Problemlösungsforschung: „Although the artificial systems currently used in our labs are much more complex than they were 20 years ago, we cannot necessarily assume that increased complexity has also led to improved generalizability“ (Funke, 1995, 261). Die Bestimmung von fünf Aspekten komplexer Probleme, ‚Komplexität‘, ‚Vernetztheit‘, ‚Eigendynamik‘, ‚Intransparenz‘ und ‚Vielzieligkeit‘

markiert die Beschränkungen von artifiziell konstruierten Situationen und weist jenseits der rationalistischen Überschaubarkeit in die Fülle der Lebenswelt. Allerdings zeigt sich zugleich, dass die Ansprüche ökologisch valider Forschung die Möglichkeiten des informationsverarbeitenden Ansatzes sprengen. Mit Scheler lässt sich Funkes Skepsis gegenüber artifiziell konstruierter Komplexität bestätigen:

„Ein anderes ist es, den Tatbestand der inneren Wahrnehmung gedanklich in Komplexe, diese wieder in letzte ‚einfache‘ Elemente zu zerlegen, Bedingungen und Folgen der künstlich (durch Beobachtung oder Beobachtung und Experiment) variierten Komplexe zu untersuchen, und den Erlebnis- und Sinneinheiten beschreibend und verstehend nachzugehen, die im Lebenszusammenhang der Menschen selbst enthalten sind und nicht erst durch eine artificielle Art des ‚Zusammenfassens‘ und des ‚Trennens‘ bewirkt werden“ (Scheler, 1915, 41).

Hier zeigen sich zwei Weisen, Komplexität zu verstehen, entweder als ‚Komplexe‘ bzw. ‚Konstellationen‘, die lediglich das Aggregat schlichter Erfahrungen sind, oder als ‚Einheiten‘, die einen Lebenszusammenhang ausdrücken, weil sie einen tiefen Sinn erfassen. Jüngere Forschung, die sich mit dem komplexen Problemlösen auseinandersetzt, hat sich vornehmlich der ersten Form gewidmet, etwa als Versuch der Bestimmung von „minimal complex systems“ (im Sinne von Greiff, Fischer, Stadler, & Wüstenberg, 2015). Greiff und Funke erwidern deswegen zurecht: „the cost of narrowing interactive problem solving down to minimal problems and thereby somewhat impairing the measures’ external validity“ (Greiff & Funke, 2017, 102). Diese Tendenz strebt der ursprünglichen Befreiung des psychologischen Denkens von den Limitationen des Kognitivismus entgegen. Lebendige Komplexität, die in sinnhaften Erlebniseinheiten konstituiert wird, lässt sich erst mithilfe der deskriptiven Psychologie konzeptuell fassen. Erst mit der phänomenologischen Psychologie, die die deskriptive Psychologie epistemologisch strukturiert, kann deswegen die Stoßrichtung des in der Forschung zum komplexen Problemlösen angelegten Programms komplementiert werden.

### **3.1.1.5 Subjektivistischer Problembegriff**

Einen genuin subjektivistischen Problembegriff zu formulieren, ist bereits angesichts der Etymologie des Wortes Problem schwieriger als es für das objektivistische Pendant gilt: „The Greek word problema meant bulwark, shield, or impediment to action“ (Agre, 1982, 132). Gleichsam handelt es sich, so Landry, vielmehr um eine Akzentverschiebung: Anstelle

der Auffassung, dass Probleme in ihrer Totalität – gleicher einer *creatio ex nihilo* – erschaffen werden können, wird der Blick auf die interpretative Leistung des Subjekts gewendet: „To intervene in a problem implies, above all, finding some appropriate way to relieve the state of discomfort experienced. Even though incoming perceptions from an external world participate in the framing of the problem, what is important is the way they are interpreted and structured by the subject. The locus of problems is clearly the mind“ (Landry, 1995, 325). Dabei wird das Subjekt als notwendige Bedingung für das Problem verstanden, sodass die Verfassung des Problems von ihm abhängig ist: „For some writers problems are created through consciousness of or articulation about situations rather than being situations, and hence they cannot exist without prior consciousness“ (Agre, 1982, 123). Im radikalsten Subjektivismus wird das Problem sogar mit dem subjektiven Erleben gleichgesetzt: „Another interpretation of the consciousness condition holds that a problem is some form of consciousness“ (ebd., 124).

Auch hinsichtlich der ‚Physical Symbol System Hypothesis‘ ergibt sich auf Grundlage des subjektivistischen Problembegriffes eine andere Haltung, insbesondere für das Urteil über den Vergleich von Mensch und Maschine: „All animals have the capacity for taking notice of problems as obstacles to a goal; machines too can be programmed to sense problems as obstacles to a goal. The human being, however, not only senses problems as standing in his way, but goes out of his way to discover problems even at the earliest ages“ (Getzels, 1980, 243).

Obwohl die Psychologie ohnehin wenige explizite Problembegriffe formuliert hat, findet sich in ihr für das subjektivistische Denken der elaborierte Beitrag Jakob Getzels‘, der sich seit den 1970er Jahren ausführlich der Frage der Problemfindung gewidmet hat. Im Mittelpunkt seiner Forschung steht eine Kooperation mit Mihály Csíkszentmihály, die als Buch 1976 unter dem Titel *The Creative Vision: A Longitudinal Study of Problem Finding in Art* veröffentlicht wurde. Es handelt sich um eine kreativitätspsychologische Längsschnittuntersuchung von Studenten einer Kunsthochschule in Chicago. Die Untersuchung gruppiert sich dabei im Wesentlichen um ein Experiment, bei dem die Autoren den Studenten eine Aufgabe improvisierter Malerei stellten, sie während der Produktion protokollierten, halbstrukturierte Fragen stellten und zuletzt die Produkte dem Expertenurteil zuführten. Das zentrale Forschungsinteresse galt dabei dem Konstrukt der „discovery orientation“ (Getzels & Csíkszentmihály, 1976, 172) bzw. „problem-finding orientation“ (ebd., 183).

Der längsschnittliche Anteil der Arbeit besteht unterdessen in der Interpretation der Korrelation zwischen den im Experiment gewonnenen sowie zusätzlich erhobener Statistiken mit dem späteren beruflichen Erfolg als Künstler. Die Forschungsfrage der Autoren war für das längsschnittliche Design, inwiefern eine Vorhersage von Erfolg in kreativitätsorientierten Berufsfeldern durch die Kompetenz beim Problemfinden möglich sei. Diese Ergebnisse sind an dieser Stelle nicht zuletzt wegen des fragwürdigen Kriteriums gesellschaftlichen Erfolgs in den Vereinigten Staaten, der weder historisch noch künstlerisch generalisiert werden kann, nebensächlich. Von Bedeutung ist hingegen, auf welche Weise die Problemfindung konzipiert und der Problembegriff bestimmt wurde.

Im Gegensatz zum objektivistischen Problembegriff wird zunächst klar, dass dem Problem Eigenständigkeit gegenüber der Lösung zugestanden wird: „If the process of artistic creativity, and of creativity in general, ist to be understood more fully, the study of what the artist does cannot be restricted to the visible solution, the finished product. It must include the earlier, crucial step: formulation of the creative problem to which the solution is a response“ (ebd., 5). Damit erlaubt sich den Autoren „[t]o study the cognition of discovery“ (ebd.) als Alternative der psychologischen Forschung, denn „[t]hinking is known to behavioral scientists almost entirely under the guise of problem solving“ (ebd.) – weiter: „This engagement of the human being with the problematic from the earliest wonder and play of the child to the highest advances in art and science makes human thought characteristically human, and the deeper the problems found and posed (and ultimately solved), the greater the human achievement“ (ebd.).

Der Problembegriff, der im Ausdruck ‚kreatives Problem‘ zum Vorschein kommt, ist, und das qualifiziert ihn als subjektivistischen, nicht etwa das ‚objektive Wissen‘ Poppers, sondern – so ließe sich in Analogie zu Popper sagen – das praktische Problem des ‚subjektiven Wissens‘: „Before artists – or anyone else – can begin to grapple with such vast problematic issues, they must somehow formulate them as concrete problems through the help of symbolic means, which in the case of artists involves the use of form, color, light, space, and other visual elements. To be able to formulate, and then resolve, a basic existential problem is the hallmark of creativity“ (ebd., 23). Eine Schwäche der Arbeit von Getzels und Csíkszentmihály ist, dass Bemerkungen dieser Art weitgehend der Erläuterung entbehren, in der Arbeit ohne Zusammenhang an verschiedenen Stellen verteilt sind und eine unklare begriffliche Grundlage haben. Was also ‚konkretes Problem‘ und ‚existenzielles Problem‘ bedeuten sollen, ist einem interpretativen Spielraum überlassen.

So gibt es Indizien dafür, dass die Autoren eine Erklärung durch unbewusste Prozesse erwägen: „The artists' actions reveal that they are working in a goal-directed way, but without full conscious awareness of what the goal is“ – „It seems that delay in closure literally allows the artist to discover at a manifest level what he already knows at a latent level“ (ebd.) – „To formulate a problem unconsciously one needs to be very involved with, and therefore very sensitive to, the problematic issue“ (ebd.) – „It is the inner problem that shapes the structure of the whole. The artist ‚finds‘ the problem only in the end, but unbeknown to him, it had found him from the very beginning“ (178). Diese letzte Formulierung gemahnt an ‚Menons Paradox‘ und verlegt seine Auflösung – subjektivistisch – in eine obskure innere Dialektik.

Eine komplementäre Frage ist, wie die Autoren die Entdeckung eben dieser unbewusst angelegten Probleme konzipieren. Mit Blick auf ihre empirische Untersuchung, in der die Kunststudenten aus einer größeren Menge von Objekten ihr Motiv auszuwählen hatten, sagen Getzels und Csikszentmihály: „The more objects one manipulates, the more likely it is that one will discover among them new relationships, contrasting features – unanticipated bisociations, to use Koestler's term. Similarly, a thorough exploration through different sensory channels may lead to the discovery of previously hidden possibilities in even the most familiar objects, and hence result in the formulation of more original problems“ (ebd., 89). Hier zeigt sich also, dass, wie Landry zuvor herausstellte, auch im subjektivistischen Problembezug das Material der Probleme dem Subjekt extern bleibt. Problemfindung wird so zur Relationserkenntnis – Relationen einerseits zwischen den dem Subjekt externen Objekten, andererseits (symbolisch) zwischen diesen und dem Subjekt selbst. Auf Grundlage dieser Ansichten kommt Getzels zu einer dreigliedrigen Klassifizierung von Problemen: ‚presented‘, ‚discovered‘ und ‚created problems‘:

„In a presented problem situation, or to be precise in one form of it, the problem exists, and it is propounded to the problem-solver. [...] Here the problem is given – it is presented – to the problem-solver, and in the particular instance, it has a known formulation, known method of solution, and known solution to others if not yet to the problem-solver“ (Getzels, 1979, 168).

„Consider now what we have called the discovered problem situation, or one form of it as an instance. Here the problem also exists but it is envisaged by oneself rather than propounded by another, and it may or may not have a known formulation, known method of solution, or known solution. [...] Here the problem was not presented to the individual by another [...]; they discovered the problems themselves, and even took some pleasure in doing so. This is clearly a different order of problem situation from the presented problem situation“ (ebd.).

„Consider finally the created problem situation. Here the problem does not exist at all until someone invents or creates it. For example, N.R.F. Maier invents a series of puzzles or problems to test the problem-solving abilities of his subjects; the scientist conceives of the problem: What is the nature and speed of light; the artist creates a still-life problem where no such problem existed before. Surely it makes no sense to think of these situations as merely obstacles one meets through ill-fortune, ignorance, or ineptitude. Quite the contrary; these problems are situations that one strives to find and formulate. Indeed, a well-formulated problem is at once a result of knowledge, a stimulus to more knowledge, and is itself knowledge“ (ebd., 169).

Während bloß präsentierte Probleme den Vorgang der Problemfindung überspringen, unterscheiden sich entdeckte von erschaffenen Problemen dadurch, dass im zweiten Fall die Existenz des Problems allererst gestiftet wird: Hier zeichnet sich ab, dass Getzels in seinen späteren Überlegungen noch über die Kooperation mit Csíkszentmihály hinausgeht, denn in „the creative vision“ wurden lediglich präsentierte und entdeckte Probleme voneinander unterschieden.

In welcher Lage befindet sich das Subjekt unterdessen, bevor ein Problem bewusst geworden ist? Diese Frage scheint mit einem objektivistischen Problembegriff leichter zu fassen zu sein, denn entweder ist ‚alles Leben Problemlösen‘ oder – wie bei Cowan – es stehen andere Kategorien zur Verfügung. Getzels und Csíkszentmihály erwähnen für diesen Zustand den Begriff der „indeterminate situation“ (Getzels & Csíkszentmihály, 1976, 172) und Getzels schreibt: „The crucial cognitive step is how the formless situation where there is no problem to solve [...] is transformed into a situation where a problem for solution emerges“ (Getzels, 1979, 168).

Was diese ursprüngliche Situation ist, bleibt in den ohnehin bereits ausgesprochen vagen Ausführungen von Getzels und Csíkszentmihály letztlich offen. Doch auch ohne den Verweis auf den idiosynkratischen Stil der Autoren muss hier ein Schwachpunkt des subjektivistischen Denkens festgestellt werden: „The central failing of the subjectivist position is that it fails to understand the function of statements about the value or disvalue of situations, acts, objects and the like. The function is not to state the contents or states of the mind (or of the world). The function is to appraise particular facts on the basis of what it means to creatures, given the situation's or object's nature and its power to affect them“ (Agre, 1982, 126). Es gibt keine schlichtweg „indeterminate situation“, die der menschlichen Interpretation ausgeliefert wäre. Der Begriff scheint im subjektivistischen Denken in der leeren Kategorie des „potential problem“ (Getzels und Csíkszentmihály, 1976, 172) zu kollabieren. Zwar mag es neben den Problemen auch Routinen geben, doch der Begriff der Situation kann nicht leer

bleiben. So zeigt sich, dass dort, wo der Objektivismus von außen nach innen zu gehen versucht, der Subjektivismus an dem Versuch scheitert, von innen nach außen zu gelangen – die Welt ist nicht nur Wille oder Vorstellung eines Subjekts. Ein vollständiger Problembegriff ist deswegen auch auf eine Phänomenologie der Situation angewiesen.

### **3.1.1.6 Konstruktivistischer Problembegriff**

Auch für den Konstruktivismus steht der Begriff des Wissens im Mittelpunkt. Eine der einflussreichsten Traditionen des psychologischen Konstruktivismus nimmt von Piaget ihren Ausgang. Piaget hatte in den 1960er Jahren auf der Grundlage seiner entwicklungspsychologischen Untersuchungen über die Entstehung von Wissen nachzudenken begonnen. An dieser Stelle soll seine ‚genetische Epistemologie‘ insofern berücksichtigt werden, als dass sie zur Entwicklung eines Problembegriffes dient, der den objektivistischen und subjektivistischen zu überformen imstande ist. Explizit sind theoretische Überlegungen dieser Façon nur vereinzelt angestellt worden, doch es sei hier behauptet, dass die meisten empirischen Ansätze der zeitgenössischen Experimentalpsychologie in erster Linie als konzeptuell implizit konvergent mit einem mehr oder weniger zum Objektivismus tendierenden Konstruktivismus sind. In anderen Worten: Im Regelfall drücken die Aussagen der psychologischen Autoren keinen radikalen Objektivismus aus, meinen also nicht, dass Probleme tatsächlich nur entdeckt werden müssten. Diese Haltung entspricht paradigmatisch einer konzeptuellen Öffnung des Kognitivismus zum Konnektivismus oder Enaktivismus – allerdings unter konstruktivistischen Prämissen.

Die zentrale konstruktivistische Prämisse ist, in Piagets Worten: „The fundamental hypothesis of genetic epistemology is that there is a parallelism between the progress made in the logical and rational organization of knowledge and the corresponding formative psychological processes“ (Piaget, 1970, 13). Darunter sei hier verstanden, dass das Bestehen einer subjektiven und objektiven Sphäre zunächst anerkannt wird, die ‚Parallelität‘ der beiden jedoch die eigentliche konstruktive Dynamik der Erkenntnis entwickelt. Diese Dynamik wurde von Piaget begrifflich durch die Operationen der Akkomodation und Assimilation als bidirektional, als eine Anpassung der Erkenntnis an den Erkenntnisgegenstand und umgekehrt, bestimmt. Dabei kann es sich allerdings nicht lediglich um eine Summierung der objektivistischen Normativität der Außenwelt und der subjektivistischen Normativität der Innenwelt handeln. Keine der beiden Sphären hat einen Vorrang, was als Alleinstellungsmerkmal des Konstruktivismus zu begreifen ist: Beide Sphären bestehen, doch keine der beiden bestimmt die andere:

„From the empiricist point of view, a ‚discovery‘ is new for the person who makes it, but what is discovered was already in existence in external reality and there is therefore no construction of new realities. The nativist or apriorist maintains that the forms of knowledge are predetermined inside the subject and thus again, strictly speaking, there can be no novelty. By contrast, for the genetic epistemologist, knowledge results from continuous construction, since in each act of understanding, some degree of invention is involved; in development, the passage from one stage to the next is always characterized by the formation of new structures which did not exist before, either in the external world or in the subject's mind“ (ebd., 77).

Dass das Phänomen des Neuen, das bereits in der phänomenologischen Auseinandersetzung mit dem neutralen Monismus bei James relevant gewesen ist, hier diskutiert wird, kann nicht als Zufall bewertet werden. Es handelt sich um einen der wichtigsten Streitpunkte in der Epistemologie. Um dem konstruktivistischen Problembegriff näher zu kommen, ist das Augenmerk an dieser Stelle jedoch auf die Anerkennung von externer Welt und subjektivem Geist zu legen. Der zugrundeliegende Realismus ist der Phänomenologie, insbesondere der Gegenstandsphänomenologie, nicht fremd, doch stets zumindest um einen entscheidenden Schritt ergänzt, wie sich an Schellers Aufsatz „Idealismus – Realismus“ zeigt: „daß es falsch ist, für eines der Glieder dieses Gegensatzes zu optieren“ (Scheler, 1927, 255). Gänzlich falsch ist weder Realismus noch Idealismus, doch die Alleingültigkeit zu behaupten, ist ein kardinaler Fehler. Die phänomenologische Alternative zu besprechen, sei allerdings der späteren Erwiderung vorbehalten.

Eine explizite Formulierung des konstruktivistischen Problembegriffes findet sich bei Landry. In Abgrenzung von subjektivistischen und objektivistischen Alternativen und unter Verweis auf Piaget entwickelt er ein Konzept, das die Wissensproduktion, und damit den konstruktivistischen Terminus „construction of knowledge“ (von Glasersfeld, 1998), fokussiert: „Indeed, the genesis of a problem generates an inquiring process that is a knowledge producing activity“ (Landry, 1995, 318) - „Thus, problem solving cannot be separated from knowledge production since problem solving implies an investigation geared toward selecting and justifying actions“ (ebd.). Die assimilativen und akkomodativen Formen der Adaptation enthalten allerdings zudem auch eine pragmatische Komponente. Landry bringt diesen Umstand auf die Formel „Problems are very pragmatic devices used by the subjects to organize their continual adaptation activities“ (ebd., 328).

Obgleich sich eine Eigenheit des konstruktivistischen Denkens aufdrängt, sind die Grundlagen letztlich mit den konzeptuellen Prinzipien der alternativen Problembegriffe verwandt.

Das zeigt sich bei Landry an der Bemühung, vier Landmarken (landmarks) von Problemen festzulegen: „LM 1, a past, present or future occurrence, within an organizational context, which is judged as negative by an individual or a group; LM 2, a preliminary judgment on the intervention capability; LM 3, an expression of a prima facie interest in doing something and committing resources; LM 4, uncertainty as to the appropriate action and how to implement it“ (ebd., 316). LM 1 ist dabei zugleich die realistische Annahme eines Ereignisses und – die Assoziation mit diesem Aspekt ist Merkmal des Konstruktivismus – die Bindung an einen Akt der Bewertung, der im Regelfall der psychologischen Erklärung (Lustprinzip) als Ursache der Zielsetzung interpretiert wird. Die Zielorientierung ist also ebenso wie für den objektivistischen Problembegriff eine Präsupposition des konstruktivistischen, auch wenn Landry darauf Wert legt, dass seine Ausführungen im Gegensatz zur ihm verfügbaren Literatur auch weitere Kriterien anerkennen: „In the literature, the presence of LM 1 is occasionally the only [definition; ANW] mentioned with respect to problems such as, for example, when defining a problem as a difference between a desired and an actual state“ (ebd., 331). LM 2 spiegelt unterdessen die pragmatische Handlungsorientierung wider: Weil in LM 1 ein Ziel evoziert wurde, ist die Handlungsinitiative impliziert. Hier drängen der empirischen Betrachtung aus dem weltanschaulichen Hintergrund der Vorrang des Verhaltens vor dem Erleben entgegen. Während sich LM3 als motivationaler Aspekt beschreiben lässt, ist auch LM4 in erster Linie an der Handlung orientiert. Unter diesen Voraussetzungen ist selbst bei denjenigen Problembegriffen, die das Problemfinden thematisieren, eine implizite Orientierung am Problemlösen markiert.

Dessen ungeachtet gestattet Landrys Ansatz einige wertvolle Einsichten über das Problem. So schreibt er: „LM 1 allows the concepts of crisis (a threatening situation with restricted response time), and of opportunity (a voluntarily initiated process of inquiry aimed at improving a situation previously considered acceptable)“ (ebd., 317). Anders als bei Mintzberg et al. werden Gelegenheiten und Krisen hier nicht als Alternativen zum Problem, sondern als verschiedene Auslösungsbedingungen bestimmt. Entsprechend ergibt sich eine fruchtbare Differenzierung nach Problemen, die durch Krisen, Gelegenheit oder anderen vom Autor nicht weiter entwickelten Auslösungsformen hervorgerufen wurden.

Gegenüber diesen von der psychologischen Orientierung unabhängigen Überlegungen zum Problembegriff ist die genuin konstruktivistische Position durch das Konzept der Adaption gekennzeichnet: „The genesis of a problem appears when a subject both acknowledges that an act of adaptation has failed, and recognizes the interest of inquiry as to the reasons of this

failure, in order to remedy the situation. In the Piagetian perspective, this requires, as already seen, a switch from the plane of action to the plane of reflection“ (ebd., 328f). Daraus ergibt sich die klare Abgrenzung von subjektivistischem und objektivistischem Denken: „Problems are neither given nor created. They are identified and retained by the subject“ (ebd., 329). Diese Bestimmung des Problems trifft sich mit einer Beschreibung Agres: „That the speaker must be conscious or possess the belief that the basis for asserting that a problem exists follows from the convention that a person does not assert with sincerity that a problem exists unless he thinks that something exists that constitutes the basis for the belief“ (Agre, 1982, 123).

Die Bedeutung, die Problembegriffe dieser Art insbesondere implizit in der Gegenwartspsychologie haben, ergibt sich aus der Kompatibilität von Kognitivismus und Konstruktivismus. Sie ruht folglich auf konzeptuellen Grundlagen wie dem Repräsentationalismus: „To solve a problem implies reflection on the selected representation, in order to plan and instigate an adaptation activity“ (Landry, 1995, 330). Eine phänomenologische Kritik dieses Denkens muss das wesentliche Anliegen der folgenden Betrachtungen sein.

### **3.1.1.7 Problematologie**

Zu den speziellen Ansätzen, die über diejenigen Problembegriffe, welche als für die psychologischen Grundorientierungen repräsentativ besprochen wurden, hinausweisen, gehört die Problematologie. Osborne bestimmt als ihre Wurzel zwei Traditionslinien der französischen Philosophie, einerseits die bereits erwähnte Nähe von Bergson und Deleuze, andererseits Canguilhem und Foucault. Der Protagonist der jüngeren Problematologie, Michel Meyer, findet dabei allerdings nur randständig Erwähnung: „It has certainly been quite frequently the fashion in the human sciences and philosophy to highlight the importance of problems at the expense of solutions“ (Osborne, 2003, 2). Der Schwerpunkt seiner Betrachtungen ist der (sozial-)philosophischen Herkunft der Problematologie gewidmet: „In terms of philosophical anthropology humans are, no doubt, problematizing animals, and we are thereby in a sense anthropologically ‚committed‘ to problematology“ (ebd.).

Osbornes Betrachtungen begünstigen die Linie Canguilhem-Foucault und heben sie gegenüber Bergson-Deleuze hervor. Statt diese philosophische Debatte zu replizieren, sei an dieser Stelle das wichtige Merkmal der Problematologie bei Canguilhem-Foucault dargestellt: „Why do ‚problems‘ matter? For Canguilhem the notion of life and the notion of the problem

were inseparable issues“ (ebd., 3) – „For Canguilhem the specificity of life lies in its capability for error, which means that pathology is not an aspect of the normal but is separate from it; something, indeed, more akin to ‚experiment‘ on the part of life“ (ebd.).

In einer entfernten Verwandtschaft zu Poppers ‚all life is problem-solving‘ wird das Problem als eine Universalie des Lebens behauptet, wobei gegenüber Popper eine Akzentverschiebung vom Lösen zu einer sinnhaften Eigenständigkeit des Problems als Abnormalität vorgenommen wird. Dabei geht Canguilhem nach Osbornes Interpretation sogar noch weiter und – ein bei Foucault prominenter Gedanke – verabschiedet die Voraussetzung einer vorgeordneten Normativität, gesteht dem Problem also existenziellen Vorrang ein: „Life is the confrontation of problems: there is no vital normality in itself, but only in relation to the problems“ (ebd., 5). Der konzeptuelle Ansatzpunkt der Problematologie besteht somit in einer Kritik am Objektivitätsgedanken, die jenseits der bloßen subjektivistischen Zuwendung zur Innenwelt liegt: Die Bedeutung dieses Gedankens „is not to produce a problem-solution composite but to incite the open-ended provocation of the problematic; to scupper solutions in the name of the re-evaluation of values“ (ebd., 9f).

Das Problem von seiner normativen Fixierung zu lösen, ist der ideengeschichtliche Hintergrund der Problematologie im engeren Sinne, also des insbesondere linguistischen Ansatzes von Meyer. Ungeachtet dieses Titels handelt es sich im Wesentlichen um eine Theorie der Frage. Zwar ist in der Theorie ein impliziter Unterschied zwischen Problem und Frage angelegt, doch er ist marginal<sup>31</sup> und wird nicht konsequent aufrechterhalten: Während Meyer in einem Text von 1980 die Begriffsbestimmung „problemato-logical (=expressing a problem)“ (Meyer, 1980, 61) vornimmt, schreibt er 1982 „problematological (i.e., expressive of a question)“ (Meyer, 1982, 85). Auch wenn diese Mehrdeutigkeit eine Schwäche ist, die wie die analytisch-mathematische Verwechslung von Problem und Aufgabe im Folgenden Aufklärung verlangt, entwirft der problematologische Ansatz einige tragfähige Gedanken.

Für Meyer ergibt sich der Unterschied zwischen einem Problem und einer Lösung aus der „problematological difference“ (ebd., 86). Sie kann daran verstanden werden, dass die fundamentale Einheit der Sprache das Paar ‚Frage-Antwort‘ sei. Ob dabei eine Antwort die ‚Lösung‘ einer Frage sei oder selbst wieder ‚Problem‘, hänge davon ab, ob es sich um eine

---

<sup>31</sup> Ein möglicher Unterschied, der sich aus Meyers Überlegungen ergibt, ist, dass Fragen Instanzierungen von Problemen sind: „People who speak have always a problem in mind when they do, and even if we can associate a definite question (i.e. an interrogative sentence) to each problem, it is not necessary to do so to understand the mechanisms of linguistic activity“ (Meyer, 1980, 76).

„problematological“ oder „apocritical answer“ handele: „An apocritical answer is therefore an answer which does not express a question, which has even nothing to do with questions, apart from the fact that it emerged from the necessity of solving one of them. The apocritical answer may be viewed, nonetheless, as referring back to questions, but only as that which suppresses them, since they no longer need to be raised“ (Meyer, 1980, 61). Apokritische Antworten schließen eine Frage ab, während problematologische Antworten die Frage erhalten: „problematological answers solve partially what has been asked at the outset. The term problematological indicates that the answers under consideration keep the scientific questioning open and that it must be pursued“ (ebd., 60). Die Crux ist nun, dass es keine Faktoren gibt, die eindeutig determinieren, welcher Art eine Antwort ist: „The autonomy of answers, on our view, is perfectly captured when we say that any answer is both apocritical and problematological, since an answer is not merely so in reference to what it has solved, but is also an answer with respect to other questions“ (ebd., 68).

Nach Meyer folgt daraus, dass auch Probleme und Lösungen nicht absolut voneinander unterschieden sind: „the form distinguishes between problems and solutions according to the line of demarcation between the implicit (the unformed) and the explicit (the formed)“ (Meyer, 1982, 82). In einer Reminiszenz an Poppers ‚third world background‘ sei der Unterschied letztlich nur durch den Kontext zu bestimmen: „The context is determinant for establishing the meaning: it forms the link between a question and an answer. It is the horizon of intelligibility“ (Meyer, 1980, 70). Im entsprechenden Kontext zeigten sich Lösung bzw. apokritische Antworten dann eher als analytische Sachverhalte, während Probleme bzw. problematologische Antworten eine metaphorische Form annähmen:

„Hence, a new substitution forces itself when the problematological answer is metaphorical: that of an answer to the enigma represented by the metaphorical propositions, which suppresses it or disambiguates it if no pre-existent terminology is available. It may sound rather odd, at first sight, to view metaphors as enigmas or questions. Is "Richard is a lion" a question? Strictly speaking, this is not an interrogative sentence, and there is no need to give any answer to the person who utters that metaphor. Nonetheless, we should be careful not to commit what I would call the assertoric fallacy, which consists in isolating sentences out of the context of their utterance, and in seeing them as autonomous and self-sufficient products, analysable per se“ (Meyer, ebd., 83).

Aller Bemühung um eine Selbstständigkeit des Problems im problematologischen Ansatz zum Trotz, findet sich die Grundrelation zum Lösung dennoch in letzter Instanz erhalten. Selbst unter den Prämissen eines poststrukturalistischen Programms kann die funktionale

Auffassung, die sich mit der pragmatischen Idee der Zielorientierung ergibt, erhalten – das Problem ist auch in der Problematologie „to be solved“ (Meyer, 1982, 84). So verwundert es nicht, dass Meyer dort, wo er sich an einer psychologischen Definition des Problembegriffes versucht, auf eine Formulierung kommt, die sich kaum von den funktionalistischen Aussagen bei Newell und Simon unterscheidet:

„If you prefer a psychological definition, you can say that a ‚question‘ is an obstacle, a difficulty, an exigency of choice, and therefore an appeal for a decision. A ‚question‘ is decided by responding to it, linguistically or not. This response implies that there is no ‚question‘ without an answer, and that it is the exigency of questioning, represented by this latter implication, that a global process exists necessarily wherein they refer to one another. Questions, therefore, indicate the presence of a questioning process wherein they are inserted, that is to say, the dynamic of the move to resolution“ (ebd.).

### **3.1.1.8 Gestaltpsychologie**

Den größten Einfluss hat Selz‘ denkpsychologischer Ansatz in der Gestaltpsychologie entwickelt. Als eine konzeptuelle Fortsetzung seiner Arbeiten von 1913 und 1922 hat Dunckers „Zur Psychologie des produktiven Denkens“ von 1935 zu gelten. Auch Wertheimers 1945 zunächst auf Englisch publizierte Arbeit „Productive Thinking“ steht in diesem Zusammenhang. Dass diese Tradition auch als Grundlage für den objektivistischen Problembegriff insbesondere Newells und Simons wirkte, sollte jedoch nicht zum Anlass genommen zu werden, sie als bloßen Vorläufer zu vernachlässigen. Vielmehr enthält der gestaltpsychologische Problembegriff ähnlich wie der problematologische einige Betrachtungen des Gegenstands, welche in den drei schematischen Grundorientierungen der Psychologie nicht aufgehoben sind, wenngleich, wie zuvor historisch dargestellt, die seit Selz‘ Beitrag angelegte Richtung der Forschung zum produktiven Denken der objektivistische Problembegriff ist.

Die Wurzel dieser Tendenz ist die mechanistische Parallelstellung von produktivem und reproduktivem Denken zu Ungunsten eines im schöpferischen Sinne produktiven, also kreativen Begriff des Denkens. Im Hintergrund wirken dabei die Ach-Selzsche Fokussierung der Willenspsychologie auf ‚determinierende Tendenzen‘ und die durch sie hervorgerufenen ‚Zielvorstellungen‘: „Neither does Wertheimer set out by attempting to specify examples of other-than-productive thinking, thinking not oriented to either the solution of some problem or the satisfaction of some goal-project“ (Nerney, 1979, 57). Diese Grundhaltung unterläuft folglich auch noch die Unterscheidung von ‚reproductive‘ und ‚insight problem-solving‘, eine begriffliche Differenzierung der Lösungsmethode und nicht des Problembegriffes:

„One mode, the default mode, is based on reproductive thinking, i.e., the transfer of a solution from a familiar problem that is similar to the one at hand. The transferred solution typically unfolds in a sequence of conscious steps, and the individual has a feeling of steady incremental progress. This mode can be called a solution based on analysis or analytical thinking; the Gestalt psychologists called it reproductive thinking“ (Weisberg, 2015, 5). „The second mode of problem solving is through insight, which is based on achieving understanding into a problem and which sometimes comes about suddenly, in an Aha! or Eureka! experience. The Gestalt psychologists proposed that achieving understanding and insight typically requires that one put aside one’s knowledge and attempt to deal with the problem ,on its merits““ (ebd., 5f).

Dass in der objektivistischen Psychologie Pragmatismus und Gestaltpsychologie konvergieren konnten, ist gleichsam das Result dieser allgemeinen Orientierung der Problemforschung am Begriff der Lösung. Dieser Ausschluss einer nicht teleologischen Bedeutung des Problems lässt sich für die Gestaltpsychologie konzeptuell nachzeichnen. Nerney bedient dafür den Ausdruck der ‚constructed foundations‘: „Wertheimer's uncommented upon preference for problems with constructed foundations seems based on the assumption that observation is facilitated by attending to cases of problem-solving where ‚the foundation is conceptually ‚in hand‘ to begin with““ (Nerney, 1982, 59). Die vornehmliche Berücksichtigung von als Aufgaben durch Ziele konstruierten Situationen für die Untersuchung der Problemlösung ist demnach eine methodologische Entscheidung, die sich auf die Eigenheit der Experimentalpsychologie zurückführen lässt (dazu Wendt, 2018). Nichtsdestoweniger sind sich die Gestaltpsychologen dabei des Umstandes bewusst, dass es sich um eine Verkürzung der authentischen Situation handelt, was sich in der Formulierung eines Irrealis bei Duncker widerspiegelt: „Wenn eine Lösung nichts anderes wäre als nur ‚etwas, das zum Ziel hinführt““ (Duncker, 1935, 24).

Daraus resultiert die generalistische Annahme einer ‚problem attitude‘, also die Auffassung, dass die Versuchspersonen durch die Gestaltung der Experimentalsituationen als Aufgaben zu lösendem Verhalten determiniert werden können – vielmehr also eine ‚solving attitude‘: „In these cases the subjects under observation, the would-be problem solvers, are given unambiguously as being in a ‚problem attitude.‘ The goals of their search are given in explicit and clearly formulated questions“ (Nerney, 1982, 59). Somit zeigt sich zugleich, inwiefern der objektivistische Ansatz der Problemlösungsforschung nicht nur für die Gestaltpsychologie und den Pragmatismus, sondern auch für Poppers ‚alles Leben ist Problemlösen‘ zum Fluchtpunkt werden konnte.

Das vornehmliche Interesse der Gestaltpsychologie an Fällen von ‚constructed foundations‘ ergibt sich unterdessen aus dem Forschungsprogramm der als Gestaltgesetzen formalisierten Mechanismen psychischer Tatsachen: „The problem of productive thinking itself constitutes an incomplete gestalt, even to the point where, because of ‚structural hiddenness,‘ the problem itself requires clarification“ (ebd., 57). Bei Duncker entspricht diesem Gedanken der Begriff des ‚Funktionalwertes‘ bzw. ‚Funktionalcharakters‘, welcher im Gegensatz zum ‚Aufforderungscharakter‘ von aktuellen Bedürfnissen unabhängig sei und vielmehr Zweck-Mittel- und Grund-Folge-Beziehungen betreffe (vgl. Duncker, 1935, 88): „Eine Lösung als Lösung ‚verstehen‘ ist dasselbe wie eine Lösung als Verkörperung ihres Funktionalwertes erfassen“ (ebd., 6) – „In gleichem Maße wie eine Lösung ‚verstanden‘ ist, ist sie ‚transponierbar‘, was bedeutet, daß sie sich bei veränderten Situationsbedingungen in angemessener Weise (d. h. unter Erhaltung ihres Lösungswertes) mitverändert. Transponierbar ist eine Lösung nämlich nur dann, wenn ihr Funktionalwert, ihr generelles Prinzip erfaßt ist, d. h. die Invariante, aus der durch Einsetzung der variierten Situationsbedingungen jedesmal die angemessene Mit-variation der Lösung hervorgeht“ (ebd., 7). Zu diesen generellen Prinzipien zählt Duncker ‚Vollständigkeit‘, ‚Knappheit‘, ‚Richtigkeit‘ oder ‚Triftigkeit‘ (vgl. ebd., 95f). Im Interesse der Gestaltpsychologen stand das Problem folglich nicht zunächst als Problem selbst, sondern wegen seiner exemplarischen Relevanz für die Mechanismen des Denkens, welches qua Funktionalwert die Lösung als Gestalt entbirgt, ein Mechanismus, der mit Notwendigkeit und deswegen selbst im Hominiden erfolge.

Unter diesen Voraussetzungen kommt Duncker ähnlich wie Nickles zu der Überzeugung, dass auch die Eigenheit der jeweiligen problematischen Situation durch das lösende Verhalten determiniert werde: „Wir können somit einen Lösungsprozeß ebensowohl als Entwicklung der Lösung wie als Entwicklung des Problems beschreiben“ (ebd., 10). Daraus ergibt sich, dass der Doppelaspekt Problem-Lösung eine im Wesentlichen analytische Differenz ist: „Die Endform einer Lösung wird typisch auf dem Wege über vermittelnde Prozeßphasen erreicht, deren jede nach rückwärts Lösungscharakter, nach vorwärts Problemcharakter besitzt“ (ebd.). Die Analyse des Problems in der ‚Situationsanalyse‘ (im vergleichbaren Sinne bei Popper) dient demnach nicht der Beschreibung von dem Erlebnis des Problems, sondern ist ein Instrument, um den Lösungsprozess zu beschreiben, denn jede Lösung bedeute eine „Variation irgendeines kritischen Situationsmoments“ (ebd., 24).

In der jüngeren Psychologiegeschichte hat sich aus sog. ‚neo-Gestaltist‘ Ansätzen der Forschung zum ‚insight problem-solving‘ eine Öffnung des Blicks gegenüber kreativen Lösungsmethoden entwickelt: „In a wide-ranging theoretical analysis, Ohlsson, building on Gestalt theory and on his own earlier work on insight, has proposed that insight in problem solving and, more generally, in creative thinking is one example of a set of phenomena that require that we reject the past and formulate new ways to deal with the world. He calls that general class of phenomena ‚deep learning‘“ (Weisberg, 2015, 13). Hier stellt sich in anderem Gewande die Frage nach dem Neuen in der Psychologie und Erkenntnistheorie. Duncker hatte sich – in Übereinstimmung mit den Pragmatisten – dem empiristischen Begriff der ‚abstraktiven Induktion‘ angeschlossen, um das phänomenal Neue zu erklären: „Eine derartige ‚abstraktive Induktion‘ vollzieht sich überall im praktischen Leben von Mensch und Tier, nur weniger systematisch als in der Wissenschaft. Psychologisch bedeutet sie einen Prozeß, in welchem sich aus einer Vielheit bestimmt gearteter Situationen der gemeinsame Aspekt herausorganisiert. Das Resultat eines solchen Organisationsvorgangs besteht in einer Aspektänderung der betreffenden Situationen und tritt häufig ganz plötzlich auf, eventuell begleitet von einem ‚Aha-Erlebnis‘“ (Duncker, 1935, 76f).

Erneut drängt sich also die Frage auf, wie unter den Voraussetzungen einzelner psychologischer Orientierungen das Neue gedacht werden kann. Ohlsson führte diese Reflexion zum Begriff der ‚Sackgasse‘ (impasse): „There seems to have been much in the way of unsuccessful thinking, which led to an impasse [...]; there was then the totally unexpected external event which precipitated the solution“ (Weisberg, 2015, 24). Diese Weiterentwicklung der gestaltpsychologischen Konzepte (gewissermaßen in Richtung eines subjektivistischen Problembegriffes) findet sich ebenfalls in Perkins Ansatz des ‚breakthrough thinking‘ (2000). Entscheidend ist dabei jedoch letztlich die Frage, auf welche Weise das Auftreten des Neuen erklärt werden kann. Ohlsson stößt dabei an die Grenzen, die sich bereits angesichts der ‚great blooming, buzzing confusion‘ bei James ergeben hatten: „Ohlsson’s distinction between analysis and creativity is based on two premises: The world is in a state of flux, which means that we must be able to produce novel responses, and analytic thinking cannot produce novelty“ (Weisberg, 2015, 36).

Während Ohlsson also leugnet, dass analytisches Denken verlässlich aus der Sackgasse führe, die Kreativität also letztlich irrational konzipiert werde und es lediglich Heuristiken geben könne, welche ohne Garantie das Auftreten eines Geistesblitzes begünstigen könnten, spricht sich Weisberg dafür aus, dass der kreative Prozess rational verstanden werden kann:

„we have seen evidence for the dynamic nature of analytic thinking. That is, in problem solving, for example, there is a complex interaction between the possible solutions and the situation, such that new information is constantly arising from the situation, which can result in novelty. In conclusion, a sharp distinction between analytic and creative thought processes may not be useful, because analytic thinking can produce novel outcomes“ (ebd.).

Diese zeitgenössischen Fragen der Problemlösungsforschung resultieren folglich aus einer gestaltpsychologischen Ideengeschichte, an deren Beginn eine methodologische Einschränkung des Problembegriffes steht. Erst vor dem Hintergrund der expliziten Besinnung auf diese Ideengeschichte wird die Perspektive eröffnet, dass das eigentlich Neue allererst deswegen jenseits der Grenze der Problemlösungsforschung steht, weil jene Einschränkung vorgenommen wurde. Nur ein phänomenologisch vollständiger Problembegriff, nicht jedoch theoretische Überlegungen innerhalb der bereits etablierten psychologischen Orientierungen, wird diese Schwierigkeiten überwinden können. Allein, um diesen Zusammenhang zu erfassen, war es notwendig, über dies Orientierungen hinaus in die Vergangenheit des Faches Psychologie zu blicken und die methodologischen Weichenstellungen, z. B. in der Gestaltpsychologie, zu markieren.

### **3.1.2 Bedeutsame Referenzbegriffe**

Die spärliche Saat der Problemforschung im Schatten der Problemlösungsforschung hat – unabhängig von der Frage nach einer Phänomenologie des Problems – keinen integrierten Diskurs sprießen lassen. Die Sichtung von acht mehr oder weniger elaborierten Problembegriffen hat zwar einige Entwicklungslinien, insbesondere vom Pragmatismus, kritischen Rationalismus und der Gestaltpsychologie zum objektivistischen Problembegriff und von dort zum Konstruktivismus, hervorscheinen lassen, doch diese gewissermaßen metatheoretischen Zusammenhänge sind ihrerseits bisher noch nicht systematisch in den Wissenschaften, etwa der Wissenschaftsgeschichte, thematisiert worden. Es reicht deswegen nicht aus, die unverbundenen Problembegriffe zu sichten. Weil sich für jeden dieser Ansätze eigenständige Schwierigkeiten, aber auch zwischen ihnen Inkompatibilitäten gezeigt haben, muss der Beginn des Fortschritts – und das will zunächst nur sagen: der Ansatz eines Fortschreitens, fort von der beschränkten gegenwärtigen Lage – darin bestehen, den Begriff des Problems zu befreien, von Missverständnissen zu entlasten. Nicht gilt, dass die dargestellten Ansätze grundsätzlich untauglich wären, doch sie richten sich nicht eigentlich auf das Problem selbst, sondern auf anrainende Begriffe, beispielsweise die Problematologie auf die Frage oder der objektivistische Problembegriff auf Aufgabe und ‚decision making‘.

Dieser Schritt ist gleichsam das Ende der Vorbereitung für die Phänomenologie des Problems. Dabei mag es befremdlich anmuten, dass die Aufmerksamkeit bisher lediglich den Präliminarien des eigentlichen Projektes vorbehalten war. Allein, die Vorurteile auszuräumen, den Weg zu bereiten, ihn nicht überstürzt anzutreten sind die Pflichten der gewissenhaften Wissenschaft. Ohne diesen Aufwand kann die Phänomenologie des Problems nicht unvoreingenommen sein, sie muss sich durch Abgrenzung ihren eigenen Maßstab setzen, denn „[e]in reiner Synkretismus der bisherigen [D]arstellungen würde zwar die vorherrschende Sprach- und Denkverwirrung in einzigartiger Weise verdeutlichen, unser eigenes Bemühen aber, herauszufinden, was [das Problem; ANW] ist, vollends in die Irre führen“ (Graumann, 1952, 72).

### **3.1.2.1 Frage**

Nicht erst in der Problematologie wird die begriffsgeschichtliche Nähe von Frage und Problem sichtbar. In der intellektualistischen Tradition des Kognitivismus lässt sich sagen, dass wenn Problemlösen eine kognitive Funktion ist, Kognition aber dem Wissenserwerb bzw. der Erkenntnis dient, die Frage wiederum die allgemeinste Form der Suche nach Wissen ist, eine Verwandtschaft beider offensichtlich scheint: „Das Fragen ist der Anfang und der Ursprung des Denkens. Die Psychologie des Denkens beginnt mit einer Untersuchung des Fragens, oder sollte mit ihr beginnen. ‚Alle Menschen begehren von Natur aus nach Einsicht‘, lautet der erste Satz der Aristotelischen Metaphysik. Ein Anzeichen dafür, meint Aristoteles, ist das Entzücken an der sinnlichen Erscheinung, ohne Rücksicht auf ihre Nützlichkeit“ (Straus, 1960, 316). Diese Denkweise ist grundsätzlich teleologisch und legt den Begriff der Frage deswegen auf die Antwort hin aus.

Ähnlich, aber noch deutlicher ist der Ansatz der Interrogativlogik bzw. erotetischen Logik: „First, question and answer are inseparable phases of a single activity, the activity of coming to know. Second, a question is an indeterminate proposing of alternative statements while its answer is the determination of a correct alternative. Third, knowledge is not propositional but interrogative. [...] knowledge is not to be identified with the answers to questions but with the question-answer process and that there is a need to move away from a trend that has ignored this idea of the questioning process when pursuing a foundation for the creation of knowledge“ (Bérci & Griffith, 2005, 410). Dieser teleologischen Denkweise entspricht die formale Parallelstellung von Frage-Antwort und Problem-Lösung, welche die Problematologie auf den Plan ruft: „The words question and answer have their home in the similar context of inquiry and learning, and both pairs, problem and solution, question and answer, are

related by an intellectual and social sequential relationship of the first ‚calling for‘ the second: to label something a problem is to call for its solution, and to pose a question is to call for an answer“ (Agre, 1982, 135).

Unter diesen Voraussetzungen ergibt sich sogar die explizite Zurückweisung eines Versuches, die Frage separat von der Antwort und somit nicht teleologisch zu begreifen: „When we separate it from its answer the question becomes a state of blank ignorance, total bewilderment; this entails that in answering a question we move directly from complete ignorance to total knowledge. However, this conception of the question must be rejected since, asking a question implies contemplating alternatives. A question that offers no alternatives is a bogus question. The technique of knowing proper, or what is called scientific method, depends on replacing questions which, being vague or confused, are unanswerable, by real questions, or questions which have a precise answer“ (Bérci & Griffith, 2005, 417). Bei dieser teleologischen Grundhaltung, die vornehmlich in der Interrogativlogik ihren Platz findet, handelt es sich allerdings um bloße Setzungen des Frage-Begriffes, die einzig von der zugrundeliegenden Epistemologie abhängen, solange kein phänomenaler Zugang zum eigentlichen Frageakt gesucht wird. Rombach gibt dieser setzenden Denkweise durch eine ‚Grundthese‘ dieser Geisteshaltung Ausdruck: „Somit bietet sich das Wesen der Frage als Funktion. Sie ist nur Frage, insofern sie dienlich ist für die Vorstellung von Seiendem als diesem oder jenem, d. h. für die Urteilsbildung“ (Rombach, 1952/1988, 11). In diesem Verständnis ist das Urteil die Antwort und damit das Ziel der Frage: „The link between question and judgment was customarily sought in the connection between question and answer. Thus, according to Meinong, he who asks a question wants to receive an answer, that is he wants ‚to reach a corresponding . . . judgment‘. And indeed in Rickert’s view: ‚The necessary structure of the ideal judgment in relation to the goal of truth is best made clear of one sees the judgment as the answer to a question“ (Schuhmann & Smith, 1987, 364).

In der Psychologie findet sich eine Erweiterung dieser Denkweise bei Kreibitz: „Dem Durchforscher des gegebenen Ablaufs der Denkerlebnisse kann es nicht entgehen, daß die Reihe von Vorstellungen, Urteilen und Schlüssen sehr oft von eigenartigen unlustbetonten Willensregungen unterbrochen wird, welche auf das Gewinnen von fehlenden, aber in gewissem Ausmaße vorbereiteten Urteilen und Schlüssen gerichtet sind. Es sind dies die Erlebnisse des ‚Fragens‘. Die Lösung der in den Fragezuständen gelegenen Spannungen kann nun durch Vermittlung neu hinzutretender Bewußtseinsinhalte in der Weise erfolgen, daß sich jene vorbereiteten Urteile bzw. Schlüsse – als Antworten – tatsächlich einstellen“ (Kreibitz, 1914, 5).

Anders als in der rein interrogativlogischen Argumentation findet sich hier die Bestimmung einer psychischen Ursache für die teleologische Ausrichtung der Frage an der der Antwort, nämlich in der Verfassung des Willens.

„Dienlich“ ist die Frage also der Antwort folglich nicht allein wegen ihrer formal-prozessualen Beziehung, sondern insofern als einem negativen Gemütszustand Abhilfe verschafft wird. Auch das Auftreten dieses Gemütszustandes versucht Kreibig zu bestimmen: „Tritt zu jenem Bestand eine weitere Wahrnehmungs- oder Reproduktionsvorstellung, so wird sich – falls deren Inhalt den zur Weiterführung der Gedankenkette erforderlichen Erkenntnisakt nicht auslöst – eine Hemmung des Vorstellungsablaufes ergeben, welche psychische Störung unlustbetont ist und das Wollen nach dem Zustandekommen eines bestimmten Urteils oder Schlusses, ein ‚Wissenwollen‘, herbeiführt [...]; wird demselben Erfüllung [...] zuteil, so schwindet die Hemmung mit ihrem Unlustton und macht einer lustbetonten Entspannung Platz“ (ebd., 15). Genau besehen scheidet sich somit das ursprünglich in der Logik rein äußerlich erfasste Wesen der Frage in zwei Momente, nämlich die Frage in ihrer epistemischen Funktion als Komplement des Urteils einerseits und den Frageakt als ‚Wissenwollen‘ andererseits, wobei Kreibig psychologisch lediglich diesen berücksichtigt: „Eine Frage tritt, wie jeder andere psychische Akt, keineswegs unvermittelt, sondern als kausales Produkt der unmittelbar vorangehenden Bewußtseinslage in die Kette der Erlebnisse ein“ (ebd., 14f). Im obigen Sinne Stumpfs handelt es sich dabei also um bloße Funktionspsychologie.

In dieser psychologischen Darstellung findet sich die teleologische Komponente in dem ‚Wissenwollen‘ gänzlich analog zum ‚Begehren des Menschen nach Einsicht‘ Straus‘ wieder. Allerdings beschränkt Kreibig seine Explikation des Fragebegriffes nicht auf diesen Aspekt: „Es wird sich ferner zwecks Vermeidung umständlicher Umschreibung empfehlen, die Bewußtseinslage bei Entstehung der Frage Nativum, die Willensaktion des Fragens als solche Rogativum und das diese Regung zum Verschwinden bringende Erlebnis Responsivum zu nennen“ (ebd., 14). Die Zielorientierung tritt hier erst an zweiter Stelle auf und ist ihrerseits von der Umsetzung des Zieles, dem Responsivum, geschieden. Kreibigs Differenzierung eröffnet also den Blick auf die Eigentümlichkeit der Frage jenseits der Willensregung, wobei allerdings dem Nativum als Zustand der ‚Hemmung‘ lediglich die triviale Rolle einer Okkasion zugesprochen wird. Wichtiger ist Kreibig das Responsivum:

„Der Inbegriff der Vorstellungen bzw. Urteile, welcher vermöge des Fragegedankens dem Inhalte des angestrebten Urteils bzw. Schlusses vorgezeichnet ist, möge Frage-Antizipat oder kurz Antizipat genannt werden.

Innerhalb des Antizipats stellt ein Denkelement (sprachlich durch ein Fragewort bzw. eine Frageform ausgedrückt) den Fragepunkt, das Questitum oder Quesit dar, welches dem logischen Gegenstande der Frage entspricht. Fügt die Antwort dem Antizipat weitere Vorstellungen bzw. Urteile hinzu, so bezeichnen wir diese Ergänzung als Fragesupplement oder Supplement schlechweg. Antizipat und Supplement zusammen liefern die Materie des Responsivums, des Antworturteils oder Schlusses“ (ebd., 15f).

Ähnlich wie Selz das Denken als Prozess der Antizipation teleologisch – in Übereinkunft mit Deweys Begriff der ‚suggestion‘ – versteht, ordnet Kreibitz dem Willensakt des Rogativums das intellektive Antizipat, ein Vorstellungsbild, zu. Zu fragen bedeutet nach diesem Konzept also, sich wollend auf die vorweggegriffene Antwort zu richten und die Antizipation sodann nach dem faktischen Eintreten der Antwort zu korrigieren oder zu ergänzen. Es erhellt, dass diese Vorstellung mit dem objektivistischen Problembegriff übereinstimmt, für den das Problem lediglich der Anlass des Lösens ist.

Eine in ähnlicher Weise am Resultat orientierte Sichtweise entwickelt Fales in einer stark pragmatisch geprägten „Phenomenology of questions“: „Questions are either a matter of knowledge, or of belief, or of taste, or of action. If related to our knowledge, they are settled by solutions. If related to our belief, they are settled by convictions. If related to our taste, they are settled by choice. If related to our actions, they are settled by decisions. The first two groups are based on understanding, the latter on evaluating“ (Fales, 1943, 60). In sämtlichen dieser Fälle ist das Erreichen eines Zielzustandes in einer jeweils angemessenen Form gemeint. Was eine Frage ist, ergibt sich als ‚matter of‘ erst in dieser Hinsicht und kann somit, ähnlich wie das Problem ohne Problemlösung, nicht ohne diese Bezugnahme erfasst werden. In anderen Worten: Für diese Denkweise sind Fragen ohne Antworten oder Probleme ohne Lösungen, ganz im Sinne des Menon Paradoxons, nicht begreiflich.

Zugleich macht Fales jedoch eine zusätzliche Unterscheidung zwischen ‚questions‘ und ‚questionings‘: „Questions fill the scope of our knowledge; they analyse. Questionings widen the scope of our knowledge; they are constructive. A question is settled by the correct answer. [...] Questionings, on the contrary, try to open new ways beyond the scope“ (ebd., 73). Der Unterschied erschließt einmal mehr den Blick auf die fundamentale Frage nach dem Neuen. Für Fales ist der Unterschied in dieser Hinsicht letztlich nur für die Konsequenzen von Bedeutung: „Questions call for a solution. Questionings call for a decision“ (ebd., 73). Es wird zu fragen sein, ob diese Unterscheidung zu treffen nicht erst auf Grundlage eines

elaborierten Begriffes der Frage möglich wird, welcher über die Antwortorientierung hinweist.

Einen in der praktischen Grundthese übereinstimmenden Ansatz wählt auch Bergler ein halbes Jahrhundert nach Kreibitz: „Alles Fragen ist in bewußter oder auch unbewußter Weise motiviert, entspringt einem Spannungszustand, der nach subjektiver Auflösung tendiert; d. h. alles Fragen basiert auf einer Gefühlslage des Unbefriedigtseins, ist Ausdruck eines objektiv notwendigen bzw. subjektiv erwünschten Strebens nach einem Mehr an Information und Orientierung, nach Vervollständigung von Unvollkommenem oder auch nach Beseitigung eines Spannungszustandes des Nichtwissens“ (Bergler, 1961, 50). Allerdings bemüht sich Bergler zudem um eine ‚phänomenologische Deskription‘. Dabei ergibt sich ihm eine – so ließe sich sagen – Exploration des von Kreibitz vernachlässigten Nativums: „Fragen ist immer ein Beziehungsverhalten und als solchem liegt ihm die Notwendigkeit der Distanzierung vom Erlebnismäßig-Unmittelbaren und Diffus-Ungestalteten zugrunde und damit die ausschließlich dem Menschen zukommende Fähigkeit und Begabung, sich die Welt und sich selbst zum Gegenüber zu machen“ (ebd., 50f). Hier deutet sich die eigentliche Tiefe des Fragebegriffes an, welche ihm als rein teleologischem Funktionsbegriff vorenthalten bleibt. Bergler selbst steht allerdings zwischen diesen beiden Perspektiven auf den Sinn des Fragens, weil seine mit Kreibitz geteilte Grundüberzeugung seine Untersuchung leitet:

„Jede echte Frage stellt die Problemwerdung eines Sachverhaltes von individueller bewußter oder auch unbewußter Bedeutsamkeit dar, die in der Antwort eine endgültige, vorläufige oder auch ungenügende Lösung erfahren kann. Antworten, die den Charakter des Vorläufigen und Ungenügenden tragen, sind uns erlebnismäßig als unerledigte Handlungen gegenwärtig; sie fordern von sich aus die Fortsetzung des Dialogs, also neue Fragestellungen, die nicht nur verbal eine andere Fassung erfahren müssen, sondern auch von einer veränderten, nicht mehr auf die ursprüngliche Lage reversiblen Befindlichkeit bzw. Informationslage auszugehen haben.“ (ebd., 53).

Auf den ersten Blick mag diese Aussage lediglich die aus der teleologischen Denkweise bekannte Identifikation von Problem und Frage durch die Reduktion auf das Responsivum zum Ausdruck bringen. Doch in der Beschreibung, dass die ‚Problemwerdung‘ neue Fragestellungen fordert und die ursprüngliche Lage verändert, deutet sich dem kritischen Blick zugleich die alternative Betrachtungsweise an, dass das Wesen des Problems vielmehr in der Eigenheit des Nativums, Bergler spricht von der „Strukturierung einer Problemsituation“ (ebd., 62), angesprochen wird.

Die radikale Gegenposition zum teleologischen Fragebegeiff, welche bei Bergler nur angedeutet ist, findet sich in der Phänomenologie der Frage, deren erste Unternehmung sich in einem Text aus den Jahren 1911/12 im unveröffentlichten Nachlass Johannes Dauberts findet: „Daubert objects that desirings are in every case directed toward ‚the acquisition or possession of something that is of value at least for the subject involved‘. To desire something is to want to have something in order to satisfy certain needs. An act of questioning, in contrast, ‚does not want to have anything“ (Schuhmann & Smith, 1987, 361). Die Bedeutsamkeit des ‚Wissenwollens‘, des Rogativums, wird grundsätzlich infrage gestellt. Zwar gesteht Daubert ein, dass die wesenhafte Unvollkommenheit, die sich in Akten des Fragens zeigt, also der psychologisch von Kreibig konstatierte Spannungszustand, eine Beziehung zur Antwort als Ziel des Fragens hervorrufen kann, doch – und hier zeigt sich der genuin phänomenologische Beitrag – erst dann, wenn in einem Existenzurteil der Bezug zu einem Objekt gestiftet wird: „Incompleteness arises only when we move beyond the sphere of meanings and consider the relation between questions or questioning acts and their objectual correlates“ (ebd., 366). Die Eigenheit der Frage ist jenseits dieser noematischen Setzung eines Bezugs zu einem dem Frageakt transzendenten Gegenstand unterdessen, eine ihr eigentümliche Bedeutung zu gewinnen: „For Daubert is now affirming that the immediate correlate of these acts is not the Sachverhalt as such but a sui generis Frageverhalt, Wunschverhalt, etc. – a state of affairs as questioned, as wished, as desired, and so on“ (ebd., 368f). In anderen Worten: Zu fragen bedeutet gerade nicht, lediglich eine Antwort zu antizipieren, sondern eine veränderte Gegebenheitsweise der Welt:

„A question asks what is the case, i.e., it asks something about the way things are objectively. But that which directly corresponds to the question, the medium through which the things referred to in the question are given to the subject, is not any full-fledged objective state of affairs, replete in all its manifold determinations: otherwise it would be pointless to ask the question at all. The immediate objectual correlate of the question is only the state of affairs as questioned. ‚When I ask a question the objects become unfolded to me as asked“ (ebd., 369). Weiter: „The Frageverhalt is not the object of the questioning act. In questioning we rather open up a certain structure on the side of the objects – and then it is necessary to distinguish carefully between, on the one side, questioning, and on the other side, a possible reflective registering of this question or of the objectual structure that is constituted thereby. It is only the latter which could qualify as an objectifying act“ (ebd.).

Die erlebte Aktualität einer Frage durchbricht die Kontinuität der urteilenden Gewissheit nicht nur kommissarisch, als handele es sich um eine Probe ihrer Integrität, sondern in einer

Erlebnisweise, einer Bewusstseinslage, die mit derselben normativen Kraft wie diejenigen des Urteils auftreten kann – ein Leben in mehr Frage- als Sachverhalten ist denkbar, ein existenzieller Skeptizismus, eine „skeptische Generation“ (Schelsky, 1957). Fragen sind somit nicht ausschließlich, sondern nur kontingent der expansiven Wissensvermehrung als teleologischem Prozess dienlich: „The interest on which the question is founded — it may be a ,desire for certainty, elucidation, understanding, clarification, repetition, etc.‘ — therefore merely underlies and permeates the questioning act: it does not in fact appear in its content“ (ebd., 376). Wenn ein interrogativlogisch-teleologischer Fragebegriff die Ziel- und Antwortorientierung, das Rogativum, als wesentliches Merkmal der Frage und des Frageaktes benennt, so versteht die Phänomenologie, dass dabei normativ die Geltung der natürlichen Einstellung, welche das Existenzurteil verabsolutiert, unterstellt wird und deswegen die phänomenale Eigenheit zugunsten des externen Bezugs auf die objektive Antwort vernachlässigt wird.

Mit dieser Standpunktänderung gestattet sich die Bestimmung des Frageaktes von seiner Innenseite, unabhängig von der zu ihr erst hinzutretenden Wendung zur Antwort – zugleich gestattet es sich erst so, eine Unterscheidung der Frage vom Problem zu gewinnen. Günther Pöltners Gedanken „Zu einer Phänomenologie des Fragens“ (1972) lassen sich als eine heideggerianisch inspirierte Bemühung um diese Seite der Frage lesen. Das kündigt sich bereits dort an, wo der Eigenheit des Fragens dadurch entsprochen wird, dass ihm nicht allein als Sachverhalt, sondern phänomenologisch-hermeneutisch als Frageverhalt begegnet wird: „Das Fragen ist überhaupt nirgendwo gegeben, sondern es ‚gibt‘ es einzig und allein im Fragen selber, nicht in einem fraglosen Blick auf es“ (Pöltner, 1972, 11). Dabei offenbart sich zunächst, dass das Quesit nicht als durch den Frageakt unberührt begriffen werden kann, sondern durch die Aufnahme in den Frageverhalt erst seine Bedeutung gewinnt: „Das Fragen ist nicht ein Ergebnis des Zusammentreffens eines für sich bestehenden Fragers und eines Gegenstandes. Es ist weder eine Relation zwischen noch eine Synthese aus beiden“ (ebd., 13).

Ebenso wie bei Daubert tritt als positives Merkmal des Frageerlebnisses zunächst der „Modus der Unvollkommenheit“ (ebd., 14) zum Vorschein: „Das Fragen hebt an mit einer Frageerfahrung als der Erfahrung eines Nicht“ (ebd., 16). Diese den Frageakt auslösende Erfahrung der Fraglichkeit bezeichnet Pöltner als Frage-Differenz: „Ein bislang Fragloses ist fraglich geworden so zwar, daß es sich dabei als ein Noch-nicht-Fragloses zu verstehen gibt“

(ebd., 17). Vor diesem Hintergrund kommt Pöltner nun zu einer maßgeblichen Unterscheidung: „Wird Seiendes fraglich, so kann die Frage-erfahrung zwei grundlegende Gestalten aufweisen. Sie kann als Un-kenntnis oder als Einsicht in das Nicht-wissen geschehen“ (ebd., 19). Unkenntnis ist die Abwesenheit einer antizipierten Kenntnis ähnlich dem Antizipat Kreibigs:

„Die Rückwendung der Kenntnis auf sich, die dann geschieht, wenn die Kenntnis ein Nicht erfährt, erfolgt solcherart selber noch bzw. wiederum als Modus der Kenntnis, weshalb sie sich eben als Un-kenntnis, nicht jedoch als Nicht-wissen erfährt. Es gehört zum Wesen dieser Frage-erfahrung, daß nicht nur sie selbst für sich selbst etwas Selbstverständliches ist – Un-kenntnis ist etwas, das man neben so vielem anderen auch noch kennt –, sondern auch ihre eigenen Gründe, d. h. diejenigen der Fraglichkeit, als ein Kennbares versteht“ (ebd., 27). Weiter: „Dennoch heißt das nicht, daß die Kenntnis nicht gewisse Anstrengungen unternehmen muß, um des Kennbaren ansichtig zu werden. Ganz im Gegenteil. Sie kann einen ungeheuren technischen Apparat nötig haben, um in den Besitz der ‚neuesten Nachrichten‘ zu gelangen. Wir kennen dies zur Genüge unter dem Schlagwort ‚Information‘. Weil das Kennbare das an ihm selbst schon Offenbare ist, braucht man sich nur an Ort und Stelle zu begeben, um es zu ‚er-fahren‘. Die Kenntnis ist der als Selbstverständlichkeit waltende Bezug von Mensch und Welt“ (ebd.).

Leicht ist ersichtlich, dass diese Auffassung der Unkenntnis, welche die Kenntnis von Informationen auf den Plan ruft, der Ausgangslage im pragmatischen und objektivistischen Problembegriff ähnelt. Es handelt sich dabei letztlich nicht um Fraglichkeit, sondern um einen Routineakt, welcher dem eigentlichen Frageakt zuvorkommt, ihn nicht zustande kommen lässt. In Rombachs Betrachtungen „Über Ursprung und Wesen der Frage“ wird die auf Kenntnis zielende Form des Fragens als ‚Anfrage‘ bezeichnet:

„Sie wird dann vollzogen, wenn ich ‚nach etwas sehe‘, mir selbst ‚Gewißheit hole‘. Dabei kommt aber immer nur das in den Blick, was ich schon weiß und schon immer gesehen habe. Es ist in seinem eigensten Wortsinne ein ‚Nachschauen‘, das sich nur noch über das schon verstandene und ausgelegte Seiende ‚vergewissern‘ kann. Eine solche Frage entdeckt nichts, sie kann eine Sache nur aufdecken in dem, was von ihr schon bekannt ist. Hier, im Bereich einer selbständigen Anfrage beim Seienden, hat dieses eine Art des Sieh-zeigen, die wir Mitteilung nennen können; d. h. die Frage muß nicht erst das Sich-zeigen-können als solches mit-erforschen, bevor Seiendes darin eracheinen kann, das Erscheinen-können ist von vornherein klar, ebenso wie die Anfrage den Mitmenschen nicht erst in einen Bezug und ins Sprechen bringen mußte, beide haben schon zuvor von sich reden gemacht und stehen in einer ständigen Verständlichkeit, auf die sie nur noch angesprochen werden müssen“ (Rombach, 1952/1988, 38).

Die ‚Anfrage‘, welche die ‚Mitteilung‘ einer ‚Kenntnis‘ beschafft, entspricht als Frage-Erfahrung der Voraussetzung jenes antizipativ-teleologischen Fragebegriffes, für den die Möglichkeit der Antwort eine Selbstverständlichkeit ist: Die Vorwegnahme der Kenntnis zeigt sich nun darin, daß das Nicht-gekannte das ‚für mich‘ Un-bekannte, ‚an sich‘ jedoch Bekannte, bzw. ‚für eine andere‘ Kenntnis schon Erreichte ist“ (Pöltner, 1972, 27). Es muss mit kritischer Genauigkeit bedacht werden, ob die erlebte Laborsituation der Experimentalpsychologie diese ‚Vorwegnahme‘ durch die Versuchspersonen begünstigt und damit die Problemlösungsforschung konzeptuell auf ‚Kenntnis‘ statt ‚Erkenntnis‘ einschränkt (dazu Wendt, 2018). Rombach charakterisiert diese Eigenheit der Situation, in der es zur Anfrage kommt, als ‚durchschnittliche Entdecktheit‘, ‚Selbstverständlichkeit‘ und ‚universale Mitteilbarkeit‘. Ihr ist die erkennende Haltung des ‚Forschens‘ gegenübergestellt: „Das im Forschen geschehende Fragen reißt überhaupt erst den Raum auf, in dem widerstreitende Möglichkeiten gesehen werden können“ (Rombach, 1952/1988, 52). Pöltner spricht von dem „Fraglichwerden der Kenntnis als Kenntnis“ (Pöltner, 1972, 28).

Mit dem Begriff der Fraglichkeit ist also die wesentliche Eigenheit der eigentlichen Fragen erfasst. Sie ist die Stiftung des Frageverhalts. Sowohl Rombach als auch Pöltner versuchen zu ihrer Erklärung den phänomenologischen Begriff des Horizonts einzubringen. So charakterisiert Rombach den forschenden Versuch im Gegensatz zur Anfrage als „[e]in vorwegnehmendes Versuchen, das sich erst in seiner Angemessenheit erweisen muß“ bzw. einen ‚Entwurf‘: „In ihrem Entwurfcharakter findet die entdeckende Frage ihre eindeutige Abhebung gegen alles selbständige An-fragen beim Seienden. Sie muß sich entwerfend ihren Such- und Frageraum selbst vorgeben, innerhalb dessen sie sich als Frage nach dem Seienden umtun kann. Aber dieser Frageraum steht nicht ‚außerhalb‘ des Geschehens, sondern steht selbst in der Frage. Einen solchen Raum nennen wir Horizont“ (Rombach, 1952/1988, 47f). Und auch Pöltner konzidiert: „Erfahrung geschieht jeweils als Eröffnung eines Horizonts“ (Pöltner, 1972, 22). Konvers ergibt sich ihm auch die Charakterisierung des bloßen Anfragens: „Das der Un-kenntnis entspringende Fragen vollzieht sich immer als ein ‚Nachschauen‘, ‚Erkundigen‘, ‚Suchen‘, ‚Einholen von Auskünften‘, ‚Sich-Vergewissern‘. Der Grundzug dieser Frage-weisen liegt darin, daß die Vorwegnahme und damit der Horizont, aus welchem das Fragliche aufscheint, selbst außer Frage steht“ (ebd., 28).

Diese Bestimmung der Anfrage durch den festgelegten Horizont gestattet Pöltner letztlich, sie ihrem Wesen nach als ‚fraglos‘ und damit im Gegensatz zum eigentlich Fraglichen zu

beschreiben: „Und weil die eigene Vorwegnahme als solche für die Kenntnis niemals thematisch wird, die Kenntnis gerade durch die Unmöglichkeit solcher Thematisierung gekennzeichnet ist, so muß sie vom wissenden Nicht-wissen her als fraglos sichtbar werden“ (ebd., 30). Mit dieser Auffassung ist die Diskussion der Frage von der interrogationslogischen Identifikation von der Frage als Antwort-Antizipation mit dem Problem zur phänomenologischen Zurückweisung derartiger Erfahrungen als eigentlicher Fragen umgeschwungen: „Das Fraglose ist das der Frage Lose und Ledige, das ‚außerhalb‘ der Fraglichkeit Angesiedelte“ (ebd., 31).

Zum zentralen Anliegen dieses durch die phänomenologische Argumentation Pöltners und Rombachs gewonnenen Fragebegriffs wird somit, wie etwas fraglich wird, für Rombach – bezeichnenderweise – eine zuerst im Menon-Dialog erfasste Schwierigkeit. Während sie jedoch in der bisherigen Auseinandersetzung als Menon-Paradox und damit als Grenze der Erkenntnis sowie derjenigen Problembegriffe erscheinen musste, welche im pragmatischen Denken gründen, erschließt Rombach durch den phänomenologischen εἶδος-Begriff eine Perspektive, für welche Menons Lage kein Paradox darstellen muss:

„Der Dialog hat die Aufgabe, herauszustellen, was die ἀρετή sei. Menon scheint darüber schon eine hinreichende Kenntnis zu haben. Aber im ersten Teil des Dialogs erweist es sich, daß er zwar über diese oder jene Tugend etwas wisse, nicht aber über das Wesen der Tugend an ihr selbst. Das, was sie in der Selbstverständlichkeit von sich selbst her zeigt, ist ihm bekannt, nicht aber, was in diesem ersten Sich-zeigen zum Vorschein kommt. Das εἶδος der ἀρετή ist das, was die Weise des Erscheinens bestimmt und darin sich selbst zeigt. εἶδος ist also nicht der ‚Gattungsbegriff‘, der eine bestehende Mannigfaltigkeit nachträglich zusammenrafft, sondern die im ersten (selbstverständlichen) Modus des Erscheinens schon liegende Bestimmung des so und so gearteten Erscheinens-könnens. Die Mannigfaltigkeit ist nicht eine solche von ‚Dingen‘, sondern von Erscheinungsweisen des Einen und Selben. Daher kann auch das sog. ‚Ding‘ ein μὴ ὄν genannt werden. Das zweite und eigentliche Sich-zeigen (εἶδος) ist nie schon dem selbstverständlichen Sich-auskennen gegeben; denn dieses ist dadurch gekennzeichnet, daß es die vorgegebene Sache übernimmt, ohne nach dem zugrunde liegenden Sich-zeigen-können erst zu fragen“ (Rombach, 1952/1988, 40f).

Die entdeckende Bewegung des forschenden Entwerfens richtet sich also „nicht unmittelbar auf das Seiende“ (ebd., 49), sondern auf die Sphäre der Ideation. Es kann an dieser Stelle keine erschöpfende Auseinandersetzung mit dem allgemeinen phänomenologischen εἶδος-Begriff geleistet werden, insofern es sich dabei um einen ausgiebigen und kontroversen Dis-

kurs handelt. Lediglich soll die Perspektive erschlossen und das Phänomen angezeigt werden. Wichtiger ist die spezielle Bedeutung des εἶδος-Arguments für den Frage- und Problembegriff. Sie findet sich bei Pöltner markant artikuliert: „Der Verweis, so sagten wir eben, ist nicht eine Verbindung zwischen Seiendem ‚im Raum‘, sondern der Raum selber, der das Finden von Richtungen ermöglicht und uns die Frage-möglichkeiten einräumt“ (Pöltner, 1972, 38). Entscheidend ist der Begriff des Verweises. Ihm liegt ein phänomenologischer Zweischritt zugrunde. Der Ausgangspunkt ist die Versagung des Fraglichen: „Und da zeigt sich nun, daß das Fragliche uns als die Fragenden bestimmt, indem es sich versagt“ (ebd., 36). Es handelt sich dabei um das heideggerianische Motiv des Entzugs:

„Das zu-Denkende wendet sich vom Menschen ab. Es entzieht sich ihm. Doch wie können wir von Solchem, das sich einsther entzieht, überhaupt das Geringste wissen oder es auch nur nennen? Was sich entzieht, versagt die Ankunft. Allein – das Sichentziehen ist nicht nichts. Entzug ist Ereignis. Was sich entzieht, kann sogar den Menschen wesentlicher angehen und in den Anspruch nehmen als alles Anwesende, das ihn trifft und betrifft. Die Betroffenheit durch das Wirkliche halt man gern für das, was die Wirklichkeit des Wirklichen ausmacht. Aber die Betroffenheit durch das Wirkliche kann den Menschen gerade gegen das absperren, was ihn angeht, angeht in der gewiß rätselhaften Weise, daß es ihm entgeht, indem es sich ihm entzieht. Das Ereignis des Entzugs konnte das Gegenwärtigste in allem jetzt Gegenwärtigen sein und so die Aktualität alles Aktuellen unendlich übertreffen“ (Heidegger, 1954, 11).

In diesem Sinne ergibt sich bei Pöltner der zweite Schritt zum Verweis: „Seiendes versagt sich so, daß es sich darin gleichwohl zuspricht“ (Pöltner, 1972, 36) – „Der Zuspruch geschieht im Verweis“ (ebd.). Rombach bedient demgegenüber die Husserlianische Terminologie, in welcher (für diesen Zusammenhang) der Entzug der Enttäuschung, der Verweis der Erfüllung entspricht: „Jedoch kann die ‚Enttäuschung‘ nicht der Gegenbegriff zur ‚Erfüllung‘ sein, sie erscheint vielmehr als der Grund ihrer Möglichkeit“ (Rombach, 1952/1988, 55). Dasjenige Erlebnis, in welcher die Frage-Erfahrung gründet, ist also ein Entzug, eine Enttäuschung, welche die phänomenologische erkannte Bedeutung für den bei Kreibig psychologisch verfügbaren Begriff der ‚Hemmung‘ als Eigenheit des Nativums anbietet.

Es ist bezeichnend, dass Pöltner an dieser Stelle andeutungsweise vom „Ergriffensein von Problemen“ (Pöltner, 1972, 45) spricht, um die Eigenheit der Entzug-Verweis-Struktur zu beleuchten, welche die „Wegsamkeit wie Weglosigkeit“ (ebd., 38) eines „Frage-weges“ (ebd.) bestimmt. Letztlich verkennt er ebenso wie Rombach die Einsicht in das Problem als Herkunft der Frage jedoch. Seine Überlegungen führen ihn lediglich zum Begriff der ‚Frage-

haltung': „Wonach auch immer gefragt werden mag, das Fragen ist durchstimmt von einem Wie, ist so ein gestimmtes, es geschieht immer in einer Frage-haltung. Nie und nimmer fragen wir ‚rein‘, ohne dieses Wie. Es gibt nicht ‚die‘ Frage, die von ‚dem‘ Menschen vollzogen wird, sondern immer schon diese oder jene Frage in ihrer konkreten Gestimmtheit, deren Fülle unübersehbar ist, die die feinsten Schattierungen aufweist, wie einer zu fragen anhebt, ob einer losplatzt, ob einer schrittweise vorzugehen vermag, oder ob einer im vorhinein schon alles ‚weiß‘“ (ebd., 45). Den Weg, den beide Autoren von diesem Punkt aus wählen, führt sie zur Untersuchung der Frage im Gespräch. So vermutet Pöltner, dass das Miteinander der eigentliche Ort des Verweises ist: „Was meine Frage vermag, bestimmt sich aus der Antwort des anderen, und umgekehrt erwachsen dem anderen dessen Frage-möglichkeiten aus meiner Antwort“ (ebd., 63).

Die Bedeutsamkeit dieses Motivs ist unzweifelbar groß und auch für die Klärung des Fragebegriffes nicht unerheblich. Es führt Pöltner zu einer tiefen Einsicht: „Die ursprüngliche Frage-erfahrung läßt als Aufruf zum eigentlichen Selbst-sein sehen, daß es darum geht, in der höchsten Weise einander anzusprechen. Sie gibt mir zu verstehen, daß der Sinn des Daseins in der eigentlichen Weise des Miteinanderseins, in der Begegnung von Ich und Du in Liebe beruht“ (ebd., 110). Doch an dieser Stelle soll erwogen werden, die Abkunft der Frage-Haltung vielmehr im Problem zu erwägen, ohne dadurch der Bezugnahme auf die Intersubjektivität ihre Dignität abzusprechen. Aufzugreifen sind also die fallengelassenen Andeutungen, dass Nativum der Frage im Bereich des Problematischen zu suchen, etwa bei Rombach: „Die passive disjunktive Spannung der problematischen Möglichkeiten (der Zweifel im passiven Sinne) motiviert zunächst ein aktives Zweifelnd, ein das Ich in Aktspaltung versetzendes Verhalten“ (Rombach, 1952/1988, 52).

Dieser Begriff der ‚problematischen Möglichkeiten‘ wurde ursprünglich in „Erfahrung und Urteil“ von Husserl etabliert und insbesondere von Schütz weiterentwickelt. Sein Denken gestattet an dieser Stelle, der Untersuchung der ‚Fraglichkeit‘ diejenige der ‚Fragwürdigkeit‘ zur Seite zu stellen: „Einen Gegenstand aber zum Problem, zum Thema oder zur Aufgabe unseres Denkens zu machen, bedeutet nichts anderes, als ihn als zweifelhaft und fragwürdig zu begreifen, ihn aus dem Hintergrund der fraglosen und unbefragten Vertrautheit, die einfach hingenommen wird, herauszulösen“ (Schütz, 1982, 56). Mag dieser Ansatz – wie sich bereits an der Terminologie dieses Auszugs zeigt – seinerseits ebenfalls zu Komplikationen führen, die im Folgenden zu thematisieren sein werden, so ergibt sich langsam das neue Bild

eines gelungenen Ansatzes für die phänomenologisch ernüchterte Bestimmung des Problembegriffes.

Die Reflexionen über die Frage haben ergeben, dass es eine rein äußerliche Betrachtung gewesen ist, die zu ihrer Identifizierung mit dem Problem geführt hat. Das Wesen der Frage hat sich als schlechthin tiefer herausgestellt. Das Wechselspiel von Fraglosigkeit und Fraglichkeit als Ringen um die Möglichkeiten von Kenntnis und Erkenntnis verweist stets auf eine primordiale Sphäre der Erfahrung zurück, welche sich als eigentliches Herzstück der Erfahrung, nämlich als Problem-Erfahrung, andeutet. Während die Fragwürdigkeit als Gegenstand der phänomenologischen Neubegründung des Problembegriffes gewonnen wurde, führt die Auseinandersetzung mit den etablierten Problembegriffen angesichts der Analogie mit den teleologisch als Antizipationen von Antworten verstandenen Fragen zum Begriff der Lösung.

### **3.1.2.2 Lösung**

Mit dem Großteil der gegenwärtig verfügbaren Problembegriffe korrespondiert der pragmatische Lösungsbegriff. Er findet sich in Agres Arbeit *What Does It Mean To Solve Problems?* (1983) expliziert, die eine Fortsetzung seines Aufsatzes über den Begriff des Problems von 1982 ist. Seines Erachtens lässt sich der Begriff der Lösung in sechs Aspekten zusammenfassen: „when a person solves any problem whatever, the person personally produces (the fourth criterion described below) with some difficulty (#6) a structure (#1) that is right (#3). The person also completes, ends, removes, or stabilizes one thing or another (#2), and performs a commendable action (#5)“ (Agre, 1983, 92). Diese Definition enthält dabei im weiteren Sinne auch die Kernelemente des kognitivistisch-objektivistischen Lösungsbegriffes: „Problem solutions in most domains are defined by (1) characteristics of a terminal state, (2) an initial state, (3) conditions on the admissible transformations from one state into another, and sometimes (4) characteristics of the intermediate states“ (Newell & Simon, 1972, 76). Agres Darstellung widmet sich der Erklärung dieser Gesichtspunkte, wobei der Fokus auf der Schwierigkeit des Lösens liegt.

Bereits zu Beginn seiner Ausführungen zeigt sich, dass es Agre lediglich vor dem Hintergrund der pragmatischen Präsuppositionen gelingt, einen Lösungsbegriff zu gewinnen: „Solving is an activity which brings about a result, and the identity of the concept of solving is a function of the activity-result combination“ (Agre, 1983, 92) oder „solution-action-sequence“ (Newell & Simon, 1972, 76). Dieser handlungstheoretische Ansatz ordnet das Lösen in ein Feld von Handlungen ein, die gewissermaßen als fraglos gegeben zu akzeptieren

sind. Im weitesten Sinne muss also als ‚Aktivität‘ bzw. ‚Handlung‘ als Bewirken und letztlich als Veränderung bzw. Werden verstanden werden. An dieser Stelle muss der Verweis auf die obige Diskussion der Prozess-Metaphysik genügen, doch es ist offenkundig, dass mit diesem impliziten Bekenntnis zu einem externalistisch begriffenen Ereignisstrom, in dem ‚Resultate‘ auftreten können, bereits starke konzeptuelle Einschränkungen in Kauf genommen wurden. Ähnliches gilt in Remineszenz an James‘ ‚great blooming, buzzing confusion‘, wenn Agre bekundet: „The first criterion is that whenever someone solves anything whatever, some form, structure or pattern is brought about out of an initial state which is disorganized, unformed, or lacks the desired characteristic“ (ebd.). Wie bereits angedeutet, wird es im Folgenden der phänomenologische Begriff des Horizontes sein, der dieser pragmatischen oder neutral monistischen Präsupposition entgegensteht.

Jenseits dieser Grundsatzfragen ergeben sich die Charakteristika des Lösungsbegriffes im Kern aus der teleologischen Grundhaltung des Pragmatismus: „When solving something one completes, ends, or removes one thing or another, and/or brings about some sort of stability“ (ebd., 93). Wichtig ist dabei, dass Lösen als Produzieren verstanden wird, wobei das Produkt im etymologischen Sinne der λύσις auch als Auflösung eines Hemmnisses verstanden werden kann: „Removing something which inhibits action or is otherwise unwanted is another form of solving a problem“ (ebd.). Dabei macht Agre darauf aufmerksam, dass die Handlung des Lösens von anderen (kognitiven) Funktionen dadurch unterschieden sei, dass erst die Vervollständigung (completion) die Lösung qualifiziere: „The fact that a statement reporting that something has been solved tells of something's completion, etc., distinguishes the concept of solving from the notions of calculating, computing, figuring, thinking, and investigating“ (ebd., 94). Diese Auffassung ist die Kehrseite von Selzens Begriff der ‚Ergänzungsbedürftigkeit‘, die für die Besprechung der Aufgabe zu thematisieren sein wird.

In Anbetracht dieser Auffassung zeigt sich erneut, wie durch den pragmatischen Problem-begriff eine teleologische Analogie von Frage-Antwort mit Problem-Lösung entsteht. Ferner wird ersichtlich, dass die rein funktionale Betrachtung von Problem und Lösung dazu führt, dass das problemlösende Verhalten zu einer generischen Form wird, die unter der Bedingung bestimmter Prozesse (bei Popper etwa sind es die Prozesse des Lebens, die sich als Problemlösen bestimmen lassen) erfüllt wird – dieser generische Charakter entspricht dem analytisch-mathematischen Problembegriff. Deswegen ist es nicht verwunderlich (der Zusammenhang wurde oben aufgezeigt), dass Agre letztlich auf den Konstruktivismus rekurriert:

„The results of solving are in this way artificial creations or constructions. Solving is a personal intrusion into the natural order, or, in the case of intellectual solutions, a personal constructing that would not otherwise occur“ (ebd., 95f). In diesem Sinne deutet Agre in seinem ersten Text zur Thematik eine Brücke zwischen den Begriffen von Problem und Entscheidung an: „one does not so much achieve a solution as one declares some actual or possible state of affairs to be a solution. It is a decision“ (Agre, 1982, 136).

Die Spezifität des Lösungsbegriffes ergibt sich allerdings erst durch das Konzept der Schwierigkeit (difficulty) bzw. des Aufwands (effort): „The problem can be solved if all of these costs are not too large relative to the time and computing power available for solution“ (Newell & Simon, 1972, 74). Dabei ist mehr als eine Erfolgswahrscheinlichkeit gemeint: „There is a conceptual connection between being difficult and trying. Trying is also implied in the notion of personally producing something. And all three, trying, being difficult, and personal production, imply having an intention. These relationships are both important and complex“ (Agre, 1982, 99). ‚Intention‘ ist dabei als Vorhaben zu verstehen und meint die Zielorientierung als teleologisches Herzstück des Pragmatismus. In der Praxis steht diesem Vorhaben die Unkontrollierbarkeit der Lage entgegen: „Thus when thinking about the solving of anything, there is always some factor over which an agent cannot be considered to have control, a factor without which solving cannot be thought of as being possible“ (ebd., 100). Lösungen sind also in erster Linie dadurch bestimmt, dass eine Veränderung vor ihrem Geschehen von demjenigen, der sie vollbrachte, intendiert wurden: „In cases of solving, the intention includes both a prior intention to bring about something and an intention continuing during the course of the action to respond to each development with a view to bringing about that result“ (ebd., 101). Was unterdessen dieses Vorhaben eines Zieles bedeutet, muss die phänomenologische Antwort auf das Problem der Lösung sein. Somit verweist die Diskussion des Lösungsbegriffes an diejenige des Zielbegriffes. Der notorische Verweis auf „undesirable or unwanted [situations; ANW]“ (ebd., 96) oder die „proleptic identification of the problem“ (Agre, 1982, 135) können nicht genügen.

Die Verbindung von Ziel- und Lösungsbegriff zeigt sich am deutlichsten in der Tradition der Informationsverarbeitung. Newell und Simon bedienen sich zweier Deskriptionsformen, um diesen Zusammenhang darzustellen: „Symbols that designate expressions, elements of expressions, characteristics of expressions, or differences between expressions belong to the state language for the problem. Symbols that designate operators for transforming expressions, sequences of operators, or characteristics of operators belong to the process language“

(Newell & Simon, 1972, 76). Der Begriff der Lösung wird in ihrem Werk dabei durchgehend auch als ‚attain the goal‘ bezeichnet und teilt den praktischen Schwerpunkt des pragmatischen Denkens: „What is required is a series of signals (or symbols) in the process language that will transmit the proper instructions through the motor system to the effectors in order to enable the organism to attain the goal“ (ebd.). Die in der ‚state language‘ formulierten Ziele ergeben sich dabei aus Repräsentationen des ‚task environment‘, welche ihrerseits neuronal aus Afferenzen resultieren: „Hence, the state language is related to the operation of the afferent system, the process language to the operation of the efferent system. The problem is solved by an appropriate translation of afferent stimuli into efferent responses; and tests of the solution are applied to new stimuli received through the afferent channels“ (ebd.).

Die ‚state language‘, die im kognitivistischen Denken weniger als Sprache denn als eine Repräsentationsform relevant ist, gibt folglich als Aufgabe (task) in Anpassung an das ‚task environment‘ einen gegenständlichen Zielzustand (solution object) vor, welcher durch die Lösung praktisch manifestiert bzw. aktualisiert wird: „In spite of these qualifications and complications, it is true that in many classes of problems the solution is defined by (1) properties of a solution object, conjoined with (2) the requirement that the solution object be reached by a path that can be generated by application of a sequence of operators drawn from a set of admissible operators (legal moves)“ (ebd., 77). Problemlösen bedeutet also die prozessuale Konsequenz einer Zielzustands-Repräsentation: „The problem solver is given a description of the solution in a language called the state language, and is required to find an alternative process description that will specify how to generate it“ (ebd., 137). Diese prozessuale Konsequenz manifestiert sich entsprechend in der behavioralen Praxis: „The IPS, when set in the environment and given the goal, becomes a determinate system that produces a stream of behaviour“ (ebd., 79). Für die psychologische Theorie ergibt sich unter dieser Voraussetzung das Forschungsinteresse an distinkten Problemlösungs-Episoden innerhalb des ‚Verhaltensstroms‘: „We also introduced the concept of episode, defined as a segment of behaviour devoted to attainment of a goal“ (ebd., 86).

Es wäre zu kurz gegriffen, die in den etablierten Problembegriffen angelegten Auffassungen von der Lösung auf den Pragmatismus zu reduzieren, wiewohl dieser Zusammenhang wegen der praktischen Grundbedeutung des Lösens als Verlaufsform salient ist. Doch unter den verfügbaren Alternativen finden sich nicht weniger bedeutsame Konvergenzen. Dies zeigt sich z. B. in der Gestaltpsychologie. Dunckers Arbeit über das produktive Denken widmet sich sogar eher dem Lösungs- als dem Problembegriff. Allein, auch dieser Ansatz setzt

explizit ein bestimmtes Verständnis der Lösung als Handlung voraus: „Daß ich wissen muß, was gegeben ist, um mit dem Gegebenen zu operieren, und ebenso wissen, was gefordert ist, um auf das Geforderte hin zu operieren, das wiederum folgt analytisch aus der Natur des Handeins. Denn Handeln bedeutet: Agieren, gesteuert vom Wissen um das Wohin und Womit. (Diese Struktur des Handelns ist keine ‚Definition‘, sondern eine ‚Urerfahrung‘ des Menschen)“ (Duncker, 1935, 72). Unter dieser Bedingung wird das Lösen zu einem Transformationsgeschehen: „Die Findung einer allgemeinen Lösungseigenschaft ist [...] gleichbedeutend mit einer Umformung des ursprünglichen Problems“ (ebd., 9) – „Jede Lösung besteht in irgendeiner Veränderung der gegebenen Situation. Dabei verändert sich nicht nur dieses oder jenes an der Situation, d. h. es geschehen nicht nur solche Veränderungen, wie man sie bei jeder ganz aufs Praktische gerichteten Beschreibung zu erwähnen hätte, sondern es verändert sich außerdem die psychologische Gesamtstruktur der Situation (bzw. gewisser ausgezeichneter Teilbereiche). Solche Veränderungen nennt man ‚Umstrukturierungen‘“ (ebd., 34f).

Letztlich wird in der Gestaltpsychologie die Angewiesenheit des Lösungsbegriffes auf den Zielbegriff kaum anders als für den Pragmatismus alsbald deutlich: „Eine Zielexplication hat innerhalb eines Lösungsprozesses die Funktion, die ursprüngliche ‚beweispröde‘ Behauptung in eine mit den gegebenen Mitteln (Voraussetzungen) möglichst beweisbare Behauptung zu transformieren. Die Zielanalysen geschehen also sub specie der gegebenen Aufgabebedingungen“ (ebd., 52). Der Unterschied besteht unterdessen darin, dass in der Gestaltpsychologie die Lösung selbst kein rein formales Element, was sie bei Agre ist, bleibt, sondern durch eine wichtige Eigenschaft ausgezeichnet ist. Duncker bezieht sich zur Erläuterung dieser die Gestalt der Lösung betreffenden Eigenschaft auf Husserl, insofern als die Lösung nicht lediglich ‚allgemeingültig‘ oder in Agres Worten ‚richtig‘ sein müsse, sondern „aus dem Wesen“ (ebd., 57) ersichtlich sei. Dass diese Stellungnahme vage scheint, ist wiederholter Kritikpunkt an den gestaltpsychologischen Erklärungen. So schreibt Rohracher: „Sehr schwierig ist es, die gestaltpsychologische Denktheorie kurz darzustellen, weil sie mit unpräzisen Begriffen arbeitet und immer dann, wenn die Probleme unlösbar werden, mit dem Zauberwort ‚Gestalt‘ operiert“ (Rohracher, 1976, 379f). Wichtig ist deswegen an dieser Stelle lediglich, dass der gestaltpsychologische Lösungsbegriff eine strukturelle Dynamik – in denkpsychologischer Tradition: „Umstrukturierungen beim Denken“ (Duncker, 1935, 35) – konzipiert, während sie in der pragmatischen Tradition vielmehr ein isoliertes Produkt ist. Duncker schreibt:

„Im Verlauf eines Lösungsvorganges wird derart umstrukturiert z. B. das ‚Betontheitsrelief‘ der Situation (ihr ‚Figur-Grund‘ Relief). Situationsteile und -momente, die vorher psychologisch kaum oder nur ganz im Hintergrund – unthematisch – existierten, springen auf einmal hervor, werden zur Hauptsache, zum Thema, zur ‚Figur‘ – und umgekehrt. Außer der Betontheit ändern sich die sachlichen Teileigenschaften oder ‚Funktionen‘. Die neu hervortretenden Situationsteile verdanken ihre Auszeichnung gewissen (relativ allgemeinen) Funktionen: das da wurde ‚Hindernis‘, ‚Angriffspunkt‘ (Konfliktmoment), jenes da ‚Mittel‘ usw. Gleichzeitig ändern sich auch die spezielleren Funktionen [...]. Besonders radikale Umstrukturierungen pflegen sich in den Ganzheits- oder Zusammenhangsverhältnissen zu vollziehen. Situationsteile, die vorher – als Teile verschiedener Ganzheiten – voneinander getrennt waren, oder - obzwar Teile derselben Ganzheit - doch keinerlei Sonderbeziehung zueinander hatten, schließen sich zu einer neuen Ganzheit zusammen“ (ebd.).

Diese Denkweise ist für die phänomenologischen Betrachtungen anschlussfähig. Insbesondere für Gurwitsch, aber auch für Schütz ergeben sich Parallelen. Erneut kommt hier dem Verhältnis von Lösung und Ziel die größte Bedeutung zu, denn „Lösungsein [heißt]: Grund, Ursache des (verwirklichten) Ziels sein. (Eine Lösung als Lösung verstehen heißt somit: die Lösung als Grund des Ziels verstehen)“ (ebd., 56). Deswegen kann die Darstellung der Lösung nur durch die Aufklärung des Zielbegriffes abgeschlossen werden.

### **3.1.2.3 Ziel**

Auch der Begriff des Zieles ist in der funktionalen Diktion weitgehend unterbestimmt, sodass er schlechterdings für das Problemlösen auf die bloße Antizipation der Lösung beschränkt bleibt, gewissermaßen als formale Relation vom Ausgangszustand zum Zielzustand. Diese Auffassung ist erneut durch eine Verabsolutierung der Handlung im Sinne der natürlichen Einstellung des gemeinen Menschenverstandes zurückzuführen. Eine Ausführung dieser Grundhaltung findet sich etwa bei Heller: „Zu jedem Tun gehört nicht nur ein Subjekt, sondern: es gehört auch dem Wesen des Tuns gemäß zu jedem Tun eine auf das betreffende Tun gerichtete Zielung des tätigen Subjekts, aus der das Tun hervorgeht und die in dem Tun eingeschlossen ist. Die Zielung, aus der ein Tun hervorgeht und die in ihm eingeschlossen ist, ist nicht notwendig eine Willenszielung, es kann vielmehr ein Tun auch aus einer andersartigen Zielung, etwa aus einer bloßen Triebzielung hervorgehen“ (Heller, 1933, 252).

Für die Experimentalpsychologie der Gegenwart ist der zweite Gesichtspunkt dieser Aussage von großer Bedeutung: Mag das Ziel auch einem Subjekt, etwa einer Versuchsperson, gegeben sein, so ist ihr Wille nicht notwendigerweise seine Ursache, sodass auch einzelne

kognitive Funktionen als zielorientiert beschrieben werden können, wenngleich der Begriff des Triebes inzwischen in den Hintergrund getreten ist – ebenso wie die Idee des Willenszieles der partikularisierenden Betrachtungsweise der Gegenwartspsychologie wegen des als höhere kognitive Funktion unzulässig anmutenden Willens zu weit reichen mag. Es bleibt also die Zielung als Konstituens der praktischen Aktivität, wobei das „Ziel der Daseinserhaltung“ (ebd., 251) einen aus der evolutionistischen Biologie abgeleiteten Standard gibt, die Anpassung eines Systems an eine Umwelt mit ihrem Komplement der adaptiven Kognition: „An analysis of the task environment produces a description of the constraints on behaviour that must be satisfied to attain the problem goal at a specified level of intelligence or adaptivity“ (Newell & Simon, 1972, 83). Es kann dabei allerdings nicht verkannt werden, dass der Begriff des Zieles intensional unbestimmt bleibt bzw. lediglich impliziert wird. Die Erklärung Hellers suggeriert, dass es sich um eine „das Tun leitende und bestimmende Kraft“ (Heller, 1933, 252) handele, doch was kann damit gemeint sein? Mit Rohrachers Begriff der ‚psychischen Kräfte‘ ließe sich vermuten, dass es sich, auf den Menschen blickend, um „erlebte Ursachen seiner ‚Bewegungen‘, nicht nur der körperlichen, sondern auch der seelisch-geistigen des Vorstellungs- und Gedankenablaufes, des ‚Kampfes der Motive‘ bei der Entstehung eines Entschlusses usw.“ (Rohracher, 1976, 74) handele.

Es handelt sich letztlich um die Frage nach der Motivation. Auch Newells und Simons Bestimmung dieser Tiefenstruktur des Ziels bleibt weitgehend äußerlich, insofern als sie in ihrer Arbeit das „properly motivated subject“ (Newell & Simon, 1972, 54) stets voraussetzen. Während sie die psychologische Struktur der Motivation qua ‚fiat‘ aus ihren Analysen tilgen (vgl. ebd., 80), bestimmen sie die gegenständliche Seite des Zieles bzw. Motivs uneingeschränkt: „To have a problem implies (at least) that certain information is given to the problem solver: information about what is desired, under what conditions, by means of what tools and operations, starting with what initial information, and with access to what resources. The problem solver has an interpretation of this information – exactly that interpretation which lets us label some part of it as goal, another part as side conditions, and so on“ (ebd., 73). Das Ziel erscheint hier also als dem kognitiven System verfügbare Information, die aus der Situation bzw. dem ‚task environment‘ gewonnen wird. Genauer besehen, handelt es sich um die symbolische Repräsentation der Aufgabe, welche Bestandteil des, in Poppers Diktion, ‚objektiven Wissens‘ der Situation ist:

„We postulate for the IPS of the theory that it does have goals, when a goal is a symbol structure with certain characteristics: 1. A goal carries a test to determine when some state of affairs has been attained, in which case the goal is satisfied. This test, of course, may simply be a symbol structure to be fed to a testing process elsewhere defined. 2. A goal is capable of controlling behaviour under appropriate conditions. We then say that that the IPS is attempting to attain the goal. The control takes the form of evoking patterns of behaviour that have a rational relation to the goal – i.e., methods for attaining the goal“ (ebd., 806f).

Während sich im zweiten Punkt dieser Aussage Hellers ‚das Tun leitende und bestimmende Kraft‘ bestätigt, offenbart der erste Punkt die fundamentale Schwierigkeit für alle objektivistischen Problembegriffe: Während der Lösungs- auf den Zielbegriff verweist, gelingt andererseits nicht mehr als das Ziel durch einen ‚state of affairs‘ zu bestimmen, welcher letztlich synonym zur Lösung ist, also die „desired solution“ (ebd., 85). Die Klärung des Zielbegriffes kann deswegen in letzter Instanz nicht ohne die Aufklärung der Motivation in ihrer Tiefenstruktur gelingen. Wäre diese Frage lediglich von den Autoren ausgelassen worden, so ließe sich ihr informationsverarbeitender Ansatz gegebenenfalls ergänzen. Tatsächlich enthält die objektivistische Argumentation aber wichtige Implikationen, denen Inkompatibilitäten mit einer Motivationspsychologie drohen, welche nicht auf denselben Präsuppositionen ruht.

Dazu gehört insbesondere die funktionalistisch-evolutionäre Vorstellung, dass sich die Zielvorstellung aus der Umwelt des problemlösenden Organismus ergibt, nämlich als Anforderung (demand): „It is easy to give an essentially correct definition if a demand of the task environment: it is a constraint on the behaviour of the problem solver that must be satisfied in order that the goal be attained. Thus, the environment per se does not make demands: rather the problem or goal makes them via the problem solver’s commitment to attain it“ (ebd., 79). Hieraus ergibt sich, dass die Motivation für die Autoren lediglich die Funktion der Transformation von der Aufgabe in eine die Handlungen kontrollierende Symbolstruktur erfüllt. In diesem Sinne sollte die Bestimmung der Ziele gelesen werden: ‚controlling behaviour under appropriate conditions‘. Es handelt sich also bei Zielen eher um Zwecke der Umweltanpassung, was sich in Newells und Simons Terminologie bestätigt, denn sie sprechen von „Ends (the goal to be achieved)“ (ebd., 447).

Eine phänomenologische Betrachtung muss die bloß extensionale Bestimmung des Zieles als fundamentalen Begriff der Psychologie infrage stellen. Weil nur unter der Bedingung dieser Äußerlichkeit der Schein bewahrt werden kann, dass das Verständnis des Zieles ohne

Berücksichtigung bewusster Erfahrungen möglich sei, muss sich die Reflexion der deskriptiven Analyse des Zielhaften annehmen. Eine sachdienliche Grundlage bietet dafür ein Kapitel über „Zwecke und Werte“ aus Schelers *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik* (1921). Es kann als deskriptive Psychologie und Phänomenologie derjenigen Erlebnisse gelesen werden, welche um die Problematik des Zieles gruppiert sind. Die deutsche Sprache gestattet Scheler dabei, den Unterschied zwischen Zwecken und Zielen zu reflektieren, welcher in englischer Sprache als ‚goals‘ und ‚ends‘ keine vergleichbare Klarheit gewinnt: „Wo wir von ‚Zweck‘ sprechen, da ist weder notwendig ein Hinblick auf ein Streben gegeben, noch kann überall, wo Streben (in irgendeiner Form) vorliegt, von Zwecken die Rede sein. ‚Zweck‘ ist im formalsten Sinne nur irgendein ‚Inhalt‘ – eines möglichen Denkens, Vorstellens, Wahrnehmens –, der als zu realisierend gegeben ist, gleichgültig durch was, durch wen usw.“ (Scheler, 1921/2007, 26). Diese Darstellung stimmt gänzlich mit dem Zielbegriff Hellers überein, bietet jedoch entscheidende Vorteile.

Erstens gestattet die Formulierung ‚zu realisierend‘ von der natürlichen Einstellung, die im Hintergrund der aktiven Handlung, also Hellers ‚Tun‘, steht, abzusehen. Zweitens ermöglicht der Begriff des ‚Inhalts‘ eine weitere Bestimmung des Zieles statt sie bei der rein äußerlichen und formalen Auffassung als Relation abzurechnen. So setzt Scheler seinen Gedanken fort: „Nur das ist allerdings wesentlich für den Zweck, daß der betreffende Inhalt zur Sphäre der (ideellen oder anschaulichen) Bildinhalte gehört (im Unterschied zu bildlosen ‚Werten‘) und daß er als ‚zu realisierend‘ gegeben ist“ (ebd.). Wenn der ‚Zielzustand‘ (bzw. bezweckte Zustand) als Bildinhalt begriffen wird, erschließt sich, dass seine Grundlage ein Akt des Abbildens oder Vorstellens ist, der seinerseits hinsichtlich seiner Gegebenheit für das erlebende und handelnde Subjekt untersucht werden kann. Drittens stellt Scheler klar heraus, dass Zwecke keinen eigentlich psychologischen Begriff bilden: „Die oft gehörte Behauptung, der Begriff des Zweckes werde ursprünglich nur in der Sphäre des ‚Psychischen‘ oder gar des ‚menschlichen Willenslebens‘ anschaulich erfüllt und es sei nur eine ‚anthropomorphe Analogie‘, ihn auch außerhalb dieser beiden Sphären anzuwenden, entbehrt jedes Grundes. Auch wenn es eine Sphäre innerer Wahrnehmung mit psychischen Gegenständen gar nicht gäbe, könnte von Zwecken sinnvoll gesprochen werden“ (ebd., 26f). Diese Analyse ist von weitreichender Bedeutung für die Psychologie der kognitiven Funktionen: Ihre Funktionsweise ist unabhängig von der Zugehörigkeit zu bewusstem Erleben, die kognitivistischen Modelle können folglich ohne Weiteres auch unabhängig von der menschlichen Erfahrung instantiiert sein – kognitive Funktionen sind nur kontingent auf ein psychisches

System als Träger angewiesen. Damit gilt aber auch, dass sich der Erklärungsanspruch desjenigen Zielbegriffes, der in Schelers Sinne eigentlich Zweck ist, nicht auf Phänomene des bewussten Erlebens erstrecken kann. So ergibt sich, wenn Problemlösen oder die zugrundeliegende Erfahrung von Problemen als ein bewusstes Phänomen verstanden wird, eine Leerstelle der gegenwärtigen psychologischen Erklärung. Allein, auch der eilfertigen Beseitigung dieser explikativen Leerstelle widersetzt sich die Schelersche Analyse direkt:

„Wo immer wir nun von Willenszwecken (oder wo on menschlichen Willenszwecken) reden, da haben wir durchaus nur eine besondere Anwendung der Idee des Zweckes vor uns; nicht aber ihr ursprünglichstes und alleiniges Daseins- und Erscheinungsgebiet. Was das, als zu realisierend, weil als (ideal)seinsollend Gegebene zu realisieren tendiert, das ist hier eben das Wollen, der Mensch usw. Reden wir davon, daß ‚der Wille sich Zwecke setzt‘, daß ‚wir uns diesen Zweck setzen‘ – und in analoger Weise –, so betrifft jenes ‚Setzen‘ niemals die Zwecknatur in dem betreffenden Zwecke, sondern immer nur dies, daß dieser bestimmte Inhalt im Unterschiede zu anderen der durch uns zu realisierenden Zwecke wird“ (ebd., 27).

In anderen Worten: Die Eigenheit des Strebenslebens findet keine erschöpfende Erklärung als eine bestimmte Art der Zwecke, nämlich als Willenszweck. Vielmehr müsse die Eigenheit des Strebens separat untersucht werden, wobei Willenszwecke ihren Platz erst in einem fortgeschrittenen Stadium finden. Streben meint dabei indessen keinen Mentalismus, also eine Sphäre, die dem Bewusstsein vorbehalten bleibt. Es handelt sich eher um eine Fortentwicklung resp. Spezifizierung von Bergsons Lebensbegriff. Im Hintergrund lässt sich etwa Schelers Auseinandersetzung mit seinem Kölner Kollegen, dem Vitalisten Driesch, benennen. In anderen Worten: Streben meint zunächst die Eigenheit des Organischen, nicht etwa nur das bewusste Willensleben. Neben der funktional-äußerlichen Bestimmung des Zweckes, der mit Hellers Begriff des ‚Zieles‘ oder für die etablierten Problembegriffe demjenigen des ‚goal‘ übereinstimmt, beginnt Scheler also eine unabhängige Deskription des Strebenslebens:

„Von Zwecken ist zunächst keine Rede überall da, wo das Phänomen vorliegt, daß ‚Etwas in uns aufstrebt‘. Wir erleben hier die Strebensbewegung in einem Falle ganz schlicht, ohne noch ein ‚Weg von einem Zustande‘ und ein ‚Hin zu etwas‘ mitzuerleben; so z. B. im Falle eines puren ‚Bewegungsdranges‘, in dem uns auch das Bewegen in keinem Sinne zu einem ‚Ziele‘, zu einem ‚Erstrebten‘ wird; noch weniger ein Ziel der Bewegung selbst gegeben ist. Es ist – sage ich – hierbei auch nicht nötig, daß der Ausgangszustand zuerst als irgendwie

„unlustvoll“ oder „unbefriedigend“ erfaßt ist, oder auch nur als irgendwie gesonderter erlebt ist, damit es zu diesem auf unser Ich hinggerichteten (nicht von ihm ausgehenden) „Aufstreben“ komme“ (ebd., 27).

Diese Zeilen vermögen eine revolutionäre Kraft für die psychologische Problemforschung zu entfalten, weil sie mit den Präsuppositionen der etablierten Geisteshaltung brechen: Erstens bestimmt Scheler das Ziel als seinerseits von dem Willenszweck unterschieden: „Strebenziele sind zunächst von ‚Willenszwecken‘ auf das klarste unterschieden. Das Ziel liegt im Verlauf der Strebung selbst; es ist nicht bedingt durch irgendeinen Aktus des Vorstellens, sondern es ist dem Streben selbst nicht anders ‚immanent‘, wie der ‚Inhalt‘ dem Vorstellen immanent ist. Wir finden das zielmäßige Streben auf sein Ziel hin gerichtet vor, ohne es durch das zentrale Wollen (oder Wünschen), das von dem Ichzentrum herkommt, irgendwie zu setzen“ (ebd., 29). Der Inhalt von Zwecken als Bildinhalt ist folglich wesentlich von Zielen, die auf Werte gerichtet sind, unterschieden: „Ein solches zielmäßiges Streben oder ein ‚Erstreben‘ kann selbst wieder als ‚zweckmäßig‘ oder ‚unzweckmäßig‘ beurteilt werden, wie dies z. B. mit den instinktiven Strebungen geschieht“ (ebd.). Ziele sind der Gegenstand des Erstrebens und nicht bildlich, beispielsweise als Inhalt einer Vorstellung, artikuliert.

Durch diesen Gedanken erschließt Scheler eine psychologische Sphäre, welche dem zeitgenössischen Kognitivismus intellektualistischer Provenienz verschlossen bleibt. Das Konzept eines ‚Zielzustandes‘, wie er im objektivistischen Problembegriff angelegt ist, wird hier zu einer fortgeschrittenen Form der Zweckbeurteilung, welcher (phänomenal) eine subtile Struktur des Strebens vorausgeht. Diese phänomenologischen Gedanken lassen sich überdies ontologisch auf den bereits angedeuteten Unterschied zwischen – auf der Seite der Zwecke – mechanischen und – auf der Seite des Strebens – organischen Strukturen erweitern. In die Psychologie hat diese Denkweise beispielsweise durch Wellek Eingang gefunden, wobei er sich mit dem Vorwurf des Phänomenalismus so gegen Sganziini wendet, wie sich die phänomenologische Psychologie gegen das antizipatorische Konzept von ‚Zielzuständen‘ im Kognitivismus wendet:

„Die ‚Antizipation‘, also Vorwegnahme, steht im Mittelpunkt der Interpretation des gesamten menschlichen Verhaltens bei C. Sganziini. Diese Theorie ist indes durchaus phänomenalistisch angesetzt und intellektualistisch einseitig. Denn es wird hier schließlich jedes psychische Geschehen zurückgeführt und unter den Titel ‚Persönlichkeit‘ in unterster ‚Schicht‘ wiederum ein Geflecht physikalisch-chemischer Vorgänge als Substrat alles höheren Geschehens angenommen. In dieser untersten Schicht sollen sogar nicht bewußt werdende ‚Antizipationen‘, z. B. als Drüsenfunktionen, statthaben. Es bleibt zu fragen, was der Begriff der Vorwegnahme

noch für einen Sinn haben soll, wenn er ununterschieden auf psychische wie auf physische Vorgänge angewandt und schließlich das Leben allgemein als ein ewiges Antizipieren bezeichnet wird“ (Wellek, 1966, 161).

Zweitens konstatiert Scheler, dass auch dem zielhaften Streben, also dem Erstreben, noch ein unmittelbares ungerichtetes Streben vorausgeht. Außerdem bestimmt er eine weitere nicht zielhafte Form des Strebens: „Eine zweite Form, die bereits nach ihrem Ausgangspunkt hin schärfer bestimmt ist, ist ein Streben, das von vornherein durch ein ‚weg von‘ einem bestimmten als solchen erfaßten Zustand charakterisiert ist; nennen wir es das ‚Weg-‘ oder ‚Fortstreben‘, das aber von einem ‚Widerstreben‘ gegen jenen Zustand, in dem dieser schon als Objekt des ‚Wider‘ gegeben ist, deutlich unterschieden ist“ (ebd., 28). Als dritte Form des nicht zielhaften Strebens erfasst er ferner das richtungshafte Streben. Der Begriff der Richtung lässt sich dabei in Verwandtschaft mit Bergsons Vorstellungen vom spontan richtunggebenden Wesen des Lebens verstehen:

„Ein ganz neuer Typus ist da gegeben, wo das Streben – obzwar gleichfalls nicht vom Ich ausgehend, sondern an es herankommend – von vornherein eine deutliche ‚Richtung‘ aufweist; und zwar weder einen ‚Bildinhalt‘ (sei er bedeutungsmäßiger, sei er anschaulicher Natur, wie ‚Nahrung‘ oder diese ‚wahrgenommene Frucht‘) noch eine Wertmaterie, z. B. ein eigentümlich nuanciertes Angenehmes, geschweige gar eine Vorstellung solcher Inhalte. In den Tatbeständen, die wir gerne in die impersonale Form kleiden: ‚Es hungert mich‘, ‚es dürstet mich‘, liegt der Fall ziemlich klar vor. Solche ‚Richtungen‘ kommen dem Streben ganz ursprünglich zu.“ (ebd.).

Aufstreben, Wegstreben und richtungshafte Streben sind folglich Erlebnisweisen, die ohne einen Zielbegriff auskommen, welcher seinerseits im Bewusstsein dem bildhaft vorstellenden Willenszweck vorgelagert ist. Intellektualistische Erklärungen bewussten Handelns und Problemlösens, die bei der Vorstellung eines ‚Zielzustandes‘ – in Schelers Diktion eigentlich Zweckzustand – ansetzen, können deswegen die Eigenheit der Motivation nicht begreifen. Zwar erkennen auch Newell und Simon die Existenz von Verhaltensformen an, die nicht zielhaft sind (other forms of directed behaviour): „Thus, we conclude that the human IPS invariably has goal structures. However, it must not be assumed that all or most directed activity is achieved by means of goal structures“ (Newell & Simon, 1972, 808). Doch ihre Vorstellung von diesen nicht zielhaften Verhaltensweisen beschränkt sich auf eine reduzierte bzw. primitivere Fassung des zielhaften Handelns: „Other systems for directed behaviour are more stimulus bound, since they do not retain explicit data about progress toward goals

in order to organize behaviour. Thus, a key behavioural feature of goals is that they produce correlations of behaviour over long time intervals“ (ebd., 807). Es handelt sich dabei also gerade nicht um eine Anerkennung der motivationalen Eigenheiten, sondern um eine Subtraktion gegenüber ihrem teleologischen Standardbegriff des Handelns. In anderen Worten: Sie erfassen den Zielbegriff nicht als eine Aktkomplexion im Strebensleben, sondern beharren auf dem Vorrang der intellektualistischen Zielvorstellung: „the program must contain processes for creating goals, testing them, updating them, selecting methods for attempting them, evoking them, discarding them“ (ebd., 807). Auch das nicht zielhafte Verhalten erhält implizit die (mechanisch) teleologische Ausrichtung auf einen Zweck: „a goal may be represented explicitly as a symbol structure or it may be implicit in the structure of the method itself“ (ebd., 91). Nur unter diesen Voraussetzungen gestattet die Theorie der Informationsverarbeitung, von Problemen zu sprechen. Thomae gelingt es, auszudrücken, wie eine weniger intellektualistische Motivationspsychologie argumentieren kann, die sich etwa auf die phänomenologisch erschlossene Zeitstruktur des Erlebens oder die Bestimmung des ‚Antriebs‘ statt der Zielorientierung besinnt:

„Dabei wird nicht so sehr die Gerichtetheit auf gegenständliche Ziele als die Gerichtetheit auf einen künftigen Zustand des Subjekts in den Mittelpunkt gestellt. Bergius hat im Anschluß an bestimmte Einstellungsuntersuchungen das Problem aufgeworfen, ob nicht der Begriff der ‚Motivation‘ besser zugunsten dessen des ‚Zukunftsbezugs‘ und seiner Varianten aufzugeben sei. [...] Der Mensch brauche keine Schubkraft, welche den an sich untätigen Organismus erst in Bewegung bringe oder antreibe. Er sei stets in Bewegung, sei stets auf die Zukunft gerichtet. Die Psychologie habe die Aufgabe, die Art dieser Gerichtetheit und ihre Varianten zu erfassen“ (Thomae, 1966, 17).

Ein dritter psychologisch kontroverser Gedanke in Schelers Ansatz ist die Zurückweisung des Lustprinzips: „Brechen wir also ein für allemal mit der auch von Kant geteilten Voraussetzung des Hedonismus, der Mensch strebe ‚ursprünglich‘ nach ‚Lust‘ (oder gar noch nach Eigenlust)! Faktisch ist kein Streben dem Menschen ursprünglich fremder und keines ist ‚später‘ als dieses“ (Scheler, 1921, 31). Anstelle dieser Überzeugung, die auch den Problem-begriffen, in denen ein ‚unlustvoller Ausgangszustand‘ bzw. ‚undesirable state‘ angenommen wird, zugrundeliegt, installiert Scheler seine Wertlehre, die hier nicht vollständig dargestellt werden kann.

Wichtig ist allein, dass die Präsupposition infrage gestellt, die hintergründige Annahme von der Geltung des gemeinen Menschenverstandes sichtbar gemacht wird. Es ist nur so lange

unzweifelhaft, dass die psychischen Phänomene des Strebens durch eine externalistische Zielsetzung erklärt werden können, wie der repräsentative Bezug der Erfahrung auf eine existente Realität unterstellt wird. Die Konstitutionsanalyse der Erfahrung, in der es zu einem zielhaften Handeln kommt, zeigt an, dass sich die Psychologie nicht auf die bloße Gegebenheit einer prozessualen Sukzession von Handlungen zurückziehen kann, in welcher der Zielbegriff lediglich der Antizipation eines künftigen Zustandes dient. In anderen Worten: Fortschritte der Problemlösungsforschung hängen von einem Perspektivwechsel ab, der unbotmäßig zur Überwindung der etablierten Selbstverständlichkeiten führt. In diesem Sinne weisen Schelers Überlegungen den Weg für eine Revision des Zielbegriffes.

Der entscheidende Schritt zur Aufklärung des Zielbegriffes besteht dabei in einer Umkehrung des Zielzustand-Konzepts: Mit der Behauptung, das Ziel liege ‚im Verlauf der Strebung selbst‘, entsteht die Alternative: Das Erleben eines Problems kann unter dieser Voraussetzung gerade nicht als bloßes Ergebnis eines bezweckten Sollzustandes verstanden werden. Dieses Sollen muss für das Subjekt allererst bedeutsam werden, das Sollen muss sich als dringend, erstrebenswert, zwingend konstituieren. Gleichsam sind Zielzustands-Ansätze bloß äußerlich, weil sie einen Motivations-Mechanismus unterstellen, dessen Verlauf im Wesentlichen nichts mit dem Problem und seinem Erleben zutun hat, also ein separater Prozess bleibt. Bei Scheler ist die Möglichkeit eines Ziels essentiell mit dem Ursprung des Strebens vereint:

„Es ist also durchaus nicht so, daß alles Streben ‚Richtung‘ erst erhalte durch eine sog. Ziel-,Vorstellung‘; das Streben selbst hat innere Richtungsunterschiede phänomenaler Natur; es ist nicht immer dasselbe Streben (eine gleichartige Bewegung), die erst durch die Mannigfaltigkeit der Vorstellungsinhalte sich zerlegte und differenzierte. Diese verbreitete Annahme ist eine völlig grundlose Konstruktion. Die Strebenserlebnisse dieses Typus sind vielmehr ganz unabhängig von solchen Vorstellungsinhalten durch ihre ‚Richtung‘ scharf bestimmt. Sie kommt uns scharf und klar zu gesondertem Bewußtsein, wo das Streben auf einen Wert hintrifft, der seiner Richtung entspricht oder ihm widerstreitet. Indem wir im ersten Falle die ‚Erfüllung‘ des Strebens, im zweiten den Widerstreit zu seiner ‚Richtung‘ erleben, hebt sich uns nun auch die ‚Richtung‘ scharf ab“ (ebd. 28).

Sich das Ziels des eigenen Strebens vorzustellen, ist demnach abhängig von einem eigenständigen Akt, der sich auf das eigene Strebensleben richtet. Dieses Streben kann aber auch präreflexiv erlebt werden und eine problematische Situation hervorrufen. Um diese Möglichkeit zu bestimmen, greift Scheler auf seine materiale Wertlehre zurück. Es sei an dieser

Stelle erneut zum Ausdruck gebracht, dass die Kritik am psychologischen Zielbegriff unabhängig davon ist, Schelers positiven Beitrag theoretisch zu bestätigen, es handelt sich lediglich um eine verfügbare Alternative, die – gleich der funktionalistischen Psychologie – gewisse metaphysische Voraussetzungen hat. Sich dieses Umstandes bewusst, formuliert Scheler diesen Zusammenhang zwischen dem Wert-Fühlen und dem Streben mit größter Offenheit: „Müssen wir die Werte zunächst fühlen, die wir erstreben, oder fühlen wir sie im ‚Erstreben‘ oder erst nachträglich, indem wir auf das Erstrebte reflektieren? Nun, wie es sich auch damit verhalte: Auf alle Fälle ist es hier nicht so, daß ein zuständliches Gefühl das Streben bewirkt oder daß ein solches Gefühl (z. B. Lust) das Ziel des Strebens bildet“ (ebd. 30). Diese diametrale Opposition zum Zielzustands-Konzept ist die Realität der phänomenologischen Befreiung der Psychologie von unreflektierten Präsuppositionen. Ob Schelers Ansatz sich in der Phänomenologie des Problems bewährt, ist im Folgenden in der Auseinandersetzung mit dem ‚Problemdruck‘ zu diskutieren.

#### **3.1.2.4 Situation**

Der Ausdruck ‚Situation‘ wird für den Großteil der verfügbaren Problembegriffe entweder synonym mit ‚Problem‘ verwendet oder ein ihm entsprechender Begriff wird nicht expliziert. Im zweiten Fall lässt sich jedoch eine grundsätzliche Tendenz zu einer konzeptuellen Differenz bemerken, beispielsweise bei Borasi: „we may say paradoxically that in this case the main objective he/she can set for him/herself is actually to turn this situation into a problem! That is, the problem solver could try to come up with, and explore, as many questions and conjectures as possible regarding the situation given“ (Borasi, 1986, 139). Hier scheint der Begriff der Situation einen Zustand zu bezeichnen, der in ein Problem transformiert werden kann, wobei unklar bleibt, ob es sich bei Situation und Problem um Arten einer gemeinsamen Gattung von Zuständen handelt oder die Situation dem Problem genetisch vorausgeht.

Bei Popper finden sich Formulierungen wie „accepting the traditional problems of his subject, as presented by the problem-situation with which he is confronted“ (Popper, 1952, 149). In seiner Diktion steht der Situationsbegriff zumeist dem ‚objektiven Wissen‘ näher als der Problembegriff, sodass sich einem Subjekt ein Problem unter bestimmten situativen Bedingungen ergibt – in diesem Sinne spricht er auch von „objective problem situation“ (Popper, 1972, 109). Ähnlich bei Pounds: „The word ‚problem‘ is associated with lire difference between some existing situation and some desired situation“ (Pounds, 1969, 5), oder Cowan: „In problem situations, decision makers appear to desire a better understanding of the situa-

tion before they act“ (Cowan, 1986, 764). Auch Duncers Begriff der Situationsanalyse deutet auf diesen realistischen Situationsbegriff hin: „Im allgemeinen enthält die Problemsituation - mehr oder weniger vollständig und explizit - auch allerlei Material zu den verschiedenen Lösungen. Neben Situationsmomenten, die in der Lösung ihre Aufhebung bzw. Veränderung erfahren (sogenannten Konfliktmomenten) existieren solche, die von der Lösung verwendet werden (Materialmomente)“ (Duncker, 1935, 25).

In der Geschichte psychologischer Theoriebildung nimmt die Bezugnahme auf den Begriff der Situation, beispielsweise in der differenzialpsychologischen Diskussion um Situationismus, Personalismus und Interaktionismus, keinen nebensächlichen Rang ein, doch an dieser Stelle wendet sich der Blick der Phänomenologie erneut eher der Konstitution des Situationserlebens denn dem auf den Situationsbegriff erst gründenden Diskurs zu. Deswegen ist nicht danach zu fragen, wie groß ‚situative‘ oder ‚kontextuelle‘ Einflussfaktoren sind. Vielmehr gilt es zu klären, was es bedeuten kann, dass psychische Phänomene situiert sind.

Als Anhaltspunkt der Auseinandersetzung mit den bereits erwähnten weitgehend impliziten Vorstellungen vom Wesen der Situation findet sich in Hermann Schmitz‘ sog. ‚Neuer Phänomenologie‘ der Begriff des ‚Konstellationismus‘, der mit dem Konstruktivismus verwandt ist. Dabei erkennt Schmitz zunächst – wenn auch nicht ohne Warnung – die Notwendigkeit der Explikation von Situationen durch Konstellationen an:

„Die Bedeutsamkeit der Situationen kann von der Explikation nicht ausgeschöpft werden, aber diese hebt aus der Ganzheit einzelne Faktoren heraus, die durch intelligente Vernetzung zu Konstellationen verknüpft werden können, um die unerschöpfliche Situation nährungsweise zu rekonstruieren und von den wesentlichen Zügen her in den Griff zu nehmen. [...] Der Mensch ist berufen und herausgefordert, so zu konstruieren, aber er soll sich hüten, über den Konstrukten die Situationen zu vergessen, aus denen er beim Konstruieren schöpft“ (Schmitz, 2005, 9).

Mehr noch als dieses Vergessen ist der Konstellationismus eine gesellschaftlich etablierte Tendenz, Konstellationen für alleingültige Beschreibungen zu halten: „Dieser Konstellationismus, der die Situationen in Konstellationen oder Vernetzungen einzelner Faktoren aufzulösen trachtet, ist sehr modern, als allgemeine Weltanschauung allerdings illusorisch, weil die Menschen der Situationen bedürfen, um überhaupt einzelne Faktoren zu finden“ (ebd., 27). Das Kernmerkmal der Konstellation wird somit als bloße Nebenordnung von Elementen

begriffen, ist also im logischen Kern ein mereologischer Begriff, welcher die schlichte Anhäufung verabsolutiert. Dabei ist ein objektivistisches Abstraktionsproblem impliziert: „Einzelnen ist, was als Element einer endlichen Menge deren Anzahl um 1 vermehrt, da Mengen Umfänge von Gattungen sind, kann etwas einzeln nur als Fall einer Gattung sein, d. h. unter irgendeinem Gesichtspunkt, der für Subsumption in Frage kommt“ (ebd., 22). Folglich lässt sich vom Einzelnen erst nach einem objektivierenden Akt sprechen, worin sich die letztlich objektivistische Natur des Konstellationismus offenbart. Gerade für alle objektivistischen Problembegriffe droht also eine konstellationistische Überformung des Situationsbegriffes. Erst die positive Bestimmung des Situationsbegriffes wird indes den Blick dafür schärfen, welche Eigenheiten des Erlebens von Problemen durch die Beschränkung auf Konstellationen vernachlässigt wird.

In der Geschichte des Faches Psychologie findet sich eine Parallele zum Konstellationismus in der assoziationspsychologischen Konstellationstheorie von Müller und Ziehen, die bereits von Selz kritisiert wurde. Nach dieser Theorie pflegt man unter einer Konstellation „den jeweiligen psychischen Gesamtzustand zu verstehen, soweit er durch die Gesamtheit der augenblicklich wirksamen Reproduktionstendenzen und ihre gegenseitige Förderung und Hemmung bestimmt ist“ (Selz, 1913, 2). Es handelt sich dabei um die assoziationspsychologische Fortentwicklung der Auseinandersetzung mit der Frage, „welche von den von einem gegebenen Bewußtseinszustand ausgehenden assoziativen Reproduktionstendenzen den Sieg davon trage“ (Müller, 1913, 488). Neben dem Faktor der Intensität der Assoziation erkennt die Assoziationspsychologie im Gegensatz zur klassischen Assoziationslehre auch einen Faktor von Konstellation bzw. „Graden der Bereitschaft, in welche die den konkurrierenden Reproduktionstendenzen entsprechenden Vorstellungen durch die vorausgegangenen Erlebnisse versetzt sind“ (ebd.), an. Ähnlich wie der Konstellationismus versucht die assoziationspsychologische Konstellationstheorie demnach, das Denken aus der Vernetztheit einzelner Engramme zu erklären.

Ihre Herkunft findet diese Konstellationstheorie, so Müller, bereits in den Überlegungen Alexander Bains. Dieser sprach in diesem Zusammenhang von ‚compound associations‘: „Hitherto we have restricted our attention to single threads or indivisible links of association, whether of Contiguity or Similarity. It remains for us to consider the case where several threads, or a Plurality of links or bonds of connexion, unite in reviving some previous thought or mental state. No new principle is introduced here; we have merely to note, what seems an almost unavoidable effect of the combined action, that the re-instatement is thereby

made more easy and certain“ (Bain, 1855, 544). Nicht handelt es sich bei der Konstellation von Assoziationen also um eine emergente Dynamik, sondern vornehmlich um die Wiederholung assoziativer Bindungen auf die vormaligen Assoziationen zwischen Elementen auf unterer Ebene.

Davon auszugehen, dass sich ein Problem einstellt, sobald ein bestimmtes Element – gemeinhin: eine Aufgabe – in die Wahrnehmung eintritt, ist eine konstellationistische Annahme, die sich durch die Konstellationstheorie, deren wesentliches Anliegen, wie Selz betont, die Erklärung des Denkens ist, rechtfertigen lässt. Ihr gegenüber steht die Auffassung, dass Erleben als Situation eine Ganzheit ist und die Begegnung mit etwas Neuem, das sich je nur unvollständig als ‚Element‘ abbilden lässt, unvorhersehbare Dynamiken entfalten kann. Freilich lässt sich diese Vorstellung vom Erleben nur jenseits der mechanistischen Psychologie erwägen. Allein, mithilfe phänomenologischer Betrachtungen lässt sich dafür argumentieren, dass schlechterdings keine Situation lediglich als elementare Konstellation konfiguriert ist und somit niemals einzelne Elemente mit Notwendigkeit psychische Phänomene hervorrufen können.

Auch die Standardargumentation der Problemlösungsforschung in kognitivistischer Tradition entspricht weitgehend konstellationistischen Auffassungen, was angesichts ihrer assoziationspsychologischen Wurzeln nicht verwunderlich ist. Für Newell und Simon ergibt sich selbst die Relevanz der Psychologie erst für diejenigen Fälle des Verhaltens, die von der rationalen Anpassung an die Umwelt-Faktoren abweichen: „It is precisely when we begin to ask why the properly motivated subject does not behave in the manner predicted by the rational model that we recross the boundary again from a theory of the task environment to psychological theory of human rationality“ (Newell & Simon, 1972, 54f). Dabei sind sie sich bewusst, dass für ihre Theorie die Bedeutung des Subjekts kontingent ist: „There is the danger that the problem solver will disappear entirely“ (ebd., 81). Der Grund für diese Gefahr ist, dass gut angepasste – für die Autoren heißt das ‚intelligente‘ – psychische Systeme in mechanischer Einheit mit ihrer Umwelt agieren: „Of course, the total system always includes both environment and organism. But in a highly adaptive and intelligent organism the boundary becomes obscured“ (ebd., 14). Deswegen setzen sie – theoretisch willkürlich und pragmatisch motiviert – eine Grenze, die sich weitgehend mit der *sensus-communis*-Vorstellung des Innen-Außen-Dualismus deckt: „a suitable way to fix the boundary is to regard possibilities of actual physical actions as part of the description of the environment, but to

regard the information processing activities of the problem solver – the processes for searching through his internal problem space – as describing him“ (ebd.).

In funktionalistischer Denkart ist das Rational der Umweltbeziehung eine (evolutionäre) Anpassung: „The behaviors commonly elicited when people (or animals) are placed in problem solving situations (and are motivated toward a goal) are called adaptive, or rational. These terms denote that the behaviour is appropriate to the goal in the light of the problem environment; it is the behaviour demanded by the situation“ (ebd., 53). In dieser Aussage bestätigt sich, dass der Ziel- letztlich auf einen Zweckbegriff zurückfällt, der darin besteht den Organismus den Umweltanforderungen anzupassen. Experten sind folglich diejenigen, denen diese Anpassung am besten gelungen ist und deren Verhalten die geringste Abweichung von der Systemrationalität vorweist und somit vollständig auf die Konstellation der Umwelt zurückzuführen ist: „To the extent that the behaviour is precisely what is called for by the situation, it will give us information about the task environment. By observing the behaviour of a grandmaster over a chessboard, we gain information about the structure of the problem space associated with the game of chess“ (ebd., 55). Zu dieser Auffassung gelangen die Autoren mit größter Bestimmtheit: „Remembering that a problem solver is an adaptive system, we might postulate that the human problem solver produced the behaviour that he did because he had to – because the behaviour was demanded by the task environment“ (ebd., 79).

Die Psychologie des Problemlösens wird somit zur ‚environment-centric view‘ und lässt sich als Systemtheorie formalisieren, in welcher das ‚information processing system‘, *in nuce* die Innenseite zu einer willkürlich gezogenen Grenze, eine möglichst isomorphe Abbildung bzw. Repräsentation der Relationen auf der Außenseite vorzunehmen, d. h. Mechanismen auszubilden, welche die Umwelt-Mechanismen möglichst reibungslos fortsetzen. Dazu bedienen sich die Autoren ihres Problemraum-Konzeptes: „The [...] question is how the subject will represent the environment internally. Here we introduced the key concept of the problem space, which not only represents the current situation, but also the possibilities for change and transformation of the situation“ (ebd., 85). Ist diese ‚psychologische‘ Problemlösungsforschung erfolgreich, so stößt sie auf Invarianten des Verhaltens, deren Invarianz durch die Einschränkungen (constraints) der Umwelt impliziert sind: „At the core of this environment-centric view is the notion of invariants of the environment – aspects of behaviour that are constant along all paths that lead to a goal, hence are necessarily exhibited by

all problem solvers that are successful“ (ebd., 86). Der Problemraum ist somit in letzter Instanz keine Spielraum für psychische Freiheit gegenüber den externalen Determinaten (wäre er es, so fiel Newells und Simons Ansatz sogleich in einen widerspruchreichen ontologischen Dualismus): „Although the IPS dictates that problem solving shall take place in some problem space, the task environment determines the structure of that space“ (ebd., 790).

In Abgrenzung zu dieserart Konstellationismus – und implizit von der assoziationspsychologischen Konstellationstheorie – findet sich in Schmitz' ‚Neuer Phänomenologie‘ ein Situationsbegriff, der anhand dreier Eigenschaften identifiziert wird: „1. Ganzheit, d. h. Zusammenhalt in sich und Abgeschlossenheit nach außen. 2. Bedeutsamkeit, bestehend in Sachverhalten (dass etwas ist), Programmen (dass etwas sein möge) und Problemen (ob etwas ist) [...]. 3. Binnendiffusion (sonst auch ‚chaotische Mannigfaltigkeit‘ genannt) der ganzheitlichen Bedeutsamkeit in dem Sinn, dass nicht alles, was an Sachverhalten, Programmen und Problemen darin vorkommt, einzeln ist“ (Großheim, 2010, 55f). Der Begriff des Problems wird hier in einem objektivistischen Sinne als Bemühung um Wissen verwendet und unabhängig von diesem unterkomplexen Problemverständnis dient die Charakterisierung der Situation in erster Linie der Abgrenzung von der Konstellation. Situationen sind dabei vorwiegend als ein inhomogenes Relationsgefüge konzipiert. Schmitz entwickelt eine ontologische Lehre von der Konstitution der Situationen, welche auf das Leibliche konzentriert ist:

„Das neugeborene Menschenkind ist ebenso wie das Tier (abgesehen allenfalls von gewissen Menschenaffen) keiner Selbstzuschreibung fähig, also noch keine Person, aber deswegen keineswegs ohne Selbstbewußtsein in Gestalt des Sichspürens durch affektives Betroffensein, etwa so, wie wir Erwachsenen in hyperkinetischen Erregungszuständen (rasender Zorn, panische Angst, ekstatischer Tanz u.a.) und hypokinetischen Lähmungszuständen (dumpfes Brüten) uns sogar besonders eindringlich spüren, während uns die Fähigkeit zur Selbstzuschreibung abhanden gekommen ist. Dieses präpersonale Selbstbewußtsein (besser: Sichbewußthaben) wird dadurch möglich, daß Identität primitiver ist als Einzelheit und dieser vorangehen kann. Identität präsentiert sich ursprünglich im elementar-leiblichen Betroffensein von Engung, gestellt zu sein in unverwechselbarer Eindeutigkeit, abgerissen vom Dahinleben und Dahinwähren in gleitender Dauer ohne Einschnitte“ (Schmitz, 2005, 21).

Bereits diesem ontogenetischen Urgrund des ‚präpersonalen Sichbewußthabens‘ stünden „ganze Situationen zur Verfügung, die sich in leiblicher Kommunikation bilden und umbilden und durch oft hoch intelligente Anpassungsleistungen verarbeitet werden“ (ebd., 22). Statt ‚ganzer Situationen‘ entwickelten sich partikuläre Situationen durch „das Hervortreten

einzelner Bedeutungen aus der binnendiffus-ganzheitlichen Bedeutsamkeit der Situationen“ (ebd., 23). Erst so könne die ursprünglich totale Subjektivität des ‚präpersonales Sichbewußthabens‘ durch ‚Neutralisierung‘ um Objektivität (zunächst im Sinne von Gegenständigkeit) ergänzt werden: „Da aber die Objektivierung vom affektiven Betroffensein und der Selbstzuschreibung aufgehoben wird, hebt sich der werdenden Person, die zum nicht mehr bloß identischen, sondern auch einzelnen Subjekt geworden ist, eine Zone ganz oder überwiegend für sie subjektiver Bedeutsamkeit von dem in neutrale Bedeutsamkeit entlassenen Fremden ab, und das ist die Keimzelle ihrer Persönlichkeit, genauer: ihrer persönlichen Situation, die sie fortan als Hülle und Partner zugleich umgibt und mit sich konfrontiert“ (ebd., 24).

Unabhängig von den fragwürdigen Teilaspekten dieser Überlegungen sei zunächst festgestellt, dass die Vorstellung einer aus dem ‚präpersonales Sichbewußthaben‘ entstehenden Situiertheit den konstellationistischen Ansätzen entgegensteht. Es handelt sich – ontologisch – um Alternativen zur Erklärung der Entstehung von Problemen. Ähnlich wie die Präsuppositionen der etablierten Problembegriffe durch die Zuwendung zu Schellers Zielbegriff sichtbar wurden, gelingt es auch hier durch die Öffnung für einen alternativen Situationsbegriff. Dass für objektivistische Problembegriffe ‚existing situations‘ postuliert werden, ist demnach nur unter konstellationistischen Voraussetzungen ohne Bezugnahme auf die jene Situationen erst konstituierende Subjektivität möglich. In anderen Worten: Den Begriff der Situation als Fluchtpunkt für einen naturalistischen Externalismus zu lancieren, gelingt nur, solange die begriffliche Reflexion ausbleibt, denn phänomenologisch stehen alternative Auffassungen zur Verfügung, denen es gelingt, den Begriff der Situation intensional zu thematisieren.

Der Unterschied wird an einer Aussage von Rombach deutlich: „Ihre ‚Gerichtetheit‘ bedingt noch gar nicht dieses scharfe und die Situation von Grund auf kennzeichnende ‚Mein-sein‘. Gerade das Faktum, daß ich mich der Situation nicht entwinden kann, daß ich sie nicht auswählen kann, daß sie sich nicht verleugnen läßt und nicht übertragbar ist, ja daß sie mir so urablösbar folgt, als wäre sie ‚ich selbst‘, dies macht ihren Begriff wesentlich aus“ (Rombach, 1952/1988, 20). Um psychische Phänomene zu verstehen, könne deswegen nicht beim bloßen praktischen Verhalten, also den empirischen Beobachtungen angesetzt werden: „Das Grundverhalten zur Situation geht allem ontischen Verhalten voraus. Dies muß als die Grundthese vom Wesen der Situation festgehalten werden“ (ebd., 21). Der Begriff des

„Grundverhaltens“ ist in der Tradition der phänomenologischen Psychologie als „Einstellung“ angelegt und wird in den folgenden phänomenologischen Überlegungen als Anschlussstein für das Verhältnis zwischen Situation und Problem dienen. Rombachs Darstellung des Situationsbegriffes ergänzt:

„Was aber ist dieses Grundverhalten? Es ist freilich nicht präzifizierbar wie ontisches Tun; es kann also nicht so etwas sein wie pflegen, sich bemühen, dienen, herrschen, mit etwas umgehen, besitzen usw. Es muß dagegen so sein, daß es dies alles erst möglich macht und sinnvoll auf die Sachen, womit ich mich bemühe und umgehe, die ich besitze und pflege, bezieht. Dieses Grundverhalten muß Ansatz, Leitung und Ziel des genannten Tuns sein können, es darf also nicht selbst ontisch bestimmt werden, es muß offen sein und die Situation erst für bestimmtes mögliches Tun erschließen und doch zugleich [...] den Charakter der Einschränkung haben. Dieses leistet die Absicht. Sie gehört zur Situation, aber nicht so, daß sie in dieser schon beschlossen und bestimmt ist, sondern sie bestimmt erst, was zu tun und zu lassen ist, was möglich und was unerreichbar ist. Sie regelt mein Verhalten und ist der Grund dafür, daß es jeweils auch meine Möglichkeiten sind, d. h. daß sie überhaupt der faktischen Situation sich anmessen“ (ebd.).

Im Verhältnis zur obigen Kritik am etablierten Zielbegriff scheint durch die Einführung der Absicht eine gegenläufige Konzeption aufgebaut zu werden, doch dieser Verdacht lässt sich unter Berücksichtigung von Rombachs weiteren Ausführungen ausräumen:

„Absicht unterscheidet sich also von Vorhaben. Während sich das Vorhaben auf dieses oder jenes erstreckt, das nicht oder noch nicht zur Situation gehört, während also das Vorhaben aus der Situation herausführt oder gleichsam von außen zu dieser hinzugebracht werden kann, ist die Absicht dadurch charakterisiert, daß sie dieses Vorhaben auf die jeweilige Situation bezieht, bzw. sie ist der Grund dafür, daß so etwas wie Vorhaben überhaupt zur Situation in Beziehung treten kann. Vorhaben ist ein schon bestimmtes ontisches Tunwollen oder Tunsollen. Das Vorhaben ist als solches nicht schon mit meinem Dasein gegeben und mit diesem notwendig verknüpft. Ich kann mich auch ausdrücklich dagegen verwahren, ich kann in einer Situation auf jedes Vorhaben verzichten, aber dies nur so, daß dieser Verzicht in meiner Absicht liegt“ (ebd., 21f).

Dass das Grundverhalten absichtlich ist, bedeutet also vielmehr, dass es „auf etwas absieht“. Mit diesem Gedanken korrespondiert in der phänomenologischen Psychologie Graumanns Ausdruck der „Perspektivität“. Unter ihrer Voraussetzung lässt sich eine Vielfalt von Formen des Grundverhaltens vorstellen, wobei das Problematische als eine von ihnen betrachtet wer-

den kann. Daraus ergibt sich die Frage nach Kriterien, um zwischen diesen Formen zu unterscheiden. Es ist die Aufgabe einer „phänomenologischen Neubegründung“ (Graumann, 1952, 72) des Problembegriffes, sie zu gewinnen.

Mag Schmitz' Kritik den Konstellationismus auch treffen, so lässt sich zu Recht einwenden, dass seine Vorstellung von der Situation durch die Zurückweisung der naturwissenschaftlichen Grundhaltung in einen Subjektivismus umzuschlagen droht. Die phänomenologische Psychologie sollte sich deswegen davon zurückhalten, die Bahnen dieses Denken unkritisch einzuschlagen. Eine günstigere, weil stärker integrative Perspektive ist in der anthropologischen Phänomenologie zu finden, die sich in den 1920er Jahren in der Pionierarbeit Schelers konstituiert und sich bis in die Gegenwart fortentwickelt hat. Während Plessner als wesentlicher Wegbereiter für die Öffnung der Phänomenologie zu den Naturwissenschaften gewesen ist, hat sich in der jüngsten Forschung – so ließe sich sagen – die Möglichkeit eines phänomenologischen Gesprächspartners der ‚cognitive sciences‘ ergeben. Ein günstiges Beispiel ist Fuchs' Bemühung um eine Berücksichtigung der phänomenalen Komplexität leiblicher Phänomene in den Lebenswissenschaften:

„Accordingly, the living organism is in one sense a composite entity of physiological processes and in another sense a subject of life acts, whether these are passive impulses or affects such as lust, pain, hunger, or fear, or whether they are activities such as thinking, perceiving, moving, acting, or the like. All propositions, with which we refer to acts of life, that is, to sensations, perceptions, or actions of living beings, also require the grammatical insertion of a living being in the subject position. This is not only grammatically, but also ontologically founded. For even though such acts of life are carried by single physiological processes, they are nevertheless generated by the living being overall, insofar as the latter exists as a whole and continues its life through its acts. Human beings move, perceive, or think, not their brains“ (Fuchs, 2018, 78).

Im Hintergrund dieser Auffassung vom Gegenstand der – auch psychologischen – Forschung steht eine vielschichtige Tradition des Denkens über die Beziehung zwischen lebendigem und insofern subjekthaftem Organismus und seiner Umwelt, welche zu den phänomenologischen Wurzeln der Philosophischen Anthropologie wie gleichermaßen zu den Kontroversen der theoretischen Biologie, beispielsweise den Neovitalismus bei Driesch, Portmann oder von Uexküll, zurückreicht. Diese Diskurse sind es, aus denen sich auch für die psychologische Problemforschung ein revidierter Situationsbegriff gewinnen lassen kann.

Versteht Fuchs das Verhalten des Organismus als physiologische Prozesse, insofern als ihre Genese als Leben erfolgt, so können diese Prozesse nicht mehr allein, wie bei Newell und Simon, als Funktionen einer rein sensualistischen Beziehung zur Umwelt verstanden werden. Es gilt folglich, der Theorie informationsverarbeitender Systeme widersprechend, wie Straus in seinen Reflexionen *Vom Sinn der Sinne* (1956) erfasst, den Unterschied zwischen Empfindung und Wahrnehmung zu fokussieren, um die erlebte Gegenwart vollständiger Situationen zu begreifen, also die simplifizierende Darstellung als „External environment of sensible (readable) stimuli“ (Newell & Simon, 1972, 21) zu hinterfragen. Doch auch Newell und Simon erkennen die Bestimmung dieses Verhältnisses zwischen Repräsentation und Umwelt als Grundsatzfrage an: „the classical problem in psychology of defining the effective stimulus“ (ebd., 56): „It must be possible to designate stimuli received from the external environment by means of internal symbols or symbol structures, and to produce external responses as a function of internal symbol structures that designate these responses“ (ebd., 29f). Was dabei ein Stimulus selbst ist, liegt wie andere fundamentale Angelegenheiten der Wahrnehmungspsychologie dezidiert jenseits der thematischen Reichweite der Problemlösungsforschung – freilich ist es implizit in den Aussagen der Autoren enthalten. Auch hier gelingt es jedoch erst in der Kritik, diese Präsuppositionen zu explizieren:

„Reize sind physikalische Agentien, Licht oder Klang usw., sofern sie einen Rezeptor zur Erregung gebracht haben. Optischer Reiz ist nur die Quantität Licht, das Lichtbündel, das die Netzhäute eines Organismus erreicht und erregt hat. Man darf also nicht — oder nicht ohne Qualifikation — sagen, Reize seien physikalische Agentien. Licht schlechthin ist kein Reiz. Es wird zum Reiz erst unter der Bedingung, daß es einen Organismus erregt hat. Ist man unvorsichtig genug, Licht einen Reiz zu nennen, dann wird es nicht lange dauern, bis dem Licht der sichtbare Gegenstand hypostasiert wird; der Reiz wird zum Objekt“ (Straus, 1956/1978, 177).

Eben diese Hypostatisierung droht auch bei Newell und Simon, insofern als sie sowohl von dem repräsentationalen Medium der Stimuli als auch von externen Objekten sprechen: „Given this designatory ability, almost all others follow, since symbol structures can be used to encode information about any conceivable think (including an external object), hence can act as a surrogate for it“ (Newell & Simon, 1972, 24). Für die Validität der informationsverarbeitenden Theorie des Problemlösens gilt dieser Umstand unterdessen kaum als Gefahr, denn das Interesse der Autoren wendet sich den Prozessen innerhalb des Problems vor, deren Lokalisation sie nur tangieren: „The processes posited by the theory presumably exist in the

central nervous system“ (ebd., 9). Wichtiger ist vielmehr die Frage der rezeptiven Transformation. Für sie hat sich im Vergleich mit Straus‘ Kritik an Pawlows Reflexologie nur wenig bei Newell und Simon geändert:

„Das Nervensystem der Säugetiere und des Menschen denkt sich Pawlow aus einer großen Zahl selbständiger elementarer Gebilde zusammengesetzt, die von der Peripherie über das Zentralorgan aufsteigen und von dort wieder zur Peripherie absteigen. Die anatomischen Einheiten sind zugleich physiologische Einheiten, sie sind in ihrem zentripetalen Teil ‚Analysatoren‘. Jeder dieser Analysatoren ist auf spezifische, physikalisch definierte Einwirkungen abgestimmt. Die Analysatoren reagieren stets nur auf einen, physikalisch bestimmten, Reiz. Sie leiten die Erregung von den in der Haut und den Sinnesorganen verstreuten Rezeptoren bis zu den kortikalen und subkortikalen Zentren. Der anatomischen und physikalischen Gliederung der Analysatoren entsprechend, zeigen die Zentren die Struktur eines ‚Mosaiks‘. Von den Endstätten der Analysatoren führen Wege in großer Zahl zu den Ursprüngen der zentrifugalen Fasern. Ein Teil dieser Wege ist von Natur aus festgelegt; außerdem gibt es noch zahlreiche Bahnen, die erst im Lauf des Lebens durch die jeweilige Beanspruchung dem Verkehr in einer bestimmten zeitweiligen Anordnung erschlossen werden. Die von Natur aus festgelegten Bahnen sind die Wege der unbedingten Reflexe; die bedingten Reflexe entstehen durch eine temporäre Verbindung variabler Bahnen. Es handelt sich um eine Art von Weichenstellung, die hauptsächlich in den sensorischen Endstellen reguliert wird“ (Straus, 1956/1978, 42).

Der Unterschied zwischen dieser behaviouristischen Theorie der Rezeption und dem Konzept der Informationsverarbeitung deutet sich im Folgenden an: Während der unbedingte Reflex die physiologische Antwort auf den physikalischen Reiz ist, ist der bedingte Reflex ein Signal. Signale wiederum lassen sich – wie in Bezug auf Shannon dargestellt – als Informationen deuten. In den Worten Newells und Simons: „One of the best-documented characteristics of human processing is that it has separate sensory systems for acquiring different kinds of information about the external environment“ (Newell & Simon, 1972, 798).

Somit gilt für den Sensualismus des informationsverarbeitenden Ansatzes, dass gegenüber der Reflexologie lediglich die jene Informationen transformierenden Prozesse ergänzt werden. Dadurch ändert sich allerdings nicht die wahrnehmungspsychologische Grundüberzeugung: „Fasziniert vom Gegenstand sind wir im Alltag geneigt, über dem Sichtbaren das Sehen zu vergessen. Der Gedanke drängt sich auf – heute nicht weniger als im Zeitalter Democrits –, der Sehende empfangt in seinem Auge oder seinem Gehirn, seiner Seele, seinem Bewußtsein ein Abbild des Gegenstandes. Die Abbildung geschieht, so scheint es, in drei Phasen. Die erste ist eine physikalische, die Projektion des Gegenstandes auf die Netzhaut; die zweite eine physiologische, der Transport der Erregung eines Signals, wie man sagt, von

der Netzhaut zur Hirnrinde; die dritte eine psychophysische, das Erscheinen eines Bildes im Bewußtsein, isomorph mit der kortikalen Bewegung und der physikalischen Gestalt“ (ebd., 172). Auch der repräsentationale Schlüsselbegriff der Isomorphie findet sein Pendant für das objektivistische Denken über das Problem im Begriff der ‚Struktur‘: „The effectiveness of a problem solving scheme depends wholly on its reflecting aspects of the structure of the task environment“ (Newell & Simon, 1972, 824). Hier offenbart sich die epiphänomenalistische Tendenz dieses Denkens, welcher auch Straus das phänomenologische Grundüberzeugung entgegenhält:

„Um es kurz und prägnant zu sagen: Der Mensch kann Voraussagen machen, nicht das Gehirn. Der Mensch denkt, nicht das Gehirn. Menschen und Tiere sehen und hören, nicht aber die Netzhaut und die kortikalen Organe. Erleben ist nicht eine – im Grunde überflüssige – Zutat zu einem bewußtlos ebensogut funktionierendem Nervensystem. Erlebende Wesen sind in einem einzigartigen Verhältnis zur Welt und können nur in einem solchen Verhältnis ihre Existenz vollbringen“ (Straus, 1956/1978, 167).

### **3.1.2.5 Aufgabe**

Die Auffassung der Situation als ‚task environment‘ steht im Mittelpunkt des objektivistischen Problembegriffes kognitivistischer Prägung, doch was dabei als Aufgabe (task) zu verstehen ist, ist mehr als Redundanz mit dem Umweltbegriff, wenngleich die Aufgabe in ihrer Umwelt lokalisiert ist, aus ihr entsteht: „The external situations that define tasks for the programs“ (Newell & Simon, 1972, 39). Andererseits ist es die Aufgabe, welche die Bezugnahme des ‚IPS‘ zur Situation allererst ermöglicht, sodass der Aufgabe ontologische Eigenständigkeit zukommt: „The term task environment, as we shall use it, refers to an environment coupled with a goal, problem, or task – the one for which the motivation of the subject is assumed. It is the task that defines a point of view about an environment, and that, in fact, allows an environment to be delimited“ (ebd., 55). Dass die Autoren dabei die begrifflichen Differenzen zwischen Problemen, Zielen und Aufgaben verwischen, ergibt sich aus den obigen Darstellungen und findet eine Parallele beispielsweise in der Arbeit Kreibigs: „Aufgaben von relativ allgemeinem Inhalt und wissenschaftlichem oder künstlerischem Charakter nennen wir Probleme“ (Kreibig, 1914, 23).

Es ist in dieser Konzeption nicht klar bestimmt, wie die Kopplung (coupling) oder die Perspektive (point of view) konstituiert sind. Es liegt jedoch unter Berücksichtigung der bisherigen Ausführungen über Newells und Simons Überlegungen nahe, dass es sich um die Anforderungen (demands) handelt. Wie bereits ausgeführt, behaupten sie: „the environment per se does not make demands: rather the problem or goal makes them via the problem solver’s

commitment to attain it“ (Newell & Simon, 1972, 79). Es ist also erneut das evolutionstheoretische Theorem der Anpassung, welches die Brücke zwischen Umwelt und Organismus schlägt. Die Aufgabe wird somit zu einem Dritten, welches zwischen beiden Systemteilen, Umwelt und Organismus, vermittelt. Eine ihrer Manifestationen ist die Instruktion: „we have insisted that we can know the objective task – ‚out there‘ – only through its particular representations. There is no neutral way to describing the task environment. As a consequence, task instructions do much more than define the task; they provide, in addition, a specific representation of it that can serve to define an initial problem space, and even parts of an initial problem solving program for the subject“ (ebd., 849). Dieser Lösungsversuch kann allerdings nicht befriedigen, denn die Aufgabe hat letztlich einen Umwelt- und einen Repräsentationsanteil, gewissermaßen Brückenköpfe, die aus den Materialien der jeweiligen Sphäre konstruiert werden müssen: die ‚objektive Aufgabe‘, die sich wie jedes Element der Umwelt der Erfassung entzieht einerseits und die ‚subjektive Aufgabe‘ als erstes Glied des Problemraums, als Ziel: „Implicitly, the problem spaces have all been defined in relation to task goals, and the representations have been restricted to aspects of the total environment that were task-relevant“ (ebd., 71). Es handelt sich um eine Chimäre, die danach verlangt, entweder das ‚IPS‘ in einer homogenen Umwelt aufzulösen und damit den Problemraum preiszugeben oder einen Dualismus zu akzeptieren, der die Komplikationen des psychophysischen Parallelismus beschwört.

Allein, Newell und Simon optieren implizit dafür, weder jene noch diese Alternative zu wählen. Vielmehr bestätigt sich im gesamten Verlauf ihrer Argumentation ein pragmatischer Handlungsbegriff bzw. eine „Emphasis on Performance“ (ebd., 7): „A human behaves in a number of different classes of situations, which we will come to call task environments. [...] a human does mathematics, he walks, he interacts with his fellow man, he drives cars, he makes love, he argues, he buys food, he dies“ (ebd., 3). Eine Aufgabe ist positiv bestimmt, etwas zu tun bzw. etwas tun zu sollen, insofern als es sich zwecks Anpassung an die Konstellation der Umwelt ergibt. Der *status quo* ist dabei immer schon ein operativer Vollzug von Handlungen, der jedoch gegenüber der Aufgabe indifferent ist. Eine Aufgabe scheint deswegen dasjenige zu sein, welches in diesem allzeitigen praktischen Vollzug auf die Anforderung einer Anpassung aufmerksam macht, also eine Zielsetzung – mithin Lenkung –, die die Repräsentation eines Zielzustands enthält, denn Handlungen geschehen allseits, doch erst, wenn sie repräsentiert werden, ergibt sich die Konstellation des Problems. Hieraus ergibt sich die fast zur Synonymie reduzierte Entsprechung von Aufgaben, Zielen und Problemen, deren Wurzel der implizite Zweckbegriff ist. Kreibitz spricht in diesem Sinne von

233

„Aufgaben des Handelns“, „deren Inhalt das Sollen der Ausführung einer bestimmten Leistung in der Außenwelt ist“ (Kreibig, 1914, 23) – jedwedes Erlebnis ist allenfalls Mittel zu diesem Zweck oder Abbildung des Handlungsverlaufs.

Dieser Zusammenhang lässt sich im Rückgriff auf Selz verdeutlichen. Er unterscheidet in seinen Experimenten die Aufgabe, das Reizwort und ihre Einheit, welche er Gesamtaufgabe nennt. Dabei beruft er sich auf die seinerzeit einflussreiche Abhandlung von Ernst Westphal *Über Haupt- und Nebenaufgaben*: „Der Vp. eine Aufgabe stellen, heißt: Von den vielen möglichen Verhaltensweisen, die jedem Reize gegenüber eingenommen werden können, nur eine einzige, bestimmte entstehen lassen, vielleicht damit auch nur ein einziges Erlebnis, und dieses eine jedem Reize gegenüber; die Aufgabe determiniert das Verhalten und damit das Erlebnis“ (Westphal, 1911, 228). Die Offenheit der Verhaltensweisen greift Selz als „Indifferenz gegen das Reizwort vor dem Verständnis der Aufgabe“ (Selz, 1913, 219) auf. Steht also in seinen Experimenten lediglich ein Wort im Raum – für Newell und Simon der ‚Ausgangszustand‘ (auch Selz spricht von „Ausgangsgegenstand“ (ebd., 203) –, so kann es der Versuchsperson letztlich nur gleichgültig sein, denn ihre Verhaltensweise gegenüber diesem Wort ist nicht bestimmt, hat also noch keine Richtung. Diese Richtung ergibt sich ihr durch die Aufgabe: „Die ohne Rücksicht auf die besondere Natur der Aufgabe in jedem Zielbewußtsein enthaltene Richtungsbestimmung findet in der [...] symbolischen Fixation des Zieles eine charakteristische Repräsentation“ (ebd., 20). Allein, ist die Aufgabe vor dem Reizwort gegeben – steht also nur der Zielzustand ohne Ausgangszustand zur Verfügung –, so stellt sich ein der Indifferenz gegenüber dem Reizwort verwandter Zustand ein, dem Selz den Ausdruck ‚Blankettnatur der Aufgabe‘ widmet: „Dem Bewußtsein von der Gesamtaufgabe gegenüber erscheint daher die Aufgabe im engeren Sinne als ein bloßes Blankett, dessen Ausfüllung auf Grund des Verständnisses des Reizwortes der Vp. überlassen bleibt“ (ebd., 200). Wohlgemerkt ist diese Blankettnatur nicht der besagten Indifferenz gleichartig, denn es ist zumindest ein „Bewußtsein von [...] Ergänzungsbedürftigkeit und Unselbständigkeit“ (ebd.).

Erst die Kombination von Aufgabe und Reizwort gestattet das eigentliche Lösungsverhalten: „Nicht an das Verständnis des Reizwortes oder an das Verständnis der Aufgabe im engeren Sinne allein, oder an beide in ihrer Isolierung zugleich, sondern an das Verständnis der Gesamtaufgabe schließt sich hier das charakteristische Suchen an, das [...] häufig von einer symbolischen Fixation des Zieles, einer ‚Einstellung der Augen auf unendlich‘ begleitet ist“ (ebd., 198). Es ist entscheidend, dass diese Kombination nicht rein summativ ist, sondern

eine neue Qualität schafft: „Das durch das Verständnis von Aufgabe und Reizwort hervorgerufene Zielbewußtsein hat einen der Gesamtaufgabe entsprechenden Gegenstand. [...] Erst durch die Analyse der Gesamtaufgabe und die Erkenntnis, daß der Gegenstand des Zielbewußtseins mit dem Gegenstand der Gesamtaufgabe übereinstimmt, wird eine auch in anderen Untersuchungen zutage getretene Beschaffenheit des Zielbewußtseins verständlich: Das Zielbewußtsein wird häufig beschrieben als ein Suchen in bestimmter, wenn auch nicht immer angebbarer Richtung“ (ebd., 219). Genau besehen ist also die ‚Aufgabe‘ (im Unterschied zur Gesamtaufgabe) nicht mit einem ‚Zielzustand‘ im Sinne des ‚Zieles‘ der Lösung, zu dem sie erst in der Gesamtaufgabe wird, identisch, sondern ist lediglich der Blankett-Zustand der Ergänzungsbedürftigkeit. Das Wesen der Gesamtaufgabe ist nicht das Gefüge zweier Zustände, sondern die in ihm angelegte Bewegung:

„Die bestimmte Richtung des Suchens ist gegeben durch die indirekte Bestimmung des Ziels in dem im Zielbewußtsein enthaltenen schematischen Sachverhaltsbewußtsein. In diesem Sachverhaltsbewußtsein gibt das dem Reizwort entsprechende Gegenstandsbewußtsein den speziellen Ausgangspunkt des Fortschreitens in bestimmter Richtung, das dem Aufgabewort entsprechende Beziehungsbewußtsein die abstrakte Richtung des Fortschreitens an. Das schematische Sachverhaltsbewußtsein als Ganzes hat daher die Bedeutung einer konkreten Richtungsbestimmung für den determinierten Prozeß“ (ebd., 220).

Zwar ist Selzens denkpsychologische Analyse detailliert und für das psychische Phänomen der Zielsetzung von Bedeutung, doch sie offenbart die Wurzel des Intellektualismus, der sich auch in Newells und Simons Arbeiten perpetuiert. Kernmerkmal der Gesamtaufgabe ist eine Ausrichtung vom Ausgangs- zum Zielzustand, gewissermaßen eine Lenkung des indifferenten Handlungsstroms, welche sich mit Kreibig als „ein Satz, welcher unter vollständiger Darlegung der Vorstellungen und Urteile eines Frage-Antizipats das Sollen der Beantwortung des Quaesits dieser Frage ausdrückt“ (Kreibig, 1914 23), beschreiben lässt. In anderen Worten: Für den objektivistischen Problembegriff fallen Aufgabe, Problem und Frage zusammen, weil sie gleichermaßen in der Antizipation der Antwort als anschauliche dem Handeln ein Sollen verschaffen, sodass ein Geltungsmaßstab für das Ergebnis der Handlung etabliert wird.

Die schematische Antizipation ist Grundlage dieser Richtungsbestimmung, der Schelers Entdeckung des Zieles im Verlaufe der Richtung diametral gegenübersteht. In diesem Unterschied manifestiert sich eine prinzipielle Abweichung: In der objektivistischen Tradition

ist das Lösen einer Aufgabe ein Produktionsprozess (production-like character), für den sich ein Ergebnis nur einstellen kann, insofern als es antizipiert wurde: „So zeigt sich das mit dem Auftreten des Reaktionswortes häufig verbundene Bewußtsein der Richtigkeit oder der Lösung davon abhängig, daß das Reaktionswort (wirklich oder vermeintlich) in der durch die Gesamtaufgabe geforderten Beziehung zum Reizwortgegenstand steht“ (ebd., 254f). Die Einheit des Problemlösungsprozesses wird dadurch gewährleistet, dass der spätere Zustand mit dem vormals antizipierten abgeglichen werden kann. Die (Schelerianische) Alternative ist hingegen auf die Anschaulichkeit des Zielbewußtseins nicht angewiesen. Lösung bedeutet für sie nicht bloß die Auflösung einer extrenalen Komplikation, sondern die Lösung einer erlebten Spannung. Die Einheit des Problembegriffes muss hier nicht durch den Bogen, der vermittelt der Antizipation zwischen dem Zustand vor dem Abschluss der Handlung und demjenigen danach geschlagen wird, external gerechtfertigt werden, sondern ergibt sich in der Eigenheit des Erlebens. Sie und ihre Implikationen darzustellen muss das Anliegen der folgenden phänomenologischen Neubegründung der Problemforschung sein.

### **3.1.2.6 Entscheidung**

Unter Berücksichtigung der begrifflichen Desambiguierungen, die unternommen wurden, um das Wesen des Problems aufzuzeigen, lässt sich die Behauptung entwickeln, dass der Großteil der verfügbaren Problembegriffe, allerdings insbesondere derjenigen, die, wie die Hauptströmungen der zeitgenössischen experimentalpsychologischen Forschung, auf den Pragmatismus gründen, mit dem Begriff der Entscheidung konvergiert. Der wesentliche bisher dafür angeführte Grund ist das aus der pragmatischen Handlungstheorie folgende mechanistische Verständnis von der Grundverfassung des Akteurs, der ein Problem hat. Er gründet in der funktionalistischen Überzeugung davon, dass die Kognition der (evolutionären) Anpassung an die Anforderungen (demands) der Umwelt des problemlösenden Organismus dient und somit zweckhaft ist. Sowohl für die Entscheidung der Zielsetzung als auch diejenige der Mittelwahl gilt in den betreffenden Theorien eine analoge adaptive Funktion.

Diese beiden Formen der Entscheidung unterscheiden sich letztlich allerdings nicht qualitativ, sondern lediglich in ihrer praktischen Nähe zum Ausgangszustand, wie sich im Begriff der „subgoals“ (Newell & Simon, 1972, 91) widerspiegelt. Die Grundform der Entscheidung zur Zielsetzung findet bei Agre ihren Ausdruck: „someone decides that a problem exists“ (Agre, 1982, 122). Unter diesen Voraussetzungen ist auch die Anerkennung der Problemformulierung durch die Theorie der Informationsverarbeitung zu beurteilen: „The problem space and the problem formulation already impose an overall organization on the problem

solving process“ (ebd., 88). Es handelt sich gerade nicht um die Berücksichtigung eines Problemerlebnisses, welches jenseits des Lösungsvorhabens stünde, sondern die Auffassung, dass bereits der Beginn des Prozesses seine Bedeutung durch das problemlösende Verhalten gewinne. Von der teleologischen Natur dieser funktionalen Problembegriffe zu sprechen, impliziert also stets die produktive (production-like) Verfassung des Lösens.

Die Analogie zur Entscheidung erhellt aus der Identifizierung des Problems mit der Aufgabe, denn die ‚Ergänzungsbedürftigkeit‘ eignet gleichermaßen dem bloßen Zielzustand ohne Ausgangszustand wie der Entscheidung vor dem Entschluss. Weil das Problem gewissermaßen bloß das Zu-Lösende ist, scheint sich der Akteur schon im Problemlösen zu befinden, sobald ein Problem gegeben ist. Es ließe sich in diesem Sinne sogar sagen, dass Probleme nur bemerkt werden, da die Problemlösung immer schon begonnen hat. In Anbetracht dieser Behauptungen über die besagte Analogie wird nachvollziehbar, weswegen die Begriffe ‚problem solving‘ und ‚decision making‘ in der psychologischen Literatur kaum voneinander getrennt werden: „Another area which is closely related to problem solving is decision making. In fact, it is not clear how the two differ“ (Goldstone & Pizlo, 2009, 2). Auch bei Newell und Simon findet sich die Vereinheitlichung von Entscheidung und Problemlösung in der Praxis:

A problem solving IPS is called upon to make four principal kinds of decisions: 1. At a knowledge state (a node in the problem space), to select an operation to be applied. 2. At a new knowledge state, to determine whether problem solving shall continue from this state or not. 3. At a knowledge state, to determine whether the knowledge state shall be remembered, so that return can be made to it at some later time. 4. At the decision to abandon a knowledge state, instead of continuing to search from it, to select another knowledge state as the backup state (Newell & Simon, 1972, 826).

Der Unterschied, der terminologisch zwischen ‚problem solving‘ und ‚decision making‘ vorliegt, kann auf unterschiedliche Forschungsströmungen zurückgeführt werden, wobei das ‚decision making‘ aus der rationalistischen Ökonomie und das ‚problem solving‘ aus der Psychologie beschränkter Rationalität stamme. Während diese den beschriebenen psychologischen Problembegriffen entspricht, findet jene in der ‚subjective expected utility‘ (SEU) Theorie ihren Ausdruck: „SEU theory defines the conditions of perfect utility-maximizing rationality in a world of certainty or in a world in which the probability distributions of all relevant variables can be provided by the decision makers“ (Simon et al., 1987, 12). In der

Empirie verweisen beide theoretischen Strömungen allerdings auf dieselben Verhaltensformen: „What chiefly distinguishes the empirical research on decision making and problem solving from the prescriptive approaches derived from SEU theory is the attention that the former gives to the limits on human rationality“ (ebd., 13).

Es lässt sich unterdessen auch dafür argumentieren, dass Problemlösen und die Entscheidungsfindung konzeptuell voneinander unterschieden sind: „decision making is the process of making a choice between two or from among several existing courses of action. Problem-solving, on the other hand, involves the invention of a new solution, different in meaningful and significant respects from any other known alternative“ (Solem, 1992, 402). Im Gegensatz zur obigen generischen Fassung des Begriffes ‚decision making‘, handelt es sich um eine Spezifizierung, Entscheidungen auf ‚existente Handlungsverläufe‘ einzuschränken. Mag dem *sensus communis* auch schnell ersichtlich sein, worauf die Disjunktion abzielt, ist es vor dem Hintergrund der zuvor ausgeführten Überlegungen zum Begriff des Neuen fragwürdig, wie der Unterschied zwischen ‚neuen Lösungen‘ und ‚existenten Lösungen‘ tatsächlich gefasst werden kann. Solems Ansatz wird in einer weiteren Anmerkung deutlicher: „the solution is tailored“ (ebd.). Mag der Begriff ‚tailor‘ ohne weitere Erklärungen zwar noch keine Klarheit verschaffen, so wird doch deutlich, dass ‚problem solving‘ im Gegensatz zum ‚decision making‘ als ein produktiver Vorgang, ‚decision making‘ also nur reproduktiv kategorisiert wird. Mit der Phänomenologie der Entscheidung muss jedoch unmittelbar erwidert werden, dass bei dieser Vorstellung der Begriff der Entscheidung auf denjenigen der ‚Wahl‘ beschränkt bleibt (vgl. Thomae, 1960, 16ff). Die entgegengesetzte Position findet sich bei Mintzberg et al.:

„Decisions may be classified by solution in four ways. First, the solutions may be given fully-developed at the start of the process. Second, they may be found ready-made, that is, fully-developed, in the environment during the process [...]. Third, custom-made solutions may be developed especially for the decision [...]. Finally, the solution may combine ready-made and custom-made features – ready-made solutions are modified to fit particular situations“ (Mintzberg et al., 1976, 251).

Die Autoren entwickeln ihr Konzept der Entscheidungsfindung auf Grundlage der Überlegungen von Newell und Simon, sodass sich eine implizite Homologie von Entscheidungsfindung und Problemlösung ergibt: „Our central framework resembles the Simon trichotomy, although we define the phases differently, using the terms identification, development,

and selection“ (ebd., 252). Entsprechend bezeichnen die Autoren das Problem – im Sinne der Antizipationsstruktur, die dem Problem in seiner Funktion als ‚Aufgabe‘ eignet – als ‚stimulus‘ der Entscheidung, wobei sie auch die teleologische Grundstruktur der funktionalistischen Problembegriffe bestätigen: „The need for a decision is identified as a difference between information on some actual situation and some expected standard“ (ebd., 253). Es ist somit nicht verwunderlich, dass Mintzberg et al. beispielsweise die Identifikation, der terminologisch für das ‚problem solving‘ die Problemfindung entspricht, als einen repräsentationalen Schritt des ‚decision making‘ beschreiben: „The identification phase of decision making comprises two routines in the framework of this paper: decision recognition, in which [...] problems [...] are recognized and evoke decisional activity, and diagnosis, in which management seeks to comprehend the evoking stimuli and determine cause-effect relationships for the decision situation“ (ebd., 252f). Dieser Erklärungsansatz ist eine der Schwierigkeiten des objektivistischen Problembegriffes, die sich in der bisherigen Untersuchung herausgestellt haben.

Diese Indizien sind ausreichend, um darzustellen, dass die konzeptionelle Parallele zwischen Problemen qua Problemlösungen und Entscheidungen salient ist und deswegen Aufschluss darüber gibt, wie Probleme in der gängigen experimentalpsychologischen Forschung begriffen werden: Insofern als Aufgaben der Zielsetzung dienen, welche ihrerseits notwendig auf die praktische Aktualisierung einer Lösung gerichtet sind, ist die jeweilige Annahme der Aufgabe die Entscheidung für das in ihr praktisch angelegte Handeln. In diesem Vorgang liegt der Unterschied zwischen Problem und Problemlösung vornehmlich darin, dass der Verhaltensimpuls im Problem möglich und im Problemlösen wirklich ist. Eigenschaften wie Schwierigkeit oder Inkonklusivität können somit auf das Lösen selbst attribuiert werden, weil sie Funktionen des Entscheidens sind – Entscheidungen zwischen den verschiedenen Pfaden des operativen Fortschreitens in einem Problemraum. In dieser Hinsicht erhellt auch, wie Anpassung und Entscheidung komplementär die Problemsituation umschreiben: Abstrakt besehen ist der Akteur mit mindestens der Möglichkeit, sich anzupassen oder sich nicht anzupassen, konfrontiert. Hierin besteht die elementare Minimalkonstellation der funktionalistischen Problembegriffe, der in den Illustrationen durch Pfaddiagramme sein graphisches Pendant findet. Die Frage der Motivation kann auf diese Weise auf die (biologische) Betroffenheit reduziert werden, die durch den Begriff der Aufgabe aufgefangen wird.

Wegen dieses Zusammenhangs erweist sich die Phänomenologie der Entscheidung als das eigentliche Feld des Urteils über die etablierten Problembegriffe im Hintergrund der psychologischen Problemlösungsforschung. In Thomaes Arbeit „Der Mensch in der Entscheidung“ findet sich eine besonnene Betrachtung der Fragestellung unter der Berücksichtigung verschiedener psychologischer Perspektiven: „Entscheidung ist offensichtlich eine der Formen, in welcher der Mensch auf eine multivalente, d. h. also mehrere Möglichkeiten enthaltende und in mehrfacher Richtung auffordernde Situation reagiert“ (Thomae, 1960, 18). In Anbetracht der Charakterisierung als ‚Reaktion‘ erklärt sich, weswegen die vermeintlichen Probleme in dieser praktischen Hinsicht Gegenstand der pragmatisch geprägten Analysen wurden – „Entscheidung sei eine Form des Reagieren auf einen Konflikt, wenn wir unter diesem Begriff das ‚gleichzeitige Bestehen oder Anlaufen von mindestens zwei Verhaltens-tendenzen‘ verstehen“ (ebd.).

Allerdings markiert Thomae eine grundsätzliche Schwäche der pauschalen Zusammenfassung aller Reaktionen auf multivalente Situation als Entscheidungen: „Eingeschlossen in eine Verwendungsweise des Begriffes ‚Entscheidung‘, wie sie eben skizziert wurde, ist die Annahme der Identität aller Reaktionen auf multivalente Situationen, von der Reaktion auf die Darbietung von zwei Äpfeln bis zur Berufswahl oder der Entscheidung für oder gegen einen Menschen. Es wird später zu zeigen sein, zu welcher verhängnisvollen Folgen diese ‚Identitätshypothese‘ führte“ (ebd., 19). Mit diesem Gedanken kann der terminologischen Unschärfe von ‚problem solving‘ und ‚decision making‘ begegnet werden: Nicht alle ‚Reaktionen auf multivalente Situationen‘ sind Entscheidungen *stricto sensu*. Vielmehr trifft Thomae eine Unterscheidung von vier Formen der Reaktion:

„Eine eingehende psychologische Analyse ergibt, daß solche Reaktionen auf multivalente Situationen in vier Hauptformen auftreten: 1) als sukzessive Ambitendenz, d. h. als Geschehen, das peripher, mit einer gewissen Autonomie der alternierenden Valenzen und ihres jeweils vorhandenen Potentials abläuft – 2) als Oberformung, d. h. als immer deutlicher werdende Tangierung und Einschaltung einer prospektiven, sichernden und möglichst weitgehend an den Gegebenheiten und Erfordernissen der Gesamtsituation orientierten Region; 3) als impulsive Regulation, d.h. als immer stärker ausgeprägtes Gefälle des Geschehens in Richtung auf die Befriedigung teilorientierter, oft in bezug auf die Gesamtsituation ‚blinder‘ Bedürfnisse; 4) als Entscheidung, d. h. als Erlebnis eines Konflikts zwischen existentiell bedeutsamen Zukunftsausrichtungen, der nur durch eine propulsive Weiterentwicklung des Kerns der Persönlichkeit beendet werden kann“ (ebd., 90).

Es kann hier nicht der Ort sein, diese Differenzierung des Entscheidungsverhaltens nachzuzeichnen, doch es lässt sich zugunsten der etablierten Forschungstraditionen der Problemlösungsforschung erwägen, diese Klassifizierung aufzugreifen. Zudem wird sich herausstellen, dass die an dieser Stelle beabsichtigte Untersuchung des Problems zu einer vergleichbaren Differenzierung gelangen wird, die komplementär angelegt ist. Argumentativ wichtiger ist an dieser Stelle jedoch, weswegen Thomae auf diese Unterschiede aufmerksam werden konnte, sie in der zuvor dargestellten Forschung aber nicht in Betracht gekommen sind. In Thomaes Überlegungen zu den gemeinsamen Merkmalen der Reaktionen auf multivalente Situationen deutet sich der Ursprung der unterschiedlichen Ansätze an. Von diesen Merkmalen sagt er: „1. Sie beziehen sich auf ein Verhalten der Erzähler, also auf ein ‚ich‘ in einem noch näher zu charakterisierenden Sinne, 2. sie beziehen sich auf ein künftiges Verhalten der Erzähler, 3. sie beziehen sich auf ein ‚ungeklärtes‘ Verhalten bzw. auf das Verhalten in einer ungeklärten Situation, 4. sie beziehen sich auf Versuche zur Klärung der Situation“ (ebd., 51). Es sind dabei die ersten beiden Punkte, die sich unter den Voraussetzungen einer externalistischen Psychologie nicht berücksichtigen lassen, wobei nicht etwa nur die bloße Subjektivität, sondern insbesondere dessen Bewusstseinsstruktur, hier explizit das innere Zeitbewusstsein, gemeint ist.

Die Form des Externalismus, die den Kognitivismus auszeichnet, ist auf eine Minimalform der Entscheidung angewiesen, um eine einheitliche Operation zu qualifizieren – eine elementare kognitive Funktion. Demgegenüber blickt die Phänomenologie ohne Formalismus auf die Einheit des Erlebens. Weil sie nicht konstellationistisch denkt, also keinen primitiven Mechanismus der Anpassung sucht, gewinnt sie die Offenheit für phänomenale Fülle. Auch die monokausale Motivation durch ‚demands‘ findet deswegen bei Thomae implizite Zurückweisung, wenn er betont, „daß für eine konsequente Phänomenologie die Begriffe ‚Antrieb‘ und ‚Motiv‘ Symbole für bestimmte Einheiten des Geschehens, nicht aber mögliche Erklärungsgründe für Konflikt und Verhalten darstellen“ (ebd., 21). Und weiter: „Gehalt, Richtung wie Größe (Intensität) von Antriebsregungen sind also Funktionen der Gesamtsituation und nicht solche von vermeintlichen spezialisierten konstanten Triebkräften“ (ebd., 70). Vor diesem Hintergrund kommt Thomae auch zu der Einsicht, dass eine Zielsetzung allein nicht hinreicht, problemlösendes Verhalten zu erklären, sondern die Berücksichtigung des für die jeweilige Situation gegebenen Sinnes vonnöten ist:

„Das Ziel der Bemühung aber ist nicht Beendigung der Unsicherheit und des Schwankens schlechthin, sondern eine Lösung des Problems, die jener allgemeinsten Sinnrichtung entspricht. Insofern tritt in dieser Aussage ein weiteres Merkmal der Auseinandersetzung mit multivalenten Situationen hervor: stets wird in ihnen ‚neben‘, ‚hinter‘ oder ‚über‘ den einander ausschließenden Antizipationen möglicher Selbstverwirklichung in der Zukunft eine allgemeinere Antizipation, wird hinter den Ausrichtungen auf konkrete Zwecke oder Sinnmomente eine allgemeine Richtung auf Sinn faßbar. Insofern erscheint in multivalenten Situationen in besonderer Weise das Phänomen, das Rudert mit dem Begriff der ‚Kulissenhaftigkeit‘ der Antriebsgeschehnisse umschrieb“ (ebd., 66).

Außerdem betont Thomaе, dass eine rein kognitive Betrachtung des Entscheidungsprozesses unzureichend ist. Damit meint er jedoch im Gegensatz zu Newell und Simon nicht, dass die Motivation ergänzt werden könne. Vielmehr richtet er sich auf die „affektive oder konative Verwurzelung von intellektuellen Leistungen“ (ebd., 77). Dieserart Komplexität der erlebten Bedeutung sprengt die Kapazitäten eines repräsentationalen Ansatzes und der evolutionären Adaptation. Stattdessen müssen diese sterilen Problemräume als eine Abstraktion begriffen werden, welche nicht die Herkunft des Problemlösen darstellt, sondern eine intellektualistische Konstruktion ausdrückt. Distanzierung ist dementsprechend nicht der originäre *modus operandi* des Problemlösers, sondern die Eigenschaft einiger prononcierter Extremfälle: „Die Kluft zwischen verschiedenen Möglichkeiten künftigen Verhaltens, die alle eine ‚existentielle‘ Motivation besitzen, schafft eine deutliche Distanzierung einer irgendwie zentralen, deswegen aber durchaus nicht ‚neutralen‘ Instanz für diese Möglichkeiten“ (ebd., 89).

Erst unter diesen Voraussetzungen einer gelebten Komplexität kann auch für die etablierten Ansätze die Differenzierung des Problembegriffes relevant werden. Weil die elementare Funktion des Problemlösens nicht ausreicht, um die Spielarten der Reaktionen auf multivalente Situationen abzubilden, erschließt sich die Frage nach Ursachen. Motivation rückt demnach von einer Randbedingung des Verhaltens in den Mittelpunkt der Betrachtung und der vornehmliche Blick auf die Mechanismen der Umwelt muss durch die Untersuchung des situierten Subjekts ersetzt werden.

### **3.1.3 Beurteilung der verfügbaren Einsichten**

Nach der Darstellung und der begrifflichen Revision der etablierten Problembegriffe ist ein zusammenfassendes Urteil die Grundlage des folgenden argumentativen Fortgangs. Als Ergebnis der begrifflichen Analysen lässt sich resümieren, dass wegen der pragmatischen Wurzeln der in der Psychologie dominanten objektivistischen und konstruktivistischen Auffassungen anstelle einer Berücksichtigung der Problemerkfahrung vielmehr Lösung, Ziel, Zweck

und Aufgabe die tatsächlichen Grundbegriffe darstellen. Diese Grundbegriffe dienen dabei vornehmlich der Untersuchung von ‚problem solving‘ bzw. ‚decision making‘, zumal die im Pragmatismus angelegte Verhaltens- und Praxisorientierung in der psychologischen Forschung zur Vernachlässigung des Erlebnisses und damit der eigenständigen Problemerkennung führt. In anderen Worten: Eine fundamentale Einschränkung besteht darin, dass empiristische Theorien sich lediglich daran ausrichten, welche Ereignisse beobachtet wurden, statt nach der Reichweite des Phänomens zu fragen. Deswegen sind die Probleme, von denen sie sprechen, strukturell limitiert.

Diese Limitierung betrifft allerdings nicht nur die Möglichkeit einer phänomenologischen Eidetik, sondern im gleichen Maße die ökologische Gültigkeit der etablierten Problembegriffe. Die Fruchtbarkeit des objektivistischen Denkens in den Wirtschaftswissenschaften indiziert die artifizielle Domäne seiner Relevanz. Es ermangelt der Berücksichtigung lebensweltlicher Komplexität: „This is partly because the classical paradigm of science and engineering – the paradigm that has underlain modern professionalism – is not applicable to the problems of open societal systems“ (Rittel & Webber, 1973, 160). Auch die Kritik an der vornehmlichen Untersuchung einfacher Probleme sowie die Berücksichtigung von ‚ill-defined problems‘ an ihrer Statt erreicht das Herz des Problembegriffs nicht, denn der Unterschied wird formal gesucht. Das Problemmaterial wird also systemisch gedacht, statt die Konstitution authentischer Komplexität im Erleben nachzuzeichnen. Anstelle der ökonomischen Kalküle wendet sich die Forschung zu ‚ill-defined problems‘ oftmals der Domäne der Politik zu, doch auch politische Herausforderungen bleiben beispielsweise hinter der Tiefe künstlerischer Probleme zurück.

Zum Urteil über diesen Sachverhalt soll eine argumentative Figur Schelers entliehen werden. Scheler (1923/2015) bekundete, dass diejenigen Theorien der Empathie, welche das Mitgefühl als einen bloßen Akt der Projektion verstehen, nicht schlichtweg falsch seien, sondern in ihrer Geltung auf diejenigen Phänomene der Gefühlsansteckung beschränkt seien, für das eigentliche Mitgefühl aber blind bleiben müssten. Ähnlich soll an dieser Stelle behauptet werden, dass die funktionalistische Grundkonzeption des Problems für eine beschränkte Klasse von Verhaltensweisen eine akkurate Erklärung zu liefern vermag, dabei jedoch andere Phänomene vernachlässigt, insbesondere die konstitutionell das Problemlösen fundierende Erlebnisschicht der eigentlichen Problemerkennung.

Diejenigen psychischen Tatsachen, welche für die etablierten Problembegriffe, vor allem aber den objektivistisch-kognitivistischen, erfolgreich zum Gegenstand werden, können mit

dem Ausdruck der ‚Zielsetzung‘ oder Aufgabe in Verbindung gebracht werden. Ihnen kommt der explizite Vorstellungsinhalt eines Endzustandes zu, der für die betreffende Handlung eine Repräsentation der Zwecke ist. Ziel bedeutet hier also nicht die Gerichtetheit des menschlichen Erlebens im Sinne des inneren Zeitbewusstseins, sondern die Abbildung der Verlaufsform, welche das prozessmetaphysische Urdatum des Pragmatismus ist. Verlauf bedeutet dabei, dass eine Homöostase produziert wird, sodass der Zweck jeder Veränderung in der Anpassung besteht. Die beschränkte Rationalität des zielsetzenden Akteurs ist folglich um eine Approximation – also einer Anpassung zweiten Grades – des tatsächlichen Verlaufs bemüht, wobei Schwierigkeit, Intransparenz oder Unsicherheit Beschreibungen für den Erfolg dieser Approximation sind, aber letztlich entweder Transformationen von bestehenden oder Übernahme neuer Informationen bedeuten. Das Herzstück dieser Vorstellung ist, dass jederzeit bereits die Grundlage einer operativen Entscheidung vorliegt, also ein Pfad zugunsten des Zieles eingeschlagen werden kann. Die kognitive Funktion des Problemlösens dient also ausschließlich den Zwecken des Organismus, die in der ‚(Auf-)Lösung‘ von Barrieren der Problemrepräsentation Ausdruck findet.

Nicht gelingt es auf diese Weise zu verstehen, wie ein Problem eine Situation prägt, also einen Modus, eine Weise des Erlebens schafft, in der Ziele allererst entstehen und deswegen unabhängig von externen Zwecken sind. ‚Sub-goals‘ verweisen vielmehr immer indirekt auf einen letztlich objektiven Zweck der Anpassung und bezeugen somit keine Autonomie der problematischen Erfahrung, sodass sie ohne Aufgabe ihre Relevanz einbüßen. In diesem Sinne ist auch die ‚beschränkte‘ Rationalität strukturell nicht mehr als eine substraktive Fassung der Rationalität und der problematischen Erfahrung kommt letztlich nur die Funktion zu, den Vorgang des Lösens zu initiieren. In diesem Sinne kann davon gesprochen werden, dass Probleme eigentlich Fehler sind, die es zu korrigieren gilt. Fehler meint dabei eine unzureichende Anpassung. Das kreative Potenzial der Probleme beschränkt sich folglich auf eine Optimierung, wobei die ‚Bedeutung‘ von erfolgreichen Problemlösungen in der Erweiterung eines Arsenal von Anpassungsstrategien besteht, nicht aber in der Expansion eines erlebten Sinnhorizontes.

Allein, an verschiedenen Sollbruchstellen des Funktionalismus ergab sich bereits die Perspektive einer den gesamten Phänomenbereich umfassenderen Betrachtung des Problems. Selbst der grundsätzlich an die Antwort gebundene Fragebegriff deutet in seiner phänomenologischen Betrachtung auf ein Surplus hin. Fragen sind ein spezifischer Aktcharakter, während Probleme als ein Lebenszusammenhang von noetischen Aktcharakteren in der Situation

zu verstehen sind, während andererseits Aufgaben als ein mögliches Beispiel ihres noematischen Materials zu verstehen sind. Die Begründung dieser Behauptungen kann allerdings nicht durch eine Erweiterung der etablierten Ansätze umgesetzt werden, sodass es der phänomenologischen Neubegründung der Problemforschung bedarf. Mit der „Notwendigkeit der Neubegründung der Fragestellung“ (Graumann, 1952, 72) ergibt sich auch, dass eine streng wissenschaftliche Phänomenologie des Problems nicht *ex negativo*, also im Rückgriff auf die Versäumnisse der etablierten Problembegriffe, verfahren kann. Die bisherigen methodologischen und begrifflichen Präliminarien dienen vornehmlich der Feststellung eines Desideratums, insofern als die verfügbaren Einsichten das Verständnis des Problems als psychischem Phänomen nicht erschöpfen. Von hier an gilt es eine radikale Öffnung zur unmittelbaren Erfahrung des Problems zu wagen.

### 3.2 Phänomenologische Neubegründung

Es gibt zwei ursprüngliche Eindrücke des Problematischen. Im Geiste von Buytendijks „Psychologie des Romans“ lassen sich diese Eindrücke mit dem genialen Blick des Schriftstellers aufspüren, denn „[d]ie psychologische Erkenntnis, die der Roman vermitteln kann, ist eine Daseinserkenntnis in dem Sinne, den dieser Begriff von Binwanger erhielt. Sie ist also ein implizites Wissen und ein Gegenwärtig-Sein mit unserem eigenmenschlichen Sein, wodurch wir anders und reicher in das konkrete Leben zurückkehren“ (Buytendijk, 1966, 30). So liest sich ebenfalls in einem Briefe Nietzsches: „Ihren Worten über Dostojewskij glaube ich unbedingt; ich schätze ihn andererseits als das wertvollste psychologische Material, das ich kenne“ (Nietzsche, 1888/1954, 1334f) Und auch Lewin ahnte: „The most complete and concrete descriptions of situations are those which writers such as Dostoevski have given us“ (Lewin, 1936, 13). Der erste der besagten Eindrücke ist, dass etwas ein Problem sei. Dass etwas ein Problem ist, lässt sich etwa in einem Urteil feststellen. In der Sprache lässt es sich auch in der Form ‚das Problem des ‚Übergangsmenschen‘ ausdrücken, wie in Conradis „Ein Kandidat der Zukunft“ von 1890:

„Im Laufe des letzten Winters saß ich – in München – eines Abends in einer Gesellschaft neben Hermann Lingg. Ich sprach zu ihm von dem Probleme des ‚Übergangsmenschen‘. ‚Ja! das ist ein Problem‘, sagt der Liebling meiner Jugend, der teilnehmende, ratende, zeigende, hoffende, wissende Freund meiner Dichterjugend, in seiner sanften, leisen, stillen, stillgewordenen Art ... ‚Ja! das ist ein Problem!‘ Nun also: was für eins denn –?

Um diesen Punkt herum, dessen geographische Lage ebensowenig genau bestimmt werden kann, wie es schwierig ist, eine exakte, kurzangebundene, identisch deckende Definition seines Wesens zu geben, breiten sich zahllose Assoziationsschichten, zahllose Verwandtschafts- und Ähnlichkeitsbezüge herum.

Enthusiasmiert den ‚Übergangsmenschen‘ eine in nachdrücklichen Metallfarben transparente Zukunftshoffnung; befruchtet ihn ein erschautes, vielleicht nur von ihm allein erschautes Morgenrot? Ist er das Glied einer Gruppe, einer größeren oder kleineren Gruppe – oder nur eine, vielleicht hartnäckig-trotzköpfige, vielleicht zaghaft-diskrete, reservierte Zeiterscheinung, die als solche in irgendeiner Form einen anklagenden, abweisenden, revolutionären Gegensatz zur Zeit, zu unserer Zeit oder zu einer Zeit überhaupt darstellt? Welches ist das Wesen eines geschichtlichen ‚Übergangs‘? Steht nicht a priori jedes Menschenkind – hier nur in bezug auf sein Recht gefragt, einmal historisches Inventarstück zu werden – mit dem einen Beine immer in der Vergangenheit, mit dem anderen immer in der Zukunft?“ (Conradi, 2016, 81).

Ein weiteres Beispiel, das ‚Problem Periander-Lykophron‘, findet sich in Hauptmanns ‚Griechischer Frühling‘:

„Periander, auf dem Burgfelsen hausend, Tyrann von Korinth, allmählich ähnlich wie Saul, ähnlich wie der spartanische König Pausanias, in einen finsternen Wahnsinn versinkend. Leidend an jenem unausbleiblichen Schicksal großer Herrschernaturen, die nach erreichtem Ziel von jenen Dämonen verfolgt werden, die ihnen dahin lockend voranschritten. Er hatte die Einwohnerschaft Korinths von den furchtbaren Felsen herunter terrorisiert und dezimiert. Er hatte Lyside, die Tochter des Tyrannen Prokles, geheiratet, der zu Epidauros saß. Die Gattin, zärtlich von ihm Melissa genannt, ward später von ihm aus unbekanntem Gründen heimlich ermordet: zum wenigsten wurde ihr Tod Periandern zur Last gelegt. Prokles, Lysidens Vater, ließ eines Tages vor den beiden inzwischen herangewachsenen Enkeln, Kypselos und Lykophron, den Söhnen Melissens und Perianders, Worte fallen, die besonders dem Lykophron eine Ahnung von dem Verbrechen des Vaters aufgehen ließen, und diese Ahnung bewirkte nach und nach zwischen Sohn und Vater den tiefsten Zerfall.

Der große Brite hat die Tragödie eines Sohnes geschrieben, dessen Mutter am Morde ihres Gatten, seines Vaters, beteiligt war. Er hat die psychologischen Möglichkeiten, die in dem Vorwurf liegen, nicht bis zu jeder Tiefe erschöpft. Wie denn ein solcher Gegenstand seinem Wesen nach überhaupt unerschöpflich ist, derart zwar, daß er sich selber in immer neuen Formen, aus immer neuen Tiefen manifestieren kann. Vielleicht ist das Problem Periander-Lykophron noch rätselvoller und furchtbarer, als es das Rätsel Hamlets und seiner Mutter ist. Dabei hat dieser göttliche Jüngling Lykophron mit dem Dänenprinzen Ähnlichkeit ... man könnte ihn als den korinthischen, ja den griechischen Hamlet bezeichnen“ (Hauptmann, 1908, 209).

Wassermanns ‚Christian Wahnschaffe‘ sei ein drittes Beispiel, ‚das Problem der Schamhaftigkeit‘, entliehen:

„Der Pastor sann. Bisweilen schaute er Christian forschend an, dann ließ er die Augen wieder sinken und sann. ‚Ich bin ziemlich betroffen von Ihren Worten,‘ gestand er endlich. ‚Ich muß sagen, daß mich vieles daran überrascht, ja fast alles. Mich dünkt, ich gewinne jetzt einigen Einblick. Sie fordern Rat von mir. Nun ja.‘ Er sann wieder, heftete wieder einen Blick auf Christian: ‚Sie verzichten demnach auf Ihr Vermögen; Sie verzichten auf die jährlichen Einkünfte, die Ihnen die Familie, die Firma bisher ausbezahlt hat. Schön. Man wird diesen Verzicht anerkennen. Daß Sie niemals wieder die Hand danach ausstrecken werden, will ich gern glauben; die Art, wie Sie sich binden, ist verpflichtender als ein feierliches Gelöbniß. Sie haben mit der früheren Existenz abgeschlossen. Man wird dies auf der andern Seite drüben respektieren, ohne allen Zweifel. Ich verstehe die innere Pein, die Ihnen die Frage verursacht, welchen Spielraum Sie sich für Ihren persönlichen, leiblichen Bedarf gewähren sollen, für die Zeit des Anfangs, die bitter sein wird und voll Überwindungen. Ich verstehe es; es ist ein Problem der Schamhaftigkeit; es setzt sich in Widerspruch zu Ihrer Gebärde, zu Ihrem Gefühl. Ich verstehe es““ (Wassermann, 1928, 77).

Es zeigt sich in diesen prosaischen Impressionen das Problem als Form, die sich ergibt, sobald und sofern sich eine Lage einstellt, die Situation eine prägnante Gestalt annimmt. Dabei kann der Inhalt, der Gegenstand oder das Material – phänomenologisch: das Noema –, der durch das Problem geprägt wird, zunächst unterschiedlicher Natur sein, die Probleme haben also diverse Themen. Es handelt sich bei diesen Themen aber stets um problematische Themen, die noetische Form ist ihrem noematischen Inhalt gegenüber also nicht indifferent: Der ‚Übergangsmensch‘ wird als Problem zu etwas anderem als der bloße Mensch im Übergang. Es wäre also gerade falsch zu behaupten, der Inhalt sei dem Problem beliebig. Im Gegenteil ist es, poetisch ließe sich von Schicksal sprechen, nur dieser Gegenstand, der ein Problem ist.

Als problematischer ist dieser Gegenstand eine Einheit, die aufgelöst zu werden droht, sobald der Versuch unternommen wird, den Gegenstand aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Mit diesem Perspektivwechsel mag das Problem möglicherweise als reine Willkür und unbegründet erscheinen – ein mathematisches Problem wird zum Zahlenspiel oder ein politisches Problem zur Machtfrage, ein moralisches Problem wird relativ auf den Standpunkt und ein existenzielles Problem verschwindet bei Preisgabe des Egozentrismus. Auch der Übergang zum Problemlösen kann als eine Transformation dieser Art, wenn auch als eine maßgebliche, verstanden werden.

Das ‚Problem der Schamhaftigkeit‘ stellt sich in einer fragilen Spannung ein, die nicht generalisiert werden kann, auch wenn es sich freilich nicht auf Christians Fall beschränken muss: Wenn sich jemand schämt, kann es das Problem der Schamhaftigkeit geben, aber das

ist keine Notwendigkeit. Für Christian ergibt es sich, weil es sich in genau dieser Lage aufdrängt, weil er mit ihm konfrontiert ist, es ihm begegnet oder widerfährt. Dabei kann nicht ohne Weiteres benannt werden, ob es der Vermögensverzicht, das Gelöbnis, die Bedürftigkeit oder die damit verbundenen Gefühle sind, die das Problem der Schamhaftigkeit beschwören. Es ist schlichtweg nicht eine bestimmte Ursache, denn das Problem findet sich als ganzes in Unmittelbarkeit an. Deswegen kann auch eine einzelne Instruktion nicht gewährleisten, dass jemand ein Widerfahrnis oder gar ein problematisches Widerfahrnis erlebt. In anderen Worten: Vielleicht ließe sich eine Szene beobachten, in der sich ein Problem einstellt, doch dass es den redensartigen Tropfen gab, der das Fass zum Überlaufen brachte, unterscheidet ihn nicht von allen vorherigen Tropfen im Fass. Phänomenologisch beschrieben handelt es sich bei Instruktionen für Aufgaben nicht um einen Einfluss auf die noetische, sondern die noematische Seite der Erfahrung, also ihren Inhalt, der seinerseits Gegenstand verschiedener Formen des Erlebens werden kann.

Entscheidend ist vielmehr, dass sich genau eine Lage sedimentiert, also nicht sogleich umschlägt, vielleicht sogar unausweichlich ist, in der etwas problematisch ist. Was das Problematische selbst ist, d. h. die Bestimmung dieser Lage als problematische, ermöglicht sich sodann in der phänomenologischen Blickwendung auf Lösbarkeit, Problemdruck und den Problemhorizont, doch als erste Eigenheit der Problemerkennung – mag sie auch nicht ausschließlich das Problem betreffen, sondern vielmehr das Erlebnis von Situationen verschiedener Form – ist der Charakter des „Widerfahrnis“ im Sinne von Waldenfels festzuhalten:

„Unter dem griechischen Ausdruck Pathos oder dem deutschen Ausdruck Widerfahrnis verstehe ich die Urtatsache, daß uns etwas zustößt, zufällt, auffällt oder einfällt, daß uns etwas trifft, glückt und auch verletzt wie das touché aus dem Fechtkampf. Überraschendes und Ungewöhnliches kann aus minimalen Veränderungen hervorgehen, die eine Tiefenwirkung entfalten. Sie äußern sich sinnkräftig in der Form eines plötzlichen Aufblitzens, eines explosiven Knalls oder einer Erschütterung. Sie können in nächster Nähe auftreten oder in weiter Ferne wie das Aufleuchten eines neuen Sterns oder der mühsam errechnete Urknall des Universums“ (Waldenfels, 2015, 20).

In sämtlichen dieser Ausführungen bricht sich Bahn, dass der erste Eindruck, dass etwas Problem ist, auf einen zweiten, mit jenem aber auf eine natürliche Weise verwobenen Eindruck verweist, nämlich, dass ‚jemand ein Problem hat‘. Während das ‚jemand‘ hier den wichtigsten Unterschied markiert, ist es zugleich auch die Abweichung zwischen ‚Problem sein‘ und ‚Problem haben‘, die hervortritt. Ein Problem, das jemand hat, ist auch stets ein

Problem, doch es mag Probleme geben, die Probleme sind, obwohl sie niemand hat, oder vielmehr, obwohl sie niemand Bestimmtes, insbesondere kein Anwesender hat. Es handelt sich etwa um Probleme der Wissenschaft, die den Anschein geben, der Begriff des Problems könne doch generalisiert werden. Allein, auch diese Probleme weisen virtuell darauf hin, dass jemand sie hat, selbst wenn es sich dabei um eine idealisierte Perspektive wie diejenige einer Wissenschaft als solcher handelt. Daraufhin, was es nun aber bedeutet, dass jemand ein Problem hat, ist erneut der feinere Sinn der Künstler zu befragen. Zunächst einen Teil aus einem Dialog in Otto Ernsts Drama „Jugend von heute“:

„Hermann: Was ich fortzulaufen hatte? Das will ich dir sagen. Ich hatte mit einem Male einen Einfall. Ich sah einen Weg, ganz breit und hell sah ich den Weg, auf dem meine Arbeit weitergehen muß – ich kann dir das nicht so sagen, du verstehst das nicht, das läßt sich überhaupt noch gar nicht sagen, das ist ganz vage, weißt du, und doch sicher, ganz sicher – da hielt ich's in der Gesellschaft nicht mehr aus; ich mußte hinaus, hinaus, hinaus!

Erich: Du bläst also zurück zum Stumpfsinn.

Hermann: Nein, zur Arbeit.

Erich: Also zum Stumpfsinn.

Hermann (leidenschaftlich): Nein zur Arbeit, Goßler! – (Ruhiger:) Ich habe dir schon lange etwas verheimlicht, Goßler. – Das will ich dir jetzt gestehen. Mich quält eine Angst, Goßler, ich möchte es – Lebensangst nennen. In diesem letzten halben Jahr, das ich mit Nichtsthun verbracht habe, ist sie immer furchtbarer angeschwollen. Das Leben, das ich nicht lebe, wächst mir zu furchtbaren Massen an und drückt auf die Brust wie ein ungeheurer Alp. Mir ist; als müßt' ich um Hilfe schreien; wie ein Ertrinkender, wie ein ganz Verlassener! (Schnell und eifrig:) Sieh, das ist so: Ringsherum ist Leben und Streben – und ich stehe still. Endlose Ströme der Kraft brausen an meinen Ohren vorüber – und ich bleibe unrettbar zurück. Das ist grauenvolle, wahnsinnige Einsamkeit. Ich stehe plötzlich allein im endlosen Weltraum und von den Millionen Millionen Wesen fragt nicht eines mehr nach mir, weiß nicht eines mehr von mir –

Erich (lacht höhnisch auf).

Hermann (packt ihn bei den Schultern und schüttelt ihn): Mensch, lache nicht, es ist mir so ernst (indem er Erich mit gewaltsam hervorbrechendem Schluchzen um den Hals fällt): es ist mir so furchtbar ernst!

Erich (steht regungslos da; nur die Gesichtszüge verraten tiefe Erregung; er beißt die Lippen, um das Zucken des Mundes zu beherrschen).

Hermann (nachdem er sich gesammelt, ruhig): Entschuldige – diese – Explosion; sie kam mir selbst unvermuttert. – Sieh mal – und seitdem mein Problem sich wieder rührt da drinnen – bricht eben (die Fäuste ballend) eine wilde Arbeitsfreude aus allen Poren – ich hätte ja nächstens ein Beil genommen und die Wände eingehauen, (lächelnd) wenn sich nicht glücklicherweise eine bessere Arbeit gefunden hätte“ (Ernst, 1900, 98f).

Dann ein Aphorismus aus Morgensterns „Weltbild: Episode, Tagebuch eines Mystikers“:

„Immer wieder kommt mir die Szene auf Golgatha ins Gedächtnis, immer wieder komme ich zu mir selber wie Christus und frage mich: Und Du schläfst! Und ich fahre auf und Scham übergießt mich ganz und ich erwache zu mir selbst. Aber nur ein Kleines, so bin ich wieder im Halbschlaf. Und wieder tritt mein Selbst an mich heran, rührt mir ans Herz, daß ich wie verwundet aufschrecke und zum wievielten Male! das traurige Wort vernehme: Du schläfst! Wie – wäre mein Problem dies: Eine Natur, auf der Grenze geboren, wo das Mittelmäßige und das Außerordentliche zusammenstoßen, ein Mensch, zu groß, zu reich, zu tief, im Gewöhnlichen zu verharren und doch zu klein, zu arm, zu seicht, zu verharren im Ungewöhnlichen? Mir fällt ein Vers aus meinen ersten Jünglingsjahren ein, jenen Jahren, deren damals noch ganz anders zehrende Ohnmacht ich durch den ausdauernden Schritt nach nur einem Ziel in zwei Jahrzehnten wenigstens bis zu einem gewissen Grade überwand: ‚Ich möchte schwächer sein und bin es nicht, ich möchte stärker sein und bin es nicht, und daß ich stärker nicht noch schwächer bin, als wie ich bin, das ist's, was mich zerbricht,‘ Und auch das fällt mir ein: Wie ich mich früher gehaßt habe. Gehaßt bis zu bitterster Todfeindschaft, die mir vielleicht nur aus Zufall nicht den Garaus machte. Und all mein Flehen um Tiefe fällt mir ein, das der alte Gott noch hören mußte und erfüllen sollte. Ein Mensch also gemacht aus Edelmetall und taubem Erz, zerspalten in Reichtum und Armut, Vermögen und Ohnmacht! Emporfahrend aus seiner Niedrigkeit, den Himmel des Seherischen und Schöpferischen in seine Arme herabzureißen, ihn erblickend in all seiner Herrlichkeit, und seiner flüchtigen Hoheit wieder entschlummernd in den Schlaf des Alltäglichen, von neuem erwachend nach kurzem Traum im Tal des unfruchtbaren Todes. Das wäre ich! Das bin ich?“ (Morgenstern, 1908/1922, 261f).

Zuletzt eine Passage aus Moszkowskis Autobiographie:

„Als ich mir vornahm, einen Lebensbericht zu schreiben, zeigte sich mir in der Ferne ein lockendes Ziel. Ich wollte versuchen, die Entwicklung meiner eigenen Gedanken ins Licht zu setzen, nicht der Alltagsgedanken, die den Alltagserlebnissen entsprechen, sondern der besonderen Ideen, die mich als literarische Person kennzeichnen. Vor mir und in mir sah ich die Möglichkeit einer Darstellung, die den meisten Selbstbiographen fremd bleiben muß, da ihnen ihr Leben nur als eine Kette von Geschehnissen gegenwärtig ist, ohne daß sie imstande wären, von inneren Erlebnissen bis zum Entwerfen von Weltbildern vorzudringen. Wenn ich die Kühnheit bekenne, mir diese Möglichkeit zuzutrauen, so wende ich mich zunächst an diejenige Schar meiner Leser, die sich bereits mit meinen früheren Schriften vertraut gemacht und in ihnen das Besondere meiner Denkweise herausgefunden hat. Ihnen will ich andeutungsweise erzählen, wie diese Ideen mit meinem Werdegang zusammenhängen, mit dem also, was man gewöhnlich, ungenau genug, als die Tatsachen des Lebens bezeichnet. Und vielleicht gelingt es mir, über diese Schar von Lesern hinauszugreifen nach anderen, die ich mir durch eine persönliche Darstellung gewinnen könnte; etwa wenn ich ihnen von meinen Kontakten mit anerkannt bedeutenden Menschen berichte, mit Berühmtheiten, die mich anregten und nachher in geistige

Wechselwirkung mit mir traten; die mir vielfach mit lebhaftem Echo zu erkennen gaben, daß sie von meiner Gedankenarbeit mit Genuß und Gewinn Kenntnis genommen haben.

Zu diesem Zwecke wird es unausweichlich, mich mit dem Empfänger meiner Bekenntnisse über die Tonart des Berichts zu verständigen. Es würde auf ein Gerede ohne Beweiskraft hinauslaufen, wenn ich hier die Kokarde der Bescheidenheit aufsteckte. Wie könnte ich meine Probleme als Erlebnisse darstellen, wenn ich nicht auch von deren Eindruck auf andere berichtete, und wie könnte ich von solchen Eindrücken reden, wenn ich mir Gewalt antäte, um die Genugtuung darüber demütig zu vertuschen? Da würde zwischen den Zeilen die Unwahrhaftigkeit hervorgrinsen, und ich käme mir lächerlich vor in der Rolle eines Menschen, der sich künstlich auf den Ton der Gnadenarie stimmt, während er zu ganz anderen Tönen beglaubigte Veranlassung hat. Es muß schon etwas drinstecken in Gedankenarbeiten, die aus der Klausur eines Unzünftigen mit starken Wirkungen hinausdringen, und mir liegt es ob, diese Wirkungen in Evidenz zu setzen, nicht aber sie redensartig zu verschleiern“ (Moszkowski, 1925, 250f).

Diese Erlebnisse, als die Moszkowski seine Probleme wiederzugeben bestrebt ist, sind mit Hermanns inbrünstiger Rührung durch sein Problem und des Mystikers existenzieller Berufung, die zu seinem Problem wird, inwendig verwandt. Es handelt sich bei Problemen gleichsam um die Beschaffenheit einer einzigartigen Lage, die nicht von ihrem Träger getrennt werden kann. Dabei ist es nicht erklärungsbedürftig, was der Inhalt ist, und auch dann, wenn er vollständig vorgestellt worden ist, mag verborgen bleiben, weswegen er ein Problem ergeben sollte. Das Problematisieren einer Lage ist ferner keine intellektuelle Leistung, in der lediglich etwas verstanden werden müsste. Das gilt uneingeschränkt auch für die abstrakt begriffenen Probleme der Mathematik oder Politik, die allzu oft von unzufriedenen Schülern geleugnet und verkannt werden. Die Quadratur des Kreises wird nicht um ihrer selbst willen zum Problem, sondern muss für jemanden zum Problem werden.

Dieser Aspekt des Problematischen entspricht Heideggers Auffassung der Jemeinigkeit: „Das Seiende, dessen Analyse zur Aufgabe steht, sind wir je selbst. Das Sein dieses Seienden ist je meines. Im Sein dieses Seienden verhält sich dieses selbst zu seinem Sein. Als Seiendes dieses Seins ist es seinem eigenen Sein überantwortet“ (Heidegger, 1926, 41). Unter der Jemeinigkeit ist also mehr als lediglich die Eigenheit einer subjektiven Perspektive, also die ‚for-me-ness‘, etwa in der Beschreibung Nagels, ausgedrückt, nämlich der Umstand, dass ein Problem sich nur durch ein Subjekt ergibt. ‚Durch ein Subjekt‘ bedeutet aber nicht ausschließlich ‚in einem Subjekt‘ wie es für den subjektivistischen Problembegriff gilt. Gemeint ist vielmehr dasjenige, was sich mit Scheler als Sachverhalte begreifen lässt, die ‚an sich‘ nur ‚für mich‘ sind, also etwa die individuelle Präferenzordnung, die weder willkürlich noch

zufällig, sondern schicksalhaft und unumstößlich ist, aber nicht für jeden zwingend. Auch das Problem ist nicht beliebig und es kann auch von anderen nachvollzogen ebenso wie inhaltlich ohne Beschränkung anerkannt werden, weswegen es sich um ein Problem handelt, doch dieses Problem selbst zu haben, ergibt sich daraus nicht notwendig. Stattdessen ist es möglich gegenüber der Situation eine andere Einstellung einzunehmen, wovon noch zu sprechen sein wird.

Die Jemeinigkeit des Problems ist keine rein possessive Auszeichnung, es handelt sich nicht um eine Privation gegenüber dem Anderen. Vielmehr ist der jeweilige Träger des Problems notwendiges konstitutives Element des Problematisierens – dementsprechend kann die Konstitution des Problems ebenfalls in einem Akt kollektiver Intentionalität, in der ein gemeinsames Subjekt gegeben ist, geschehen, nicht aber ohne jedwede Form der Intentionalität. Die Konstitution eines Problems kann sich für dasselbe Thema auch wiederholen, etwa dort, wo Schüler die Arbeit ihrer Meister fortsetzen. Dieses Problem wird gegenüber jenem eine andere Bedeutung haben, es wird seine Träger auf eine andere Weise im Bann halten, weil die Problematisierung des Themas eine eigene Geschichte und einen eigenen Ursprung hat:

„Nicht jedes Seiende hat einen Ursprung; so ist zum Beispiel ein Gemachtes auf ein Machen angewiesen, es ist von einem ihm Fremden verursacht und wird in seinem Anfang und in seiner Dauer von diesem bestimmt. Was dagegen einen Ursprung hat, entfaltet sich aus sich selbst und geht in seine eigene Zeit hervor. Ursprung ist dann nicht der Augenblick des Beginns und ist nicht das, was das Seiende gleichsam von außen her erzwingt. Ursprung ist das, was das Seiende sein läßt, d. h. aufgehen läßt in die Dimensionalität und in die volle Weite seines Wesens“ (Rombach, 1952/1988, 10).

Was der Pragmatismus nicht sieht, ist, dass dieselbe Lösung auf unterschiedliche Probleme mit demselben Thema anzuwenden grundsätzlich unterschiedliche Bedeutungen hervorruufen kann. Auch die Aufgabeninstruktion kann die Problem-Erfahrung nicht erzwingen, wie Novalis ahnte: „Die Verwandlung eines Satzes oder mehrerer in ein Problem ist eine Erhebung. Ein Problem ist weit mehr als ein Satz“ (Novalis, 1993, 161). Zu wissen, dass ein Thema einst problematisch gewesen ist, rechtfertigt, von dem entsprechenden Problem, etwa dem ‚Problem des Übergangsmenschen‘, zu sprechen, doch die Fragen, die sich Conradi stellt, offenbaren, inwiefern er damit ringt, die Erfahrung des Problems für sich heraufzubeschwören, das Problem zu verorten und zu fassen zu bekommen. Dieses Problematisieren

ist die Grunderfahrung des Problematischen und setzt sich fort, solange das Problem besteht, ein beständiges Horchen auf die Resonanz des Themas in der eigenen Lebenswelt.

Allein, diese Bestimmung des Problems weist bereits über die beiden Grundmerkmale des Widerfahrnis-Charakters einerseits, der die Situation, in der sich jemand befindet, so ließe sich mit Marcel sagen, dadurch auszeichnet, „daß sie mich angeht, daß sie sich an meinem Sein reibt und mich zwingen will, eine dauernde Veränderung über mich ergehen zu lassen“ (Marcel, 1964, 42), und der Jemeinigkeit andererseits hinaus. Beide sind für das Problematische nicht exklusiv, sondern beschreiben die grundsätzlichen Prägungen von Situationen, die allerdings auch andere Einstellungen gegenüber ihnen hervorrufen können, etwa Herausforderungen oder Verhängnisse. Was das Phänomen des genuin Problematischen auszeichnet, sei im Folgenden durch die Begriffe des Problemdrucks, der Lösbarkeit und des Problemhorizonts zu charakterisieren versucht.

### **3.2.1 Lösbarkeit**

In Goethes Reflexionen findet sich eine bedeutsame Erkenntnis: „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genügt. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt“ (Goethe, 1982, 540). Nicht Herr der Lage zu sein, also ihr Schwanken zu erleben, umreißt die erste Eigenheit des spezifisch Problematischen jenseits seiner situativen Natur, die durch Widerfahrnis und Jemeinigkeit bestimmt wurde. ‚Problematische Natur‘ ist eine charakterologische Beschreibung derer, die dazu neigen, sich in dieser Art Situationen zu begeben. Es ist das Erlebnis einer Ungewissheit über dasjenige, was dem Subjekt widerfährt. Ungewiss sind dabei die Möglichkeiten der jeweiligen Situation. Damit ist allerdings nicht die Kenntnisnahme einer Wissenslücke gemeint. Zwar mag das problemlösende Verhalten, für das sich jemand wegen seines Problems entscheidet, in einer momentanen Wissensaneignung bestehen, doch diese Handlung tritt jeweils erst zum Problem hinzu. Die im Problem erlebte Beziehung zwischen Ungewissheit und Möglichkeit ist anderer Natur. Ungewissheit ist nicht ausschließlich als epistemischer Zustand bestimmt, sondern als existenzielle Offenheit, es handelt sich um das Gegenteil der Habitualisierung, die sich in der Lebenswelt eines jeden durch passive Synthesis einstellt, wenn sich Erwartungen erfüllen, wie es Husserl zu beschreiben gelang: „Nun ist aber zu beachten, daß dieser Prozeß der Erfüllung, die besondere Erfüllung ist, auch ein Prozeß der näheren Kenntnisnahme ist, und nicht nur einer momentanen Kenntnisnahme, sondern zugleich ein Prozeß der Aufnahme in die bleibende, habituell werdende Kenntnis“ (Hua, XI, 8). Mit Schütz lässt sich von der Ungewissheit also

sagen, dass eine ‚Sedimentierung‘ von Gewohnheiten nicht stattfindet. In anderen Worten: Die Ungewissheit des Problems bedeutet, dass keine routinierte Normalität etabliert werden kann.

Ferner ist der Begriff der Möglichkeit hier nicht relativ auf die jeweils vorliegende Konstellation, also eine praktisch erreichbare Permutation von Zuständen, beispielsweise die Überlegung, dass etwas auch an einem anderen Ort sein könnte – „wobei wir Ungewißheit nicht bloß als Privation der Gewißheit verstehen, die ja den Fall der Negation umspannen würde, sondern Ungewißheitsmodalitäten ‚meinen‘, die keine Entscheidung enthalten. Wo immer ein Bewußtsein den Modus Gewißheit verloren hat und in Ungewißheit übergegangen ist, ist auch die Rede von Möglichkeiten“ (ebd., 39). Dadurch dass es sich um ungewisse Möglichkeiten handelt, erweitert sich die Reichweite: Die Lage selbst ist für denjenigen, der mit ihr ein Problem hat, nicht genugtuend, sodass er über ihre Ränder hinausstrebt – danach strebt, den äußeren Horizont seiner Erfahrung zu erweitern – und sich der bloßen Erwartung auf dem Grund des Verfügbaren enthält: In einem verwandten Gedanken spricht Marcel von ‚Umwandlung‘. Möglichkeit meint dementsprechend eine Veränderbarkeit, die wesentlich anders als die Fortsetzung dispositioneller Tendenzen ist, ähnlich der Virtualität bei Deleuze. Doch zugleich ist die ungewisse Möglichkeit keine optimistische Verklärung, keine bloße Ablösung von der gegenwärtigen Lage zugunsten ungeahnter Potenziale: „Der Optimist ist derjenige, der die feste Überzeugung oder in gewissen Fällen einfach das unbestimmte Gefühl hat, daß die Dinge ‚sich einrichten‘ müssen“ (Marcel, 1964, 34). Im Problem bleibt vielmehr der ‚ungeheure Widerstreit‘ bestehen – wer ein Problem hat, ist an seine Lage gebunden, ohne sich mit ihr abzufinden. Die Möglichkeit, die im Angesicht der Ungewissheit entsteht, sollte deswegen als organische charakterisiert werden, die einer mechanischen gegenübersteht – in diesem Sinne meint ‚organisch‘ insbesondere ‚lebendig‘ in dem Sinne, in dem Marcel von „Zug oder Inbrunst zum Leben“ (ebd., 45) spricht. Dieser Gedanke entspricht Bergsons Idee, dass das Leben als organisches zu einer schöpferischen Evolution befähigt ist, die sich von der Linearität der Determination unterscheidet:

„Autre chose est pourtant fabriquer, autre chose organiser. La première opération est propre à l'homme. Elle consiste à assembler des parties de matière qu'on a taillées de telle façon qu'on puisse les insérer les unes dans les autres et obtenir d'elles une action commune. On les dispose, pour ainsi dire, autour de l'action qui en est déjà le centre idéal. La fabrication va donc de la périphérie au centre ou, comme diraient les philosophes, du multiple à l'un. Au contraire, le travail d'organisation va du centre à la périphérie. Il commence en un point qui est presque un point mathématique, et se propage autour de ce point par ondes concentriques qui vont toujours

s'élargissant. Le travail de fabrication est d'autant plus efficace qu'il dispose d'une plus grande quantité de matière. Il procède par concentration et compression. Au contraire, l'acte d'organisation a quelque chose d'explosif: il lui faut, au départ, le moins de place possible, un minimum de matière, comme si les forces organisatrices n'entraient dans l'espace qu'à regret"<sup>32</sup> (Bergson, 1908, 100f).

Wer ein Problem hat, richtet sich in existenzieller Ungewissheit auf Möglichkeiten, die in seiner Lage gegeben sind, obwohl sie sich auf Grundlage derjenigen Kenntnisse, die ihm gewiss sind, nicht extrapolieren lassen können. Es ist diese Eigenheit des Problems, die es gestattet, etwas zu versuchen, also sich auf eine Unternehmung einzulassen, deren Ergebnis zuvor nicht gewiss sein konnte, etwas Anderes als eine Herstellung ist. Versuche dieser Art sind Lösungsversuche, aufgelöst wird dabei der ‚ungeheure Widerstreit‘ selbst, der in der Spannung zwischen Ungewissheit und Möglichkeit, nicht aber etwa zwischen verschiedenen Handlungsalternativen, manifestiert ist – wer ein Problem hat, richtet sich in seiner Ungewissheit nicht bloß urteilend oder bemerkend auf die Möglichkeit. Damit ist gemeint, dass sich derjenige, der das Problem erlebt, kompromittiert, für möglich zu halten, dass die gegenwärtige Lage nicht mechanisch ist, obwohl es notwendig ungewiss bleiben muss. Was die Möglichkeiten ursprünglich eröffnet, ist also nicht die Ungewissheit selbst. Vielmehr ergibt sich die Ungewissheit über die eigene Lage erst als ein Moment des Ursprungs, in dem sich die Möglichkeiten geben. Dieser Ursprung ist die Hoffnung. Die Hoffnung ist das Erlebnis, das ursprünglich eine Möglichkeit verkündet, auf die sich im selben Akt mit ihr jene Ungewissheit richten kann. Sie, die Hoffnung, kann deswegen als die Brücke zwischen Ungewissheit und Möglichkeit bezeichnet werden, insofern als diese beiden auch voneinander unabhängig erlebt werden könnten, gäbe es die Hoffnung nicht: die Ungewissheit, ‚keiner Lage gewachsen‘ zu sein, und das Urteil über die Möglichkeit, der die aktuelle Lage

---

<sup>32</sup> „Herstellen und organisch Bilden sind aber zwei verschiedene Dinge. Das erste Verfahren ist das dem Menschen eigene. Es besteht darin, Materieteile zusammensetzen, die so zurechtgeschnitten sind, daß man sie ineinanderfügen und von ihnen eine gemeinsame Wirkung erhalten kann. Man ordnet sie sozusagen rings um die Wirkung an, die bereits ihr ideelles Zentrum bildet. Somit verläuft die Herstellung also von der Peripherie zum Zentrum oder, wie die Philosophen sagen würden, vom Vielen zum Einen. Im Gegensatz dazu verläuft die Bildung organischer Strukturen vom Zentrum zur Peripherie. Sie beginnt in einem Punkt, der fast ein mathematischer Punkt ist, und breitet sich um diesen Punkt in konzentrischen Wellenbewegungen aus, die immer größere Kreise ziehen. Das Herstellen ist um so wirkungsvoller, je größer die Menge der Materie ist, über die es verfügt. Es verfährt durch Konzentration und Kompression. Im Gegensatz dazu hat der Akt organischer Strukturbildung etwas Explosives: Zu Beginn braucht er den kleinstmöglichen Raum und ein Minimum an Materie, als ob die die organische Strukturbildung bewirkenden Kräfte nur widerwillig in die räumliche Welt einträten“ (Bergson, 2013, 111f).

nicht ‚genutzt‘ (in diesem intellektualistischen Sinne spricht Kant von ‚problematischen Urteilen‘). Stehen sie bloß nebeneinander, so gibt es kein Problem.

Der Inhalt der Hoffnung ist also, dass die eigene Lage nicht mechanisch, also durch das Gewisse determiniert ist, was aber seinerseits stets ungewiss bleiben muss. Die Möglichkeit ist das implizite Komplement dieses negativen Inhaltes, dass die Lage ‚nicht mechanisch‘ sei: „Aber die Schwierigkeit, auf die wir stoßen, liegt darin, daß wir sehr schwer verstehen, wie es in etwas, das sich zunächst als eine Negation darstellt, Geschmeidigkeit und Anmut geben könne“ (Marcel, 1964, 39). Sie hat ursprünglich keine positive Bestimmung, sondern ist das ‚nicht bloß‘ der gegenwärtigen Lage und ist deswegen durch Offenheit im Sinne von Schelers ‚Weltoffenheit‘, aber besser noch durch Öffnung charakterisiert: Wer ein Problem hat, wendet sich in seiner Hoffnung darauf, dass seine Lage schlichtweg anders sein kann – anders freilich nicht im Sinne einer bloßen Fortsetzung der bestehenden Tendenzen, sondern des ‚organischen‘ Wachstums einer ungewissen Möglichkeit. Wie erwähnt, ist dieser Umstand kein Widerspruch zu den durchaus rational kalkulierten Lösungsversuchen, die sich ergeben mögen, sobald der Entschluss zum Lösungsversuch gefällt wird. Ursprünglich wird dieser Versuch aber nur auf der Grundlage eines Irrealis und somit eines ‚ungeheuren Widerstreits‘ möglich, in dem die Hoffnung gegen die drohende Stagnation, Ausweglosigkeit, Linearität, Mechanik der Gegenwart aufbegehrt. In diesem Sinne ist Hoffnung zunächst kein Akt des Festhaltens an ephemeren Illusionen, sondern ein originärer Widerstand gegen das Erstarren, worin sich ihre Verwandtschaft mit den Kardinaltugenden der Liebe und des Glaubens offenbart. Ihr Wesen zu erschließen, gestattet es, die erste Eigenheit des Problematischen zu verstehen. Einen ersten Schritt hat Marcel in seinem *Entwurf einer Phänomenologie und einer Metaphysik der Hoffnung* (1942) getan. Für ihn ist dasjenige, das hier ‚Mechanik der Gegenwart‘ genannt wurde, ein Zustand der Gefangenschaft, dem die Hoffnung entgegensteht:

„Ich fühle mich als Gefangener, wenn ich unter einem äußeren Zwang nicht nur hineingeworfen, sondern hineingebunden bin in eine Existenzweise, die mir aufgedrängt wird und meinem eigenen Handeln Beschränkungen aller Art auferlegt. Außerdem sind alle Situationen, an die wir in diesem Augenblick denken, noch dadurch gekennzeichnet, daß sie mich ohne Ausnahme nicht nur vor die Unmöglichkeit stellen, auf eine verhältnismäßig freie Weise mich zu bewegen oder gar zu handeln, sondern mir auch eine gewisse gelebte Fülle verweigern, die eine Fülle des Empfindens oder gar des Denkens im eigentlichen Sinne wäre“ (ebd., 30).

Als „eine gewisse Kraft, ein gewisser Spielraum zum Widerspruch“ (ebd., 38) stellt sich die Hoffnung der Gefangenschaft dadurch entgegen, „daß die Hoffnung vermöge eines ihr eigenen *nisus* (Aufschwungs) das unüberwindliche Streben hat, die besonderen Objekte, an die sie sich zunächst zu hängen scheint, zu transzendieren“ (ebd., 32). Dieser *nisus* ist mit dem ‚detachment‘ bei Gurwitsch verwandt: „a certain detachment from the experienced concrete situation which, without losing its character of actuality and reality, yet loosens its grasp upon the experiencing subject’s mind“ (Gurwitsch, 1949, 180). Anstelle der Annahme eines Unvermeidlichen steht eine „Nicht-Annahme [...], aber eine positive Nicht-Annahme“ (Marcel, 1964, 39) und damit der eigentliche Inhalt der Ungewissheit: „Man kann gewiß nicht sagen, die Hoffnung sehe das, was sein wird; aber sie besteht darauf, als ob sie es sähe; man könnte sagen, daß sie ihre Autorität aus einer verdeckten Vision schöpft, auf die sie rechnen darf, ohne sie zu besitzen“ (ebd., 56).

Hier ließe sich nun einwenden, dass die Hoffnung *qua* Vision doch auf einen Bildinhalt gerichtet und damit zielhaftes Streben sei, das für das Problem einen Lösungsbezug bedeuten müsste, doch Marcel erwidert, dass ein Unterschied zwischen ‚hoffen auf‘ und ‚hoffen, dass‘ anzuerkennen ist: „Je mehr die Hoffnung sich darauf beschränkt, sich auf ein bestimmtes Bild zu richten oder sich von ihm hypnotisieren zu lassen, desto schwieriger erscheint es, den eben erwähnten Einwand zu widerlegen. Je mehr hingegen die Hoffnung die Einbildungskraft übersteigt, je mehr ich mir den Versuch untersage, mir das vorzustellen, was ich hoffe, desto wirkungsvoller scheint jener Einwand sich widerlegen zu lassen“ (ebd., 46f). Die Reinform der Hoffnung bildet als ‚hoffen auf‘ also einen Ausdruck der Freiheit, der unabhängig von einem Ziel Bestand hat. Ihre Dynamik gewinnt sie vielmehr im Verhältnis zur Verzweiflung:

„Im übrigen ist die Wahrheit, daß es eigentlich gesprochen nur da Hoffnung geben kann, wo die Versuchung der Verzweiflung auftritt; die Hoffnung ist der Akt, durch den diese Versuchung aktiv oder siegreich überwunden wird, und zwar vielleicht ohne daß dieser Sieg unausweichlich mit einem Gefühl der Anstrengung verbunden sein müßte. Ich möchte sogar gerne noch weiter gehen und sagen, daß dieses Gefühl sich mit der Hoffnung nicht verträgt“ (ebd., 37). Weiter: „Worin besteht das Wesen des Verzweiflungsaktes? Es scheint, als wäre er stets die Kapitulation vor einem bestimmten vom Unheil gesetzten *fatum*“ (ebd.). Doch dann: „Kapitulieren bedeutet im eigentlichen Sinne des Begriffes nicht nur, ja vielleicht überhaupt nicht, daß ich das gefällte Urteil annehme oder das Unvermeidliche als solches anerkenne, es bedeutet, daß ich vor diesem Urteil, vor diesem Unvermeidlichen mich selbst aufgebe; daß ich darauf verzichte, ich selbst zu bleiben, daß ich von der Idee meiner eigenen Zerstörung so sehr geblendet bin, daß ich sogar diese Zerstörung vorwegnehme“ (ebd., 38).

Die Verzweiflung in der Gefangenschaft einer mechanischen und linearen Lage ist gleichsam nicht bloß die vollkommene Konstellation, sondern die Aufgabe der eigenen Freiheit. Von ihr befreit die Hoffnung:

„Man kann, wenigstens theoretisch, die innere Haltung eines Menschen begreifen, der keine Bedingung stellt, keine Grenze setzt, sich einem absoluten Vertrauen überläßt und eben dadurch jede mögliche Enttäuschung überwindet und eine Sicherheit des Seins oder im Sein erfährt, die der grundlegenden Unsicherheit des Habens entgegensteht. Damit haben wir die Bestimmung dessen gefunden, was man das ontologische Merkmal der Hoffnung nennen kann – einer absoluten Hoffnung, die nicht zu trennen ist von einem gleichfalls absoluten Glauben, die jeden bedingungsstellenden Vorbehalt und eben damit jede nur mögliche Vorstellung übersteigt“ (ebd., 49).

Dass Marcel die ausschließlich theoretische Bedeutung dieses Bildes anerkennt, ist für die Rückkehr zum Begriff des Problems und dessen Beziehung zur Hoffnung maßgeblich, denn die Reinform der Hoffnung hat ihre Geltung vornehmlich in der Spiritualität. Wichtiger ist an dieser Stelle, dass sich die graduelle Entfernung von dieser idealer Reinform als die Rückkehr zur Lage darstellt: „Um den Sinn des Wortes Hindernis genau zu fassen, können wir noch hinzufügen, daß im Maße, in dem ich meiner Hoffnung Bedingungen setze, ich selbst dem Prozeß eine Grenze setze [...]. Ich liefere einen Teil meiner selbst der Angst aus, ich erkläre mich stillschweigend damit einverstanden, daß ich, wenn meine Erwartung im Hinblick auf einen bestimmten, festgelegten Punkt enttäuscht wird, gegen die Verzweiflung keine Hilfe mehr habe und ihr unausweichlich ver falle“ (ebd., 48). Diese Balance zwischen Verzweiflung und Hoffnung ist ein weiteres Antlitz des ‚ungeheuren Widerstreits‘, für das sich indes fragen lässt, ob es sich bei dem durch die Setzung von Bedingungen entstehenden ‚Hindernis‘ um eine objektivistische Anerkennung von ‚constraints‘ oder die subjektivistische Relativierung der Betrachtungsweise handele.

Phänomenologisch hält Marcel beiden Alternativen entgegen, „daß eine rein objektivistische Philosophie, in deren Namen man die Hoffnung als Trugbild verurteilen will, es fertiggebracht hat, sich mit dem radikalen Subjektivismus eines Proust gleichzusetzen“ (ebd., 61f). In beiden Erklärungsversuchen gehe die Hoffnung selbst durch die Einführung von Bedingungen verlustig. In Entsprechung mit dem Programm der phänomenologischen Psychologie gilt es also auch hier einen dritten Weg zu finden, um darzustellen, wie die Hoffnung das

Erlebnis des Problems prägt. Präziser: Während Marceles Reflexionen über die Hoffnung das Verständnis erleichtern, auf welche Weise im problematischen Erlebnis die Möglichkeiten als ungewisse gegeben sind, also den noetischen Charakter der Hoffnung betonen, bleibt zu fragen, inwiefern die Möglichkeiten selbst, also das Noema des Hoffnungsaktes, durch die Hoffnung bestimmt sind. Diese Fragestellung führt zurück ins Herz der Phänomenologie des Problems und damit jenseits von Marcel. Einen Übergang bildet Middendorfs Arbeit *Über die Hoffnung* (1937).

Middendorf qualifiziert die Hoffnungen als intentionale „Regungen des Subjektes, wie man diejenigen Regungen, in denen die Person sinnvoll auf einen bewußten Gegenstand bezogen ist, genannt hat“ (Middendorf, 1937, 4). Auch hier ließe sich wegen des ‚Bezugs‘ auf einen Gegenstand einwenden, dass Hoffnung bereits einen Akt der Wahrnehmung, folglich eine Zielorientierung und damit für das Problem auch einen Herstellungscharakter voraussetze. Genauer besehen, verbirgt sich hinter dieser sinnvollen Bezogenheit jedoch, ebenso wenig wie bei Marcel, ein Bildinhalt: „Der Gegenstand des Hoffens kann sich dem Subjekt jedoch nicht selbst leibhaftig zeigen, da er, wie wir noch sehen werden, für das hoffende Subjekt noch kein realer Gegenstand ist, das Subjekt im Hoffen vielmehr sein Realwerden gerade intendiert“ (ebd., 5). Weniger poetisch als Marcel spricht Middendorf auch davon, dass „[d]ie Erfüllung der Hoffnung für das hoffende Subjekt immer ein Moment der Irrationalität, der Unberechenbarkeit [enthält]“ (ebd.,23). Wichtiger ist die Bestimmung als ‚sinnvoller‘ Gegenstand: „Der Gegenstand des Hoffens ist stets ein ‚bedeutsamer‘ Gegenstand. Ihm haftet eine Qualität der ‚Bedeutsamkeit‘ an, durch die er für die hoffende Person aus seiner Indifferenz heraustritt“ (ebd.). Mit dieser Überlegung verweist die Hoffnung auf „ein Anderes, das das Hoffen selbst fundiert und von ihm vorausgesetzt wird“ (ebd., 5). Diese Verwobenheit mit einem anderen Akt, der die „Hoffenswertigkeit“ (ebd., 6) konstituiert, ist der erste Hinweis auf ein für das Problem spezifisches Profil des Hoffens – erst in der Betrachtung des Problemdrucks und des Problemhorizonts wird es gelingen, diesen Aspekt genauer zu beleuchten. Hier sei festgehalten, dass anstelle der Zielorientierung für Middendorf das Hoffen durch eine Wertorientierung qualifiziert ist. Mit Scheler ist dabei „Wert als Urphänomen“ (Cusinato, 2011, 137) zu verstehen. Die Eigenheit des Hoffens selbst bestimmt Middendorf hingegen als ‚Bejahung‘:

„Dieses ‚Ja‘ ist der eigentliche ‚Gehalt‘ der Hoffensregung, wie er z. B. den bloß kenntnisnehmenden Regungen, die lediglich auf der Gegenstandsseite einen ‚Inhalt‘ besitzen, fehlt. Mit ihm antwortet das Subjekt, zu der

Bedeutsamkeit des Gegenstandes Stellung nehmend, auf eben diese Bedeutsamkeit. Die Zuerteilung des Antwortgehaltes vom Subjekt zum Gegenstand hin um dessen Bedeutsamkeit willen ist das wesentlich Neue in der Subjekt-Gegenstand-Beziehung, wie sie durch die das Hoffen fundierenden Regungen hergestellt war. Das Hoffen ist, so können wir kurz sagen, eine auf die Bedeutsamkeit seines Gegenstandes antwortende Stellungnahme“ (ebd., 12).

Anders als jede kognitive Funktion, ist die Hoffnung also nicht generisch auf einen beliebigen Sachverhalt zu richten und ein Problem folglich nicht beliebig zu erzeugen: Das Widerfahrnis bereitet jemandem ein Problem, insofern als es eine unbestimmte Hoffnung auf eine ungewisse Möglichkeit inspiriert, die in ihrer Unbestimmtheit bejaht wird. Dadurch wird die Lage selbst geprägt – das Problem grenzt sich durch die Bedeutsamkeit, die in der Hoffnung konstituiert wird, von anderen Modi der Situation, etwa Verhängnis oder Herausforderung, ab. Anders als das Wollen führt das Hoffen jedoch nicht zum Vorsatz: „Selbst wenn das Subjekt durch ein Tun zur endgültigen Verwirklichung des Erhofften beitragen kann, so bestimmt sich das hoffende Subjekt weder in dem Hoffen selbst zu diesem Tun, noch fließt aus ihm wie bei der Willensstellungnahme ein entsprechender Vorsatz zu diesem Tun“ (ebd., 25f). Hieran lässt sich der Unterschied zwischen der praktischen Routine des Erlebens einer Aufgabe und dem Problemerklebnis verdeutlichen. Zur Tat überzugehen, setzt eine Transformation der ursprünglichen Problemerkennung voraus, die Marcel mit dem paradoxen Ausdruck, „daß ich mit mir selbst eine wirkliche Gemeinschaft, ein Wir bilde“ (Marcel, 1964, 64), zu beschreiben versucht: „Dieses absolute Du, auf das ich hoffen soll, zu dessen Leugnung ich mir aber gleichwohl die nicht abstrakte, sondern wirkliche Möglichkeit stets bewahre, befindet sich im Herzen des Staatswesens, das ich mit mir selbst bilde und das, wie die Erfahrung so tragisch bezeugt, mit der Macht ausgestattet bleibt, sich selbst zu zerstören“ (ebd.).

Für das Problem drängt sich die Interpretation dieses Gedankens auf, dass, solange ein Problem für jemanden besteht, diese Person die Lösung gewissermaßen an sich selbst delegieren muss, das Wagnis eines Lösungsversuches aber nicht aus der hoffenden Distanz eingehen kann, sondern sich selbst als praktischen Problemlöser eine Aufgabe zu stellen hat, also die eigene Lage mit einem Entschluss zu transformieren ist. Middendorf spricht davon, dass sich der Hoffende an eine ‚Erfüllungsinstanz‘ wendet, wobei in der Regel der Mitmensch diese Rolle einnimmt. Das gilt auch für das Problem. Somit ist der in der psychologischen Forschung untersuchte Fall der persönlichen Problemlösung nicht ausschließlich. Vielmehr ist die selbstständige Lösung in der Regel kontingent. Ändert sich die Lage wegen der Hilfe

eines Anderen oder durch eine glückliche Fügung, ist die ursprüngliche Problemerkennung dadurch in ihrer Authentizität nicht beschränkt worden. Hierin bezeugt sich die Trennung zwischen Problemerkennung und dem Vorsatz der Problemlösung: „Daß faktisch die Hoffnung mit dem Ins-Dasein-Treten einer Regung des eigenen Seelenlebens erfüllt wird, ändert nichts an dem phänomenalen Tatbestand, daß das hoffende Subjekt sich von sich fort und einer ich fremden Erfüllungsinstante zuwendet; denn eben dieses Ins-Dasein-rufen-Können der Regung durch das eigene hoffende Subjekt ist ja in Frage gestellt und ungewiß und wird in der Hoffensregung vom Subjekt als jenseits des eigenen Machtbereiches liegend erlebt“ (Middendorf, 33f).

In diesen Aussagen Middendorfs deutet sich eine wesentliche Verbindung zur bereits thematisierten Grundsatzfrage der Beziehung von Problem und Ziel an: „Das Subjekt wurde durch die Hoffensregung in eine bestimmte Bereitschaft versetzt, das Erhoffte zu empfangen; es befindet sich nach der Hoffensregung in einer zur Aufnahme und Entgegennahme der Erfüllung bereiten Haltung“ (ebd., 74). Diese Eigenheit des Hoffens ist die Grundlage der für das Erlebnis des Problems zentralen Lösbarkeit, weil, wie Marcel in einer kongenialen Formulierung resümiert, „die Hoffnung in das Gewebe einer im Werden begriffenen Erfahrung oder, anders ausgedrückt, eines noch nicht abgeschlossenen Abenteurers eingeflochten ist“ (Marcel, 1964, 54f). Lösbarkeit entwickelt sich aus dem inneren Zeitbewusstsein als „[e]ine bleibende Öffnung für das zukünftige Erfüllungserlebnis“ (Middendorf, 1937, 74). Lösbarkeit meint dabei freilich nicht die Lösung, die in der gerichteten Handlung des Problemlösens angelegt ist. Vielmehr ermöglicht Lösbarkeit allererst jede Gerichtetheit und damit auch jedwede Zielsetzung, insofern als sie die „Findung der Bedeutsamkeitsqualitäten“ (ebd., 76) gestattet. In anderen Worten: Sie ermöglicht zunächst, dass eine Zielsetzung als sinnvoll erlebt wird, während im hoffnungslosen Verhängnis keine Kompatibilität mit Zielsetzungen gegeben ist: Mit derselben Idee einmal an einen Verzweifelten, dessen Lage ein Verhängnis ist, und ein andermal an einen Hoffenden, dessen Lage ein Problem ist, heranzutreten, bedeutet jeweils fundamental Verschiedenes. Nicht jener, aber dieser wird eventuell zu einer Zielsetzung gelangen, die seine Lage in die Problemlösung überführt. Auch Agre kommt zu dieser Einsicht, obgleich er den pragmatischen Vorrang des Lösungsbegriffes letztlich nicht aufgibt, weil er Lösbarkeit als rein praktische Kategorie konzipiert: „there exist relationships between the concepts of problem and solution (qua result) and between the concepts of problem and solving (the activity). [...] these two relationships are derivatives of the problem-solvability one because they reflect the idea that problem attributions have a ‚problematic‘ modality“ (Agre, 1982, 134).

### 3.2.2 Problemdruck

Nicht erst die Frage, weswegen die Lösbarkeit dessen, was jemandem widerfährt, zu erhoffen ist, stößt die phänomenologische Analyse auf den Sachverhalt des Problemdrucks. Vielmehr ist es bereits der Phänomenkomplex des Problems selbst, in dem sich unmittelbar ein Aspekt zeigt, der sich dadurch beschreiben lässt, dass von einem Problem nicht ohne Weiteres abgesehen werden kann, dass das Problem aber auch seinerseits ‚nicht loslässt‘, also ‚in die Pflicht nimmt‘ und ‚sich aufdrängt‘: ‚Immer wieder kommt mir die Szene auf Golgatha ins Gedächtnis‘ und ‚Das Leben, das ich nicht lebe, wächst mir zu furchtbaren Massen an und drückt auf die Brust wie ein ungeheurer Alp‘. Es ist der Wert der Lage, in der sich jemand befindet – und dieser Wert kann der Lage schon zukommen, allein weil sie zu seinem Leben gehört –, der trotz aller Ungewissheit über die Sachverhalte und die Möglichkeiten des Wachstums die Relevanz der Lage prägt. Zugleich kann von dem Wert der Lage nur gesprochen werden, insofern als er in der Situation und damit stets auch jemandem gegeben ist. Wer wertblind ist, verkennt, was in seiner Lage möglich sein mag, verliert ein Problem, insofern als ein Problem zunächst phänomenale Fülle ist, selbst wenn es Pein oder persönliches Unglück bereiten mag.

Diese situative Dynamik der Relevanz, die das Erlebnis des Problemdrucks vermittelt, wurde von Schütz beschrieben. Sein Ansatz ist allerdings durch eine intellektualistische Neigung zum Begriff des Wissens, der ihn die Unterschiede zwischen Aufgaben und Problemen vernachlässigen lässt, und Kompromisse mit einem gemäßigten Pragmatismus, durch welchen in der Analyse Handlung und Volition zuungunsten der Motivation priorisiert werden, beeinträchtigt. Dennoch gestattet seine Darstellung von thematischer, interpretativer und motivationaler Relevanz, welche Schütz im Anschluss an Husserls Reflexionen zur passiven Synthese gewinnt, die detaillierte Betrachtung der Entstehung einer bedeutsamen situativen Veränderung: „Etwas wird inmitten des unstrukturierten Feldes einer unproblematischen Vertrautheit zum Problem gemacht, und dabei gliedert sich das Feld in Thema und Horizont. Wir werden dies die thematische Relevanz nennen“ (Schütz, 1982, 56). Im Erleben besteht also zunächst eine „Welt der Routinetätigkeiten“ (ebd., 184), wobei Routine „eine Kategorie, die sich auf jeder Ebene oder bei jeder Tätigkeit und nicht nur in der Wirkwelt findet“ (ebd., 187), sei, also nicht lediglich das Verhalten, sondern die Habitualitäten des gesamten Lebens betreffe. Es handelt sich dabei letztlich aber nicht, und hierin liegt der fundamentale phänomenologische Schritt zur Überwindung des gemeinen Menschenverstandes, um ein bloßes Datum. Schütz charakterisiert die Routine vielmehr als ‚Vertrautheit‘ mit der alltäglichen Welt, „in der ich bisher gelebt habe und in der ich durch die Idealisierung des ‚und so

weiter‘, die für meine natürliche Einstellung so wichtig ist, erwarte, weiterhin zu leben“ (ebd., 180). Indes, phänomenologisch wichtiger als diese Kritik der natürlichen Einstellung ist zu bestimmen, wie sie in der Erfahrung der Vertrautheit konstituiert wird:

„Der Terminus ‚Vertrautheit‘ verdient eine kurze Erläuterung. Er kann objektiv interpretiert werden und bedeutet dann das, was den uns schon bekannten Erfahrungsgegenständen innewohnt. In der Tat sprechen einige Psychologen von Bekanntheitsqualitäten, die die Dinge für das Subjekt haben, sozusagen eine Art der ihnen erteilten ‚tertiären Qualität‘. Natürlich sind das Grade dieser Vertrautheit, wenn früher wahrgenommene Gegenstände identifiziert oder als die gleichen wiedererkannt werden, wenn Gegenstände identifiziert oder als die gleichen wiedererkannt werden, wenn Gegenstände identifizierbaren oder wiedererkennbaren ähneln, wenn sie hinsichtlich ihrer unvergleichbaren Individualität zwar unvertraut sind, aber einer vertrauten Gattung subsumiert werden können, wenn wir wissen, daß sie zu einem vertrauten Typus gehören, das heißt, wenn sie als typisches Mittel zu typischen Zwecken dienen (in diesem Fall ist nur die Zweck-Mittel-Relation in ihrem Typus vertraut) und so weiter. – ‚Vertrautheit‘ hat aber auch eine subjektive Bedeutung. Sie erstreckt sich einerseits auf die Gewohnheiten des Subjekts, das eine aktuelle Erfahrung mittels der in seinem gegenwärtigen Wissensvorrat vorhandenen Typen wiedererkennt, identifiziert oder auswählt. Diese Gewohnheiten sind wiederum nicht nur Ereignis und Sediment der persönlichen Geschichte des Subjekts, sondern auch Funktion seiner aktuellen Umstände, der Situationsrahmen, worin diese Gewohnheiten sich bildeten. [...] Andererseits erstreckt sich die subjektive Bedeutung der Vertrautheit sozusagen auf die Demarkationslinie, die das Subjekt zwischen dem Weltausschnitt zieht, der eine genauere Untersuchung verlangt und dem, der dies nicht verlangt“ (ebd., 56f).

Der *status quo* der unproblematischen Erfahrung ist somit durch die persönliche Geschichte des Subjekts bestimmt, es handelt sich um das „Sediment von früheren Erfahrungen und Ereignissen“ (ebd., 30) – oder mit Husserl: „Es wird uns hier wie überall sichtlich und immer besser noch sichtlich werden, daß sozusagen das Schicksal des Bewußtseins, all das, was es an Wendungen und Wandlungen erfährt, in ihm selbst nach der Wandlung als seine ‚Geschichte‘ niedergeschlagen bleibt“ (Hua XI, 38). Der Widerfahrnischarakter von Situationen ergibt sich gleichsam dadurch, dass dieses Sediment den konfliktfreien Eintritt in die gegenwärtige Lage nicht ermöglicht: „Dieser Erwartungsbestand, dies Feld des Unproblematischen, das den Referenzbezug aller möglichen Auslegungen von möglichen, erwarteten Erfahrungen konstituiert oder zumindest mitkonstituiert, erweist sich durch eine neue Erfahrung, die weder das Zeichen des Unproblematischen noch des Vertrauten trägt, als auseinander gebrochen“ (ebd., 55). Eine Ursache für dieses Widerfahrnis kann darin bestehen, dass die Elemente des sedimentierten Wissensvorrats „selbst widersprüchlich und untereinander unvereinbar“ (ebd., 175) sind. Wichtiger ist jedoch die Alternative, dass sich das Subjekt an

der Lage interessiert. Interesse ist also eine Form der Auseinandersetzung mit dem Wert einer Lage: „Daß in jedem Augenblick unseres Lebens das Bewußtsein auf einen gewissen Weltausschnitt konzentriert ist, der durch die Gesamtsumme aller Motivationsrelevanzen bestimmt wird. Das können wir ‚Aufmerksamkeit‘ oder ‚Interesse‘ nennen“ (ebd., 101). Die Diskussion der Relevanz ist folglich mit dem Thema der Aufmerksamkeit verwoben. In der Phänomenologie hat sie ihren Platz als Attentionalität, die von Breyer besprochen wurde. Er beschreibt, wie die Aufmerksamkeit die Auffassung eines Gegenstandes – für die Analyse des Problems: einer Lage – ermöglicht:

„Sofern die Meinung einer fundierenden Auffassung bedarf (Fundiertheit), ist sie eine ‚höhere Funktion‘, die als ‚bevorzugende[r] und gestaltende[r] Faktor im Phänomen der Wahrnehmung‘ auf der Ebene wahrnehmungsmäßiger Vorgegebenheiten operiert (Operativität). Mit ihr werden selektiv ‚Inbegriffe‘ aus der Mannigfaltigkeit aufgefasster Gegenständlichkeiten herausgegriffen (Selektivität), wobei erst das Meinen dem Auffassen den Charakter der Selbständigkeit verleiht, d.h. erst durch die Aufmerksamkeit ‚steht uns ein Gegenstand für sich da‘. Außerdem erzeugt die Meinung Klarheit und Deutlichkeit der Wahrnehmung (Illuminativität). Insofern mit der Aufmerksamkeit also eine ausdrückliche Wahrnehmung von etwas einhergeht, ist sie gleichsam eine Schwelle der Appräsentation, eine Grenze der Ausdrücklichkeit in der Wahrnehmung (Liminalität). Aufmerksamkeit hat ferner einen ichlichen Charakter (Egoität), denn das Ich bildet den Pol subjektiver Aktivitäten und Affizierungen, das Ein- und Ausstrahlungszentrum der Aufmerksamkeit“ (Breyer, 2011, 152f).

Es ist hier nicht der Ort, die Phänomenologie der Aufmerksamkeit zu replizieren. Ebenso wie für die Frage nach der Konstitution der Erfahrung in der passiven Synthese der Erfahrung kann hier lediglich der Verweis auf die Fundamente, auf denen die Phänomenologie des Problems ruht, erbracht werden. An dieser Stelle ist vornehmlich von Bedeutung, dass die „transformatorischen Leistungen“ (ebd., 159) der Aufmerksamkeit als „Zwischeninstanz“ (ebd.) zwischen Wahrnehmung und komplexeren Bewusstseinszuständen vermittelt wie dem Problemerklebnis, wobei sie in einer „affektiven Weckung“ (ebd., 155) die Tendenzen des Interesses realisiert: „Meinem interessegeleiteten Aufmerken geht immer schon etwas voraus, das mein Interesse weckt – sei es ein aktuelles, in der Wahrnehmung inhärentes Interesse an evidenter Gegebenheit des Gegenstandes, sei es ein vergangenes und reaktiviertes Interesse an einer bestimmten Erkenntnis des Gegenstandes“ (ebd.).

Dabei überwindet die Phänomenologie die in der Psychologie etablierte Dissoziation von aktiver und passiver Seite der Aufmerksamkeit: „Passiv wird die Aufmerksamkeit nachei-

inander durch konkurrierende Affektionen angezogen, sofern sich diese als spikes im affektiven Relief herausheben können; aktiv werden attentional gesteuerte Sequenzen initiiert und durchlaufen, um aus einem Bereich gegenständlicher Vorgegebenheiten nacheinander einzelne Elemente herauszugreifen, um sie für sich genommen und dann im Kontext der anderen Elemente betrachten zu können“ (ebd., 213). In diesem Sinne kann Breyers Analyse der Aufmerksamkeit als Fundierung von Schütz‘ Darstellung der Relevanz aufgegriffen werden. Allerdings verweist auch die Attentionalität noch auf einen präattentionalen Kontext, der in der phänomenologischen Forschung zu der Untersuchung von „präreflexiven bzw. präprädikativen“ (ebd., 207) Eigenheiten der Erfahrung gehört, etwa die Untersuchung des Leiblichen, hier aber insbesondere die Bestimmung der situativ gegebenen Werte, die Breyer als ‚affektives Relief‘ anspricht.

Diese ausführliche Untersuchung der Attentionalität als „Modifikation einer Intention“ (ebd., 157) ist Schütz‘ Denken nicht äußerlich, sondern fällt, wenn auch ohne den Detailgrad von Breyers Analysen zu erreichen, innerhalb seiner Reflexionen auf die Relevanz: „Unvertraute Erfahrungen sind nicht die einzigen, die sich uns als thematisch aufdrängen. Es gibt viele andere Arten der auferlegten thematischen Relevanzen. Zum Beispiel die Schockerfahrung: sie ist bezeichnend für jeden Aufmerksamkeitsumschwung des Bewußtseins und damit für den Sprung von einer Sinnregion in die andere“ (Schütz, 1982, 58). Es kann also an dieser Stelle festgehalten werden, dass es eine Klasse von Erlebnissen gibt, welche als Änderungen der Aufmerksamkeit und Ausdruck des Interesses an Werten der jeweiligen Lage der Problemerkfahrung *in statu nascendi* prägen. In ihnen konstituiert sich der Problemdruck. Zugleich verschafft der Problemdruck dem Subjekt allerdings auch die bleibende Anspannung gegenüber dem Thema seines Problems. Sich ihr phänomenologisch anzunähern gelingt mithilfe von Schütz‘ Bestimmung der ‚thematischen Relevanz‘: „Thematische Relevanzen werden durch jede Veränderung oder Modifikation geschaffen, die uns nötigen, die Idealisierungen des ‚und so weiter‘ und des ‚immer wieder‘, welche ja unserer ganzen Erfahrung zugrunde liegen, zu unterbrechen“ (ebd., 58f). Dass ein Thema relevant wird, begreift Schütz als eine Dynamik des Horizontes der ursprünglichen Erfahrung: „Neue Gegebenheiten, die bis jetzt im horizontalen Feld lagen, werden nun in den thematischen Kern gezogen. Natürlich ist das Thema stets ein Thema innerhalb eines Feldes, und jedes Thema hat seinen besonderen Horizont“ (ebd., 61). Diese Dynamiken und die Rückwirkungen des Eintritts in die Problemerkfahrung auf die Bedeutung des Horizontes für das Subjekt in seiner Lage zu betrachten, ist allerdings die Aufgabe für die anschließende Besprechung des Problemhorizonts.

Thematische Relevanz bedeutet zunächst, dass es in der Erfahrung ein ‚ausgezeichnetes Thema‘ gibt. Dieses Thema ist gegenüber möglichen ‚Subthematisierungen‘ stabil: „Das Thema (oder wenn man will: das Problem) ist [...] selbst ein unbegrenztes Feld für weitere Thematisierungen. In diesem Sinne ist das Thema die Abbraviatur oder der Ort einer unendlichen Anzahl thematischer Relevanzen, die durch die weitere Thematisierung des inneren Gehaltes erschlossen werden können“ (ebd., 62). Während also innerhalb des ‚ausgezeichneten Themas‘ neue Thematisierungen, also Differenzierungen von Horizont und Thema vorgenommen werden können, bleibt jenes Thema als ausgezeichnetes sowohl stets erhalten als auch der feste Bezugsrahmen für die respektiven Subthematisierungen. In diesem Sinne ist das ‚Problem des Übergangsmenschen‘ – freilich nur noematisch – der beständige Bezugspunkt für die Fragen, die sich Conradi stellt, um weitere Themen zu gewinnen, welche ihrerseits dazu dienen, die problematische Ungewissheit gegenüber dem ‚Übergangsmenschen‘ zu fassen. Die Bedeutung dieser Fragen wäre, wenn sie unabhängig vom ‚ausgezeichneten Thema‘ des ‚Übergangsmenschen‘ gestellt würden, situativ eine andere: „alle Verweisungsstrukturen der betroffenen thematischen Relevanzen leiten ihren Sinn von der inneren Bedeutung des aufrechterhaltenen ausgezeichneten Themas ab“ (ebd., 64). Von dieser Verweisungsstruktur spricht Schütz deswegen als den ‚wesentlichen thematischen Relevanzen‘ (ebd.). Die Exploration ebendieser wesentlichen Relevanzen als Ringen mit dem ‚ungeheuren Widerstreit‘ zwischen der auf die ungewissen Möglichkeiten gerichteten Hoffnung und der Verzweiflung angesichts der eventuell bloß mechanischen Lage begreift er unter Rückgriff auf den akademischen Skeptiker Carneades als *περιοδευσις*.

Bei der *περιοδευσις* handelt sich um die Entwicklung der Lage ohne Auflösung der Ungewissheit, also den Akt der Problematisierung, der bei Schütz selbst praktisch verstanden wird, nämlich als ein Erforschen „durch freiwillige Handlungen“ (ebd., 63) – eine pragmatische Pointe, die kritisch zu betrachten ist. Dabei kann aber ohne Weiteres – womöglich auch ohne dem Schützschen Denken mit dieser Deutung Gewalt anzutun – ‚Handlung‘ ohne den Übergang zum Problemlösen verstanden werden. Es sei freilich nicht geleugnet, dass sich auch parallel zum Problemlösen das Problemhaben angesichts der Ergebnisse jenes Problemlösens fortentwickeln kann. Wichtig ist jedoch, dass das Problemlösen die Entschlossenheit voraussetzt, um in die Tat überzugehen, wohingegen das Problematisieren den Vorbehalt der Möglichkeit gegenüber der Tat aufrechterhalten muss.

Ein Problemlöser, der sich seinen Lösungsversuch zur Aufgabe macht, lässt das Problem bald ruhen, bald leugnet er es, um die nötige Zuversicht zu gewinnen. Beide Erlebnisweisen,

Problemlösen als praktische und Problemhaben als existenzielle, können das Subjekt zugleich betreffen, doch in ihrer konstitutiven Natur müssen sie voneinander getrennt werden. Deswegen soll die *περιοδευσις* hier vielmehr als eine Einstellung zum Problem verstanden werden, in deren Kern die Lösbarkeit und damit die Hoffnung steht. Alle Handlungen, die in ihr ‚vorgenommen‘ werden, haben den Charakter des ‚Widerstreits‘ und niemals die Endgültigkeit des Lösens, denn erst das Problemlösen tritt als Entscheidung gegen die Öffnung der Situation zu den ungewissen Möglichkeiten auf, wenn sie zur Tat übergeht. Ihre Vermittlung als eine graduelle Öffnung und Schließung, welche experimentalpsychologisch mit dem ‚impasse‘ (Ohlsson, 2012) korrespondiert, wird in der späteren Entwicklung einer psychologischen Theorie als Problemfindung verstanden werden.

Es gibt einen weiteren bedeutsamen Aspekt der thematischen Relevanz. Er besteht darin, dass durch das ausgezeichnete Thema und mit den wesentlichen thematischen Relevanzen eine Struktur des Problems etabliert, die insbesondere als eine Begrenzung zu verstehen ist. Metaphorisch kann diese Eigenheit des Problematisierens als ‚Blickfeld‘ beschrieben werden, wobei es sich gewissermaßen um einen Vorgriff zum Begriff des Problemhorizonts handelt: „Nachdem einmal das ausgezeichnete Thema als der Ausgangspunkt bestimmt und festgelegt wurde, sind schon zu einem gewissen Grad sowohl die Richtung, in der die wesentlichen Relevanzen bis zum Horizont führen, als auch die Grenze, bis zu der man ihnen folgen muß, konstituiert“ (ebd., 65). Es ist dieses Blick- und Spielfeld der jeweiligen Lage, über das die Hoffnung hinausstrebt. In diesem Sinne ergibt sich der ‚ungeheure Widerstreit‘ aus der Eigenheit der Aufmerksamkeit selbst, welche die wahrgenommene Welt notwendig in Zentrum und Peripherie, Thema und Horizont gliedert.

Diese Beziehungen innerhalb des ‚Blickfeldes‘ erhalten ihre Bedeutung als Auslegungsrelevanz, die in Verbindung mit der thematischen Relevanz ein System der ‚Verträglichkeit‘ oder ‚Kompossibilität‘ (ebd., 76) stiftet: „Es ist nicht nur für die Auslegung relevant, daß ein Teil unseres zuhandenen Wissensvorrates etwas mit dem jetzt thematischen Gegenstand ‚zu tun‘ hat, sondern uno actu erhalten gewisse Partikularmomente des wahrgenommenen Gegenstandes den Charakter einer größeren oder geringeren Auslegungsrelevanz für die Erkenntnis und die Auslegung des ganzen aktuell erfahrenen Weltausschnitts“ (ebd., 68). Hiermit ist gesagt, dass die problematische Lage für ihr jeweiliges Subjekt mit der Totalität des Lebens in Zusammenhang steht. In diesem Sinne ist eine objektivistische Standardisierung ausgeschlossen. Zugleich handelt es sich allerdings ebenso wenig um eine subjektivistische Weltsicht, vor der jedes Problem zu einem auf die Individualität relatives Anliegen wird.

Vielmehr zwingt sich das Problem als Widerfahrnis dem Subjekt auf und stellt seinen sedimentierten Wissensvorrat infrage. In diesem Sinne lässt sich sagen, dass ein problemreiches Leben ein höheres Maß an Kompossibilität der persönlichen Weltanschauung erfordert, weil es die Meinungen und Auffassungen wiederholt auf die Probe – oder mit Marcel: ‚Prüfung‘ – stellt: „Die Prüfung ist Prüfung dadurch, daß sie mich angeht, daß sie sich an meinem Sein reibt und mich angeht, daß sie an meinem Sein reibt und mich zwingen will, eine dauernde Veränderung über mich ergehen zu lassen“ (Marcel, 1964, 42).

In das Gewebe von thematischer und interpretativer Relevanz fügt sich sodann auch die Motivationsrelevanz ein: „Der Begriff der ‚Wichtigkeit‘ ist hier direkt mit dem der Relevanz verknüpft“ (Schütz, 1982, 78). Es muss für diesen Begriff der Relevanz erneut darauf hingewiesen werden, dass Schütz zu einem Kompromiss mit dem Pragmatismus neigt, der die Entwicklung eines vom Lösen geschiedenen Problembegriffes gefährdet. In der Motivationsrelevanz zeichnet sich diese Neigung zum Übergang in die Handlung klar ab: „Wir phantasieren diesen zukünftigen Sachverhalt, das entworfenen und durch unser nachfolgendes Handeln anzustrebende Ziel, bevor wir zu handeln beginnen. Das ist die ‚Vorstellung‘, die uns zum Handeln ‚bewegt‘, unser Motiv, weiter zu machen. Das heißt, wir handeln, um den Sachverhalt zu verwirklichen. Wir nennen dieses Motiv das ‚um-zu-Motiv‘ unseres Handelns“ (ebd., 82). Die Konzentration auf das Handlungsmotiv führt zu einer Fokussierung des Entwurf-Begriffes: „Während die Um-zu-Relevanzen motivationsmäßig aus dem schon vorliegenden ausgezeichneten Entwurf entstehen, befassen sich die Weil-Relevanzen mit der Motivation des ausgezeichneten Entwurfs selbst“ (ebd., 84).

Diese Auffassung von der Zielsetzung ist zunächst nicht schlichtweg falsch und führt günstiger Weise wegen der Verbindung mit thematischer und interpretativer Relevanz nicht zu einer Reduktion der Relevanz auf die Planung, doch es muss betont werden, dass der Motivationsbegriff von Schütz intellektualistisch ausgelegt wird und die Herstellung eines ‚Bildinhalts‘, der letztlich als Zielzustand dient, eine ihm unzureichende Erklärung ist. In anderen Worten: Diese Darstellung der Motivationsrelevanz ist zu handlungs- und entwurfslastig, insofern als sie die Konstitution der Zielsetzung vernachlässigt. Zwar kann hier nicht der Ort sein, um eine vollständige Erörterung der Alternativen vorzutragen<sup>33</sup>, doch es sei der Hinweis wiederholt, dass in der Wert- und Emotionsphänomenologie Schelers der Schlüssel für

---

<sup>33</sup> Eine ausführliche Diskussion der Frage ist an anderer Stelle (Wendt, 2018) erfolgt.

das Verständnis der Motivation angelegt ist. Einen zusammenfassenden Überblick gibt Ränsch-Trill:

„Wahrnehmen, Fühlen, Vorstellen, Denken und Wollen sind ‚intentional‘ gerichtet und sinnerfüllt. Das Fühlen richtet sich auf ‚Werte‘, während das Urteilen sich auf ‚Sachverhalte‘ und das Wollen sich auf ‚Projekte‘ richtet. Während das ‚Gefühl‘ von Scheler als ‚zuständlich‘ gekennzeichnet wird, sieht er das ‚Fühlen‘ als eine Bewegung: Fühlen erscheint als ‚aufnehmendes Fühlen von Werten‘. Gefühlszustände gehören zu den Inhalten und Erscheinungen, das ‚intentionale Fühlen‘ hingegen ‚zu den Funktionen ihrer Aufnahme‘. Intentionales Fühlen ist eine Erkenntnisbewegung: es erschließt die Welt der Gegenstände selbst, ‚nur eben von ihrer Wertseite her‘. Es ist ein von Hause aus ‚objektivierender Akt‘, der keiner Vorstellung als Vermittler bedarf“ (Ränsch-Trill, 1988, 344).

Dem handlungslastigen Denken Schützens, das sich auf den Gedanken einer „volitiven Handlung“ (ebd., 86) als Auslöser des Entwurfes und damit auf die Akte des Wollens konzentriert, steht also die Phänomenologie der Werte gegenüber, mit der Motivation im Zusammenhang der Wertnehmung untersucht werden kann, insbesondere als eine Frage der Präferenz, aber auch des oftmals nur romantisch verklärten und deswegen aus der Experimentalpsychologie verbannten Begriffes der Liebe. Es geht bei der Berücksichtigung dieser Aspekte indessen nicht um eine strikte Opposition zur Handlungsorientierung. Vielmehr ist das Anliegen der emotionsphänomenologischen Ergänzung des ‚Entwurfes‘, zu betonen, dass lösendes Handeln nicht zunächst der ‚Zweck‘ und gewissermaßen die Erfüllung des Problems ist, sondern erst auf dem Rücken des Problems, d. h. des Problems als bedeutungsvoller Einstellung gegenüber einer Lage, begriffen werden kann. Die Dynamik eines Auflöses dieser Situation ist nicht unmittelbar oder allenfalls aus Gewohnheit verfügbar. Diese Routine vom Problematischen zum Lösen überzugehen, fußt auf der Tiefe der Problemerkennung und ein psychologischer Absolutismus des Problemlösens ist ein Abweg, der sich aus einem pragmatischen Monopol ergeben hat und der lebendigen Komplexität des Problems nicht gerecht werden kann. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass auch Schütz den Pragmatismus infragestellt und zur Anerkennung des Wertbegriffes – wie sich bereits in seinen Reflexionen zum Begriff des Interesses gezeigt hat – gelangt, wenn er beispielsweise resümiert, „daß die Theorie der thematischen Relevanzen zu einer Klärung des Wertbegriffes und der Freiheit in der Wahl jener Werte, von denen wir theoretisch und im praktischen Leben geführt werden wollen, dient“ (ebd., 107).

Eine günstige Deutung der Beziehung der werthaftern Lage zur möglichen Handlung, also der Transformation des Situationsakzents von dem Erlebnis eines Problems zum lösenden Handeln, ist Lewins Begriff des Aufforderungscharakters, Gegenständen aufgrund einer „positiven Valenz“ (Bogner, 2017, 86) zu identifizieren, wobei weniger die resultierende Handlung als die Untersuchung dieser Valenz das phänomenologische Interesse erweckt: „In der Tat, wären ‚Aufforderungscharaktere‘ wie verlockend, anziehend, abstoßend oder bedrohlich, die von Kurt Lewin in die Psychologie eingeführt wurden und seitdem vielfach Schule gemacht haben, nichts weiter als bloße Auslösereize, so wäre das Antwortverhalten bereits weitgehend vorprogrammiert, und Fremdansprüche würden sich letzten Endes auf eigene Triebansprüche reduzieren“ (Waldenfels, 1997, 311). In der jüngeren Forschung hat Gibson den Begriff der Aufforderungscharaktere als ‚affordances‘ aufgegriffen: „Note that all these benefits and injuries, these safeties and dangers, these positive and negative affordances are properties of things taken with reference to an observer. They are not subjective values; they are not feelings of pleasure or pain added to neutral perceptions“ (Gibson, 1979, 137). Von Werten zu sprechen bedeutet also nicht, dem Subjektivismus Vorrang zu geben, sondern der ausschließlichen Orientierung an Konsequenzen zu opponieren.

Wenn in einem Widerfahrnis die Veränderung der eigenen Lage erlebt wird, wird sie durch die Problematisierung relevant, indem ihrem Wert Aufmerksamkeit zugewendet wird. Durch die Thematisierung und die Auslegung dieser Lage als relevanter sowie die Entwicklung der eigenen Motivation ergibt sich zudem eine Aufforderung zum Handeln an das Subjekt. Weil eine entsprechende Beschreibung auch für andere Erlebnisse gültig ist, also beispielsweise auch auf Herausforderungen zutrifft, ist notwendig, eine bestimmte Form dieses Problematisierens zu bestimmen. Diese Form bzw. der Erlebnischarakter – die Noesis – des Problems ist durch die Lösbarkeit gegeben. Mit Blick auf ihre hoffende Erlebnisweise lässt sich die spezifisch problematische Relevanz als Problemdruck beschreiben. Problemdruck bedeutet also einerseits die genuin problematische Form, in der jemand in einem Widerfahrnis zur Lösbarkeit seiner Lage gelangt. Die Gegebenheitsweise des Themas und seiner Auslegung – also das Noema des Problems – sind folglich wesentlich dadurch geprägt, auf die Lösbarkeit ausgerichtet zu sein, beispielsweise insofern als das Subjekt dazu gedrängt ist, auf Möglichkeiten jenseits seiner Gewissheit zu hoffen. Andererseits ist der Problemdruck durch eine Wertorientierung bestimmt, die es allererst gestattet zu hoffen. Mit einem Ausdruck Schelers lässt sich etwa davon sprechen, dass eine ‚Wertentdeckung‘ im Problem möglich sein muss. Demnach ist auch die Lösbarkeit maßgeblich auf den Problemdruck hin orientiert. Es handelt sich um eine Interpenetration bzw. eine ursprüngliche Einheit beider

Aspekte in der Problemerkennung. Diese noetisch-noematische Einheit wird im Problemhorizont gestiftet.

Die Verbindung von Lösbarkeit und Problemdruck findet bereits in Middendorfs Überlegungen einen Anhaltspunkt: „Der Gegenstand ist entweder nach der Bedeutsamkeitshinsicht des ‚Wertes‘ oder des ‚bloß für die Person Wichtigen‘ oder des ‚Objektiven Guten für die Person‘ Gegenstand des Hoffens eines Subjektes“ (Middendorf, 1937, 44). Weiter: „Von dem bedeutsamen Gegenstand ergeht an das Subjekt eine Aufforderung, auf ihn zu hoffen, und das Subjekt vernimmt, ‚hört‘ diese Aufforderung, die von dem Gegenstand qua bedeutsamen Gegenstand ausgeht“ (ebd., 7). Im Zentrum dieser Überlegung steht die Bedeutsamkeit des Wertvollen für den Hoffenden. Die Phänomenologie fasst den Begriff der Bedeutung mithilfe des Horizontbegriffes. In diesem Sinne bestätigt Middendorf, dass die Einheit des Problems als Verwobenheit von Lösbarkeit und Problemdruck nicht ohne den Zusammenhang stiftenden Problemhorizont begriffen werden kann.

### 3.2.3 Problemhorizont

In der Horizontalität der Erfahrung finden die Spuren des Problems zusammen, ohne dass der Horizont der alleinige Grund oder das Prinzip des Problemerkennnisses *κατ' ἐξοχήν* wäre. Es handelt sich um die wesentliche Bestimmung der Situation, deren Bedeutung allerdings erst in der Lösbarkeit und dem Problemdruck erfüllt wird. In Husserls *Analysen zur passiven Synthesis* findet sich die grundsätzliche Reflexion auf „Innenhorizont und Außenhorizont“ (Hua XI, 6) der Erfahrung. Es handelt sich dabei im Kern um eine phänomenologische Kritik des Wahrnehmungsbegriffes. Husserls fundamentale Einsicht ist, „daß jede Wahrnehmung implicite ein ganzes Wahrnehmungssystem mit sich führt, jede in ihr auftretende Erscheinung ein ganzes Erscheinungssystem, nämlich in Form von intentionalen Innen- und Außenhorizonten. Keine erdenkliche Erscheinungsweise gibt darum den erscheinenden Gegenstand vollkommen, in keiner ist er letzte Leibhaftigkeit, die das vollkommen erschöpfende Selbst des Gegenstandes brächte, jede Erscheinung führt im Leerhorizont ein plus ultra mit sich“ (ebd., 11). Breyer faßt die Lehre von Innen- und Außenhorizont zusammen:

„Der Innenhorizont bezeichnet die Mannigfaltigkeit von ‚Abschattungen‘, also perspektivischen, relativ auf den Standpunkt des Betrachters bezogenen Erscheinungsweisen eines Wahrnehmungsobjekts. Jede Ansicht eines Objekts verweist auf weitere mögliche Ansichten desselben und realisiert damit einen Verweisungszu-

sammenhang bzw. ein System indexikalischer Referenzen, das in gradueller Annäherung an das Ideal vollständiger Gegebenheit durchlaufen werden kann. Der Außenhorizont wird dagegen konstituiert von den appräsentativ mitgegenwärtigen Elementen des Erfahrungsfeldes, also den Gegenständlichkeiten, die mit dem thematischen Fokus der Wahrnehmung in inhaltlicher Verknüpfung stehen, wie auch den als Hintergrund wahrgenommenen Bereichen dieses Feldes“ (Breyer, 2011, 136).

Es geht Husserl dabei nicht um die empirische Beschreibung von bloß tatsächlichen Wahrnehmungen, sondern um die Wesensbestimmung der Wahrnehmung als stets und notwendig abgeschattet, also perspektivisch. Diese „perspektivische Abschattung“ (Hua XI, 3) des Innenhorizonts hat ihre Entsprechung in der Leere möglicher Intentionen, die über das bloß Gegebene hinausweisen, etwa auf die nicht sichtbare Seite eines Gegenstandes: „Die leere Vorweisung eignet sich die ihr entsprechende Fülle an. Sie entspricht der mehr oder minder reichen Vorzeichnung, bringt aber, da ihr Wesen bestimmbare Unbestimmtheit ist, in eins mit der Erfüllung auch Näherbestimmung“ (ebd., 12).

Diese Eigenheit der Erfahrung ist die Voraussetzung aller Hoffnung. Anders als der Empirismus, für den Vordeutungen stets kontrafaktische Ideen sind, ist die Vordeutung – auch zeitlich als ‚Protention‘ – aus phänomenologischer Sicht integraler Bestandteil jeder Erfahrung. Für Husserl, dessen Betrachtungen zu einem Rationalismus neigen, der die Bedeutung von Emotionalität und Motivation vernachlässigt, ist diese Struktur vornehmlich die Grundlage der „Erwartungen“ (ebd., 13), doch in der grundsätzlichen Weite dieses Gedankens besteht kein Widerspruch darin, zudem auf die Hoffnung zu blicken. Auch auf der noematischen Seite hat diese Grundvorstellung eine wichtige Folge: „Wo immer wir von Gegenständen sprechen, sie mögen welcher Kategorie immer sein, da stammt der Sinn dieser Gegenstandsrede ursprünglich her von Wahrnehmungen, als den ursprünglich [sic] Sinn und damit Gegenständlichkeit konstituierenden Erlebnissen“ (ebd., 19). Hierin gründet eine klare Opposition zum neutralen Monismus. Die Wahrnehmung ist sinngebend und deswegen kein gegenüber seinem Gehalt indifferentes Medium. Die Erfahrung des noematisch Neuen ist somit zugleich mit einer Wandlung des Bewusstseins verbunden – ein Vorgriff auf die metaphysisch tiefste Bedeutung der Problemerkennung. Für Husserl wird diese Erfahrung des Neuen denkbar, weil er eine zwiefache Eigenheit der Wahrnehmung anerkennt:

„Es ist hier zu beachten, daß wir im Sinn einer einstimmig synthetisch fortschreitenden Wahrnehmung immerfort unterscheiden können unaufhörlich wechselnden Sinn und einen durchgehenden identischen Sinn. Jede Phase der Wahrnehmung hat insofern ihren Sinn als sie den Gegenstand im Wie der Bestimmung der originalen

Darstellung und im Wie des Horizontes gegeben hat. Dieser Sinn ist fließend, er ist in jeder Phase ein neuer. Aber durch diesen fließenden Sinn, durch all die Modi ‚Gegenstand im Wie der Bestimmung‘ geht die Einheit des sich in stetiger Deckung durchhaltenden, sich immer reicher bestimmenden Substrates x, des Gegenstandes selbst, der all das ist, als was ihn der Prozeß der Wahrnehmung und alle weiteren möglichen Wahrnehmungsprozesse zur Bestimmung bringen und bringen würden“ (ebd., 20).

Der ewige Flux der Erfahrung, den James für ein Chaos hält, strömt also um eine ursprüngliche Einheit, die ihrerseits (und hierin besteht der entscheidende Schritt) in der Erfahrung als ‚plus ultra‘ gegeben ist, also im „Strahlensysteme von Erwartungen“ (ebd., 26) – oder Hoffnungen – geahnt wird. In diesem Sinne ist jede Erfahrung und insbesondere die Hoffnung stets auf ein Mehr an Welt verwiesen. Im Gegensatz zum teleologischen Empirismus ist es allerdings nicht das ‚mehr desselben‘, sondern des originär Neue. Im Kern dieses Gedankens, und nur so kann er gewonnen werden, steht nicht die Empfindung (sensation), sondern der Sinn (wobei an dieser Stelle wie auch schon in Husserls *Logischen Untersuchungen* die Differenzierung von Sinn und Bedeutung, wie sie beispielsweise bei Frege erfolgt, explizit nicht aufgegriffen wird): „Eine gewisse Einheit des Sinnes muß sich durchhalten durch den Abfluß wechselnder Erscheinungen hindurch“ (ebd., 29).

Für den Problembegriff ist die Dynamik dieser fundamentalen Struktur der Erfahrung von entscheidender Bedeutung. Das Widerfahrnis ist die ‚Urstiftung‘ einer neuen Erfahrung, welche die sedimentierten Wissensbestände als „Strahlensystem von aktuellen und potentiellen Erwartungsintentionen“ (ebd.) – in Waldenfels‘ Sinne – erschüttert: „Hier tritt ein Widerstreit auf zwischen den noch lebendigen Intentionen und den in neu gestifteter Originalität auftretenden Sinnes- und Glaubensgehalten mitsamt den ihnen zugehörigen Horizonten. [...] Der neue Sinn [...] in seiner urimpressionalen Erfüllungskraft ist Gewißheit in Urkraft, die die Vorerwartungsgewißheit des [...] überwältigt“ (ebd., 30). Gerade weil das Widerfahrnis mit der ‚Erfüllungskraft der Gewissheit‘, mit der „Kraft, die alles niederrennt“ (ebd., 37), auftritt, muss sie eine Ungewissheit über die Welt jenseits der durchbrochenen Stelle im Horizont des Subjekts hervorrufen. Es ist die Konfrontation mit dem „Phänomen des ‚anders‘, der ‚Aufhebung‘“ (ebd., 31). Für Husserl, der aus den besagten intellektualistischen Gründen die diffizile Emotionsphänomenologie unterschätzt, führt diese Erfahrung zum Übergang in den „Geltungsmodus des ‚fraglich‘“ (ebd., 36), weil er das Fragliche mit dem Problematischen gleichsetzt. Hier sei ein vorheriger Gedanke von Schütz aufgegriffen, nach dem das Problem als das Fragwürdige, nicht schon Fragliche entsteht, also vielmehr ein Fundament für weiteres Fragen ist. In diesem Sinne spricht Husserl auch vom Zweifel.

Die Gewissheit des Widerfahrnisses stiftet die Ungewissheit der Möglichkeiten im Sinne von Husserls Begriff der „Ungewißheitsmodalitäten“ (ebd., 39). Anstelle der Hoffnung spricht Husserl von „Glaubensanmutungen“, wobei daran zu erinnern ist, dass auch Marcel anerkannt hatte, dass eine absolute Hoffnung „nicht zu trennen ist von einem gleichfalls absoluten Glauben“ (Marcel, 1964, 49). Den Zustand des Problems begreift Husserl somit als gleich gültige Verfügbarkeit verschiedener Alternativen:

„Die offene Möglichkeit führt prinzipiell keine Neigung mit sich. Sie mutet sich nicht als seiend an, es spricht nichts für sie, es richtet sich auf sie keine Forderung, sei es auch eine, die durch Gegenforderungen gehemmt ist. Also da ist von Anmutlichkeiten keine Rede. Nennen wir diese neuen Möglichkeiten problematische Möglichkeiten, zu deutsch fragliche Möglichkeiten. Denn die im Zweifel entspringende Intention auf Entscheidung eines der anmutlichen Zweifelsglieder heißt fragende Intention. Nur wo Anmutungen und Gegenanmutungen im Gegenspiel sind, für die und gegen die etwas spricht, ist von Fraglichkeit die Rede“ (Hua XI, 43).

Mag diese Darstellung auch wertvoll sein, so geht sie unter Berücksichtigung der bisherigen Ausführungen zur Lösbarkeit und zur Hoffnung nicht weit genug. Es ermangelt der Virtualität des Möglichen, die ihren Ausdruck darin findet, dass sich der Wert der Lage dem Horizont von Anmutungen entzieht. Das Problem geht also über den Streit von „Forderung mit Gegenforderungen“ (ebd., 44) hinaus. Diese Eigenheit, die sich in der Phänomenologie des Problems offenbart hat, verdankt sich der romantischeren, auch irrationalistischeren Seite der Reflexion, die in Bergson und Scheler ihre Gewährsmänner findet. Husserls Idee der Anmutungen entspricht vielmehr dem Übergang zur Tat, zum Problemlösen, der noematisch durch den gestaltpsychologischen Aufforderungscharakter angesprochen wird. Hier entwickelt Husserl den – wie zu zeigen sein wird – auch empirisch tragfähigen Begriff des ‚Spielraums‘: „Eine Anmutung bezieht sich auf Spielräume von Möglichkeiten, und diese Möglichkeiten sind nicht bloß Phantasiemöglichkeiten. Insofern ‚spricht‘ für sie alle etwas“ (ebd., 47). Zudem berücksichtigt er eine „[a]ffektive Kraft“ an: „eine auf das ich hingehende Tendenz, deren Gegenwirkung eine antwortende Tätigkeit des Ich ist; nämlich das Ich, der Affektion folgend, mit einem andern Worte: ‚motiviert‘“ (ebd., 50).

Der zentrale Gedanke ist die „Modalisierungen des Glaubens“ (ebd., 65), in der sich „Modi der Gewißheit“ (ebd., 48) geben. Diesen Modi entsprechen noematisch die Modi der Situation, die im Folgenden in der Theorie multimodaler Situationen (TMS) darzustellen sind,

welche Herzogs Desideratum einer „Typologie von Situationen“ (Herzog, 1992, 484) einzuholen gedenkt. Für Husserl verändert diese Modalisierung die Form des Urteils und erinnert damit an Kants Kategorie des Modus: „Betrachten wir Zweifeln und Fragen. Zweifeln ist ein zwiespältiges oder vielspältiges doxisches Verhalten, ein Schwanken des urteilenden Meinens zwischen verschiedenen Möglichkeiten, und zwar Möglichkeiten, die Anmutlichkeiten sind, und wobei das urteilende Meinen eben nicht wirkliches Urteilen, Gewißheit haben ist, sondern ‚problematisches Urteilen‘“ (Hua XI, 48). Die Untersuchungen der Phänomenologie des Problems gelangen allerdings zu einem weitreichenderen Ergebnis, denn es handelt sich um eine gesamtsituative und nicht auf das – erneut intellektualistisch fokussierte – Urteil oder die Annahme „problematischer Disjunkte, das Bewußtsein des ‚es ist ‚fraglich‘, ob A oder B““ (ebd., 49), beschränkte Veränderung.

Weil Husserl die Eigenheit der Frage- und Problemnatur verkennt, insofern als er, wie Daubert bereits früh kritisierte, „das Fragen, und sogar untrennbar, zur Urteils- und Erkenntnis-sphäre“ (ebd., 61f) rechnet, dienen seine Betrachtungen jenseits der fundamentalen Charakterisierung des Erfahrungshorizonts der Phänomenologie des Problems letztlich in erster Linie zur Betrachtung der Entscheidungsphase in ihrer intellektiven Stringenz. Er weist beispielsweise auf den „Doppelsinn von Entscheidung, der in der Rede von einer von selbst oder an der Sache selbst, nämlich als erfahrener, sich einstellenden Entscheidung, und der vom Ich her als Ichreaktion vollzogenen entscheidenden Stellungnahme“ (ebd., 51), hin, also auf eine passive und eine aktive Form der Entscheidung, die in seiner Lehre von der passiven und aktiven Synthesis kulminieren. Entscheidend ist an dieser Stelle hingegen die Idee der „neu eröffneten Leerhorizonte“ (ebd., 67), die sich gewissermaßen hinter den Abschattungen befinden, und damit der Perspektivität, welche die Situation des Erlebens und Handelns erst ursprünglich konstituiert.

Diese grundsätzliche Einsicht der Phänomenologie wurde von Graumann aufgegriffen. „Perspektivisch gegeben heißt in Abschattung gegeben sein. Dasjenige, was sich in perspektivischer Abschattung unserem Gewahren bietet, ist immer Anblick und zwar Anblick eines Ganzen“ (Graumann, 1960, 66). Allerdings geht seine Forschung zur Perspektivität über Husserls konzeptuelle Beschränkungen in Richtung der phänomenologischen Psychologie hinaus. Für die Phänomenologie des Problems ist dabei insbesondere bedeutsam, dass seine Arbeit zur Perspektivität – ähnlich wie Schütz – zur Anerkennung der motivationalen und emotionalen Konstitution der Situation übergeht: „Gesichtspunkte entspringen ihrerseits der

Anteilnahme, der interessierten ‚Einstellung‘“ (ebd., 50). Die Entwicklung dieses Begriffes der Einstellung gestattet einen bedeutsamen Beitrag zur Bestimmung des Problems:

„Der substantivierte Infinitiv ‚Sich-Einstellen‘ soll als adäquater Ausdruck wahrnehmender Zuwendung, ‚Eingestelltsein-auf‘ als Terminus des Zugewandtseins benutzt werden, während wir mit dem Substantivum ‚Einstellung‘ die Verfassung bezeichnen wollen, in der wir ohne die Beweglichkeit des Sich-stets-neu-einstellens uns auf eine relativ unveränderliche Sichtweise festgelegt finden. ‚Einstellung‘ ist danach die Verfestigungsform des Prozesses ‚Sich-Einstellen‘“ (ebd., 92).

Oberflächlich scheint hier das Phänomen des Problems eine Herausforderung für diese Auffassung von der Einstellung darzustellen, insofern als die ungewisse Lage, in die sich jemand durch ein Widerfahrnis geworfen sieht, durchaus als eine hoffende Haltung gegenüber den ungewissen Möglichkeiten und damit als Einstellung verstanden werden kann, demgegenüber aber jene Öffnung zu den Möglichkeiten ihrerseits als Lösbarkeit die Bereitschaft des ‚Sich-stets-neu-einstellens‘ zu enthalten scheint. Dieser Widerspruch lässt sich auflösen, indem berücksichtigt wird, dass Graumann keinesfalls mit der Einstellung eine vollständige Petrifizierung und Stagnation zu charakterisieren beabsichtigt. Vielmehr ist die Einstellung des Problems durchaus eine ‚unveränderliche Sichtweise‘ nur, insofern als andere Modi der Situation oder – mit Husserls noetischem Ausdruck: Modalisierungen des Glaubens – bisweilen sogar aktiv zurückgewiesen werden, was im aktiven ‚ungeheuren Widerstreit‘ gegen die Verzweiflung am leichtesten deutlich wird, also in der Abwehr des Verhängnisses. In diesem Sinne kann auch das Problem als eine Einstellung und damit als eine bestimmte  $\mu\omicron\phi\eta$  der Perspektive betrachtet werden: „Perspektivität ist in diesem Zusammenhang die [...] Struktur des Welt-Innewerdens, in der alles raumzeitlich Erlebte auf das Hier und Jetzt eines wesentlich leiblich bestimmten Ichs zentriert erscheint. In dieser perspektivischen Welt gibt es die Dinge unserer Erfahrung nicht getrennt von uns und ‚für sich seiend‘, sondern immer nur in einem Wechselbezug zwischen unseren jeweiligen Blick- oder Standpunkten und den Abschattungsweisen der erlebten Dinge“ (ebd., 57).

Als Problemhorizont ist nun eine bestimmte Form des Horizontes aller Erfahrungen zu verstehen. Diese Form ist phänomenologisch vermittels ihres Sinnes zu bestimmen. Sinn wird somit, wie zuvor mehrfach angedeutet, zur entscheidenden Kategorie der phänomenologischen Psychologie: „Die Tatsache, daß der ‚Sinn‘ einer Situation (als Bewandnisganzheit) die ‚standpunktlichen Gesichtspunkte‘ jeder Rolle vorzeichnet, in denen unser Wahrnehmen

– von Gelegenheit zu Gelegenheit – ‚diskursiv‘ fortschreitet, unterstreicht auf eindeutige Weise den Primat des ‚Sinnes‘ jeder Wahrnehmung (wie überhaupt kognitiver Prozesse) über alles andere, in das sich Wahrgenommenes jeweils auslegen oder gar begrifflich auflösen läßt: seien es Farben, Konfigurationen, Empfindungen u. ä.“ (ebd., 64). In diesem Sinne ist die gesamte Erlebnissphäre einer Person, die ein Problem hat, von ihrer Lage penetriert. Ihre Situationserfahrung etabliert sich nicht erst auf dem Rücken elementarer neutraler Empfindungen, sondern prägt vielmehr diese selbst. Die Bestimmung dessen, was das Wesen des Sinns selbst ist, bleibt unterdessen eine ernste Grundsatzfrage alles Denkens. Unter Zurückweisung des objektivistischen Sinnbegriffes in der Gestaltpsychologie und des subjektivistischen aus der Ganzheitspsychologie gelangt Graumann zur Skizze eines eigenständigen phänomenologischen Sinnbegriffes, wobei sein Ansatz ist, dass Sinn „ein Prinzip beseelten Lebens“ (ebd., 110) ausspricht:

„Was aber meint Sinn, was sagt er über beseeltes Leben aus? Die einfachste und anschaulichste Bestimmung dürfte die außerhalb alles Seelischen liegende Bedeutung des ‚Uhrzeigersinnes‘ gestatten. Sinn meint hier eine bestimmte gerichtete Bewegung. Die Eigenart des Uhrzeigersinnes, wie überhaupt des Drehsinnes ist die Kreisbewegung, eine Bewegung also, die nicht schlechthin ein Von-weg-auf-etwas-zu ist, wie die Bewegung einer Kugel auf ihr Ziel. Vielmehr ist das, woraufhin der Uhrzeiger unterwegs ist, immer auch das, woher er kommt. Die Kreisbewegung ist in jedem ihrer Momente vor- wie zurückbezogen auf den Ort, von dem sie ihren Ausgang nahm. Diese Zurückgebogenheit (Reflexivität) einer Bewegung hat aber seit je als Kennzeichnung für Beseeltheit gedient, die als ausgreifend-einholende Selbstbewegtheit charakterisiert werden kann, wenn lediglich die Form ihrer Bewegtheit beachtet wird“ (ebd.).

Hier gelangt Graumann an den Punkt, der zuvor unter Rückgriff auf Bergson bereits mehrfach, aber insbesondere zur Bestimmung der Lösbarkeit, erreicht wurde. Es geht um das Urphänomen des Lebendigen, das weder mechanisch noch finalistisch begriffen werden kann, und zuvor in der Hoffnung darauf, dass die Lage ‚organisch‘ sei, zum Ausdruck gekommen ist: „Allgemein meint Sinn dann die Eröffnetheit eines Horizontes möglichen erfüllbaren Verhaltens. Damit bleibt Sinn auf diejenigen Modi beseelten Lebens beschränkt, die als Sich-Verhalten-zu-etwas die oben gekennzeichnete (Kreis-)Struktur der Reflexivität aufweisen, die also – wie es die Intentionalanalyse Husserls in anderem Zusammenhange nennt – etwas ‚vermeinen‘ und zur Erfüllung zu bringen suchen“ (ebd., 111). Diese Aussage Graumanns lässt sich mit den vorherigen Löwiths zur Eigenheit des Verhältnisses verbinden, um die Eigenheit des psychologischen Gegenstandes zu gewinnen. Und ebenso gestatten

Graumanns Ausführungen über den Sinn die Skepsis gegenüber dem pragmatischen Zielbegriff zu betonen, wenn er von dem „Wirken einer ‚schematischen Antizipation‘ (Selz)“ (ebd., 95f) spricht, „selbst dann, wenn kein ‚Zielbewußtsein‘ (Selz) oder auch nur ein Suchbewußtsein aufweisbar ist“ (ebd., 96). Hier bestätigt sich also die phänomenologische Einsicht, dass die Gerichtetheit des Lebens von dem Bildinhalt eines Zielzustandes unabhängig ist, weil „das Betontheitsrelief eines wahrgenommenen Ganzen immer Funktion des je umfassenderen Zusammenhanges, also des übergreifenden Ganzen ist“ (ebd.). Graumann gewinnt einen modifizierten Begriff der Antizipation, der mit der protentionalen Grundstruktur des Bewusstseins zusammenfällt, „allgemeinere Gerichtetheiten“ (Thomae, 1960, 68) oder die „projection d'une intuition indivisible“<sup>34</sup> (Bergson, 1908, 98), die jedoch allein dank der „neu auftauchenden und unantizipierten Relevanzen“ (Schütz, 1982, 155) möglich sind. Nur durch den Begriff des Sinnes, der die Perspektive als „horizontale Verweisungs-Ganzheit“ (Graumann, 1960, 67) bestimmt, in seinem organischen bzw. lebendigen Eigenschwung wird die Situation und damit das Problem begreiflich.

Sinn meint dabei keinesfalls eine rein meditative oder kompletative Einsicht: „Sinn ist von der Sache her zu denken, die an mich als den Wahrnehmenden eine Art Forderung stellt, einen ‚Forderungscharakter‘ hat“ (ebd., 103). Auch das Problemhaben ist gegenüber dem Problemlösen mitnichten passiver. Es handelt sich nicht um die Kontemplation eines untätigen Beobachters, denn auch das Problematisieren vollzieht sich in der Aktivität, erwirbt seinen Sinn aber nicht aus dem Resultat, der Lösung. Hingegen ist die Beschreibung als tätiger Beobachter angemessen, wenn sie im Sinne der Zeilen verstanden wird, die Ortega während des ersten Weltkriegs über das Wesen des Beobachters niederschrieb:

„¿Servirá de algo a alguien El Espectador? No lo puedo asegurar; pero interpreto como buen augurio que su proyecto nació en una explosión de alegría impersonal, de confianza en el porvenir de los hombres. Antes y más allá del clarín que hacen resonar las batallas transitorias, los que hemos llegado al medio del camino de la vida habíamos percibido el tema de alborada que en su cuerno de caza modula el Destino. [...] Mas la sana esperanza parte de la voluntad como la flecha del arco. [...] Tenemos el deber de presentir lo nuevo; tengamos también el valor de afirmarlo. Nada requiere tanta pureza y energía como esta misión. [...] Lo viejo podemos encontrarlo dondequiera: en los libros, en las costumbres, en las palabras y los rostros de los demás. Pero lo nuevo, lo nuevo que hacia la vida viene, sólo podemos escrutarlo inclinando el oído pura y fielmente a los rumores de nuestro corazón. Escuchas de avanzada, en nuestro puesto se juntan el peligro y la gloria. Estamos

---

<sup>34</sup> „Projektion einer unteilbaren Intuition“ (Bergson, 2013, 109).

entregados a nosotros mismos: nadie nos protege ni nos dirige. Si no tenemos confianza en nosotros, todo se habrá perdido. Si tenemos demasiada, no encontraremos cosa de provecho. Confiar, pues, sin fiarse. ¿Es esto posible? Yo no sé si es posible; pero veo que es necesario“<sup>35</sup> (Ortega y Gasset, 1916, 20).

Andererseits bleibt zu fragen, wie gerechtfertigt werden kann, von Problemen zu sprechen, wenn die jeweilige Perspektive eine grundsätzlich eigenständige Situation schafft. Hier ist einerseits mit Schütz zu antworten, dass eine ‚Typizität‘ von Situationen das Resultat einer z. B. biographischen oder sozialen Prägung des Wissens ist, die nicht auf Generalisierung, sondern Habitualisierung basiert. Die Frage muss also transformiert werden: Ist es möglich, sich an die Problemerkennung zu gewöhnen? Hier scheint eine *contradictio in adjecto* zu bestehen. Tatsächlich ist aber Ungewissheit trotz drängender Relevanz eines Themas durchaus eine Erfahrung, die nach individueller Disposition Widerstand geleistet werden kann, sodass es einen Unterschied zwischen Problem und Krise oder gar Katastrophe gibt. Selbst existenzielle Probleme wie dasjenige der Sterblichkeit, die dennoch nicht ihre Jemeinigkeit einbüßen, können eine Stabilität entwickeln, wenngleich sie niemals in die Routine übergehen, vielmehr den Abgrund der Verzweiflung stets offenhalten. Die Hoffnung ruht in diesen Fällen beständig auf dem Jenseits des eigenen Horizonts und kann zu einem *habitus* der Hingabe werden – es sind die ‚problematischen Naturen‘, die nicht in die Routine einkehren.

Andererseits ist hervorzuheben, dass es sich bei diesem Wissenserwerb um eine kulturelle Errungenschaft handelt, die von der Sensibilität in der Differenzierung von Situationsmodi abhängt. Damit ist nicht gesagt, dass die Anzahl verschiedener Situationen willkürlich ist. Im Gegenteil entwickeln sie sich in den konstitutiven Bahnen des Bewusstseins. Allerdings ist notwendig, dass das Wesen des Problematischen demjenigen mit größerer Klarheit erscheint, der in seinem Leben feine Unterschiede zu betonen gewohnt ist. Willkür besteht demgegenüber eher in der Beschränkung der Erlebnisweisen auf wenige, gar eine, wie im

---

<sup>35</sup> „Nützt der Beobachter jemandem oder einer Sache? Das kann ich nicht versichern, aber als guter Augur deute ich, dass das Projekt in einem unpersönlichen Freudensturm geboren wurde, in dem Vertrauen in die Zukunft der Menschen. Vor und nach dem Signalhorn, das von den Übergangsschlachten hallt, nahmen wir, die wir bis zum halben Wege des Lebens gekommen sind, das Thema des Tagesanbruchs wahr, das im Jagdhorn das Schicksal verändert. Auch ist die gesunde Hoffnung Teil des Willens wie der Pfeil des Bogens. Wir haben die Pflicht, etwas Neues zu ahnen; lasst uns auch den Mut haben, es zu bejahen. Nichts verlangt mehr Energie und Reinheit als diese Mission. Wir können das Alte überall finden: in den Büchern, in den Bräuchen, in den Worten und in den Gesichtern der Anderen. Aber das Neue, das Neue, das vom Leben kommt, können wir nur vernehmen, wenn wir arglos und treu auf das Gemurmel unseres Herzens hören. Zukunftsweisende Geräusche zeugen davon, wie sich in uns Gefahr und Ruhm vereinen. Wir sind uns selbst ausgeliefert: niemand führt oder verteidigt uns. Wenn wir kein Vertrauen in uns haben, wird alles verloren sein. Wenn wir zu viel haben, werden wir nicht vorwärts zu kommen wissen. Vertrauen, also, ohne sich auf etwas zu verlassen. Ist das möglich? Ich weiß nicht, ob es möglich ist; aber ich sehe, dass es notwendig ist“ (Übersetzung ANW).

„all life is problem-solving“. In anderen Worten: Die Problemerkfahrung schält sich aus der Fülle sämtlicher Erfahrung mit deren kontinuierlicher Exploration heraus, ihr Wesen scheint in der Vielfalt des Lebens durch größere Besonnenheit deutlicher hervor.

Der Problemhorizont ist nun eine bestimmte Form des Horizonts, in der die Problemerkfahrung ihre charakteristische Gestalt gewinnt. Middendorf spricht von einer ‚Stimmungslage‘: „Das hoffende Subjekt befindet sich oft in einer bestimmten Stimmungslage, die unter Umständen vom Hoffen bzw. vom Hoffungsgegenstand ausgelöst sein kann“ (Middendorf, 1937, 8). Der Begriff der Atmosphäre, wie er bei Tellenbach oder Schmitz etabliert wurde, spiegelt wider, wie diese Erfahrungsweise des Problems konstituiert ist: „Atmospheres are quasi-things: namely an example of that passive synthesis, largely inter-subjective and holistic, that precedes analysis and influences from the out-set the emotional situation of the perceiver“ (Griffero, 2014, 29). Griffero gelingt es, diesen Begriff mit dem Aufforderungscharakter bzw. der ‚affordance‘ in Verbindung zu bringen: „atmospheres function as (transmodal) affordances, i.e. as ecological invites or meanings that are ontologically rooted in things and quasi-things, namely not only pragmatic-behavioural but also atmospheric qualia“ (ebd., 46).

Entscheidend ist der Gedanke, dass die Aufforderung in der Atmosphäre weniger an eine Handlung denn an das Fühlen ergeht: „We have often said that atmospheres are spatialised feelings: that is to say, they are the specific emotional quality of a given ‚lived space‘“ (ebd., 37). In diesem Sinne lässt sich tentativ von Problemgefühlen, also etwa Hoffungs-Gefühlen sprechen – ähnlich wie Scheler z. B. Scham und Schamgefühle unterscheidet. Diese Gefühle sind dabei freilich nicht epiphänomenal, also Begleitungen des eigentlichen Problems, die keine Bedeutung für es hätten. Im Gegenteil artikuliert sich der Horizont zum Thema im Fühlen selbst, wobei mit Scheler deutlich zwischen dem ‚wertnehmenden‘ Fühlen und den zuständlichen Gefühlen zu unterscheiden ist. Es ist beispielsweise das problematische Fühlen der Hoffnung, in dem sich die ungewissen Möglichkeiten eröffnen.

Mit Böhme lässt sich auch der Übergang zwischen verschiedenen Situationsmodi als eine Erfahrung von Atmosphären beschreiben: „Kontrasterfahrungen sind solche, bei denen man einer Atmosphäre begegnet, die zu einer Stimmung anmutet, welche der eigenen, mitgebrachten widerspricht. Ingressionserfahrungen sind solche, bei denen man in eine Atmosphäre eintritt, das heißt aus einem anderen in den durch die betreffende Atmosphäre gestimmten Raum“ (Böhme, 2013, 140). Insbesondere in der Ingressionserfahrung ist der

Übergang deutlich, in dem sich die Wertorientierung und die eigene Lage grundsätzlich verändern: „Im Sinne einer grundlegenden Wahrnehmungsweise, nämlich der ingressiven Totalität, in der zunächst nur eine Atmosphäre in charakteristischer Weise und nur dies wahrgenommen wird, zeigte sich, daß so etwas wie Farben, Töne, Gerüche primär synästhetisch wahrgenommen werden, d.h. insofern sie zu einer Atmosphäre der Wärme, der Helligkeit oder auch zu anderen Atmosphären wie etwa der Gemütlichkeit, Eleganz und ähnlichem beitragen“ (Böhme, 2001, 101). Diese werthaften Qualitäten drücken die situative Verfassung des Subjektes aus, wobei das ‚Problematische‘ als eine atmosphärische Bestimmung dieser Art verstanden werden kann.

Insgesamt ist der Problemhorizont also auch in der Atmosphäre auf Lösbarkeit und Problemdruck bezogen. Die drei Aspekte des Problems formen seine Einheit als Situationsmodus, wobei sie wie sämtliche Situationsmodi durch den Charakter des ‚Widerfahrnis‘ sowie desjenigen der Jemeinigkeit ausgezeichnet sind. Auf der Grundlage dieser deskriptiven Psychologie und Phänomenologie des Problems kann eine psychologische Theoriebildung erfolgen, die eine Alternative zu den etablierten Problembegriffen bedeutet.

### **3.3 Phänomenologisch fundierte Theorie**

Der Übergang zur Psychologie erfolgt als Übergang zur Vorhersage. Es gilt, die Einsichten der Phänomenologie in das Wesen des Problems zu transformieren und zu ordnen, um Behauptungen über empirische Sachverhalte zu gewinnen. Diese Anpassung muss ein Ideal des natürlichen und kontinuierlichen Überganges zwischen eidetischer Wesensanalytik und realwissenschaftlichen Tatsachenbehauptungen anstreben. Es ist jedoch ausgeschlossen, dass sich die Geltungsansprüche der Phänomenologie des Problems auf die Empirie übertragen. Die Geltung der hier zu formulierenden realwissenschaftlichen Theorie ist ausschließlich in der Beobachtung zu erweisen, während die Phänomenologie stets jenseits der Beobachtung, nämlich in der eidetischen Anschauung, steht.

Die Trichotomie, die als Grundstein des phänomenologisch fundierten Problembegriffes behauptet werden soll, ist die Beziehung zwischen Problemhaben (oder Problematisieren), Problemfinden und Problemlösen. Diese Diktion dient in den letzten beiden Gliedern zunächst einer Kontaktaufnahme mit den psychologisch etablierten Problembegriffen: Während das Problemlösen einen praktischen Vollzug bezeichnet, der phänomenologisch vornehmlich das Lösen, also die Handlung zur Herstellung einer Lösung, meint, ist das Problemfinden, so wie es beispielsweise von Getzels beschrieben wurde, die Vorbereitung dieses Lösens, welche phänomenologisch durch die Phänomenkomplexe des Fragens, der Aufgabe

und der Entscheidung betrachtet wird. In der theoretisch progressiven Literatur zum Problemlösen wird die Berücksichtigung dieser Planungs-Elemente vorgeschlagen, etwa bei Borasi: „Our work also suggests the need for a greater emphasis on context and formulation rather than simply on methods of solutions for the analysis and classification of problems. This automatically raises the need of complementing pure problem solving activities with problem posing ones, since reformulating the original problem and generating questions and hypotheses may constitute an important step towards the solution in almost any problem“ (Borasi, 1986, 140).

Allein, die Voranstellung des ‚Problem-‘ ist für diese letzten beiden Formen nur wegen ihres kontingenten Bezugs auf das Problemhaben gerechtfertigt. Dieser Bezug ist Ausdruck eines wesentlichen Zusammenhangs, der als praktische Grundbestimmung des Lebens zu begreifen ist, also die Notwendigkeit der Tat. Rein metaphysisch ist es zugleich jedoch denkbar, dass eine Person keine ihrer Probleme in ein lösendes Handeln überführt, ebenso wie es möglich ist, dass lösendes Handeln – wenn auch ohne den problematischen Sinn – auf andere Situationen zur Anwendung kommt, ohne dass jemals ein authentisches Problemhaben erfahren wurde. In diesem Fall trägt das ‚Problemlösen‘ seinen Namen lediglich, wie in Laborexperimenten, in denen die Versuchspersonen kein eigentliches Problem haben, als Reminiszenz daran, dass es möglich gewesen wäre, mit der Lage auch ein Problem zu haben, wie sich in der funktionellen Fixierung zeigt, die bei Duncker besprochen wird. Dieses Problemhaben stellt somit das Herzstück des hier zu etablierenden Problembegriffes dar, es stiftet den Sinn der beiden anderen Glieder.

Die Beziehung zwischen den drei Gliedern findet ihren Grund erst im existenziellen Dreischritt von Entdeckung, Suche und Tat. In einem Brief Nietzsches, der von Heidegger in „Was heißt Denken?“ ausgelegt wurde, spiegelt sich die Essenz dieser Dreiheit wider: „Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück, mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren“ (Nietzsche, 1888/1954, 1350). Die Entdeckung, für das Problem als das ‚Problemhaben‘, ist der schöpferische Ausgangspunkt, in dem sich durch das Widerfahrnis ein neuer Horizont eröffnet, die Suche ist, wie das Menon-Paradox zeigt, zugleich das Finden im Sinne der planenden Vorbereitung, die bei Newell und Simon durch den Problemraum beschrieben wird, und die Tat entspricht der Lösung, die, wie Nietzsche ingenios dichtet, einen Verlust des Problems selbst anstrebt – das Problem selbst, das den existenziellen Sinn seines Subjektes prägt, ist aber nicht ohne Weiteres zu verlieren. Entscheidend ist somit, dass das Problem, dessen Sinn im Problemhaben etabliert wird, als Sinn

der Situation in das Problemfinden (etwa die Frage oder die Entscheidung) und das Problemlösen hineinwirkt, sie also situativ bestimmt.

### 3.3.1 Theorie multimodaler Situationen (TMS)

In der Phänomenologie des Problems sind die Begriffe der Situation und der Lage verschiedentlich berücksichtigt worden. Die Grundlage der Theorie multimodaler Situationen (TMS) ist die Auffassung, dass sich in Situationen das Leben realisiert, d. h. aktualisiert: „Im Bereich des ‚Lebens in ...‘ gibt es keine Freiheit und Distanz zur Situation, in der wir gerade leben. Dieser Situation stehen wir nicht gegenüber; vielmehr sind wir in sie einbezogen, an sie hingegeben, und wir gehen in ihr auf“ (Gurwitsch, 1977, 110). Diese Bestimmung der Bedeutung von Situationen schlechthin sei allerdings keine Präsupposition, sondern ein Verweis auf die reiche Phänomenologie und Psychologie der Situationen, wie sie Schott (1991) zusammengefasst hat. Ohne deren Reichweite zu erschöpfen, sei zumindest mit dem Verweis auf Nicols „Psicología de las situaciones viales“ die Tiefe der Frage skizziert:

„Ha de quedar bien claro, por consiguiente, que el concepto de situación, en tanto que es un concepto funcional psicológico (cuyo empleo no representa la intrusión en psicología de conceptos sociológicos), no puede equiparse o reducirse a la circunstancia, si ésta designa aquel dispositivo externo que se contraponen al sujeto. La situación no es ‚el medio ambiente‘. Si desglosamos al sujeto y lo contraponemos implícitamente a todo lo que no es él, a la circunstancia objetiva, la abstracción de este desglose descualifica en seguida el material de su experiencia. El estudio psicológico queda forzado entonces a simplificar y esquematizar la rica complejidad de la experiencia reduciéndola al mecanismo de las puras funciones psíquicas, y a eliminar justamente el contenido vital efectivo de cada función“<sup>36</sup> (Nicol, 1941/1996, 94).

Dieser lebendige Inhalt einzelner Situation soll deswegen nicht als ‚Umwelt‘, sondern als Lage verstanden werden, die sich durch die Einstellung konstituiert. Diese Einstellung, gewissermaßen der noetische Pol, gegenüber der Lage, dem noematischen Pol, die ihre Einheit in der Situation haben, ist der Quell der Erfahrung von Jemeinigkeit. Im Sinne Heideggers

---

<sup>36</sup> „Es muss somit sehr klar bleiben, dass das Konzept der Situation, insofern als es ein funktionalpsychologisches Konzept (dessen Anwendung keine Intrusion soziologischer Konzepte in die Psychologie ist) ist, sich nicht auf Umstände übertragen oder reduzieren lassen darf, wenn damit jene externe Gegebenheit bezeichnet wird, die sich dem Subjekt gegenüberstellt. Die Situation ist nicht ‚das Umweltmedium‘. Sofern wir das Subjekt von ihr abtrennen und ihm implizit alles, was es nicht ist, die objektiven Umstände, gegenüberstellen, entwertet die Abstraktion dieser Trennung sogleich das Material seiner Erfahrung. Die psychologische Untersuchung wird zum Simplifizieren und Schematisieren der reichen Komplexität der Erfahrung gezwungen, indem sie sie auf den Mechanismus der bloßen psychischen Funktionen reduziert, und zum Eliminieren genau desjenigen lebendigen Inhaltes dieser Funktion“ (Übersetzung ANW).

kann davon gesprochen werden, dass die Jemeinigkeit als eine ‚Befindlichkeit‘ (englisch auch: acquaintance), also als präreflexives Gewahrsein des Befindens in der eigenen Situation, erlebt wird. Einstellungen können verschiedener Natur sein, doch sie verbindet, dass sie die Lage, auf die sich das Subjekt der Situation richtet, als etwas konstituieren. Eingestellt wird in ihnen, im Sinne Graumanns, die Perspektive. Aus diesen Überlegungen ergibt sich das erste Strukturschema (Abbildung 3). Dabei ist erstens hervorzuheben, dass das Subjekt nicht von seiner Situation getrennt ist, sondern eine Perforation der Situation durch Aspekte der Jemeinigkeit Ausdruck des primordialen Selbstbewusstseins ist (Hierzu die ausführliche phänomenologische Debatte um das Selbstbewusstsein, beispielsweise Zahavi, 2005). Zweitens besteht kein konzeptueller Schnitt zwischen Situation und Lage. Die Lage wird als durch die intentionale Zuwendung des Subjekts ausgezeichnete Inhalt der Situation hervorgehoben, sie ist gewissermaßen eine Konzentration von Sinn.

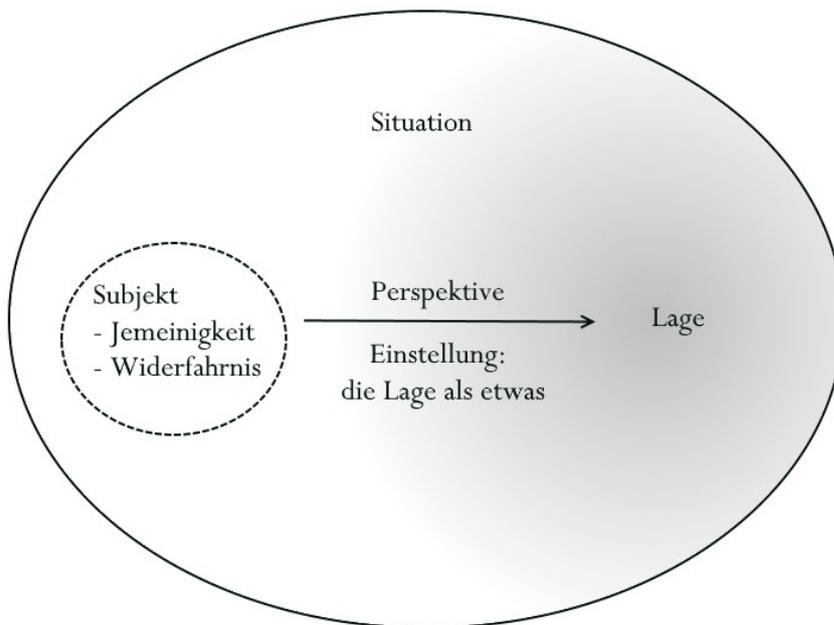


Abbildung 3. Die Grundstruktur der Theorie multimodaler Situationen.

Der wesentliche Aspekt der Grundstruktur von Situationen ist die Konstitution der Lage, zu der sich das Subjekt in seiner intentional verfassten Perspektive einstellt. Diese Einstellung prägt die Situation und damit auch den Ausdruck des Subjekts in ihr, wobei Verhalten die praktische Form des Ausdrucks ist. So sagt Lewin: „The different kinds of behavior that occur in a certain situation are to be understood as belonging to a coherent system of ‚possible‘ events that are in their totality an expression of the particular characteristics of this situation“ (Lewin, 1936, 16). Die Situation kann dabei unmittelbar durch das Widerfahrnis als

„momentane“ (momentary) Situation oder mit stärkerem Bezug zum sedimentierten Wissensvorrat als „Lebenssituation“ (life situation) verfasst sein: „In representing the life space it is necessary to take into account these differences of extension. The specific problem with which we have to deal in a given case determines whether it is the life situation or the momentary situation which comes more strongly into the foreground. The life situation is on the whole the more constant“ (Lewin, 1936, 24). In diesem Sinne ist auch die Varianz des (problem-)lösenden Verhaltens von der gegenüber der Situation eingenommenen Einstellung abhängig. Diese Varianz bleibt verborgen, solange eine Einstellung („all life is problem solving“) fehlgeneralisiert wird.

Freilich ist auch jenseits des Ausdrucks – etwa im Verhalten – die situative Einstellung für das Erleben des Subjekts prägnant. Emotionsphänomenologisch findet sich ihr Einfluss etwa in der präintentionalen Stimmung, die zuvor mit der Atmosphäre der Situation in Verbindung gebracht worden ist: „Some emotions are neither intentional nor nonintentional. Rather, they are what I call ‚pre-intentional‘: they comprise an experiential backdrop that determines which kinds of intentional state are intelligible possibilities for a person“ (Ratcliffe, 600).

Jenseits dieser allgemeinen Architektur der TMS ist ihr spezieller Anspruch, im menschlichen Leben typische Formen der Einstellung zu bestimmen. Es ist dabei jedoch anders als in der Phänomenologie nicht möglich, standpunktunabhängige Aussagen zu treffen. Die realwissenschaftliche Theorie muss auf ihre eigene epistemische Verfassung reflektieren. Vielmehr verlangt die spezifische Betrachtung innerhalb der TMS den Blick von einem situativen Phänomenkomplex auf die diskriminanten Einstellungen zu wenden. Damit ist gemeint, dass keine universelle Taxonomie aller Situationsmodi gewonnen werden kann. Stattdessen ist eine empirisch verfügbare Einstellung zu wählen und darauf zu blicken, inwiefern sie in den phänomenologisch verfügbaren Hinsichten von anderen Einstellungen abweicht.

Die Einstellung, die an dieser Stelle in den Blick fällt, ist das Problem. Es grenzt sich (an erster Stelle) hinsichtlich seiner Lösbarkeit vom Verhängnis und (an erster Stelle) hinsichtlich des Problemdrucks von der Herausforderung ab. Die Bestimmung des Problems in der TMS beansprucht somit keine oder nur eine partikuläre Berücksichtigung des Verhängnisses und der Herausforderung, wenngleich jene ihrerseits eigenständiger Gegenstand der TMS werden können. Solange sich die TMS auf das Phänomen des Problems richtet, spricht sie von der Herausforderung allein mit Blick auf das Problem, also etwa die Möglichkeit, dass ein Problem in einer ‚ingressiven Erfahrung‘ im Sinne Böhmes zu einer Herausforderung

wird oder inwiefern sich mögliches Verhalten des Problemhabens, -findens und -lösens von demjenigen des Herausforderungshabens, -findens und -lösens (oder -bewältigens) unterscheidet. In diesem Sinne ist die spezielle Struktur der TMS zu begreifen (Abbildung 4).

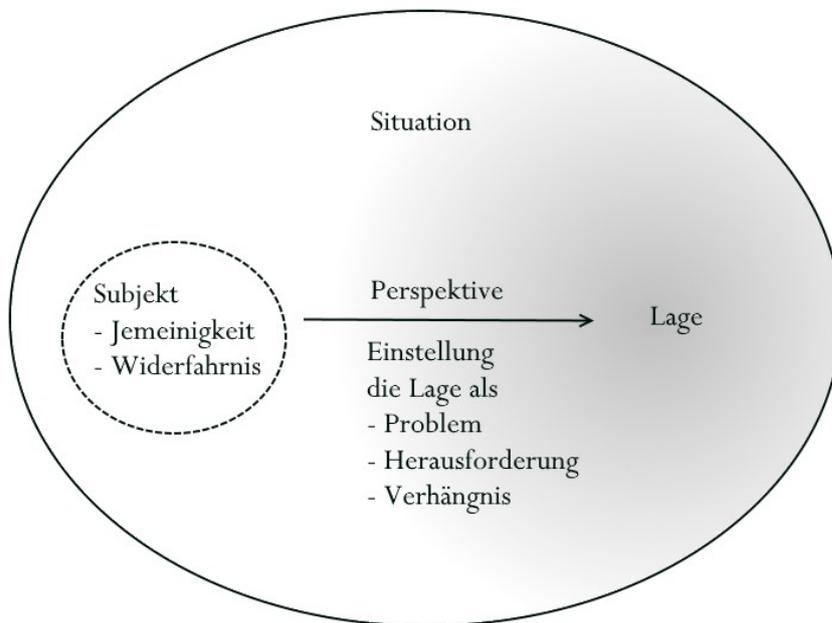


Abbildung 4. Die spezielle Struktur der Theorie multimodaler Situationen.

In den etablierten Auffassungen vom Problem findet dieser Aspekt der TMS eine Resonanz in Mintzbergs, Raisinghanis und Theorets Überlegungen zu „The structure of ‚unstructured‘ decision processes“, insofern als die Autoren ein „opportunity-problem-crisis continuum“ (Mintzberg et al., 1976, 254) vorschlagen. Im Gegensatz zur TMS ist die Bedeutung dieser Differenzierung allerdings darauf beschränkt, zu beschreiben, wie viel Kontrolle eine Organisation über die Stimuli – im Sinne von Ursachen – einer Entscheidungssituation hat, worin sich allenfalls eine beschränkte und hinsichtlich der situativen Phänomenologie und der Kritik am Stimulusbegriff nicht reflektierte Verwandtschaft zum Problemdruck erkennen lässt:

„Decisions may be categorized by the stimuli that evoked them along a continuum. At one extreme are opportunity decisions, those initiated on a purely voluntary basis, to improve an already secure situation, such as the introduction of a new product to enlarge an already secure market share. At the other extreme are crisis decisions, where organizations respond to intense pressures. Here a severe situation demands immediate action, for instance, seeking a merger to stave off bankruptcy. Thus, opportunity and crisis decisions may be considered to form the two ends of the continuum. Problem decisions may then be defined as those that fall in between, evoked by milder pressures than crises“ (ebd., 251).

Die TMS bestimmt die Situation weder subjektivistisch noch objektivistisch und auch dem Konstruktivismus opponiert sie, insofern als kein emergentes System gebildet wird, in dem Erleben und Verhalten bloß funktionelle Komponenten wären, sondern von Situationen nur spricht, insofern sie lebendige Bedeutung haben. Das Widerfahrnis stellt dabei den Anstoßstein der Ausbildung eines Lagebewusstseins, sodass auch die Bedeutung von experimentellen Aufgaben und Instruktionen theoretisch berücksichtigt werden kann. Sie fällt in den von Böhme als Ingressionserfahrung charakterisierten Bereich: „Als Ingressionserfahrungen will ich solche Wahrnehmungen bezeichnen, bei denen man ein Etwas wahrnimmt, indem man in es hineingerät“ (Böhme, 2001, 46). Von einer Einstellung in eine andere überzugehen, ließe sich dabei tentativ als ‚Transgression‘ beschreiben. Die experimentelle Situation kann in diesem Sinne ein Widerfahrnis bedeuten, das die Probanden beispielsweise von einem Problem zu einer Herausforderung übergehen lässt. Dass die experimentelle Konstellation eine Wirkung dieser Art entfaltet, kann nicht notwendig sein. Dies ist jedoch keinesfalls ein Nachteil oder eine Beschränkung, sondern die Grundlage für und Aufforderung zu empirischen Fragestellungen, die untersuchen, inwiefern Versuchspersonen durch bestimmte Experimental- oder Feldsituationen zu Transgressionserfahrungen – in Lewins Sinne – aufgefordert werden. Die Untersuchung dieser Umstände ist allerdings erst mit Operationalisierungshypothesen möglich. Deswegen kann die TMS nur mithilfe einer Struktur problematischer Situationen (SPS) empirisch erforscht werden.

### **3.3.2 Struktur problematischer Situationen (SPS)**

Oberflächlich betrachtet lässt sich vermuten, dass die Beziehung zwischen Situation und Verhalten durch die Zurückweisung des Pragmatismus strukturell entkoppelt wurde und deswegen keine argumentative Grundlage bestehe, um von Annahmen über multimodale Situationen auf Verhaltensvorhersagen zu schließen. Diese Auffassung der phänomenologischen Betrachtungen kann indessen ihrerseits nur auf einen pragmatischen Verhaltensbegriff, der bereits mit dem Geltungsanspruch des Behaviourismus psychologisch virulent ist, gründen und evoziert eine Missdeutung der Phänomenologie des Verhaltens. Der bereits bei Husserl gegebene Begriff des ‚Spielraums‘ verdeutlicht hingegen, zu welcher Auffassung die Phänomenologie gelangt: „Wie jeder Bewandnisbezug den ‚Horizont einer erschlossenen Welt‘ voraussetzt, so zeichnet seinerseits der ‚Horizont‘ oder ‚Spielraum‘ des jeweiligen Bewandnis-Ganzen die Sichten und Sachsphären vor“ (Graumann, 1960, 63). Einen klaren Ausdruck findet dieser Zusammenhang in Waldenfels‘ Überlegungen zum „Spielraum des Verhaltens“, in denen er die phänomenologische Denkweise in Stellung gegen die etablierten psychologischen Verhaltensbegriffe bringt. Dabei betont er insbesondere die Überwindung der

extranalistischen Interpretation des ‚Spannungsverhältnisses‘ zwischen Innen- und Außensphäre als Trennung durch die phänomenologische Berücksichtigung des Verhaltensspielraums:

„Eine Gegenmöglichkeit wäre, daß man dieses Spannungsverhältnis zum Horizont einer empirischen Forschung macht, die dann allerdings auf bedeutsame Tatsachen gerichtet wäre. Ihr konkretes Thema wäre nicht mehr objektiv vorhandene Vorgänge, bloße Komplikationen dessen, was von Natur aus da ist, sondern objektivierete Verhaltensweisen, die zwischen Subjekt, Welt und Mitwelt ihren Ort haben. Das Verstehen fremden Verhaltens wäre dann kein bloßer Lückenbüßer für noch nicht gelungene Erklärungen, es hätte einen Rückbezug auf einen Verständigungsprozeß, der vor aller objektiven Forschung schon eingesetzt hat. Das Erklären, das auch die natürliche Basis des Verhaltens, den unverständlichen Untergrund des Verständlichen, in die Forschung einbezieht, bedeutet dann nicht mehr ein totales Erklären der Verhaltensstrukturen, sondern ein partielles Erklären innerhalb ihrer, eine Naturalisierung des Verhaltens, die als solche durchschaut wäre. Eine Staffelung und Kombination verschiedener Methoden bietet sich an, wenn durch alle methodische Zurichtung die ‚Sache selbst‘ hindurchscheint, die in keiner bestimmten Methodik aufgeht. Die Offenheit des Verhaltens, die aus dem wechselseitigen Überschuß von Innerem und Äußerem resultiert, kann, abgesehen von ihren faktischen Bedingungen und von historischen Paradigmen, wohl nicht selbst zum direkten Gegenstand einer empirischen Forschung werden; denn die Einführung einer objektiven Leerstelle wartet nur auf eine entsprechende Ausfüllung durch objektive Daten. Die Offenheit zeigt sich aber indirekt in der Wechselbezüglichkeit und Ambiguität der Momente, die in sich selbst nicht zur Ruhe kommen und keine Etablierung einer reinen Innen- und Außenwelt, einer reinen Eigen- oder Fremdwelt zulassen“ (Waldenfels, 1980, 72).

In diesem Sinne ist Verhalten immer bereits inhärent auf die subjektive Situation zurückverwiesen und reziprok ist das Subjekt in seiner situativen Leiblichkeit stets auch sich verhaltend. Die vermeintlich objektive Untersuchung eines Verhaltens in der Außensphäre offenbart sich als pragmatische Beschränkung auf bedeutungsleere Geschehnisse, deren Zusammenhang stets nur Koinzidenz ist. Verhalten als psychologisches zu verstehen verlangt folglich, es auch als Ausdruck des subjektiven Weltbezugs zu begreifen. Deswegen ist nicht etwa ein Sprung in eine neue Methodik nötig, um die TMS zu validieren, sondern bereits jede Verhaltensuntersuchung zum Problemlösen latent relevant. Bei der TMS handelt sich also keinesfalls um eine Widerlegung der bisherigen experimentalpsychologischen Forschungsergebnisse, sondern um ihre Revision in Hinsicht ihrer Zugehörigkeit zu sinnhaftem Erleben von Situationen – also um eine Ergänzung. Allein, die spezifischen Aspekte des Problems zu berücksichtigen, die, wie das Problemhaben, erst durch die TMS berücksichtigt werden können, ist zugleich eine Aufforderung zu methodischer Innovation.

Die SPS dient dazu, die Einsichten der Phänomenologie des Problems als differentielle Strukturbestimmung problematischer Situationen zu artikulieren. Lösbarkeit, Problemdruck und Problemhorizont werden also als Grundlage etwaiger empirischer Forschung zu problematischen Situationen anerkannt und ihre Bedeutung in der TMS expliziert. In diesem Sinne handelt es sich um eine Prozessanalyse des Problematisierens. Dadurch entsteht eine epistemologische Diskrepanz zur Konstitutionsanalyse der Phänomenologie, insofern als diese keine Kausalanalyse ist (Abbildung 5). In der SPS wird demgegenüber die Fundierung der Lösbarkeit in wertorientierten Akten angenommen, welche sich, wie das Interesse, im Problemdruck artikulieren. Zudem wird die strukturelle Annahme vorgetragen, dass Problemdruck und Lösbarkeit gemeinsam den Problemhorizont prägen, welcher seinerseits die Lage im Sinne der TMS formt.

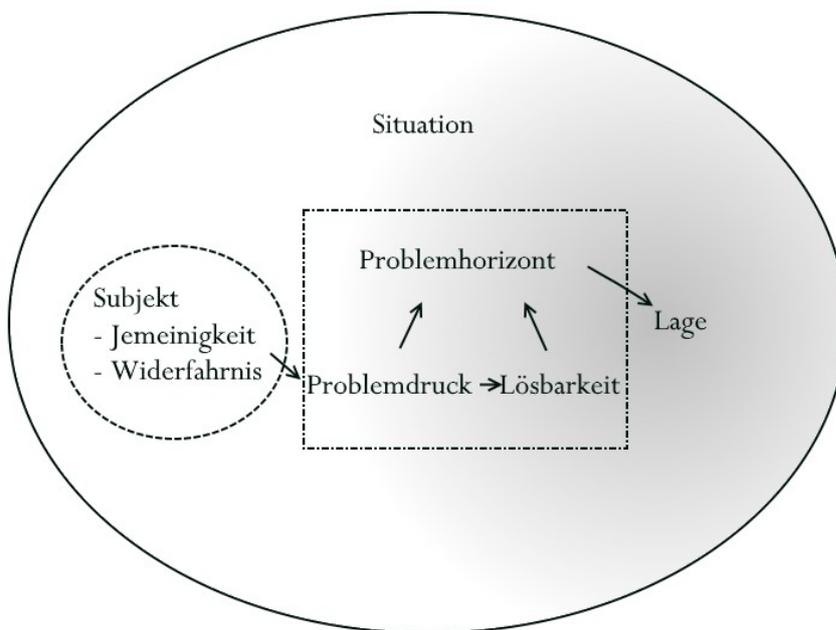


Abbildung 5. Struktur problematischer Situationen.

Auf Grundlage dieses Schemas lassen sich nun für die drei Strukturkomponenten, die – zumindest formal – nicht mit den phänomenologischen Aspekten identisch sind, Operationalisierungen entwickeln. Zunächst bedarf es jedoch einer argumentativen Grundlegung dieses Schrittes. Es ist epistemologisch ausgeschlossen, eine direkte Beobachtung des Situationserlebens zu ermöglichen: Die Offenheit des Verhaltens bleibt Leerstelle. Damit verwehrt sich die phänomenologische Psychologie ebenso wie die Experimentalpsychologie gegen die Introspektion. Auch dass eine direkte Korrelation zwischen postulierter Situation und Verhalten bestünde, ist nicht nur kontrafaktisch, sondern steht auch im direkten Widerspruch zur Offenheit des Verhaltensspielraums. Es scheint also, dass eine Operationalisierung

schlechterdings nicht möglich sei, weil – in anderen Worten – erstens die psychologische Selbstauskunft, etwa dann, wenn jemand davon spricht, er habe ein Problem, sowohl introspektiv als auch semantisch unzuverlässig ist, und zweitens die Situationen keine Verhaltensweisen erzwingen.

Hier gibt es jedoch eine Einschränkung, die eine Bestimmung des salienten Verhaltens *ex negativo* gestattet. Zwar kann nicht unterstellt werden, dass einzelne Verhaltensweisen in ihrer rein praktischen Konfiguration indikativ für bestimmte Situationen wären, doch ihrem Sinn nach zeigt sich, dass die Gestalt des Verhaltensspielraums durch die Lage, in der sich ein Subjekt zu befinden meint, geprägt, d. h. verengt, geweitet oder verschoben, wird. Provisorisch lässt sich beispielsweise sagen, dass hoffnungsvolles Verhalten, welcher praktischen Art es auch immer sei, in Problemen und nicht in Verhängnissen zu erwarten ist. Dabei kann freilich jede Einzelhandlung in diesem Sinne adverbial aufgeladen sein: etwa hoffnungsvolles oder hoffnungsloses Suchen. Dem ist allerdings nur unter Vorbehalt der Konkretisierung so, denn solange sich Verhalten in den Bahnen der Sozialisation und Habitualisierung bewegt, sind einzelne Handlungen durch stabile Muster von Sinnzuschreibung geprägt. Dementsprechend lässt sich zwar nicht vom Verhalten auf die Situation schließen, aber in Anbetracht der Abwesenheit bestimmter Verhaltensformen, deren Bedeutung von einem situativen Sinn gestiftet wird, vermuten, dass die entsprechende Situationsform nicht erlebt wurde. Dass eine Handlung kulturell oder individualbiographisch mit Hoffnungslosigkeit assoziiert ist, gestattet also – unter den Bedingungen dieser Operationalisierung – den Schluss, dass kein Problem erlebt wurde, und die daraus folgende Vermutung, dass es sich stattdessen um ein Verhängnis gehalten hat. Dabei zeigt sich erneut, dass der Übergang in die Empirie eine – vornehmlich formale – Dissoziation von den phänomenologisch in der Eidetik gewonnenen Situationsformen und den hier verwendeten theoretischen Kategorien bedingt.

Die verwendeten Beispiele aus der Domäne der Lösbarkeit werfen die Frage auf, was Hoffnungslosigkeit ist: „Loss of this preintentional ‚hope’ is not loss of a hope or of any number of hopes. It is loss of the possibility of adopting an attitude of the kind ‚I hope that p’. This is something that one can experience as a loss” (Ratcliffe, 2013, 600). Beide Formen lassen sich phänomenologisch erwägen, auch wenn für die Empirie aus der qualitativen Differenz eher eine graduelle Kasuistik wird, in der sich für den Fall radikaler Hoffnungslosigkeit eine globale und eine regionale Form unterscheiden lässt. Im Laborexperiment ist es also mög-

lich, alle bisher erschlossenen Möglichkeiten für hoffnungslos zu halten („loss of any number of hopes“) oder auch vorausgreifend virtuelle Veränderungen („loss of preintentional hope“) auszuschließen, ohne dass die Probanden dabei existenziell in eine globale Hoffnungslosigkeit verfallen.

Ferner lässt sich auf der Grundlage von Ratcliffes Emotionsphänomenologie über die Implikationen dieser unterschiedlichen Formen der Hoffnungslosigkeit sprechen: „Losing the hope that p sometimes involves adopting a different attitude towards p, such as ‚I am resigned to the fact that p will not happen‘. In this case, the proposition p (or not p) continues to feature as the content of some attitude. Another way of losing hope is when the attitude becomes unsustainable because the content is recognised to be meaningless“ (Ratcliffe, 2013, 601). Grundsätzlich ist es also erst der radikale Verlust der Hoffenswertigkeit, der eine Person in das Verhängnis stößt. Dennoch lassen sich auch hier empirische Zwischenstadien zwischen Problem und Verhängnis annehmen, die zwar nicht kontinuierlich sind, aber andererseits auch nicht nur binär, d. h. als bliebe nichts als entweder zu hoffen oder nimmermehr zu hoffen. Letztlich bleibt Ratcliffes radikale Hoffnungslosigkeit jedoch als phänomenologische Wesensbestimmung und als empirisch idealer Grenzwert relevant, der eine situative Prägung impliziert und den Weg zur Phänomenologie des Verhängnisses weist: „I propose that radical hope is not an intentional state with some specifiable content but, instead, a kind of general orientation or sense of how things are with the world, in the context of which intentional states of the kind ‚I hope that p‘ are possible“ (ebd., 603)“.

Hoffnungslosigkeit wird in ihren unterschiedlichen Formen als Verzweiflung erlebt: „Und so führt uns denn dieses alles zu der Erkenntnis, daß die Verzweiflung in einem bestimmten Sinne nichts anderes ist als das Bewußtsein der geschlossenen Zeit oder, noch genauer gesagt, der Zeit als Gefängnis“ (Marcel, 1964, 56). Die emotionale Reaktion auf diese Geschlossenheit ist beispielsweise Frustration: „Was die Psychologie als Frustration bezeichnet, läßt sich von den Schwierigkeiten, in die ungelöste Probleme stürzen können, nicht scharf trennen“ (Graumann, 1969, 75). Hiermit bietet sich eine keinesfalls notwendige, hypothetische Operationalisierung für die Abwesenheit von Problemen: Wenn eine Person frustriertes Verhalten zeigt, ist ihre Hoffnungslosigkeit wahrscheinlicher als eine hoffende Haltung, die Lösbarkeit als Aspekt des Problemerlebens stifteten könnte, sodass angenommen werden kann, dass sie in ihrer Einstellung ihre Lage nicht als Problem prägt.

Nach Rosenzweig lassen sich drei Grundtypen frustrierender Situationen unterscheiden: Privation, Deprivation und Konflikt (Rosenzweig, 1938). Aufgaben können als ‚unlösbar‘ bezeichnet werden, sofern sie eine Privation der Möglichkeit, den instruierten Zustand zu erreichen, enthalten, etwa ein Spiel, dessen Ziel zwar konzeptuell, doch nicht praktisch erreicht werden kann. In anderen Worten: Zwar gibt es für die Versuchspersonen keinen hinreichenden Grund, die materiale Unlösbarkeit, d. h. Unerreichbarkeit des instruierten Zielzustandes, anzunehmen, doch praktisch wird er nicht erreicht werden. Es lässt sich auch dafür argumentieren, dass es unter diesen Voraussetzungen zu einer Konflikterfahrung kommt. Jedenfalls ist es plausibel – wenngleich nur hypothetisch –, dass Situationen dieser Art frustrierend sind, zu Hoffnungslosigkeit führen und somit nicht als Problem erlebt werden bzw. statistisch seltener als Probleme erlebt werden. Diese Operationalisierung lässt sich als Spezifizierung der SPS schematisch darstellen (Abbildung 6).

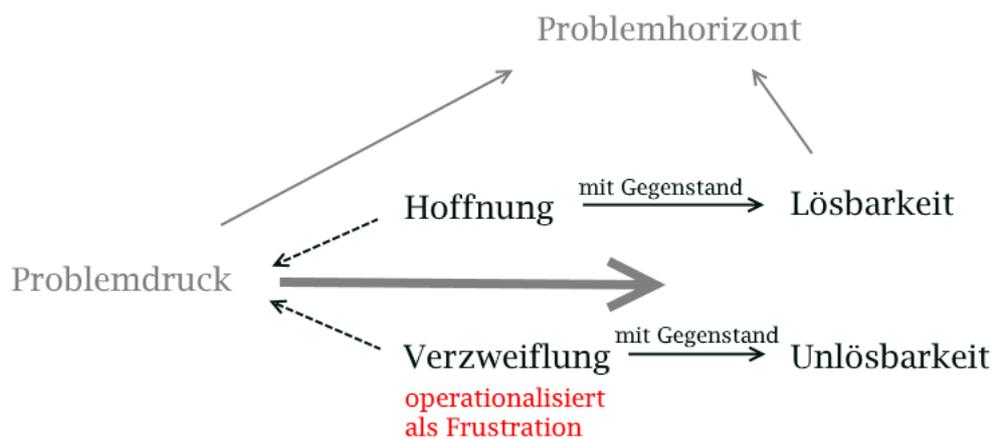


Abbildung 6. Spezifizierung der SPS hinsichtlich der Lösbarkeit.

Argumentativen Rückhalt gewinnt diese Operationalisierung in der experimentalpsychologischen Forschung: Die Konfrontation mit unlösbaren Aufgaben – erneut sei vor dem Hintergrund der obigen Reflexionen zum Begriff der Aufgabe betont, dass keinesfalls die Existenz von ‚unlösbaren Problem‘ behauptet sei – erzeugt Frustration eher bei internem als bei externem Attributionsstil (Mikulincer, 1988). Nach der Bearbeitung unlösbarer Anagramme lässt das Erinnerungsvermögen (retention) nach (Calef, Choban, Calef, Brand, Rogers, & Geller, 1992). Optimismus fördert die Abwendung von unlösbaren Aufgaben (Aspinwall & Richter, 1999). Die selbst-attribuierte Fähigkeit, Ziele anzupassen (goal adjustment) moderiert den Effekt der Bearbeitung unlösbarer Aufgaben auf physiologische Variablen wie die Herzrate (Messay & Marsland, 2015). Die Leistung beim Iowa Gambling Task lässt nach

der Bearbeitung unlösbarer Anagramme nach (Starcke, Agorku, & Brand, 2017). Diese Befunde lassen sich als die Annahme der Prägung der situativen Bedeutung durch Frustration bestätigend auslegen.

Ein weiteres Indiz für die Gültigkeit der Operationalisierung ist die Beziehung zwischen Frustration und Ärger: „Tatsächlich macht die Mehrheit der Frustration induzierenden Experimente die Vpn ärgerlich, wenngleich der Methodenobjektivismus vieler Forscher solche ‚subjektiven Regungen‘ ganz außer Betracht, d. h. unkontrolliert, läßt“ (Graumann, 1969, 86). „Die durch Frustration ausgelöste Wut wäre dann das zwischen Frustration und Aggression vermittelnde, theoretische u. U. entscheidende Bindeglied“ (ebd.). Dieser Zusammenhang ist insbesondere für das empirische Material der Spielerfahrung bezeichnend, welches sich dank der Verfügbarkeit digitaler Datensammlungen auch qualitativ interpretieren lässt (Wendt, 2017a): „Competence-impeding gaming experiences have the potential to aggravate and demotivate players“ (Przybylski, Deci, Rigby, & Ryan, 2013, 441). „This competence frustration [...] can lead to aggressive feelings and behaviors“ (ebd.). Es ist die Konfrontation mit der scheinbaren Unlösbarkeit der durch die Spielinstruktionen präsentierten materialen Konstellation (im Folgenden ‚materiale Unlösbarkeit‘), die die Spieler frustriert und ihrer Frustration durch Aggressivität Ausdruck verleihen lässt.

Die These der TMS ist auf Grundlage der SPS, dass es sich bei diesen Phänomenen um die Resultate von Einstellungen der betroffenen Subjekte zu ihrer Lage handelt: Frustrierte Subjekte erleben ihre Lage als unlösbar, sodass sie eine Einstellung einnehmen, die nicht problematisch ist (etwa Verhängnis), und aus der eine andere (als die i. e. S. problemlösende) Verhaltensdisposition und letztlich ein anderes Verhalten resultieren. Allerdings muss nicht jede Form der Frustration Verzweiflung bedeuten. Die empirischen Einsichten unter den Bedingungen dieser Operationalisierung sind keine deduktiven Schlüsse. Ihr Geltungsanspruch ergibt sich einerseits aus der Phänomenologie und andererseits aus den Ergebnissen der Experimentalpsychologie. In diesem Sinne handelt es sich um empirische phänomenologische Psychologie.

In der SPS folgt die Operationalisierung des Problemdrucks einer parallelen Argumentation. Ihr Ansatzpunkt ist die in der Phänomenologie des Problems bestimmte Wertorientierung des Subjektes. In der psychologischen Theoriebildung ist ein verwandtes Konstrukt als ‚Valenz‘ etabliert worden. Es handelt sich dabei im Wesentlichen um die Frage des Interesses: „Nach Bergson definiert das praktische Interesse, das unser Handeln in der Außenwelt bestimmt, die Elemente des Bewußtseinsfeldes, die vom Verstand erfaßt werden können“

(Schütz, 1982, 31). Dabei bezieht sich die Argumentation *ex negativo* nicht etwa auf positive oder negative Valenz, sondern auf die Abwesenheit von Valenz, die Irrelevanz. Sie erscheint in der Kontrasterfahrung, dass etwas, das zunächst von Wert zu sein schien, diesen verliert.

In der empirischen Forschung ist ein günstiges Beispiel für die Untersuchung von Irrelevanz-Erfahrungen in der ethnomethodologischen Forschung zu Missverständnissen gegeben: „Bei den widersprüchlichen Ereignissen lässt sich die Situation durch die Beteiligten noch redefinieren, weil das Grundvertrauen in die gemeinsam geteilte Wirklichkeit nicht gestört worden ist. Den sinnlosen Ereignissen kann dagegen kein gemeinsamer Sinn mehr zugeschrieben werden und die Krise kann nicht gelöst werden. Bei beiden Formen von Ereignissen handelt es sich um Missverständnisse“ (Kissmann, 2016, 58). Hierzu analog wird in der SPS die Annahme gemacht, dass es Situationen gibt, in denen dann, wenn die Regeln gebrochen werden, die ursprüngliche Relevanz nicht mehr gegeben ist und der Problemdruck schwindet.

Zugleich wird vermutet, dass Verhalten, das, wie etwa die Verwirrung, der am Wert orientierten Grundhaltung widerspricht, von der Abwesenheit des Problems zeugt. Es handelt sich gleichsam um das Fehlen einer stark zu Verhalten auffordernden Valenz, gewissermaßen der Abwesenheit von Affordanzen: „[W]hether an affordance solicits action or not depends on its relevance to the agent’s concerns“ (Dings, 2018). „[T]he experiential character of how an affordance solicits action depends on the character of the concern to which it is relevant“ (ebd.). Kissmanns Untersuchungen geben das Beispiel des ‚Drei gewinnt‘-Spiels: „Die Spielerin, die als Erste drei Zeichen in einer Reihe, Spalte oder Diagonale setzen kann, hat gewonnen. Die Probandinnen werden nun mit einer gestellten Gegenspielerin konfrontiert, die ihr Zeichen nicht in ein freies Feld setzt, sondern auf die Linie, die das Feld umrahmt. Es stellt sich heraus, dass die Verwirrung dann am größten ist, wenn die Gegenspielerin ihr fehlerhaftes Spiel dadurch kommentiert, dass sie auf der bestehenden Spielordnung beharrt, und behauptet, dieses Vorgehen entspreche den Spielregeln“ (ebd., 60). Von einer ‚Herausforderung‘ wird auch hier also ähnlich wie zuvor vom ‚Verhängnis‘ in der TMS vornehmlich mit dem Zweck der terminologischen Abgrenzung zum Problem gesprochen.

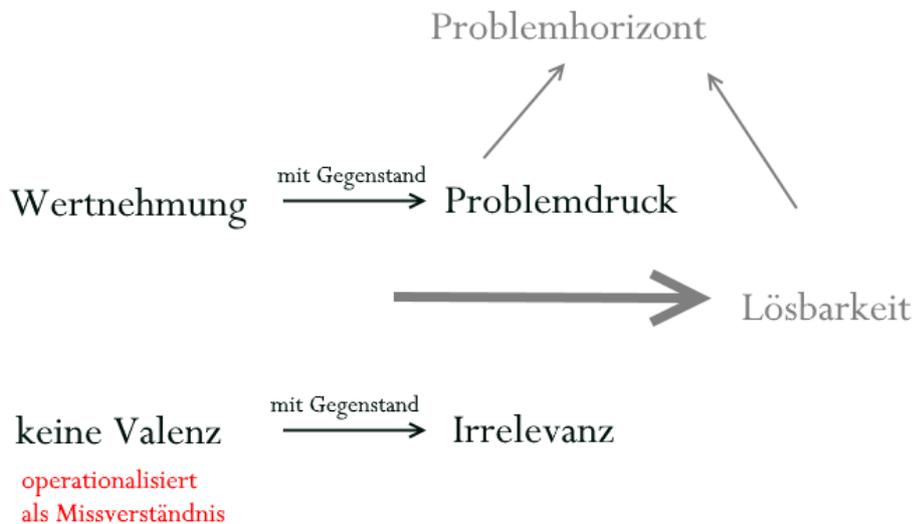


Abbildung 7. Spezifizierung der SPS hinsichtlich des Problemdrucks.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich auf Grundlage der SPS die These der TMS, dass Subjekte, die ein Missverständnis erleben, den Problemdruck ihrer Lage verlieren, sodass sie eine Einstellung einnehmen, die nicht problematisch ist (etwa Herausforderung), und aus der eine andere (als die i. e. S. problemlösende) Verhaltensdisposition und letztlich ein anderes Verhalten resultieren (Abbildung 7). Auch hier wird nur *ex negativo* über die Abwesenheit des Problems gesprochen, sodass nicht impliziert wird, dass der Problemdruck tatsächlich erlebt werde, wenn keine Missverständnisse gegeben sind. Diese Behauptung wäre angesichts der artifiziellen Laborsituation grundsätzlich infrage zu stellen. Empirisch kann gegenüber der Idealität der phänomenologisch etablierten Situationsmodi nur von residualen Spuren im Verhalten gesprochen werden, welche die experimentelle Forschung zu fokussieren bemüht sein sollte.

Das dritte Moment der SPS, der Problemhorizont, weicht in seiner Operationalisierung von den beiden ihn konstituierenden Momenten ab. Problemdruck und Lösbarkeit geben dem Problemhorizont seine charakteristische Gestalt. Der Problemdruck korrespondiert mit der Erschwernis der Lage und seine Aufhebung wird als eine atmosphärische Erleichterung oder Entlastung erlebt. Lösbarkeit korrespondiert mit der Fragwürdigkeit der Lage und ihre Auflösung ist mit dem Erlebnis einer atmosphärischen Stabilisierung oder Stagnation verbunden. Die Dynamik des Verhaltens spiegelt jene charakteristische Gestalt des Horizonts wider. In anderen Worten: Die Kontrasterfahrung, an der sich das Problematische zeigt, ist hinsichtlich des Problemhorizontes die Ingressionserfahrung zu anderen Modi der Situation. Während also, methodologisch gesprochen, die Beobachtung von Verhalten, das mit den

Kontrasterfahrungen für Lösbarkeit und Problemdruck verbunden ist, auch between-subjects, also im Vergleich von unterschiedlichen Personen in unterschiedlichen persönlichen Situationen, erfolgen kann, ist die Beobachtung des Verhaltens, das in der TMS mit der horizontalen Ingressionserfahrung in Verbindung steht, ausschließlich within-subjects, also in der situativen Kontinuität eines Subjektes, möglich.

Empirisch lassen sich Verhaltensänderungen, die mit Änderungen der Horizonterfahrung verbunden sind, beispielsweise im Falle der Wiederholung identischer Aufgaben beobachten. Die Dynamik des Horizonts kann dabei an emotionalen Qualitäten der Atmosphäre beobachtet werden. Die Erleichterung, also die Aufhebung des Problemdrucks, lässt sich beispielsweise als Änderung des Stresslevels (Graumann, 1969) operationalisieren. Die Operationalisierung der Stabilisierung, der Übergang von der Ungewissheit zur Gewissheit, oder Stagnation, der Übergang zur Verzweiflung, betrifft die Änderung der Haltung (z. B. Beklemmung, Zuversicht) des Subjekts (Abbildung 8).

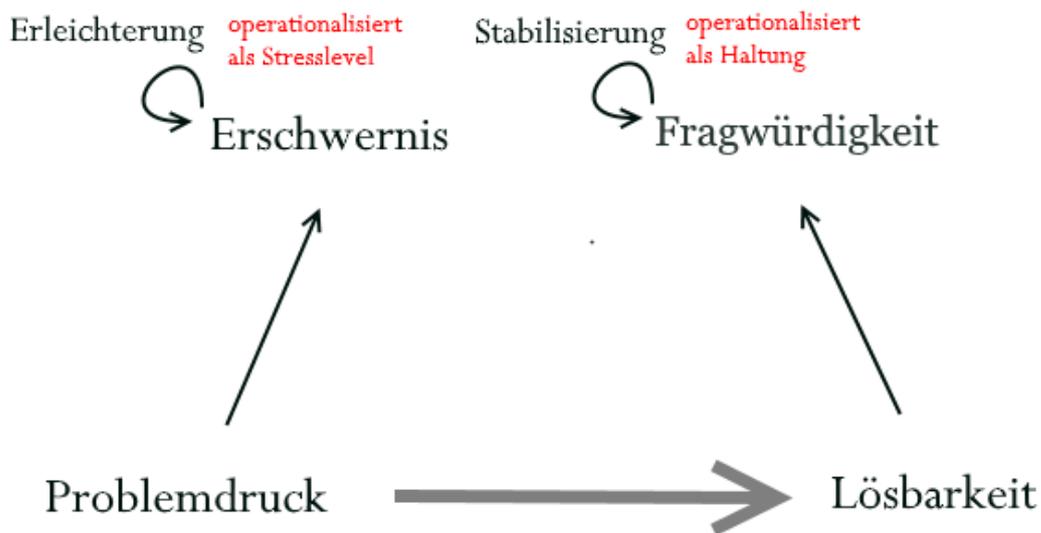


Abbildung 8. Spezifizierung der SPS hinsichtlich des Problemhorizonts.

Mit dieser dritten Spezifizierung der SPS ist die Grundlage für empirische Untersuchungen geschaffen. In ihrem Mittelpunkt steht die Auffassung der erlebten Situation als Verhaltensspielraum für die zu beobachtenden Verhaltensweisen der Probanden. Um jedoch Einzeluntersuchungen zu beginnen, ist im Weiteren die Wahl von Untersuchungsmethoden erforderlich. Ihnen gegenüber ist die SPS offen. Auch ist die SPS keinesfalls als abgeschlossenes System zu betrachten. Es handelt sich um hypothetische Operationalisierungen, die unter Bezugnahme auf die TMS optimiert werden können. Selbst die TMS ist ihrerseits lediglich

eine Interpretation der Phänomenologie des Problems, sodass auch ihre Modellierung des Situationserlebens modifiziert werden kann. An dieser Stelle sei der Versuch unternommen, die hier vorgeschlagene konzeptuelle Organisation in experimentalpsychologische Untersuchungen zu überführen.

Ein methodologisch verwandter Ansatz findet sich allenfalls in Ansätzen in Agres pragmatischem Problembegriff. Er bestimmt vier Aspekte des Problems: „consciousness, undesirability, difficulty, and solvability“ (Agre, 1982, 122). Auf ihrer Grundlage gelangt Agre zum Urteil einer pragmatischen Relativierung des ubiquitären Problembegriffs: „In the field of public affairs one is particularly likely to be confronted by situations which may be more accurately and helpfully described by such words as crisis, threat, difficulty, and predicament than by the word problem. And rather than the word solution, it may be more accurate and helpful to apply to other situations words such as reconciliation, stand-off; adjustment, and appeasement“ (ebd., 134). Weiter: „Perhaps the terms threat or handicap would be better clues to relevant action. Or perhaps difficulty or trouble or to be very optimistic, opportunity rather than problem. Rather than solution perhaps reconciliation, adjustment, or settlement would be a better aid to recognition of what actually occurred“ (ebd., 137).

Die Argumentation für diese Einschätzung bleibt allerdings im Kern die Bezugnahme auf den *sensus communis* beschränkt: „The words problem and solution may be important and valuable words in our technologically saturated world, but their ubiquitous presence and their indiscriminate application to any and every situation creates the serious risk that our view of reality will be grossly overconfident and thus may be dangerously self-deceiving and self-defeating“ (ebd.). Seine Überlegungen, die im Kontext der Bildungswissenschaften veröffentlicht wurden, haben keine systematische empirische Forschung inspiriert. Deswegen verharren sie letztlich auf dem Stand einer semantischen Kritik. Nichtsdestoweniger stimmen die an dieser Stelle erarbeiteten phänomenologisch-psychologischen Reflexionen in diesem spezifischen Resultat, also der Blickwendung vom Problem auf „difficulty, opportunity, crisis, and uncontrollability“ (ebd., 139) und zahlreiche weitere Phänomenkomplexe, mit Agres emphatischen Kommentaren überein.

#### **4. Empirische Problemforschung: Das Paradigma der Pseudointeraktivität**

Die TMS ist eine Theorie der Problemforschung. Problemforschung als psychologischer Gegenstandsbereich ist kein etablierter Ansatz der Experimentalpsychologie, wenngleich eine strukturelle Beziehung zur Problemlösungsforschung eine Perspektive für mögliche Fortentwicklungen bestehender Methoden bietet. Im Interesse der phänomenologischen Psychologie ist es jedoch, diese Möglichkeiten nicht für selbstverständlich zu halten, d. h. einen kontinuierlichen und widerstandsfreien Übergang von der experimentellen Untersuchung des Lösens zu derjenigen des Problems zu unterstellen. Es ist richtig, dass alle Problemlösungsforschung auch in verschiedener argumentativer Reichweite als Problemforschung interpretiert werden kann. Indes, weil die Problemforschung selbst bisher nicht strukturell etabliert worden ist, ist diese Verbindung mit der Lösungsforschung weder in der Auslegung empirischer Ergebnisse zuverlässig, d. h. es besteht die Gefahr der Unvollständigkeit, noch ist sie systematisch expliziert worden. Vielmehr besteht eine Tendenz dazu, entweder davon auszugehen, dass die Problemlösungsforschung den Gegenstand des Problems ohne Weiteres immer schon umspannt, oder bloß theoretische Überlegungen zum Begriff des Problems anzustellen, die für die empirische Forschung den Charakter der Präsupposition annehmen. Daraus resultiert, dass die empirischen Einsichten in die Eigenheiten des tatsächlichen Problemerlebens gemeinhin mit dem Charakter des Zufälligen behaftet sind. Es lässt sich sogar davon sprechen, dass das bisherige experimentell begründete Verständnis des Problemerlebens allenfalls eine unbeabsichtigte Nebenwirkung der pragmatisch am Verhalten orientierten Forschung zum Problemlösen gewesen ist.

Die Problemforschung wird zur empirischen Pioniersaufgabe, die sich mithin als ein Perspektivwechsel vom Interesse an Lösungen hin zu Problemen darstellt. Viele verfügbare Ergebnisse enthalten bereits das Potenzial unerwarteter Einsichten und bedürfen lediglich einer ergänzenden Interpretation in Hinblick auf die Sachfragen der Problemforschung. Es wird die Aufgabe der Fortentwicklung der Problemforschung sein, ob die Verbrüderung mit der Problemlösungsforschung voreilig gewesen ist und es zur angemessenen Untersuchung des Problemerlebens vielmehr gänzlich unabhängiger Ansätze bedarf.

An dieser Stelle sei der Versuch unternommen, ein neues experimentelles Paradigma zu konzipieren, das einen Beitrag dazu zu leisten erdacht ist, die durch die Problemlösungsforschung noch nicht berücksichtigten psychischen Tatsachen zu erschließen. Die Grundlage dieses Paradigmas ist die prinzipielle Reflexion auf die Laborsituation als lebendiger Situation menschlicher Erfahrung (hierzu ausführlich Wendt, 2018). An einer experimentellen

Untersuchung teilzunehmen, ist eine soziale Situation, die keinesfalls davon frei ist, eine eigentümliche Bedeutung für den Probanden zu tragen, also eine Bedeutung, die dem experimentellen Interesse an Standardisierung zwar nicht widerspricht, weil sie ihrerseits eine konventionelle Stabilität hat, aber doch der Dynamik des Verhaltens von Versuchspersonen stets zugrunde liegt. In der Kritik der Laborsituation des 20. Jahrhunderts wurde die Beschreibung dieser Bedeutung oftmals auf die Intersubjektivität von Probanden und Versuchsleitern konzentriert.

Es wäre falsch, davon auszugehen, dass sich diese situativen Bedingungen der empirischen Psychologie durch die Umwandlung der Laborsituation in die Konfrontation mit Computersimulationen prinzipiell geändert hätten. Auch die digitale Erfahrung stiftet eigentümliche situative Horizonte, die mitnichten leichter zu interpretieren wären als die direkte intersubjektive Kommunikation. Die Phänomenologie der Intersubjektivität ermöglicht es, diese Umstände zu charakterisieren. Fuchs differenziert Situationen der intersubjektiven Gegenwart und Auseinandersetzungen mit digitaler Kommunikation hinsichtlich der Formen von Empathie, die sie prägen: „Empathie hat sich als komplexes Phänomen erwiesen, bestehend einerseits aus implizit-leiblichen Komponenten, die sich aus der unmittelbaren Zwischenleiblichkeit ergeben, andererseits aus explizit-kognitiven und virtuellen Komponenten, die durch das Bild-, Vorstellungs- und Phantasiebewusstsein, d.h. durch ein unterschiedlich geartetes als-ob-Bewusstsein ermöglicht werden“ (Fuchs, 2014, 272). Je weniger Leiblichkeit in der Kommunikation möglich sei, desto größer werde die Relevanz von ‚virtuellen oder imaginativen Komponenten der Empathie‘.

Sekundäre, imaginative Empathie ist dabei nicht lediglich eine anders vermittelte, sondern wesentlich von der primären, zwischenleiblichen Empathie unterschiedene Form der Intersubjektivität, selbst in denjenigen Fällen, in denen sich die primäre Empathie auf fiktive Mitmenschen, etwa Filmfiguren, richtet. Die Abweichung fasst Fuchs als eine unterschiedliche Konstitution der Fiktionalität in der Empathie: „Während die imaginative Transposition den anderen als real gegeben auffasst und das ‚als-ob‘ nur dem intentionalen Akt der Transposition selbst gilt (‚als ob ich an seiner Stelle wäre‘), setzt das fiktionale Bewusstsein den anderen als nicht-real gegeben (das gilt auch für das Theater, insofern hier zwar die Schauspielerin, aber nicht Maria Stuart real gegeben ist)“ (ebd., 271). Für eine experimentelle Computersimulation ergibt sich somit die Frage, ob die Einfühlung der Versuchspersonen als primäre oder sekundäre Empathie erfolgt, ob die präsentierten Szenarien als real oder als nicht-real erscheinen.

Wegen der artifiziellen Atmosphäre des Labors, die nie ohne Hierarchisierung, d. h. die verschiedentlich weitreichende Unterwerfung der Versuchspersonen unter die Regeln des Experiments, aktualisiert werden kann, sei an dieser Stelle dafür argumentiert, dass der Grad der Immersion von Versuchspersonen nur in seltenen Fällen – vernehmlich für implizite Messverfahren – dazu führt, dass eine imaginative Transposition, eine Perspektivenübernahme, erfolgt. In anderen Worten: Für die Gestaltung von psychologischen Experimenten sollte die Grundannahme gelten, dass Versuchspersonen wegen der Laboratmosphäre den Inhalt der Computersimulationen als nicht-real auffassen werden. Mit größerer Deutlichkeit ist sogar zu sagen, dass sich die Konzeption von Versuchen – unter Vorbehalt der expliziten Untersuchung transpositionaler Empathie – daran orientieren sollte, Fiktionalität anzustreben, also den Versuchspersonen eine dezidiert nicht-reale Darstellung zu verschaffen, um eventuelle Immersion und damit eine unkontrollierte Varianzquelle zu vermeiden.

Sofern die Konzipierung von experimentalpsychologischen Untersuchungen – im kritischen Bewusstsein von Abweichungsmöglichkeiten – berücksichtigt, dass die Probanden das Experiment zumeist als bloße Fiktion begreifen werden, gestattet sich eine entsprechende Interpretation. Wird beispielsweise in der ‚micro-world‘ Tailorshop die Rolle eines Fabrikleiters angenommen, so doch nicht als „Identifizierung mit Avataren“ (ebd., 276), sondern in mitbewusster Dissoziation von dem simulierten Szenario und unter Berücksichtigung der tatsächlichen Auseinandersetzung mit einer Maschine und dem durch den Versuchsleiter fingierten Narrativ – bis hin zur Neugier gegenüber den Forschungsinteressen und ‚compliance‘ gegenüber den Konventionen der Laborsituation. Diese Umstände sind bereits für die Problemlösungsforschung von großer Bedeutung, doch für die Problemforschung von umso größerer. Die Entwicklung eines experimentellen Paradigmas der Problemforschung muss sie folglich berücksichtigen.

Die folgenden Experimente dienen der Absicht, im Anschluss an diese Überlegungen zu den Beschränkungen und Möglichkeiten der Laborsituation, das Paradigma der ‚Pseudointeraktivität‘ vorzuschlagen. Der konzeptuelle Ausgangspunkt ist die Auffassung, dass sich die Versuchspersonen der artifiziellen Laborsituation mindestens mitbewusst sind, weswegen ihr Verhalten also in jedem Fall durch die experimentelle Gesamtsituation geprägt ist. Nicht gegen, sondern auf dem Rücken dieser Überlegung wird Pseudointeraktivität als die resultierende vornehmlich imaginative Auseinandersetzung mit der Computersimulation verstanden. Bereits ohne die Berücksichtigung des zuvor explizierten Umstandes, dass die Einstel-

lung der Probanden zu ihrer Lage der psychologischen Beobachtung grundsätzlich unzugänglich bleiben muss, ist es somit illusorisch davon auszugehen, dass die experimentellen Instruktionen die Manipulation der Einstellung, also das Entstehen eines Problems, bewirken können.

In anderen Worten: Es ist grundsätzlich ausgeschlossen, etwa durch die bloße Benennung eines simulierten Szenarios als ‚Problem‘ oder entsprechende Instruktionen, das Problemerklebnis der Probanden zu bedingen. Es handelt sich bei Instruktionen vielmehr um Spezifikationen von Aufgaben und somit um den potenziell noematischen Inhalt der von ihnen wesentlich unterschiedenen noetischen Einstellungen – Instruktionen rufen keine Probleme hervor. Nur wenn die Struktur der Simulation selbst den Erlebnismodalitäten von TMS und SPS genügt, ist es denkbar, wenn auch nicht zwingend, dass Probleme erlebt werden. Die Gestaltung von experimentellen Paradigmen darf deswegen nicht auf die materiale Konstellation von Sachverhalten beschränkt bleiben, selbst wenn es sich um die Bemühung der ökologisch validen Abbildung von alltagsnahen Domänen des Verhaltens handelt.

Unter diesen Voraussetzungen richtet sich das Paradigma der Pseudointeraktivität in der Gestaltung des Experimentes nicht auf die mögliche Umsetzung von Verhaltensweisen, sondern auf die Möglichkeit, den Spielraum des Verhaltens zu erleben. Während experimentelle Szenarien, in denen eine Reihe von oftmals homogenen Operatoren zur Lösung einer Aufgabe angeboten werden, die einen statistischen Verhaltensspielraum – also gewissermaßen keinen ‚Spielraum‘ – setzen, an den sich die Einstellung der Probanden lediglich anpassen kann, dynamisiert die Pseudointeraktivität die Gestaltung eines jeweils für die Versuchsperson relevanten Spielraums. Um diese Dynamik zu erreichen, ist die Maßgabe für die Entwicklungen für einzelne Methoden der Pseudointeraktivität, ein Höchstmaß an interpretativer Offenheit herzustellen. Bei dieser Offenheit handelt es sich allerdings gerade nicht um die bloße Komplexität des Materials, sondern um eine semantische Öffnung.

Vor diesem Hintergrund ist Pseudointeraktivität das Komplement der Problemforschung zu den ‚micro-worlds‘ der Problemlösungsforschung, wobei Dörners „Lohhausen“ (1983) Experimente von exemplarischer Bedeutung sind: „Lohhausen war den Vpn zunächst unbekannt. Sie standen also vor der Anforderung, handeln zu müssen, ohne das System genau zu kennen und vor der Anforderung, Informationen über das System beschaffen zu müssen, um sich so sukzessiv ein Bild von dem System aufzubauen“ (Dörner, 1983, 136, zit. nach Funke, 1986, 61). Während jedoch die Interpretation der Lohhausen-Experimente vornehmlich an

der Bewältigung von komplexen Anforderungen orientiert war, wendet sich die Pseudointeraktivität der Etablierung dieser Komplexität im Erleben zu, also der Problematisierung. Deswegen tritt das tatsächliche Verhalten der Versuchspersonen hinsichtlich der Resultate des Verhaltens und messbarer Erfolgsunterschiede in den Hintergrund. In ähnlichem Sinne spricht Dörner von der ‚Anforderung der Zielpräzisierung‘, wenngleich diese Sichtweise der experimentellen Ereignisse durch die bereits kritisierten objektivistischen und teleologischen Auffassungen der Kognition als Informationsverarbeitung verpflichtet bleibt. Weil diese theoretische Einschränkung aufgelöst wird, die gewissermaßen von Anbeginn der Untersuchung die Varianz in der Problematisierung konzeptuell ausblendet, tritt in der Pseudointeraktivität der Gestaltungsspielraum des Verhaltens ohne Erwartung von bspw. ‚Zielsetzung‘ in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Praktisch werden im Paradigma der Pseudointeraktivität demnach experimentelle Szenarien geschaffen, in denen den Versuchspersonen keine explizite Aufgabe gestellt wird. Es ist freilich fragwürdig, inwiefern der bloße Umstand, an einem Experiment teilzunehmen, bereits aus sozialkonventionellen Gründen den Aufgabencharakter des Erlebnisinhaltes für Versuchspersonen präfiguriert. Obwohl diese Möglichkeit plausibel ist, bleibt der Ansatz der Pseudointeraktivität, eine Situation zu schaffen, deren radikale Offenheit als Grenzwert die Möglichkeit – wie hier im zweiten Experiment – beinhaltet, das Experiment vollkommen untätig abzuschließen. Jede Handlungsinitiative geht deswegen von der Versuchsperson aus. Die Verhaltensmöglichkeiten sind zudem unverbindlich und unterstehen der Verantwortung der Versuchsperson.

Innerhalb dieser radikalen Offenheit gestatten sich zwei Manipulationen. Erstens können im experimentellen Szenario die Einflüsse auf die Einstellung eines Subjekts berücksichtigt werden, die in der SPS etabliert wurden. Ein Beispiel ist, dass durch die materiale Unlösbarkeit eines Widerfahrnisses, d. h. Unverfügbarkeit eines Abschlusses, das Erlebnis der Lösbarkeit und deswegen – vermitteltst der Hoffnung – die Problemerkennung indirekt erschwert, also das Erlebnis eines Verhängnisses begünstigt werden kann. Es handelt sich dabei also nicht um Manipulationen des bloßen Materials, insofern als die Widerfahrnisse und die möglichen Operationen – weitestgehend – identisch bleiben. Es werden vielmehr die kritischen Aspekte des Szenarios jenseits etwaiger Instruktionen atmosphärisch angepasst. Das Medium dieser Anpassung sind – und hier gewinnt das Paradigma seinen Namen – insbesondere pseudokommunikative Kontexte, die für das verfügbare Widerfahrnis in seiner materiellen

Struktur zwar gleichgültig sind, aber in der persönlichen Situation der Versuchsperson Bedeutung gewinnen können.

Die zweite Manipulationsform bezeichnet den Übergang zwischen verschiedenen Lagen durch die Anpassung der Pseudointeraktivität. Hier werden die atmosphären Aspekte nicht ‚between-subject‘, sondern ‚within-subject‘ verändert. Es handelt sich um eine Veränderung der Affordanzen zugunsten anderer Einstellungen. Das Beispiel ist der – unter dem Vorbehalt der persönlichen Situationsprägung – mögliche Übergang von einem Problem zu einer Herausforderung durch ein Missverständnis. Mit Schütz soll zur Beschreibung dieser Fälle Mertons Begriff der ‚serendipity‘ aufgegriffen werden: „Auf jeden Fall gibt es ein Überraschungselement in den neu auftauchenden und unantizipierten Relevanzen, die den früheren Komplex ersetzen oder verdecken. Merton hat auf dieses Phänomen den Begriff der ‚serendipity‘ angewandt, das ist die Fähigkeit, glückliche oder unerwartete Entdeckungen durch Zufall zu machen“ (Schütz, 1982, 155). Um Zufälle handelt es sich hierbei nicht im objektivistischen Sinne, sondern insofern als die Bedeutung der Lageveränderungen nicht aus der zuvor eingenommenen Haltung begriffen werden kann – aus ihr herausfällt. Im Folgenden sollen zwei Experimente vorgestellt werden, die das Paradigma der Pseudointeraktivität exemplifizieren. Zunächst ist jedoch notwendig, ein Messinstrument für die in der SPS der TMS gewonnenen Operationalisierung der Situationserfahrung zu gewinnen.

#### **4.1 Konzeption der experimentellen Untersuchungen**

Die Problemlösungsforschung bietet einen reichen Korpus etablierter experimenteller Paradigmen. Dazu gehören statische Konstellationen wie das Schachspiel oder dynamische wie die Simulationen „Lohhausen“ und „Tailorshop“. Nach ihrem Vorbild lassen sich auch TMS und SPS empirisch untersuchen. Allerdings sind diese Paradigmen selbst für die erforderlichen Untersuchungen nicht ausreichend, denn die simulierte Komplexität ist als algorithmische konzipiert. Damit ist gesagt, dass die Systeme, mit denen sich die Versuchspersonen auseinandersetzen, in erster Linie numerische Manipulationen vorsehen, etwa, im Falle des „Tailorshops“, die simulierte Erhöhung von Produktionskapazitäten, die durch die Veränderung von Zahlen abgebildet wird.

Es ist nicht falsch, dass auch in der Auseinandersetzung mit der Rahmengeschichte von „Lohhausen“ und dem „Tailorshop“ sinnvolles Verhalten der Versuchspersonen möglich ist. *De facto* beruht die Plausibilisierung dieser Rahmengeschichte und die Motivation zur Auseinandersetzung mit dem Experiment vornehmlich auf diesem Sinnpotenzial, allerdings nur

implizit. Dieser Umstand bedeutet erstens, dass weder Beobachtung noch Messung des entsprechenden sinnstiftenden Verhaltens in den Szenarien vorgesehen ist. Hierfür ist jedoch nicht nur die Beobachtungsabsicht, sondern ein eigenständiges Messinstrument erforderlich. Für dieses Messinstrument gibt es keine Vorbilder, sodass es zunächst auf Grundlage von TMS und SPS entwickelt und etabliert werden muss. Zweitens ist das Forschungsinteresse in den verfügbaren Szenarien nicht auf die kontingenten Verhaltensspielräume ausgelegt. Deswegen ist es nicht zu erwarten, dass beispielsweise im „Tailorshop“ ohne seine Erweiterung die Kontrastierung einer problematischen zu einer verhängnisvollen Einstellung in der Beobachtung fokussiert werden kann. Gewissermaßen kann die Etablierung von Verhaltensspielräumen als ein situativ früherer Umstand verstanden werden, als er in diesen Paradigmen abgebildet wird.

Um die existenziell freie Etablierung von Verhaltensspielräumen zu untersuchen, sind vielmehr Szenarien erforderlich, deren Horizont nicht durch eine – insbesondere praktische – Rahmung fixiert wird. Die Aufgabe im „Tailorshop“, ein Unternehmen zu verwalten, entspricht einer externalen Zielsetzung und lanciert metrische Erfolgskriterien. Demgegenüber sollen den Versuchspersonen in den pseudointeraktiven Experimenten weitgehend offene Lagen präsentiert werden, in denen die Priorisierung von Verhaltensweisen nur minimal gebahnt wird. Im idealen Grenzfall bedeutet diese Maßgabe, dass die Untätigkeit der Versuchsperson ein zulässiges Experimentalverhalten ist und den Abschluss der Sitzung nicht verhindert.

Während folglich die Kriterien komplexer Probleme nach Funke (1995) auch durch die Szenarien der Pseudointeraktivität erfüllt werden – wobei anstelle der ‚Vielzieligkeit‘ der nicht-teleologische Aspekt der Lösbarkeit als Voraussetzung der Zielsetzung Vorrang hat –, ist ihre Gestaltung durch andere Schwerpunkte bestimmt. Einerseits sind sie auf die Anwendung des Messinstruments ausgelegt, welches nicht auf algorithmische Komplexität, sondern die sinnhafte Etablierung von Verhaltensspielräumen ausgelegt ist. Andererseits vermeiden sie die Einschränkung der situativen Offenheit durch Aufgaben, um die autonome Prägung der Situation durch die Versuchspersonen zu wahren. In diesem Sinne kann die Pseudointeraktivität als eine Weiterentwicklung der etablierten Paradigmen zum komplexen Problemlösen in die Domäne der Problemforschung aufgefasst werden.

#### **4.2 Entwicklung eines Messinstruments**

Der Gegenstand der Messung pseudointeraktiver Experimente ist, inwieweit einzelne Verhaltensweisen die für die SPS kritischen Einflüsse auf die Problemerkennung ausdrücken.

„Ausdrücken“ bedeutet hierbei idealisiert die Bedeutung einer Verhaltensweise, also beispielsweise die Entscheidung „sich zu entspannen“ situativ tatsächlich die Erleichterung einer Erschwernis im Sinne der Spezifizierung des Problemhorizontes in der SPS. Praktisch kann allerdings nicht grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass die Entscheidung für bloß sprachlich verfügbare Verhaltensweisen notwendiger Weise eine allgemein typifizierte Bedeutung trägt. Bereits de Saussures klassische Einsichten in das linguistische Verhältnis zwischen aktualisierter Rede (parole) und Sprachsystem (langue) verbieten es, davon auszugehen, dass die Verständnisweisen der Worte für alle Subjekte übereinstimmen (de Saussure). Deswegen bezieht sich die Messung tatsächlich auf einen konventionellen Kern der Sprache, der sich seinerseits nicht rational bestimmen, sondern nur empirisch approximieren lässt.

Der erste Schritt besteht in der Entwicklung des Messinstrumentes in der rationalen Generierung von Operatoren, d. h. den später im Experiment für die Versuchspersonen zur Verfügung stehenden Verhaltensweisen. Ausschlaggebend sind hierbei die in der SPS gewonnenen Auffassungen über die Struktur des problembezogenen Verhaltens. In der Spezifizierung der SPS hinsichtlich des Problemdrucks wurde die Operationalisierung für die Gegebenheit der Irrelevanz ohne Valenz als Missverständnis erwogen. Ihr korrespondiert im Verhalten die Dichotomie „ernst“ vs. „spielerisch“, weil die Anwesenheit des Problemdrucks die persönliche Relevanz der Lage erzwingt, also die Auseinandersetzung mit ihr erfordert, während in der Herausforderung eine „spielerische“ Haltung im Sinne des abwesenden Ernstes möglich ist. In der Spezifizierung des Problemhorizonts wurde in der SPS die Erleichterung der Erschwernis, welche vom Problemdruck ausgeht, als Senkung des Stresslevels operationalisiert. Mögen sich hier auch kardiovaskuläre Messungen anbieten, ist für die Pseudointeraktivität die semantische Auffassung dieses Zusammenhangs durch die Dichotomie „beschwerlich“ vs. „bequem“ möglich.

Die Spezifizierung der SPS hinsichtlich der Lösbarkeit hatte die Operationalisierung von Verzweiflung durch Frustration ergeben, die insbesondere durch das Scheitern evoziert wird. Als behaviorale Beschreibung dieses Zusammenhangs lässt sich die Dichotomie „explorativ“ vs. „festgelegt“ verwenden. Weil frustrierte Versuchspersonen nach der TMS in der Einstellung zu ihrer Lage vom Problem zum Verhängnis übergehen, ist zu erwarten, dass sie sich weniger explorativ verhalten werden, insofern als die Exploration der Ausdruck der hoffenden Richtung des Subjekts auf die Lösbarkeit ist. Die vierte Dimension der Messung betrifft

erneut die Spezifizierung des Problemhorizonts in der SPS, allerdings auf der Seite der Lösbarkeit. Hier wurde für die Stabilisierung der Fragwürdigkeit die Operationalisierung als Haltung vorgeschlagen. Ihr entspricht die Dichotomie ‚sachlich‘ vs. ‚subjektiv‘, wobei dieser Ausdruck in seiner alltagssprachlichen Verwendung als ‚unsachlich‘ aufzufassen ist. Eine sachliche Haltung bedeutet demnach die Orientierung an der Lage, während eine subjektive Haltung die Orientierung an der Lage vernachlässigt, insofern als deren Lösbarkeit im Verhängnis nicht weiter erhofft wird.

Zuzüglich einer fünften Dimension, der Dichotomie ‚aktiv‘ vs. ‚passiv‘, deren Bedeutung vornehmlich in einer Kontrolle der allgemeinen Verfassung des Verhaltens besteht, ergeben sich somit auf Grundlage der SPS dichotome Beschreibungen von Verhalten als Grundlage der rationalen Operatorengenerierung. Der nächste Schritt zur Vorbereitung der Experimente besteht in der Sammlung von alltäglichen Verhaltensbeschreibungen, die auf den fünf Dimensionen eine deutliche Ausprägung vorweisen. Für die folgenden Experimente wurden deswegen in einer kreativen, auch gesprächsbasierten Suchphase Listen mehrerer Hundert Ausdrücken zusammengestellt, die beispielsweise eher ‚ernstes‘ Verhalten beschreiben.

Diese Listen erlaubten eine Auswahl von insgesamt 100 Operatoren. Diese Auswahl wurde mit Blick auf einen späteren Schritt der Vorbereitung getroffen. Weil die experimentelle Untersuchung des problematischen Verhaltens eine ‚Titelgeschichte‘ im Sinne einer falschen, aber plausiblen Erklärung der Verhaltensmöglichkeiten benötigt, wurden vier Kategorien – hier Orientierungskategorien genannt – des Verhaltens bestimmt, nämlich erstens ‚Ausrichtungen‘, die syntaktisch als ein Referentenbezug, z. B. ‚sich konzentrieren‘, formuliert werden, zweitens ‚Einflüsse‘ mit der Formulierung als Fremdbezug, z. B. ‚jemanden provozieren‘, drittens ‚Einwirkungen‘ mit syntaktischem Sachbezug, z. B. ‚etwas begünstigen‘ oder ‚mit etwas drohen‘, und viertens ‚Haltungen‘ mit Formulierung als Situationsbezug oder Allgemeinheit der Aussage, z. B. ‚Neutralität wahren‘ oder ‚die Lage nutzen‘. Von diesen 100 Operatoren waren somit jeweils 20 Ausdruck einer der fünf Dimensionen, zugleich aber auch je 25 in einer der vier Kategorien der Titelgeschichte.

Diese vier Orientierungskategorien wurden wiederum in fünf Subkategorien unterteilt, um den Versuchspersonen ein elaboriertes Narrativ der Titelgeschichte zu präsentieren. Diese Kategorien wurden mit der Absicht weitgehender Unabhängigkeit von den fünf theorierelevanten Dimensionen ‚motivierend‘, ‚emotional‘, ‚kritisch‘, ‚taktisch‘ und ‚intuitiv‘ genannt. Jeder dieser Kategorien wurden daraufhin jeweils zwei Operatoren auf beiden polaren Aus-

prägungen der gemäß der SPS relevanten Verhaltensdimensionen zugeordnet, um die Homogenität zwischen den artifiziell erzeugten Kategorien der Titelgeschichte hinsichtlich der für die Pseudointeraktivität maßgeblichen Dimensionen zu gewährleisten. Abgesehen von dieser Bemühung um Homogenität wurde für die Zuordnung der Operatoren zu den Kategorien angestrebt, keine in der Alltagssprache offenkundigen semantischen Widersprüche herzustellen. Das Resultat ist eine Matrix von Operatoren (Tabelle Anhang 1).

Diese Zuordnung ist die Grundlage der Experimente. Es handelt sich um eine inhomogene Menge von Verhaltensweisen, die den Versuchspersonen sämtlich zur Verfügung gestellt werden. Um einerseits eine Titelgeschichte zu erstellen, welche dazu dient, zu vermeiden, dass die Versuchspersonen bei der Wahl der Operatoren einen Zusammenhang im Sinne der SPS ahnen und ihr Verhalten entsprechend willentlich anpassen, und andererseits, um die Handhabung der umfänglichen Handlungsweisen zu erleichtern. Praktisch ist diese Handhabung dadurch gewährleistet, dass die Operatoren den Versuchspersonen in zwei Schritten der Auswahl präsentiert werden, die den beiden Kategorienebenen, also den Orientierungskategorien und den Subkategorien, entsprechen. Um die Handlung ‚jemanden drängen‘ zu wählen, ist zunächst eine Wahl für die Orientierungskategorie ‚Einflüsse‘ und anschließend für die Subkategorie ‚emotional‘ zu treffen, wobei die Orientierungskategorien nicht unter ihrer hier gewählten Denomination präsentiert wurden, sondern als Frage danach, auf wen oder was die Versuchsperson Einfluss zu nehmen wünsche.

Es wäre diagnostisch unzureichend, die rationale Konstruktion der Operatoren nicht zu validieren. Aus diesem Grund wurde vor den Experimenten in einem weiteren Schritt eine Bewertung der Operatoren durch eine Gruppe von Experten vorgenommen. Die Qualifikation als Experten bedeutet dabei, dass die Personen durch eine konzeptuelle Einführung in die fünf Dimensionen auf die Beurteilung vorbereitet wurden. Es handelte sich um elf Experten (drei Frauen und acht Männer, Durchschnittsalter 35,9 Jahre, Streuung 15,3 Jahre), die im Herbst 2018 auf der digitalen Plattform „<https://www.soscisurvey.de>“ befragt wurden. Die Auswahl der Teilnehmer erfolgte dabei nach dem Kriterium eines ausreichenden allgemeinen Verständnisses der deutschen Sprache als Muttersprachler auf hohem Niveau, weswegen ausschließlich Akademiker berücksichtigt wurden. Für die Instruktion der Bewertung wurden fünf bündige Texte zu den jeweiligen Dimensionen präsentiert. Für die Dimension ‚ernst vs. spielerisch‘ (E/S):

„Zwar kann auch ein Spiel im weiteren Sinne ernst genommen werden, doch schon bei Platon meint Ernst das Gegenteil zu Spiel und Scherz, wobei damit das unbeschwerte Kinderspiel gemeint ist. Spielerisch soll hier also "unernst" meinen. Ernst meint der ursprünglichen deutschen Bedeutung nach ‚Kampf‘. Wenn es jemandem ‚um etwas ernst ist‘, ist etwas Relevantes von dem Verhalten abhängig. Das Relevante muss also Werte der Situation oder der Person betreffen. Hier soll unter dem Adjektiv "ernst" eine Beschreibung von Verhalten gemeint sein, dessen Resultat oder Verlauf von großer Bedeutung ist. "Spielerisch" ist ein Verhalten, für die auch ein anderes Ergebnis oder ein anderer Verlauf akzeptiert werden können“.

Für die Dimension ‚beschwerlich vs. bequem‘ (B/B):

„Die Beschweris einer Lage, in der sich jemand befindet, ist eine atmosphärische Qualität. Der Person kommt die Lage ‚beschwerlich‘ vor, weil etwas von dieser Lage abhängt. ‚Bequem‘ ist die Lage hingegen, weil sie keine Beschwerde verursacht, weil sich die Person keine Sorgen machen muss. ‚Bequem‘ soll hier also im Sinne von ‚unbeschwert‘ oder ‚unbeschwerlich‘ verstanden werden. Ein ‚beschwerliches‘ Verhalten drückt aus, dass jemand sich in einer bedeutsamen, angespannten oder bedrückenden Lage befindet. Ein ‚bequemes‘ Verhalten, dass jemand nicht durch seine Lage zur Anspannung gezwungen wird“.

Für die Dimension ‚explorativ vs. festgelegt‘ (E/F):

„Exploration ist eine Haltung der Entdeckung. Ihr entspricht eine Offenheit für Neues und Flexibilität. Festlegung ist als Gegenteil von Exploration zu verstehen. ‚Festgelegt‘ soll also ‚nicht explorativ‘ bedeuten. Es handelt sich um eine Beschränkung auf das Vorhandene. Ein ‚exploratives‘ Verhalten stellt die gegebene Lage infrage. Das ‚festgelegte‘ Verhalten blendet Alternativen aus“.

Für die Dimension ‚sachlich vs. subjektiv‘ (S/S):

„Das Sachliche ist auf den Gegenstand bezogen. Um ‚sachlich‘ zu handeln, ist ein Verhältnis zur Lage nötig, das ihr die tätige Person gegenüberstellt. Das Subjektive ist auf die eigene Person bezogen, ohne auf die Umstände zu blicken. In diesem Sinne meint ‚subjektiv‘ hier ‚unsachlich‘. Subjektiv zu sein bedeutet, bloß auf sich selbst zu blicken. Ein ‚sachliches‘ Verhalten ist von den unmittelbaren Interessen gelöst und um einen Maßstab bemüht. ‚Subjektives‘ Verhalten beschränkt sich auf die eigenen Handlungsimpulse“.

Für die Dimension ‚aktiv vs. passiv‘ (A/P):

„Aktiv“ sollte hier nicht mit „tätig“ übersetzt werden. Im engeren Sinne meint Aktivität stattdessen eine Haltung, der Initiative und praktische Beiträge entsprechen. Passivität ist also nicht Untätigkeit, sondern eine Haltung, die reaktives Verhalten und die Enthaltung begünstigt. „Aktives“ Verhalten ist durch eigenen Antrieb bestimmt. „Passives“ Verhalten ist ausdauernd und antwortend“.

Auf Grundlage dieser Einführungen waren die Experten dazu aufgefordert, eine Bewertung auf einer 7-stufigen Likert-Skala vorzunehmen (beispielsweise ‚sehr ernst‘, ‚ernst‘, ‚etwas ernst‘, ‚unentschieden‘, ‚etwas spielerisch‘, ‚spielerisch‘ und ‚sehr spielerisch‘), wobei auch die Aussagen ‚es gibt keinen Bezug‘ und ‚kann ich nicht beurteilen‘ als Zusatzkategorien möglich waren. Die Ergebnisse ergaben eine Bewertung sämtlicher 100 Operatoren auf den fünf Dimensionen, also nicht lediglich derjenigen 20 Operatoren, die rational für die jeweilige Dimension ausgewählt worden waren. Für die Interrater-Reliabilität der Ergebnisse, die als Produkt-Moment-Korrelation bestimmt wurde, gab es mit einem Wert von  $\rho=0.28$  einen Ausreißer, was zum Ausschluss der Daten des Experten führte. Unter den verbliebenen zehn Experten bestand eine durchschnittliche Interrater-Korrelation von  $\rho=0.57$ , was nach Cicchetti (1994) einer akzeptablen bis guten Interrater-Reliabilität entspricht. Für ein gegenüber der Linearitätsannahme robusteres Rangkorrelationsmaß ergibt sich zudem nach Kendall  $\tau=0.48$ . Es lässt sich dafür argumentieren, dass eine ausführlichere, eventuell eine dialogische statt einer schriftlichen Instruktion zur Verbesserung der Übereinstimmung zwischen den Experten geführt hätte. Auch die freiwilligen Rückmeldungen der Beteiligten begünstigt diese Einschätzung. Insofern als es sich vornehmlich um eine Exploration des Paradigmas handelt, sind diese Optimierungen jedoch sekundär.

Die erste Auswertung, die durch die Ergebnisse ermöglicht wurde, betrifft den Zusammenhang zwischen den Dimensionen – freilich ausschließlich für die Auswahl an spezifischen Operatoren. Dabei wurden, unter Vorbehalt einer qualitativen Interpretation der Zusatzkategorien, die Antworten auf der Likert-Skala berücksichtigt. Nach der SPS lässt sich jeweils für die erste und zweite sowie für die dritte und vierte Dimension ein Zusammenhang erwarten, insofern als es sich um Verhaltensweisen, die Problemdruck respektive Lösbarkeit betreffen, handelt. In den Ergebnissen zeigt sich tatsächlich als mittlere bis starke Korrelation von 0.46 der stärkste Zusammenhang zwischen den Dimensionen E/S und B/B, allerdings nur ein schwacher Zusammenhang von 0.17 zwischen E/F und S/S. Abgesehen von der

schwach bis mittleren Korrelation von B/B und A/P bestehen allerdings auch darüber hinaus nur schwache oder nicht signifikante Zusammenhänge (Tabelle 1).

Tabelle 1. Korrelation der Bewertungen durch die Experten.

	E/S	B/B	E/F	S/S	A/P
E/S		0,46*	-0,18*	0,18*	0,19*
B/B	0,46*		0,05	0,19*	0,31*
E/F	-0,18*	0,05		0,17*	0,22*
S/S	0,18*	0,19*	0,17*		0,04
A/P	0,19*	0,31*	0,22*	0,04	

\*  $p < 0.01$

Die zweite Auswertung der Ergebnisse ist die skalometrische Grundlegung des Messinstruments. Dabei wurden die Mittelwerte zwischen den Experten für sämtliche Operatoren auf der jeweiligen Dimension z-transformiert. Es resultiert eine Matrix (Tabelle Anhang 2), in der für jeden Operator die standardisierten Abweichungen der durchschnittlichen Bewertungen zum Mittelwert der Bewertung aller Operatoren auf der entsprechenden Dimension aufgetragen sind. Diese Matrix wurde durch einen konzeptuellen Entschluss darauf eingeschränkt, dass lediglich diejenigen Abweichungen von mehr als einer Standardabweichung mit einem Wert von 1 und diejenigen von mehr als zwei Standardabweichungen mit einem Wert von 2 berücksichtigt werden. Dieser Entschluss ist dadurch begründet, dass sich das Interesse der Pseudinteraktivität auf die polaren Dichotomien beschränkt, sodass insbesondere die starken Abweichungen von Bedeutung sind.

Für die Gewichtungen zeigt sich zunächst, dass eine merkliche, aber keine vollständige Übereinstimmung mit der rationalen Operatorengenerierung besteht. Darüber hat der Großteil der Operatoren auch eine Bedeutung für andere Dimension als die ihnen ursprünglich zugeordnete Dimension. Ferner gibt es einige Operatoren, die auf keiner Dimension eine ausreichende Abweichung vom Dimensionsmittel erreicht haben, sodass sie für die Messung ohne Einfluss bleiben. Trotz der Möglichkeit, die Gestaltung des Messinstruments entsprechend anzupassen, also erstens die Kategorisierung der Operatoren zu optimieren und zweitens die scheinbar irrelevanten Operatoren zu tilgen, ist von ihr aus zwei Gründen Abstand zu nehmen. Erstens lässt sich nicht schlussfolgern, dass die Operatoren für das Verhalten der Versuchspersonen bedeutungslos sind, allein weil sie in der Bewertung keine hinreichende Abweichung ergeben. Vielmehr lassen sie sich als Entscheidungen interpretieren, die auf situativ relevante Bedeutungshorizonte jenseits der SPS verweisen. Zweitens ist nicht auszuschließen, dass die Bewertung durch die Experten eine vergleichende Bezugnahme auf

diese Operatoren enthalten, weswegen die Bewertung ohne sie wesentlich anders ausfallen könnte. Die Zuordnung zu den Kategorien der Titelgeschichte ist überdies weitgehend willkürlich, weswegen keine beträchtliche Wirkung für eine Detailanpassung zu erwarten ist.

Wichtig ist hingegen, dass die Messung auf die Matrix der Gewichtungen rekurriert. Es gestattet sich somit, die Auswahl der jeweiligen Operatoren als den Ausdruck bestimmter sinnhafter Färbungen der jeweils erlebten Situation zu deuten. Das bedeutet allerdings angesichts der zuvor in der SPS artikulierten Gründe nicht, dass von der Kombination ‚ersten‘, ‚beschwerlichen‘, ‚explorativen‘ und ‚sachlichen‘ Verhaltens auf das Bestehen eines Problems zu schließen ist. Vielmehr deutet ein in diesen Dimensionen weniger stark ausgeprägtes oder entgegengesetztes Verhalten auf die Abwesenheit eines Problems hin.

Methodenkritisch drängt sich die Skepsis auf, ob die Validierung des Messinstruments durch einen Fragebogen, also explizites sprachliches Urteil, der Untersuchung von problematischen Situationen überhaupt förderlich sein kann. Allein, die Messung ist nicht auf die Situationen selbst, sondern auf das konventionelle Verständnis der Operatoren gerichtet. Die Messintention ist nicht, die eigentliche Bedeutung des Verhaltens, das mit den Operatoren bezeichnet wird, zu bestimmen, sondern allein die konventionelle Auffassung der Übereinstimmung zwischen den Bezeichnungen des Verhaltens und den theoriegestützten Beschreibungen der Dimensionen. Mehr ist nicht erforderlich, weil die Experimente der Pseudointeraktivität eben diese Konventionen als Konstituens der imaginativen Fiktion von Situationen thematisieren.

Unter diesen Voraussetzungen ergeben sich für die Experimente die wichtigen Kernthesen. Die erste Hypothese betrifft die erste Dimension. Sie ergibt sich aus der theoretischen Überlegung, dass die eigene Lage bei Problemdruck ernster erlebt wird. Die experimentelle Manipulation muss sich demnach darauf richten, hinsichtlich der Operationalisierung des Problemdrucks unterschiedene Szenarien zu erzeugen. Daraus ergibt sich die erste Hypothese:

*H<sub>1</sub>: Wenn ein experimentelles Szenario gegenüber einem anderen weniger Problemdruck vorweist (z. B. missverständlicher ist), wird die Versuchsperson weniger ernstes (spielerischeres) Verhalten zeigen.*

Die zweite Hypothese betrifft die zweite Dimension, die sich aus der Spezifikation des Problemhorizontes hinsichtlich des Problemdrucks ergeben hat. Sie lässt sich analog zur ersten Hypothese formulieren:

*H<sub>2a</sub>: Wenn ein experimentelles Szenario einen Übergang zu weniger Problemdruck vorweist (z. B. missverständlicher wird), wird die Versuchsperson weniger beschwerliches (bequemeres) Verhalten zeigen.*

Es ist anzumerken, dass diese Hypothese keine Symmetrie impliziert. Im Gegenteil ist die Auflösung des Problemdrucks und der Übergang in die Herausforderung kein ohne Weiteres reversibles Erlebnis. Der wichtigste Grund ist, dass der Begriff des Missverständnisses lediglich die Auflösung des Problemdrucks, nicht seine Konstitution beschreibt. Zudem kann ein Missverständnis kaum als ursprünglicher Eindruck von einer Situation begriffen werden. Daraus ergibt sich ein zweiter Teil der zweiten Hypothese:

*H<sub>2b</sub>: Der Übergang vom Problem zur Herausforderung entspricht nicht demjenigen von der Herausforderung zum Problem.*

Die dritte und vierte Hypothese betreffen die Lösbarkeit. Ihrer Spezifikation in der SPS entsprechend ergibt sich als dritte Hypothese:

*H<sub>3</sub>: Wenn ein experimentelles Szenario gegenüber einem anderen weniger Lösbarkeit vorweist (z. B. frustrierender ist), wird die Versuchsperson weniger exploratives (festgelegteres) Verhalten zeigen.*

Die vierte Hypothese entspricht wiederum der Spezifikation des Problemhorizonts in der SPS. Ihre theoretische Grundlage ist die Annahme, dass der Übergang zu weniger Lösbarkeit das Erlebnis geringerer Fragwürdigkeit durch eine atmosphärische Stagnation ist, insofern als die Einstellung des Subjekts zum Verhängnis übergeht:

*H<sub>4</sub>: Wenn ein experimentelles Szenario einen Übergang zu weniger Lösbarkeit vorweist (z. B. frustrierender wird), wird die Versuchsperson weniger sachliches (subjektiveres) Verhalten zeigen.*

Das Paradigma der Pseudointeraktivität hat das Anliegen, Experimente zu entwickeln, die der Überprüfung dieser Hypothesen dienen. Im Folgenden werden zwei Projekte vorgestellt, die sich explorativ einiger Teile dieses Vorhabens annehmen. In ihrem Kern steht das hier entwickelte Messinstrument.

Vor der Besprechung der experimentellen Ergebnisse sollte methodenkritisch zur Gewinnung des Messinstruments angemerkt werden, dass anstelle der rationalen Generierung von Operatoren die induktive Konstruktion hätte erwogen werden können. So hätte eine empiri-

sche Untersuchung mit dem Frageformat „Kommt dieser Operator für die Situation X infrage?“ die rationale Konstruktion der Dimensionen ergänzen können. Mit einer explorativen Faktorenanalyse wäre auf diese Weise eine Menge an situationstypischen Einflüssen gewonnen worden. Ein ähnlicher Ansatz wurde zur Konstruktion des differentialpsychologischen ‚DIAMONDS‘-Systems (Rauthmann et al., 2014) genutzt. Es sei betont, dass die phänomenologische Psychologie eine dezidiert ablehnende Haltung gegenüber diesem Versuch einnehmen muss, insofern als sich die Beschränkung auf einige ‚Situationen X‘ nie von den zeitgenössischen Konventionen befreien kann und deswegen dem ‚gesunden Menschenverstand‘ und den historischen Kontexten untergeordnet bleibt. Die Ergebnisse von Rauthmann und Kollegen spiegeln kulturell stark eingeschränkte Zusammenhänge wider, die beispielsweise keine Einsichten über vergangene, zukünftige oder fremde Erlebnisformen gestatten.

#### **4.3 Erstes Experiment: „Auf der Suche nach der verlorenen Komplexität“**

Diplomatische Konflikte sind kommunikativ komplex. Diese Komplexität reicht für die Beteiligten über jede Form von bloß summativer Häufung von Informationen hinaus. Die Verantwortung der Diplomaten begegnet dem intellektuellen Wettstreit, ihre argumentative Eigenständigkeit der Verpflichtung ihrem Land zu dienen. Aus diesem Grund eignet sich die Diplomatie als pseudointeraktives Szenario. Im ersten Experiment wurde der Wiener Kongress als klassisches historisches Ereignis aufgegriffen, um den Versuchspersonen einen Verhaltensspielraum mit offenkundigem Bedeutungshorizont zu präsentieren.

Vorgegeben sind dabei lediglich ein politisches Thema und die Beschreibung der historischen Umstände, nicht aber eine Aufgabe oder ein Ziel. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht die fiktive Interaktion – Pseudointeraktion – mit den simulierten Kongressteilnehmern. Dementsprechend ist die Programmierung einer möglichst umfangreichen und vielfältigen Präsentation von fiktiven Gesprächspartnern die wichtigste Voraussetzung für die erfolgreiche Gestaltung der Pseudointeraktivität.

Die Manipulation dient dabei der Untersuchung der ersten beiden Hypothesen, die sich aus der TMS ableiten ließen. Ihre Grundlage ist folglich die Operationalisierung der Dynamiken im Erleben des Problemdrucks als Missverständnis. Dieses Missverständnis wird an dieser Stelle durch die Änderung eines einzelnen Details eingeführt. Entweder befinden sich die Versuchspersonen in der Auseinandersetzung mit den tatsächlichen historischen Protagonisten des Wiener Kongresses, oder sie nehmen an einem Spieleabend mit Kommilitonen teil. Beide dieser Fälle sind rein fiktiv, doch im Paradigma der Pseudointeraktivität ergibt sich

daraus kein Problem, insofern als die Fiktivität konzeptuell vorausgesetzt wird. Durch den Kontrast der Auseinandersetzung unterschiedlicher Versuchspersonen mit beiden Szenarien ist die Überprüfung der  $H_1$  möglich, die  $H_2$  aber erfordert den Wechsel vom ersten zum zweiten Szenario, also die ‚serendipity‘ als Übergang.

#### **4.3.1 Methode**

Die Stichprobe für das erste Experiment umfasste 39 Psychologiestudenten (20 Frauen und 19 Männer, Durchschnittsalter 22,1, Streuung 4,4), die größtenteils zur Bewältigung des Pflichtkontingents an Stunden universitärer Studien, das im Laufe ihres Studiums zu erfüllen ist, teilgenommen haben. Die Erhebung dauerte durchschnittlich etwa 70 Minuten und fand im Winter 2018 und Frühjahr 2019 unter dem Titel „Auf der Suche nach der verlorenen Komplexität“ im Zentralen Verhaltens-Labor des Heidelberger Psychologischen Instituts statt. Die Teilnehmer wurden automatisch in eine von vier Experimentalgruppen eingeteilt, wobei alle Gruppen sieben Wiederholungen des gleichen Ablaufs enthielten, von denen die erste als ein Probevorgang vorgestellt wurde. Die erste Bedingung enthielt zunächst die Auseinandersetzung mit einem Spieleabend und ab dem vierten Durchgang mit den historischen Teilnehmern. Die zweite Bedingung begann mit den historischen Teilnehmern und setzte ab dem vierten Durchgang mit einem Spieleabend fort. Die dritte Bedingung enthielt ausschließlich den Spieleabend und die vierte ausschließlich die historischen Protagonisten. In der Stichprobe von 39 Personen wurden den ersten beiden Bedingungen je elf Personen, der dritten Bedingung neun Personen und der vierten Bedingung acht Personen zugeordnet. Im Folgenden werden die Methode und die Prozedur im chronologischen Ablauf beschrieben.

Die Computersimulation wurde vollständig mit der Software MATLAB R2018a programmiert, wobei auch die Durchführung auf der Grundlage dieses Programms erfolgt. Sämtliche in der Präsentation verwendeten Materialien sind ausschließlich lizenzfrei, wobei lediglich Bilder und keine Videos oder Tonspuren eingesetzt werden. Zur Eingabe werden Tastatur und Maus eingesetzt. Vor dem Beginn des Experimentes haben alle Teilnehmer eine allgemeine Aufklärung über die Laborsituation in Papierform erhalten und schriftlich die Verwendung ihrer anonymisierten Daten bestätigt.

Die digitale Simulation beginnt in allen Bedingungen mit einer Einführung in die allgemeinen Umstände des Experiments (Abbildung Anhang 1). Der für die Pseudointeraktivität relevante Inhalt beginnt mit einer zweiten Einführung, die in der zweiten (zunächst historische Protagonisten) und vierten (nur historische Protagonisten) Bedingung einen biographischen Aufriss des Lebens Talleyrands als Chefdiplomaten Frankreichs auf dem Wiener Kongress

beinhaltet (Abbildung Anhang 2). In der Gestaltung des Experiments fällt die Wahl nicht willkürlich auf Talleyrand. Die französische Position ist als Verlierer der Koalitionskriege ungleich den anderen. Fiele die Wahl auf einen anderen Diplomaten als Protagonisten der Simulation, müsste Talleyrand als Gesprächspartner asymmetrisch dargestellt werden. Die Versuchsperson in die Situation Talleyrands zu setzen, verhindert diese Asymmetrie. Für die übrigen Bedingungen enthält die zweite Einführung eine Beschreibung des Spieleabends (Abbildung Anhang 3). Diese Einführung hat zugleich die Funktion einer Titelgeschichte.

Nach der Einführung werden sämtliche Bedingungen mit der ersten Interaktion konfrontiert. Die nächste Folie (Abbildung Anhang 4) enthält eine Beschreibung des ersten Themas auf der rechten Seite, das im ersten Durchgang immer die Frage nach dem Vorsitz ist. Auf der rechten Seite haben die Versuchspersonen die Möglichkeit, Ihre Haltung gegenüber neun möglichen Positionen gegenüber dem aktuellen Thema auf Reglern anzugeben, deren Extreme mit „Ablehnung“ und „Zustimmung“ beschriftet sind. Die Angaben können dabei korrigiert werden. Anders als im zweiten Experiment, welches in die Freiheit des Verhaltensspielraum die Abstinenz von jedwedem Verhalten inkludiert, ist hier die Angabe aller neun Haltungen notwendig, um zum nächsten Schritt überzugehen.

Im Anschluss (Abbildung Anhang 5) haben die Versuchspersonen auf der linken Seite der Folie die Möglichkeit, einzusehen, welche – schematisch repräsentierte – Haltung die anderen (fiktiven) Teilnehmer des Kongresses (wobei lediglich die Großmächte berücksichtigt werden) einnehmen. Auf der rechten Seite ist ihnen die Möglichkeit gegeben, ein Ziel für die anstehende Verhandlung zu formulieren. Dieser Schritt ist unter Berücksichtigung der obigen Kritik der Zielsetzung von Bedeutung, wie im Folgenden zu diskutieren sein wird.

Der nächste Schritt (im Folgenden ‚Operatorenwahl‘) ist für das Paradigma der Pseudointeraktivität maßgeblich (Abbildungen Anhang 6 und 7). Den Probanden wird in der oben beschriebenen Kategorisierung der Titelgeschichte die Möglichkeit gegeben, acht der 100 Operatoren für die anschließenden Verhandlungen auszuwählen. Fünf dieser acht Operatoren werden von den Versuchspersonen (im Folgenden ‚Operatoreneinsatz‘) in der darauffolgenden Verhandlungsphase zum Einsatz gebracht (Abbildung Anhang 8). Die Darstellung dieser Phase enthält am unteren Rand die zuvor gewählten Operatoren, aus denen nacheinander fünf ausgewählt und in der Mitte des Bildschirms spezifiziert werden können, also z. B. dahingehend, auf welchen Interaktionspartner Einfluss zu nehmen ist. Darüber hinaus werden die vier im Gespräch momentan relevanten Positionen zum Thema und die Haltungen der vier Interaktionspartner sowie die zuvor von dem Probanden angegebene Auffassung

dieser Positionen schematisch wiedergegeben. Die Interaktionspartner werden mit einem grünen, orangenen oder roten Rahmen präsentiert, was der schematischen Abbildung ihrer Haltung gegenüber dem Protagonisten dient.

Sobald ein Operator ausgewählt und spezifiziert wurde, folgt eine Folie mit Beschreibungen von Wirkungen des gewählten Verhaltens (Abbildung Anhang 9). Diese Beschreibungen werden dynamisch auf der Grundlage einer ausführlich angelegten Syntax generiert, sodass Wiederholungen von Textteilen vermieden werden. Die Veränderungen hängen von dem Erfolg des Operatoreinsatzes ab, der nach der Versuchsperson unbekannt Formeln kalkuliert wird, und können die Meinungen der Interaktionspartner, ihre Haltungen oder die aktuell relevanten Positionen zum Thema betreffen. Sämtliche dieser Veränderungen sind vollständig determiniert, sodass gewährleistet ist, dass keine unkontrollierten Artefakte entstehen. Zugleich ist diese Determination mathematisch aufwändig, um zu vermeiden, dass sich die Versuchspersonen auf Berechnungen einlassen. Es hat sich in den freiwilligen Gesprächen nach dem Ende des Experiments mehrfach bestätigt, dass der Kalkulus im Hintergrund der Situation opak geblieben ist.

Im Kern – und dies ist für das Paradigma der Pseudointeraktivität maßgeblich – verbergen sich jedoch nur vier verschiedene Kalküle hinter den 100 Operatoren. Es wäre dabei nicht gleichgültig gewesen, nur einen Mechanismus zu konzipieren, und ebenso wenig ist es möglich, für jeden Operator ein eigenes Kalkül aufzustellen. Wäre es nur ein einziger Mechanismus, der für alle Verhaltensweisen gleich ist, so ließe sich die Manipulation nicht überprüfen. Mit vier Kalkülen kann überprüft werden, ob sich eine Präferenz einstellt. Sobald sich diese Präferenz ergibt, sind zwei Erklärungen salient. Entweder haben die Versuchspersonen tatsächlich nicht pseudointeraktiv, also auf Grundlage der konventionellen Interpretation der Operatoren, gehandelt oder die Kategorien tragen ein semantisches Surplus, das bestimmte Kategorien aus inhaltlichen Gründen begünstigt.

Nur die algorithmische Redundanz von mindestens zwei Mengen von Operatoren, in diesem Experiment vier Gruppen von je 25 Operatoren, gestattet es, zu beurteilen, ob der Vorzug wegen der konventionellen Bedeutung der Operatoren erfolgte, denn bei vollständiger algorithmischer Differenzierung aller Operatoren wäre es logisch nicht möglich, begründet zu vermuten, dass die Präferenz nicht auch wegen der Einsicht in das jeweilige Kalkül erfolgte. Wenngleich die Teilredundanz der Operatoren der einzige Weg ist, sowohl die Manipulationskontrolle durchzuführen als auch die konventionellen Präferenzen zu überprüfen, kann

es sich bei dieser Überprüfung letztlich nur um eine Vermutung handeln, denn die Präferenzen ließen sich auch durch fälschlicher Weise angenommene Kalküle erklären. In anderen Worten: Auch dann, wenn die Auswahl aus einer Gruppe von 25 Operatoren algorithmisch redundant ist, können die Versuchspersonen unterstellen, dass die Operatoren – auf der Ebene der Programmierung und in Unabhängigkeit von der Wortbedeutung – distinkte Wirkungen haben. Es ist allerdings insbesondere unplausibel, dass diese Vermutung der Unabhängigkeit tatsächlich besteht, sodass selbst für diejenigen Versuchspersonen, die sich nicht auf die Imagination der Pseudointeraktivität einlassen und stattdessen Annahmen über die algorithmische Architektur anstellen, erwartet werden kann, dass die Heuristiken für diese Annahmen mit der konventionellen Bedeutung der Operatoren in Verbindung stehen.

Nach der fünften Operation (Abbildung Anhang 10) folgt für das erste Thema eine endgültige Abstimmung. In ihr kann sich die Versuchsperson für die Zustimmung, Enthaltung oder Ablehnung entscheiden. Dieser Schritt ist für das Paradigma der Pseudointeraktivität nicht von zentraler Bedeutung, aber für die Vollständigkeit der Simulation, also die Motivation der Probanden, unumgänglich. Nach dieser Folie beginnt das zweite Thema und damit der zweite Durchgang, der die Reihenfolge der Folien identisch wiederholt (ab Abbildung Anhang 4). Die Themen, die, abgesehen von der Frage nach dem Vorsitz, präsentiert werden, sind in dieser Reihenfolge ‚die polnische Frage‘, ‚die deutsche Frage‘, ‚die Solidaritätsfrage‘, ‚die sächsische Frage‘, ‚die Legitimitätsfrage‘ und ‚die Restaurationsfrage‘. Die Datierung und der Inhalt dieser Fragen wurden in Anlehnung an das Tagebuch Bertuchs vom Wiener Kongress etabliert (Bertuch, 1916). Im Anschluss an den dritten Durchgang wird für die erste und zweite Bedingung der Übergang vom Spieleabend zum historischen Wiener Kongress bzw. umgekehrt in einem Text kommentiert. An Stelle dieser Folie enthalten die Simulationen in der dritten und vierten Bedingung eine Folie, die lediglich einem Zwischenfazit ähnelt, also keine Veränderung beschreibt. Am Ende des siebten Durchgangs erfolgt eine Zusammenfassung aller Abstimmungen und auf einer weiteren Folie eine Zusammenfassung der jeweiligen Erfolgsstatistik.

Sämtliche Veränderungen, die durch das Verhalten der Versuchspersonen erfolgen, sind als numerische Daten verfügbar. Das Herzstück dieses Datensatzes ist jedoch die Auswahl und Anwendung der Operatoren. Mithilfe des zuvor etablierten Messinstrumentes gelingt es, für die jeweiligen Bedingungen zu berechnen, welche Ausprägungen auf den fünf kritischen Dimensionen dem Verhalten in den jeweiligen Szenarien entspricht. Ein Leistungsmaß gibt

es unterdessen nicht bzw. allenfalls indirekt. Die Veränderung der Meinungen und Haltungen der simulierten Interaktionspartner können als Indizien für einen Erfolg betrachtet werden, sofern unterstellt wird, dass sich die Versuchspersonen diese Ziele gesetzt haben. Um dies zu beurteilen, kann auf die Formulierungen der Zielbeschreibung zurückgegriffen werden.

### 4.3.2 Ergebnisse

Weil der Stichprobenumfang für die Anzahl der Experimentalgruppen um mindestens die Hälfte zu klein gewesen ist, um die vollständigen Voraussetzungen der Inferenzstatistik zu erfüllen, sind die entsprechenden Ergebnisse vornehmlich als explorative Indikatoren zu verstehen. Dessen ungeachtet bieten die deskriptivstatistischen Aussagen wegen des großen Umfangs der Datensätze zahlreiche interpretative Ansatzpunkte. Überdies müssen für eine fokussierte Darstellung des Experiments im Zusammenhang der Problemforschung diejenigen Teile der Ergebnisse hervorgehoben werden, die für das Paradigma der Pseudointeraktivität und die Hypothesen zur Validierung der TMS von größter Bedeutung sind.

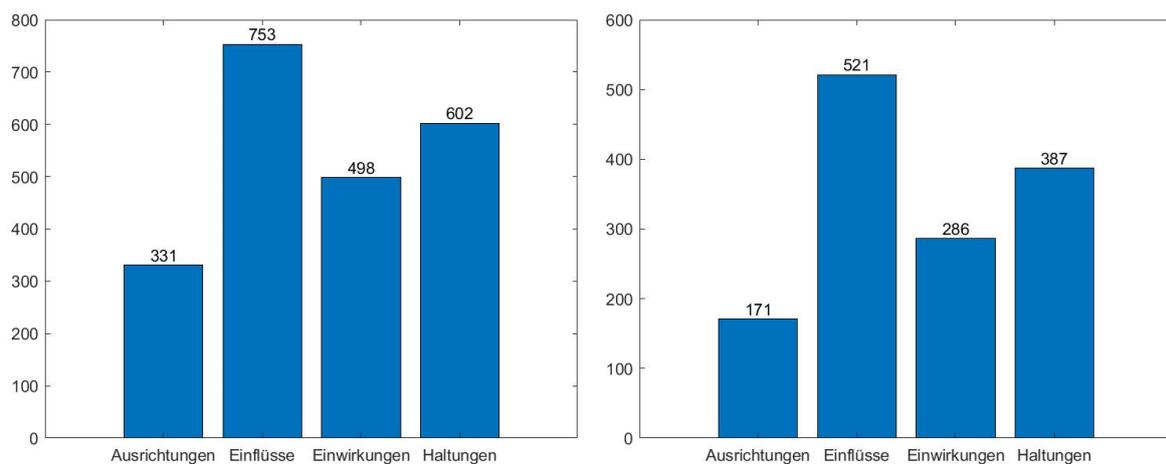


Abbildung 9. Häufigkeit der Operatoren nach Orientierungskategorien bei der Operatorenwahl links und beim Operatoreneinsatz rechts.

Die Überprüfung der Manipulation lässt auf der Ebene der Orientierungskategorien (Abbildung 9) zwei Details erkennen. Einerseits zeigt sich bei 2184 Operatorenwahlen für Einwirkungen und Haltungen nur eine geringfügige Abweichung von 8,8% und 10,2% vom arithmetischen Mittel. Andererseits weichen die Ausrichtungen um 39,4% negativ und die Einflüsse entsprechend um 37,9% positiv ab. Hierin kann eine Schwäche der Manipulation vermutet werden.

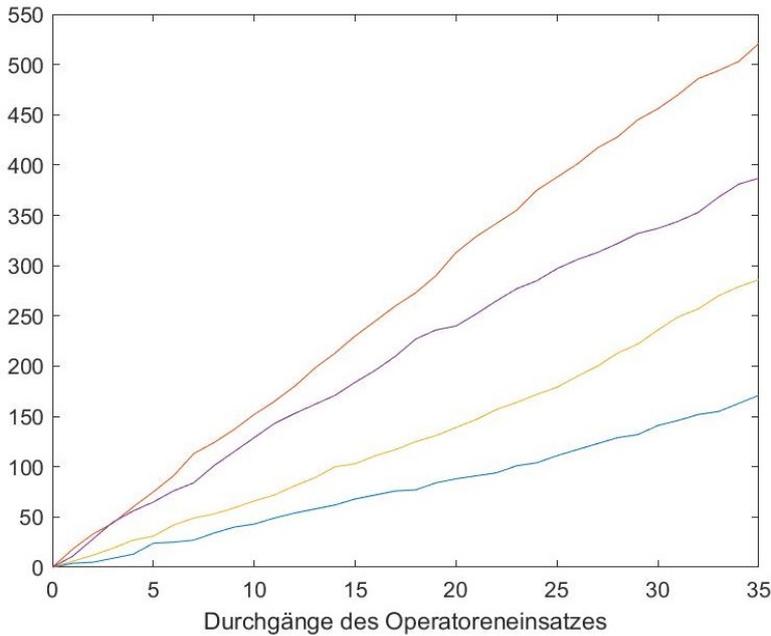


Abbildung 10. Entwicklung der Häufigkeit von Operatoren beim Operatoreneinsatz nach Orientierungskategorien als Kumulation. Orange: Einflüsse; violett: Haltungen; gelb: Einwirkungen; hellblau: Ausrichtungen.

Die Untersuchung dieser vermutlichen Schwäche ist durch die Betrachtung der Entwicklung von Operatorenwahl bzw. Operatoreneinsatz möglich. Nur wenn sich der Unterschied in der Verlaufsform abbildet, ist die Vermutung stichhaltig, insofern als ein Lerneffekt anzunehmen wäre. Tatsächlich zeigt sich allerdings eine approximativ lineare Entwicklung der Präferenzen (Abbildung 10).

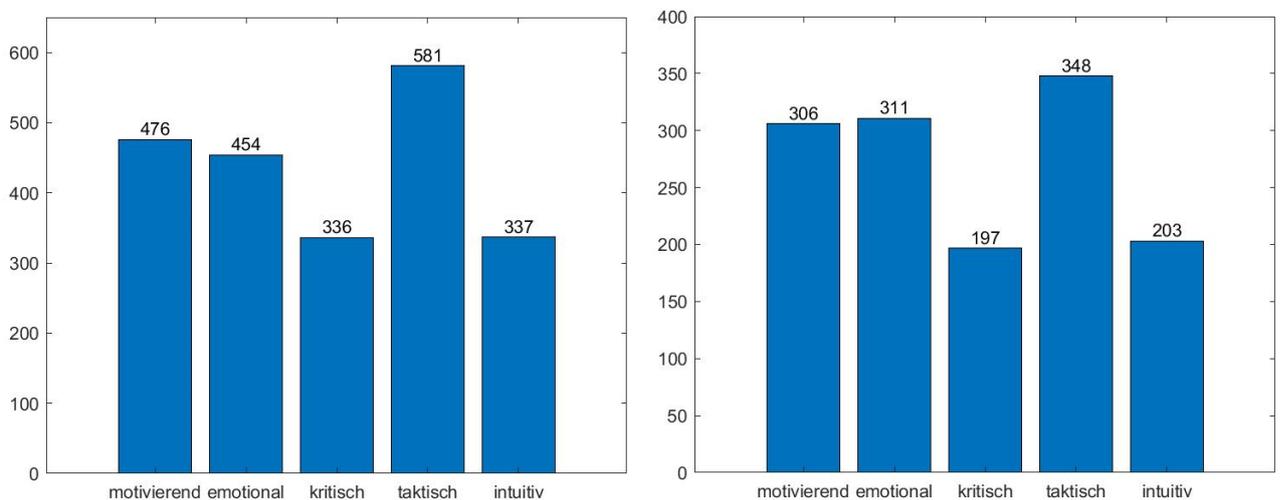


Abbildung 11. Häufigkeit der Operatoren nach Subkategorien bei der Operatorenwahl links und beim Operatoreneinsatz rechts.

Ein ähnliches Ergebnis zeigt sich für die Subkategorien. Das arithmetische Mittel der 2184 Operatoren beträgt für die fünf Kategorien ca. 437. Dieser Wert wird für die Kategorien ‚motivierend‘ und ‚emotional‘ annähernd erreicht, aber auch die Kategorien ‚kritisch‘ und

„intuitiv“ weichen nur um 23,1% und 22,9% negativ ab. Lediglich für taktische Operatoren gab es ein Übergewicht von 34,3%. Die analoge Überprüfung dieser Abweichung zu den Orientierungsoperatoren zeigt einen vergleichbaren Zusammenhang (Abbildung 12). Bereits zu Beginn der Untersuchung besteht ein Unterschied in der Präferenz für die Subkategorien und die Entwicklung bleibt annähernd linear (auch wenn die Präferenz für intuitive Operatoren nach dem 20. Durchgang augenscheinlich leicht abnimmt, sodass die Manipulation insgesamt nicht als gescheitert zu bewerten ist. Vielmehr entsprechen diese Ergebnisse der Annahme, dass die semantische Konnotation der Kategorien nicht neutral ist.

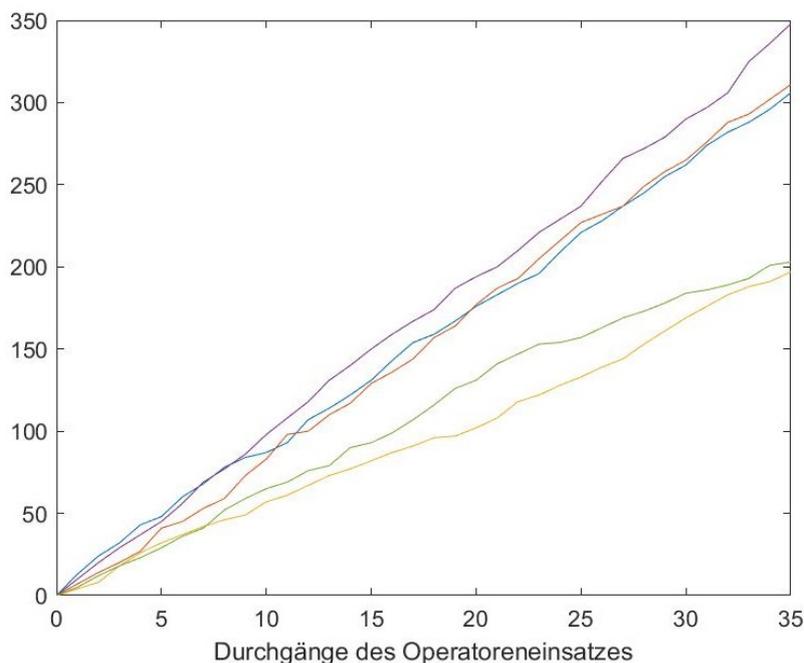


Abbildung 12. Entwicklung der Häufigkeit von Operatoren beim Operatoreinsatz nach Subkategorien als Kumulation. Gelb: kritisch; hellgrün: intuitiv; hellblau: emotional; orange: motivierend; violett: taktisch.

Wenn die Präferenzen nicht auf Konnotation auf der Ebene der Kategorien zurückzuführen sind, betrifft die Abweichung zwischen den Kategorien lediglich die einzelnen Operatoren und damit die eigentliche pseudointeraktive Manipulation. Ein Indiz für diese Annahme ist die Verteilung der Präferenzen auf der Ebene dieser individuellen Operatoren (Abbildung 13). Am häufigsten wurde der Operator „jemanden überzeugen“ gewählt (98) und eingesetzt (71), darauf folgen die Operatoren „mit jemandem verhandeln“ (92-mal gewählt und 59-mal eingesetzt), „an jemanden appellieren“ (70/56), „die Umstände verstehen“ (66/42) und „etwas begünstigen“ (65/39). Demgegenüber wurden zwar sämtliche Operatoren mindestens einmal gewählt, wobei zwei Operatoren nur ein einziges Mal gewählt wurden, doch drei Operatoren kamen nicht zum Einsatz. Es handelt sich um „jemanden angreifen“ (1/0), „sich verschließen“ (1/0) und „sich beherrschen“ (2/0). Diese Sachlage zeigt im Kontrast zu den

obigen Statistiken über das Niveau der Kategorien eine offenkundig stärkere Varianz an. Obwohl der Einsatz der Operatoren „jemanden überzeugen“ und „jemanden angreifen“ im Algorithmus der Simulation keinen Unterschied ergibt, wurde jener Operator in 4,5% aller Fälle gewählt und stellt 5,2% der Einsätze, dieser hingegen wurde nur von einer einzelnen Person gewählt und nicht ein Mal eingesetzt.

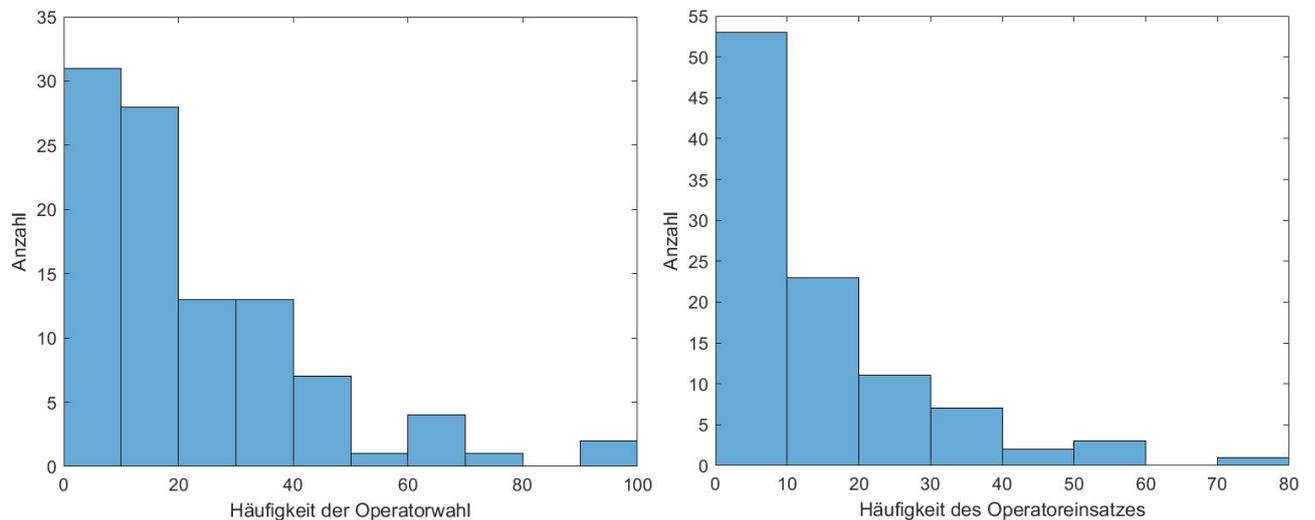


Abbildung 13. Histogramm der Anzahl an Operatoren nach Operatorwahl (links) und nach Operatoreinsatz (rechts).

Während für die Kontrolle der Manipulation die Zugehörigkeit zu den Experimentalgruppen unerheblich ist, ist für die Überprüfung der Hypothesen die Scheidung der Stichprobe notwendig. Hierbei treten die Kategorien der Titelgeschichte in den Hintergrund. Für die Dimensionen der SPS ergibt sich ein komplexes Gesamtbild (Abbildung 14, für den Operatoreinsatz Abbildung Anhang 11). Berücksichtigung findet dabei nicht die Häufigkeit der Operatoren nach den eingangs rational generierten Dimensionen des Messinstruments, sondern die Gewichte nach der Validierung durch die Experten. Ohne Berücksichtigung der Gruppenunterschiede zeigt sich zunächst, dass die situativen Prägungen durch die gewählten Operatoren nicht proportional über die Dimensionen verteilt sind. Es lässt sich feststellen, dass Operatoren, die eine polar stärker vom Durchschnitt der Dimension abweichende Prägung der Situation indizieren, mit einer Gesamtgewichtung von 774 Zählern für die Dimension ‚explorativ vs. festgelegt‘ präferiert wurden, während mit 511 Gesamtzählern die Dimension ‚beschwerlich vs. bequem‘ eine hinsichtlich der Extreme der Dimension durchschnittlich weniger starke Prägung der Situationen widerspiegelt. Allein, es ist die Dimension ‚ernst vs. spielerisch‘, deren ‚spielerische‘ Ausprägung mit 284 Zählern im Vergleich der vier für die TMS relevanten Dimensionen am stärksten dem problematischen Pol opponiert. Es ist der einzige Fall, in dem die nicht problematische Ausprägung der Dimension die

problematische übertrifft. Die Verteilung der Gewichtungen nach den Bedingungen lässt sich in diesem allgemeinen Auflösungsgrad allerdings nicht präzise überprüfen. Der Grund ist beispielsweise, dass die within-subject Manipulation in der Zusammenfassung der Operatorenwahl nicht abgebildet werden kann. Hierfür müssen die Ergebnisse in größerem Detailgrad betrachtet werden.

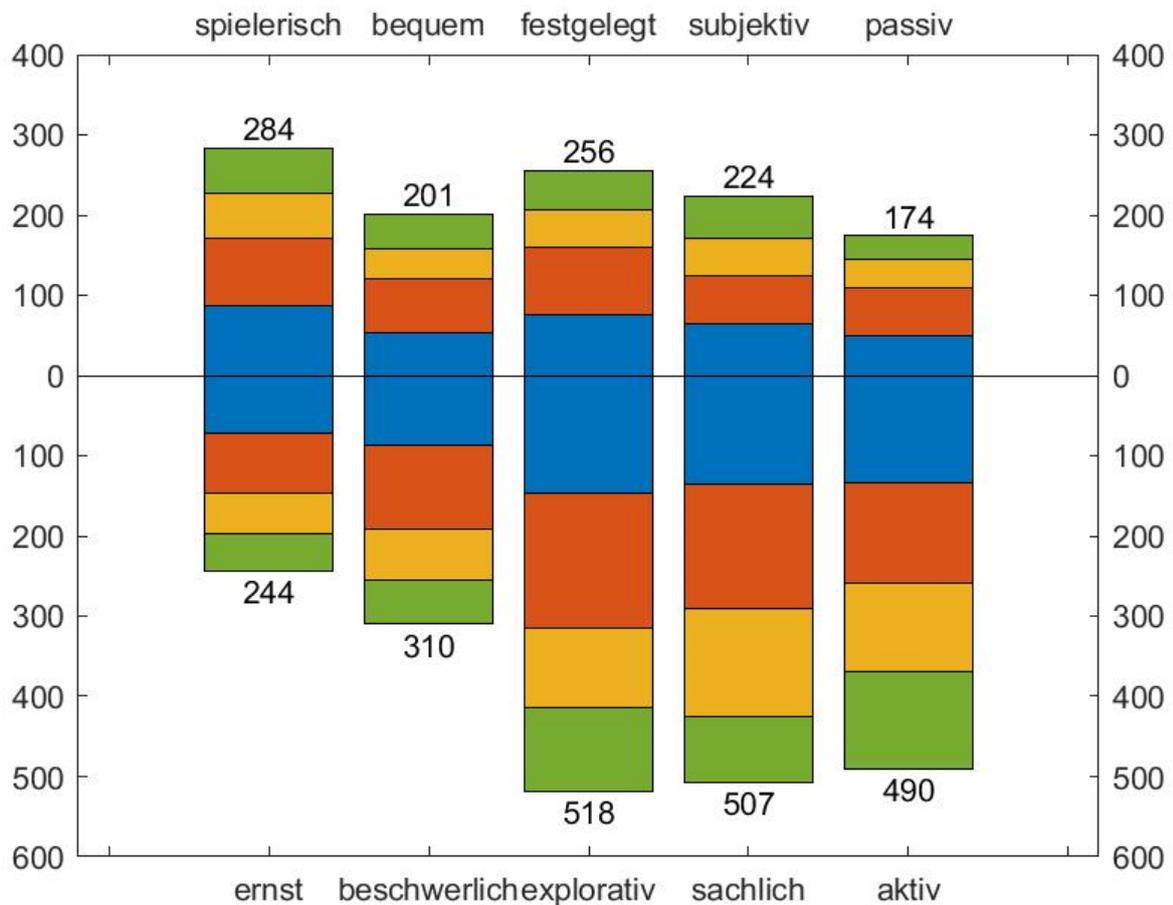


Abbildung 14. Gewichtung der Operatoren nach Dimensionen bei der Operatorenwahl. Farbzuordnung der Bedingungen: blau zunächst Spieleabend, dann historisches Szenario; orange: zunächst historisches Szenario, dann Spieleabend; gelb: nur Spieleabend; grün: nur historisches Szenario.

Wird der Verlauf der Operatorenwahl betrachtet, so zeigt sich lediglich für die Dimension ‚ernst vs. spielerisch‘ eine abweichende Tendenz von dem konvergent linearen Verlauf der dichotomen Ausprägungen (Abbildung 15). Während sich für alle übrigen Dimensionen ein annähernd gleichmäßiger Verlauf zeigt, divergiert die Präferenz von spielerisch und ernst geprägten Operatoren erst nach der Hälfte der Durchgänge. Weil diese Tendenz unabhängig von der Manipulation ist, lässt sie sich als Beschreibung der Versuchssituation jenseits der Manipulation auffassen: Im Verlauf eines Experimentes dieser Art, das mit durchschnittlich 70 Minuten das immanent differenzierte Erlebnis einer ausgedehnten Dauer bewirken mag, scheint die situative Prägung vom Ernst zum Spielerischen überzugehen. Freilich ist diese

Interpretation rein explorativ und kann aufgrund des verfügbaren Datenbestandes noch nicht validiert werden. Nichtsdestoweniger ist es wichtig zu bemerken, dass das Messinstrument, insofern als seine Anwendung angesichts der dargestellten Befundlage innerhalb einer funktionsfähigen Titelgeschichte erfolgte, implizit rekursiv auf die Laborsituation im Allgemeinen angewendet wird.

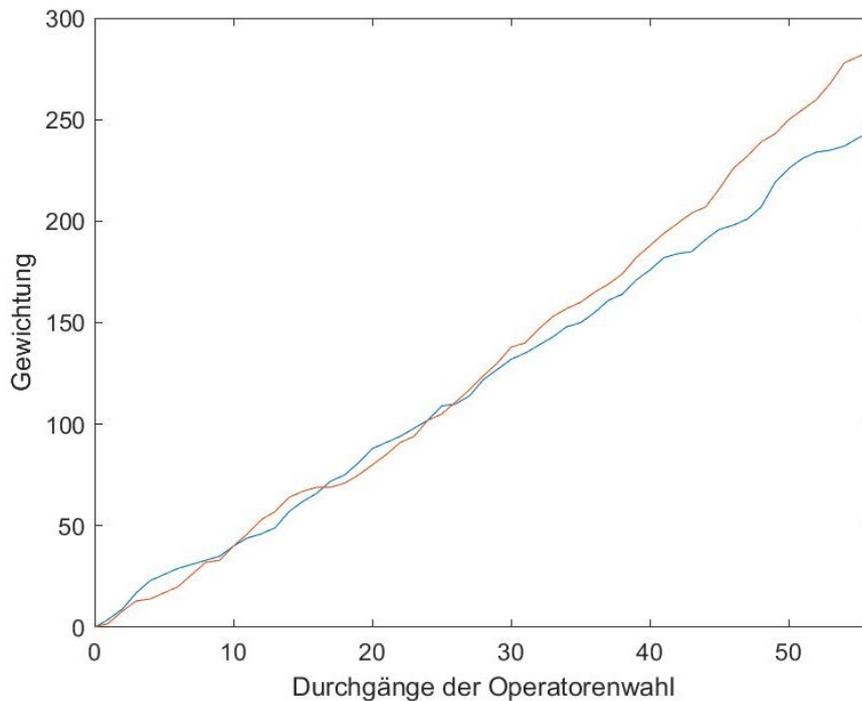


Abbildung 15. Entwicklung der Gewichtung von Operatoren bei der Operatorenwahl auf der Dimension ‚ernst vs. spielerisch‘. Rot: ‚spielerisch‘, hellblau: ‚ernst‘.

Ein weiteres Ergebnis auf dem globalen Niveau der Untersuchung zeigt sich beim Blick auf die kumulierte Entwicklung der Gewichte für die einzelnen Dimensionen. Berücksichtigt wird dabei also, inwiefern die im Verlauf des Experimentes akkumulierten Messwerte der Versuchspersonen zwischen den einzelnen problemrelevanten Dimensionen eine vergleichbare Polarität annehmen.

Tabelle 2. Korrelation der Gewichtungen für die Dimensionen als Kumulation über den Verlauf des Experiments.

	E/S	B/B	E/F	S/S	A/P
E/S		0,68*	-0,24*	0,15*	0,33*
B/B	0,68*		0,23*	0,42*	0,3*
E/F	-0,24*	0,23*		0,56*	-0,03
S/S	0,15*	0,42*	0,56*		-0,13*
A/P	0,33*	0,3*	-0,03	-0,13*	

\*p<0,01

Die Korrelation beschreibt die Tendenz der Versuchspersonen, durch die kontinuierliche Wahl von Operatoren Gewichtungen auf den Situationsdimensionen zu akkumulieren, die zu den jeweiligen Polen neigen, wobei sich in der Berechnung gegensätzliche Gewichte aufheben. In den Ergebnissen zeigen sich zwei starke Korrelationen. Dass E/S und B/B mit 0,68 korrelieren, ist dabei Resultat und Bestätigung der mittleren bis starken Korrelation beider Dimensionen im Messinstrument. Die Korrelation zwischen E/F und S/S von 0,56 ist demgegenüber nicht auf das Messinstrument zurückzuführen. Dennoch entspricht sie dem theoretischen Rahmen der SPS. Die mittlere Korrelation zwischen B/B und S/S hat hingegen kein Komplement in der TMS.

Die Hypothesen, die durch das erste Experiment überprüft werden können, sind  $H_1$  und  $H_2$ . Die erste Hypothese betrifft den Gruppenvergleich der dritten und vierten Experimentalgruppe. Die zweite Hypothese erfordert die ‚within-subject‘ Analyse der vierten Gruppe, wobei die dritte Gruppe als Vergleich zur Überprüfung der Asymmetrie der ‚serendipity‘ zwischen Problem und Herausforderung dient. Selbst für starke Effekte ( $d=0,8$ ) sind bei einer moderaten Teststärke ( $1-\beta=0.8$ ) Gruppengrößen von mindestens 20 Personen erforderlich. Zeigte sich bei der für den Zweigruppen-t-Test in den beiden relevanten Experimentalgruppen verfügbaren Gruppengröße von acht Personen ein signifikantes Ergebnis zur Ablehnung der jeweiligen  $H_0$ , so müsste es auf einen deutlichen Effekt, der bereits in der deskriptiven Beschreibung augenscheinlich wäre, zurückgeführt werden können. Weil sich das erste Experiment vornehmlich der Exploration des Messinstrumentes widmete, sind die Voraussetzungen für eine zuverlässige inferenzstatistische Beurteilung der Hypothesen nicht gegeben. Ihre Berücksichtigung hat jedoch einen tentativen Charakter, der die Richtung für künftige Untersuchungen andeutet. Im Folgenden werden die Signifikanzen für die Vergleiche der gemessenen Gewichtungen auf den relevanten Dimensionen im Moment des Operatoreinsatzes dargestellt (Für einen graphischen Überblick der nicht signifikanten Gruppenvergleiche siehe Abbildung Anhang 12), der sich als die charakteristischere Situation erweist, weil durch die zweite Wahl von fünf aus den vormaligen acht Operatoren eine deutlichere Priorisierung besteht.

Für den einseitigen Zwei-Gruppen-t-Test zur Überprüfung von  $H_1$  ergibt sich keine Signifikanz,  $t(14)=0,11$ , n. s. Es zeigte sich also in der Stichprobe kein signifikanter Unterschied zwischen der Gruppe in der reinen Spieleabend-Bedingung und derjenigen in der Auseinandersetzung mit der historischen Situation. Weil die SPS einen grundsätzlichen Zusammen-

hang zwischen der Erleichterung, deren Operationalisierung im Messinstrument auf der Dimension B/B erfolgt, und dem Problemdruck annimmt, ist die Möglichkeit eines Gruppenunterschiedes explorativ auch auf dieser Dimension salient. Allerdings ist auch diese t-Statistik nicht signifikant,  $t(14)=0,52$ , n. s.

Für die Untersuchung der beiden Teile der  $H_2$  stehen unterdessen zwei Gruppen mit elf Teilnehmern zur Verfügung. Bei einer moderaten Teststärke und einem starken Effekt, lässt sich bei mehr als 12 Teilnehmern Signifikanz erwarten, sodass die verhältnismäßig kleine Stichprobe anders als in der Überprüfung der ersten Stichprobe nicht ohne inferenzstatistische Bedeutung bleiben muss. Es handelt sich um einen einseitigen t-Test. Für die  $H_{2a}$  ist der entscheidende Vergleich in der vierten Experimentalbedingung zwischen den Durchgängen der (früheren) Auseinandersetzung mit dem historischen Szenario und dem späteren Spieleabend auf der Dimension B/B. Dabei ergibt sich in der Stichprobe ein signifikanter Unterschied,  $t(10)=2,0$ ,  $p<0,05$ . Auch auf der verwandten Dimension E/S zeigt sich ein signifikanter Effekt,  $t(10)=1,93$ ,  $p<0,05$ . Freilich ist dieser Effekt weder zuverlässig noch eine direkte Bestätigung der aus der TMS gewonnenen Hypothesen. Vielmehr gestattet er den Schluss, dass die Manipulationen in den Experimenten der Pseudointeraktivität nicht lediglich Redundanz enthalten.

Für die Untersuchung der  $H_{2b}$  steht keine positive Testung zur Verfügung. Die Asymmetrie des Übergangs von Problemen zu Herausforderungen ist im Kontrast vielmehr auf die Bestätigung der Nullhypothese angewiesen. Unter experimentalpsychologischen Voraussetzungen ist diese Forschungsabsicht allerdings unzureichend. Deswegen ist das tatsächliche Ausbleiben der beiden für die  $H_{2a}$  festgestellten Effekte in der dritten Experimentalgruppe keinesfalls als ausreichende Bestätigung der  $H_{2b}$  zu deuten. Hier ist erstens der beidseitige t-Test für die Dimension B/B nicht signifikant,  $t(10)=-0,55$ , n. s. Zweitens ergibt auch der entsprechende t-Test für die Dimension E/S kein signifikantes Ergebnis,  $t(10)=0,09$ , n. s. Wichtiger ist für diese Hypothese die Untersuchung der Gewichtung-Verläufe (Abbildung 16). Während die Verlaufsform der Entwicklung jeweils für die Pole ‚spielerisch‘ und ‚bequem‘ nach dem Übergang zum Spieleabend in der vierten Bedingung die Steigerung der Präferenz aufweisen (obere Graphen), zeigt sich für den Übergang vom Spieleabend zur historischen Situation keine Verminderung der Präferenz, sondern die Fortsetzung der bestehenden Tendenzen. Die Veränderung der Werte für die Pole ‚ernst‘ und ‚beschwerlich‘ sind weniger deutlich, wenngleich auch sie nach der ‚serendipity‘ in der Präferenz leicht

sinken. Keiner dieser Effekte ist allerdings jenseits dieser explorativen Andeutungen abgesichert.

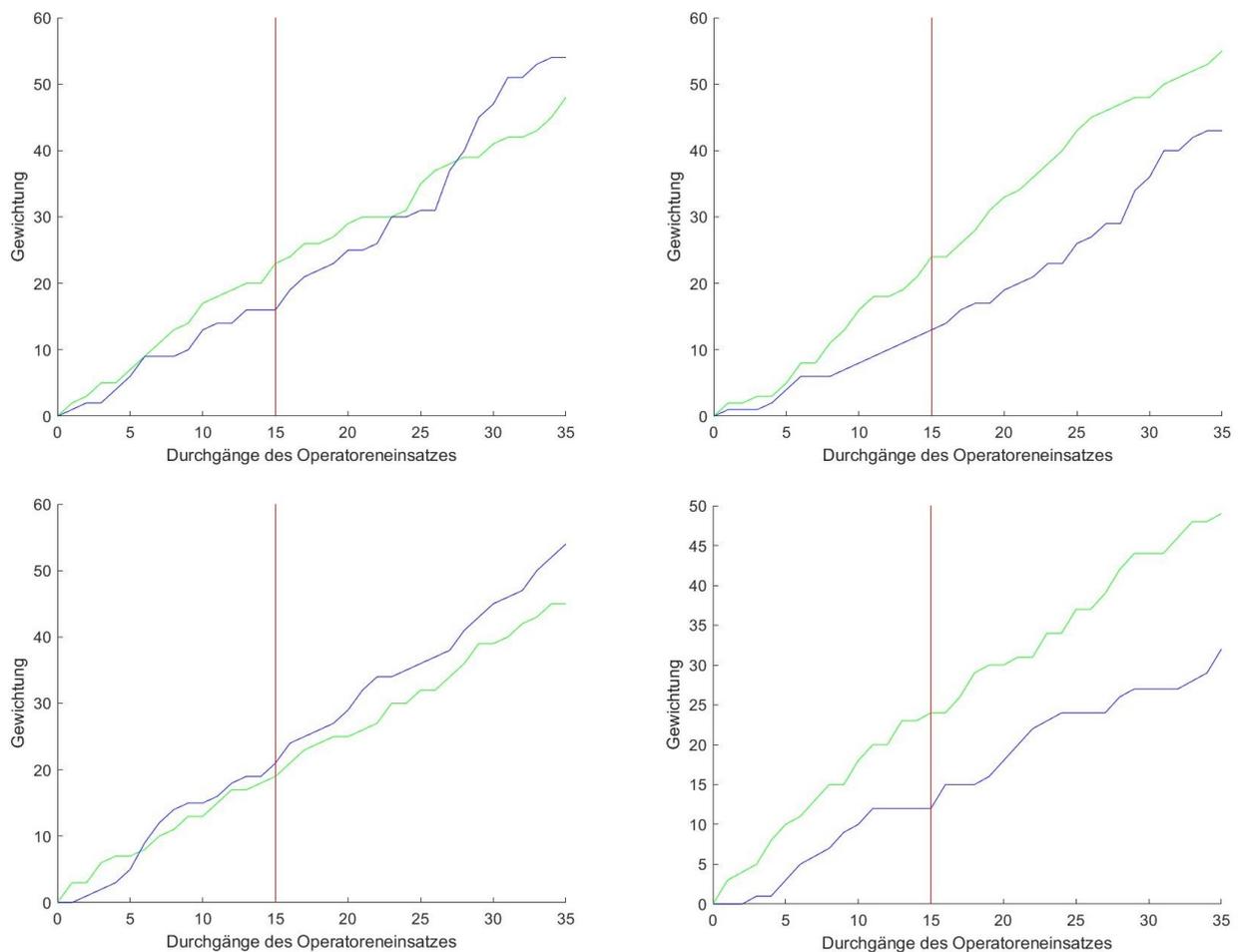


Abbildung 16. Entwicklungen der Kumulation von Gewichtungen für die Dimensionen E/S (links) und B/B (rechts) für die Bedingungen historisches Szenario zu Spieleabend (oben) und Spieleabend zu historischem Szenario (unten) als Kumulationen. Grün jeweils ‚ernst‘ (links) und ‚beswerlich‘ (rechts); blau jeweils ‚spielerisch‘ (links) und ‚unbequem‘ (rechts).

Entscheidend ist, dass sich anhand der verfügbaren Daten Indizien für Dynamiken innerhalb der Situationen andeuten, die nicht auf Fehler der Titelgeschichte zurückzuführen sind. Ebenso wenig lassen sich die verfügbaren Erfolgsindikatoren als Erklärungen für diese Dynamiken verwenden. Die Statistik der Einflussnahme auf die simulierten Interaktionspartner zeigt, dass einige Versuchspersonen – unter Vorbehalt der bereits artikulierten Skepsis gegenüber der Relativität der Erfolgskriterien – Erfolge erringen konnten. Hierfür ergibt sich ein Maß aus den Algorithmen für die Positionen, die die simulierten Diplomaten oder Spieler gegenüber den Alternativen zu den Themen des Wiener Kongresses einnehmen. Dabei entspricht der Wert 1 einer vollständigen Positionsänderung von reiner Ablehnung zur Zustim-

mung. Ein – freilich nicht uneingeschränkt gültiges – Maß für den Erfolg einer Versuchsperson ist die kumulierte Anpassung der Meinungen der Interaktionspartner in Richtung der durch die Versuchsperson für diese Alternative angegebenen Meinung.

Während der Durchschnittswert sämtlicher Veränderungen 3,9 betrug, wurde der höchste Wert mit 17,8 erreicht. Dieser Erfolg wurde durch Bedingungen der Programmierung nicht begünstigt. Für vier Versuchspersonen hat sich die Position der simulierten Konkurrenten sogar trotz ihrer diplomatischen Bemühungen stärker von den eigenen Meinungen entfernt, im deutlichsten Fall um -2,5 Einheiten. Dennoch ist für den stärksten Zusammenhang mit der Präferenz für eine situative Dimension lediglich eine marginale Korrelation von 0,16 mit E/F festzustellen, also ein geringfügiger Vorzug explorativer Operatoren bei erfolgreichen Probanden bzw. eine Bevorzugung festgelegter Operatoren bei Misserfolgen. Vor diesem Hintergrund erscheint es unwahrscheinlich, dass die Veränderung in der situativen Präferenz auf den Dimensionen E/S und B/B mit dem Verhandlungserfolg der Probanden in Beziehung steht.

Ein zweiter indirekter Leistungsindikator ist die Veränderung der Haltung der fiktiven Interaktionspartner gegenüber der Versuchsperson. Auch der Wert der Haltung hat in der zugrunde liegenden Kalkulation ein Maximum von 1, das gemäß der Einführung in das Experiment der vollkommenen Sympathie entspricht, und den Minimalwert 0. Die Entwicklung der durchschnittlichen Haltung der Interaktionspartner vom Ausgangswert 0,2 zum Ende des Experiments kann somit ebenfalls als Erfolgsindikator genutzt werden. Während zwei Versuchspersonen bei sämtlichen Konkurrenten auf einen Wert von 0 zurückfielen, war eine Versuchsperson mit der Steigerung der Meinung auf 0,69 am erfolgreichsten. Der Durchschnittswert lag hier bei 0,28. Allein, auch für diese Entwicklung zeigen sich nur geringfügige statistische Zusammenhänge mit den situativen Dimensionen. Die größte Korrelation ist ein Wert von 0,22 für die Dimension S/S, also eine marginale Bevorzugung von Sachlichkeit bei Erfolg bzw. von subjektiven Operatoren bei Misserfolg.

Die erhobenen Daten deuten darauf hin, dass die verfügbaren Erfolgsindikatoren nicht zur Erklärung der Dynamik in den situativen Dimensionen beitragen. Die kleinen Effekte, die sich zeigten, sind überdies mit der TMS kompatibel, insofern als Misserfolg in Verbindung mit atmosphärischer Stagnation, also dem Verlust der Lösbarkeits-Erfahrung, steht. Wichtiger ist jedoch das Gesamtergebnis, dass Pseudointeraktivität empirische Daten zu psychischen Tatsachen zur Verfügung stellt, die über die teleologische Auflösung des Problembegriffs im Lösen hinausweisen.

### 4.3.3 Diskussion

Dieses Experiment dient der Exploration der Pseudointeraktivität. Im Kern des Interesses steht die Tauglichkeit der Titelgeschichte, die Funktionsfähigkeit der Manipulation und die allgemeine Differenzierungsfähigkeit der Dimensionen. Anhand der Ergebnisse ist weder eine präzise noch eine zuverlässige Bestimmung von Effekten möglich. Zwar ist die Ursache für diese Beschränkung auch der Stichprobenumfang, doch von größerer Bedeutung ist, dass weder das Messinstrument noch die Versuchsgestaltung ausgereift sind. Zur kontinuierlichen Verbesserung dieser Methoden führt der Weg der Besinnung auf die TMS sowie die Berücksichtigung der empirischen Einsichten. Dass es sachdienlich und perspektivenreich ist, diesen Weg einzuschlagen, kann als Ergebnis des ersten Experimentes behauptet werden.

Ähnlich den komplexen ‚micro-worlds‘ wendet sich die Untersuchung einer Situation zu, die starke Varianz des Verhaltens hervorruft. Im Gegensatz zu jenen bestehen in der Pseudointeraktivität allerdings keine explizite Normierung und deswegen nur indirekte Leistungsmaße. Daraus resultiert eine eingeschränkte augenscheinliche Interpretabilität. Bei genauerer Betrachtung sind die Datensätze jedoch ohne Weiteres in Kurznarrative zu übersetzen. Ein Beispiel:

Eine 25-jährige Frau in der vierten Experimentalgruppe, also der rein historischen Bedingung, mit einer deutlichen Ablehnung des Vorsitzes durch eine der anderen Großmächte (russisches Zarenreich, Preußen, Österreich, Vereinigtes Königreich) sowie gegenüber der Auflösung des Kongresses, einer moderaten Haltung gegenüber dem geteilten Vorsitz und dem Vorsitz nach Komitees und Zustimmung zum neutralen sowie zum wechselnden Vorsitz beschrieb ihr Ziel mit den Worten: „Kommt auf die Persönlichkeit von Hardenberg an, wenn er zum wechselnden Vorsitz überzeugt werden könnte, wären es da 3 gegen 2, sonst würde ich versuchen den neutralen Vorsitz durchzubringen“. Für die Verhandlungen wählte sie in dieser Reihenfolge die Operatoren ‚mit jemandem verhandeln‘, ‚etwas vereinfachen‘, ‚leidenschaftlich auftreten‘, ‚Argumente nachvollziehen‘, ‚an jemanden appellieren‘, ‚sich konzentrieren‘, ‚vorausschauend sein‘ und ‚etwas vorantreiben‘. Ihre diplomatischen Aktivitäten begannen damit, mit Hardenberg zu verhandeln. Dieser Schritt wurde ihr von der Simulation als ‚Teilerfolg‘ beschrieben. Der Bericht der Veränderungen enthält die Aussage, dass Hardenberg ‚in Bezug auf den Vorsitz Preußens merklich auf uns zugekommen ist‘. Darüber hinaus wird erwähnt, dass sich auch seine Auffassung vom Vorsitz Österreichs verschlechtert habe.

Im zweiten Verhandlungsschritt entschloss sich die Versuchsperson dazu, an Hardenberg zu appellieren. Mit einem erneuten ‚Teilerfolg‘ ergab sich, wie ihr im ‚Bericht an König Ludwig XVIII.‘ dargestellt wurde, dass sich die Beziehungen zu Hardenberg verbessern konnten. Die weitere Folge der Entscheidungen war in dieser Reihenfolge, den Vorsitz Großbritanniens voranzutreiben, zugunsten des allgemeinen Konsens die Argumente nachzuvollziehen und zum Abschluss der ersten Verhandlungsrunde leidenschaftlich aufzutreten, um Sympathie zu erwecken. Da durch diese Folge des Verhaltens keine programmierte Bedingung des Themenwechsels erfüllt wurde, wurden während dieser fünf Entscheidungen keine Alternativen zum Vorsitz einer der konkurrierenden Großmächte besprochen. Dementsprechend kamen auch nur diese vier Alternativen zur Abstimmung. Die Versuchsperson entschied sich, gegen den Vorsitz Österreichs oder Russlands zu stimmen, sich im Hinblick auf den Vorsitz Preußens zu enthalten und für den Vorsitz Großbritanniens zu votieren.

Durch diese Beschreibung entsteht ein lebendiges Bild einer authentischen Situation, in der die Versuchsperson auf der Seite des Problemsuchens und -lösens mit Intransparenz und Komplexität umzugehen hat. Zugleich zeigt sich auf der Seite des Problemhabens eine Prägung des Entscheidungsverlaufs darin, dass keinem der gewählten Operatoren ein Wert auf dem Pol des Spielerischen entspricht. In anderen Fällen offenbart sich hingegen spielerisches Verhalten und der Umstand, dass es sich nach dem Übergang vom historischen Szenario zum Spieleabend vermehrt zeigt, nicht aber dann, wenn der Kontext des Spieleabends bereits zu Beginn des Experimentes etabliert wird, bestätigt, dass die Messung auf Grundlage der TMS valide ist.

Verbesserungen am Messinstrument und am Experiment sind allerdings nicht nur möglich, sondern notwendig. Dabei ist es weniger dringlich, Operatoren, die zu keinen Messwerten führen, zu ersetzen, da sie den Spielraum des Verhaltens konstituieren. Diese Auffassung mag unter den konventionellen Normen der Experimentalpsychologie ungewöhnlich sein, doch mit Geigers Inversion von Ockhams Lehrsatz, der dem pragmatischen ‚principle of observability‘ entspricht, kann die Phänomenologie für die Öffnung der Experimentalpsychologie gegenüber Erfahrungen, die keine Konsequenzen hervorrufen, aber dennoch bedeutsam sind, plädieren: „Phänomene dürfen nicht einfacher gemacht werden als sie sind: ‚Entia praeter necessitatem non esse diminuenda““ (Herzog, 1992, 294) – „die phänomenologische Methode ist eher mit dem Rasierpinsel als mit dem -messer zu vergleichen“ (ebd.).

Wichtiger ist vielmehr, das Messinstrument hinsichtlich semantischer Diversität zu validieren. Es ist wünschenswert, den Spielraum des Verhaltens möglichst weit aufzuspannen, indem Operatoren ersetzt oder ergänzt werden. Um die Messung zu präzisieren, ist zudem in Entsprechung mit der Operationalisierung der SPS zu erwägen, außersprachliche Instrumente zum Einsatz zu bringen, beispielsweise physiologische Messungen zur Kontrolle des Stressniveaus. Die Optimierung des Experiments sollte demgegenüber vornehmlich die Handhabbarkeit und die Nähe der Erfahrung zur Lebenswelt der Versuchspersonen betreffen. Es ist denkbar, ein analoges Experiment auf Grundlage der gegebenen Architektur mit einem anderen Inhalt zu gestalten, etwa mit einer zeitgenössischen politischen Debatte.

Eine Perspektive für die Erweiterung des Ansatzes ist zudem die Interpretation von Computerspielen. An anderer Stelle (Wendt, 2017a) ist bereits dafür argumentiert worden, dass die Untersuchung von Live-Streaming zur Diversifizierung des empirischen Materials beitragen kann. Die Ähnlichkeit des ersten Experimentes zu anderen komplexen Simulationen markiert einen Weg für eine umfassendere, ökologisch valide Interpretation der TMS.

#### **4.4 Zweites Experiment: „Lost in Translation“**

Gegenüber einem wesentlich explorativeren Charakter des ersten Experiments ist das zweite Experiment dezidiert der Überprüfung der dritten Hypothese gewidmet. Auch diese Untersuchung enthält verschiedene explorative Anteile. Dabei ist zunächst die Untersuchung der Lösbarkeit zu nennen, der gegenüber das erste Experiment dem Problemdruck und dem Problemhorizont gewidmet war. Zudem handelt es sich um eine Erweiterung des Verhaltensspielraums. Während das erste Experiment linear strukturiert blieb und die Wahl von Operatoren zum Abschluss der Erhebung voraussetzte, versucht das zweite Experiment, vollständige Wahlfreiheit herzustellen.

Form und Inhalt wurden gegenüber dem ersten Experiment verändert. Statt der Fiktion der Teilnahme am Wiener Kongress wurde das Szenario einer Überseereise in ein spanischsprachiges Land Südamerikas gewählt. Die Fremdsprache ist dabei für die Gestaltung der imaginativen Freiräume wichtig, also zur sinnhaften Fiktion in den Verhaltensspielräumen. Das Messinstrument, also die Auswahl von 100 Operatoren, wurde indessen aufrechterhalten, um die Vergleichbarkeit zwischen den Experimenten herzustellen.

##### **4.4.1 Methode**

Die 40 Versuchspersonen (34 Frauen und 6 Männer, Durchschnittsalter 27,3, Streuung 11,4) nahmen im Winter 2018 an der Erhebung teil. Für die Teilnahme wurden sie jeweils mit 10€

vergütet. Das Experiment dauerte durchschnittlich ca. 45 Minuten und wurde im Zentralen Verhaltens-Labor des Heidelberger Psychologischen Instituts durchgeführt. Vor der Durchführung des Experiments wurden unter den Probanden in Papierform eine allgemeine Einleitung und die Einverständniserklärung mit der anonymisierten Verwendung ihrer Daten verteilt. Die Experimentalphase wurde jedoch ausschließlich am Computer durchgeführt, wobei lediglich statische Bilder Verwendung fanden, die sich – im Gegensatz zum ersten Experiment – in Echtzeit bewegten. Das Experiment wurde ausschließlich mit der Programmiersprache MATLAB R2018a geschrieben und enthält nur lizenzfreies Material.

Am Beginn des Experiments wird den Versuchspersonen eine allgemeine Einführung gegeben (Abbildung Anhang 13), die der Beschreibung der allgemeinen Erhebungsbedingungen dient. Im Anschluss wird die Mechanik der Simulation mit einigen Erläuterungen vorgestellt (Abbildung Anhang 14). Die dabei vorgestellte Oberfläche ist für die gesamte Simulation identisch. Es handelt sich um die Darstellung eines mobilen Kleincomputers bzw. eines Tablets, auf dessen Bildschirm eine Karte abgebildet ist. Es handelt sich um die Karte der venezolanischen Millionenstadt Maracaibo, wobei den Versuchspersonen diese Information nicht vertraut ist. Die fiktive Position der Versuchsperson wird durch einen blauen Punkt dargestellt und lässt sich mit einer realistischen Geschwindigkeit von zehn Stundenkilometern auf einem quadratischen Raster über eine Konsole mit acht Richtungsangaben in der außerhalb des abgebildeten Bildschirms gelegenen rechten unteren Ecke der Simulation beeinflussen. Über dieser Konsole befinden sich Schaltflächen für die Auswahl der Operatoren in der Mitte und darüber zwei Schaltflächen für die Anzeige von Personen und Geschehnissen in der Nähe der Person.

Im Verlaufe der Simulation, in der die Versuchsperson die Möglichkeit hat, durch die Straßen der Stadt zu gehen, deren Netz in einer Matrix von 300x300 Feldern, also 90.000 Einträgen, kodiert wurde, ergeben sich Widerfahrnisse in der unmittelbaren Nähe der aktuellen Position. Falls sich die Versuchsperson auf diese lokalisierten Ereignisse zubewegt, erscheint ein Fenster mit der Beschreibung eines Geschehnisses (Abbildung Anhang 15). Es ist daraufhin der Versuchsperson möglich, durch die Operatoren und durch die Interaktion mit den Elementen des Fensters Veränderungen hervorzurufen. Insgesamt enthält die 30-minütige Simulation vier dieser Widerfahrnisse, erstens einen alten Herrn, der um Hilfe mit seiner Saftpresse bittet (nach vier Minuten), einen Fahrradunfall (nach 10 Minuten), eine Lehrerin, die ihre Schüler über die Straße bringen möchte (nach 18 Minuten und 20 Sekunden) und einen Antiquitätenhändler, der nach der Uhrzeit fragt (nach der Verwendung von

zehn Operatoren aus derselben Kategorie). Diese vier Ereignisse sind nach dem Vorbild in der Problemlösungsforschung regelmäßig verwendeter Aufgaben gestaltet. Der alte Herr entspricht dem Turm von Hanoi und die Lehrerin der Aufgabe ‚Kannibalen und Missionare‘. Der Fahrradunfall stellt sich als Suche nach Ersatzteilen und somit als logische Kombinationsaufgabe und die Frage nach der Uhrzeit als mathematisches Rätsel dar. Es besteht allerdings in keinem Fall eine Instruktion oder für die Versuchsperson die Verpflichtung zur Auseinandersetzung mit dem Geschehnis.

Darüber hinaus empfängt die Versuchsperson vier Kurznachrichten (nach 2 Minuten, nach 8 Minuten und 20 Sekunden, nach 23 Minuten und 20 Sekunden und nach 29 Minuten und 50 Sekunden) von ihrem simulierten Reisegefährten Martin, der plant, die Versuchsperson am Bahnhof zu treffen. Auf diese Nachrichten kann nicht geantwortet werden, obwohl die Möglichkeit zu antworten angegeben wird. Vielmehr erhält die Versuchsperson beim Versuch zu antworten, eine Nachricht, dass der Telefonvertrag nicht für das Ausland gültig ist. Während die erste Nachricht die Versuchsperson über Martins Vorhaben informiert, fragt Martin in der zweiten Nachricht, ob die erste Nachricht gelesen wurde. Die dritte Nachricht kündigt an, dass Martin die Versuchsperson mit einem Taxi und mithilfe ihrer GPS Position abholen werde. Die letzte Nachricht geht zehn Sekunden vor dem Ende der Simulation ein. Martin teilt mit, dass er in der Nähe ist. Diese Folge von Ereignissen dient der atmosphärischen Prägung der Situation zugunsten des Problemdrucks, hat aber keine programmierten Konsequenzen.

Während der gesamten Zeit ist es den Versuchspersonen möglich, in einem Intervall von mindestens 10 Sekunden Operatoren einzusetzen, woraufhin ein Fenster erscheint, das als Reaktion auf die Verwendung des Operators eine kurze Beschreibung der Lage beinhaltet. In der ersten Experimentalgruppe, die Verhängnis-Gruppe genannt werden kann, ist es nicht möglich, die Personen in den Begegnungen zufrieden zu stellen. Nach einem Fortschritt bei der Bearbeitung der Geschehnisse wird der Ausgangszustand durch den simulierten Interaktionspartner wiederhergestellt. In diesen Fällen kann die Versuchsperson mit einigen Operatoren, deren Erfolg von einem Algorithmus auf Basis der Orientierungs- und Subkategorien abhängt, die erneute Bearbeitung des Geschehnisses freischalten oder den Ort verlassen (was grundsätzlich immer möglich ist). Auch bei wiederholten Versuchen verweigern sich die Interaktionspartner jedoch nach geringem Fortschritt. Der Unterschied zur zweiten Experimentalgruppe, in der es möglich ist, die Interaktionspartner zufrieden zu stellen, besteht somit lediglich auf der Ebene der simulierten Interaktion, nicht auf derjenigen der Regeln

für die ‚Denkaufgabe‘ – im Sinne der etablierten experimentellen Paradigmen der Problemlösungsforschung.

Nach der 30-minütigen Simulation gehen die Versuchspersonen in eine Selbstberichtphase über, in denen sie schriftlich drei Fragen beantworten: Erstens: „Beschreiben Sie kurz, was Sie im Verlauf des Experiments erlebt haben. Z. B.: Was war für Sie wichtig?“ Zweitens: „Wie haben Sie sich angesichts der verschiedenen Ereignisse gefühlt? Z. B.: Hatten Sie bestimmte Absichten?“ Drittens: „Haben Sie allgemeine Kommentare? Z. B.: Hat Sie etwas gestört, hat Ihnen etwas gefehlt?“

#### 4.4.2 Ergebnisse

Auch im zweiten Experiment lässt sich die erfolgreiche Wirkung der Titelgeschichte für das Messinstrument bestätigen. Ähnlich wie im ersten Experiment zeigen sich für die 1581 Operatoranwendungen weder hinsichtlich der Orientierungs- noch für die Subkategorien Präferenzen, die einen offenkundig stärkeren Einfluss als diejenigen Präferenzen für die Operatorebene ausübten. Nichtsdestoweniger zeigt sich auf der globalen Ebene der Kategorien eine leichte Akzentverschiebung zugunsten der Einflüsse bzw. zuungunsten der Einwirkungen (Abbildung 17). Dieses Muster entspricht, beispielsweise in Hinsicht der hohen Präferenz für Einflüsse, den respektiven Ergebnissen im ersten Experiment.

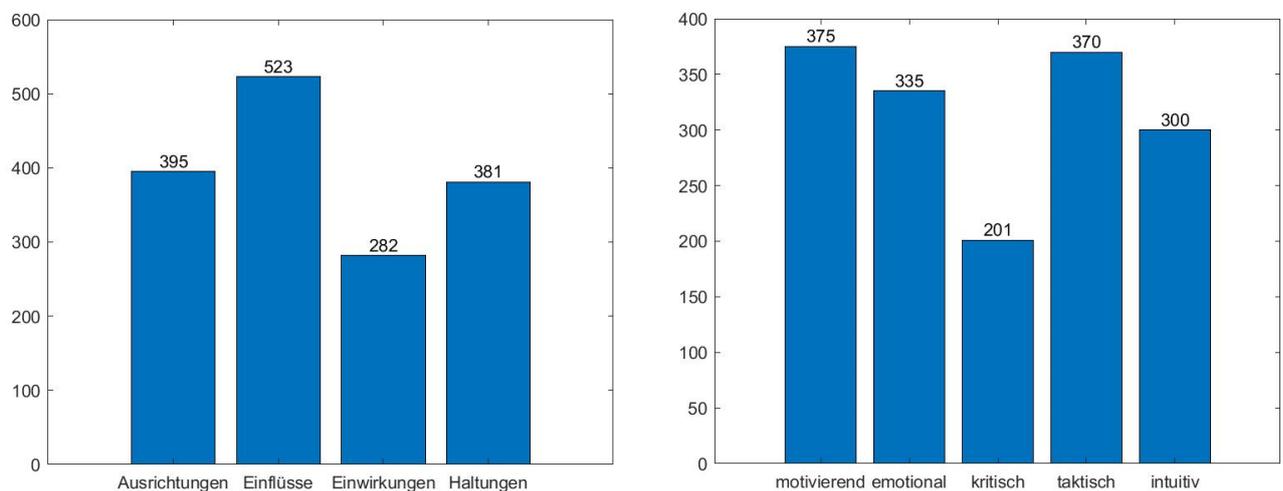


Abbildung 17. Präferenzen für die Operatoren im zweiten Experiment. Links für Orientierungskategorien, rechts für Subkategorien.

Unter Berücksichtigung der Argumentation für die erfolgreiche Titelgeschichte auf Grundlage der Ergebnisse von Experiment 1 lässt sich auch hier die Betrachtung der Operatoren in den Mittelpunkt der Ergebnisse rücken. Um gegenüber der Operatorwahl und deren Einsatz aus der ersten Erhebung einen Unterschied zu markieren, weil im zweiten Experiment

alle angewählten Operatoren unmittelbar wirksam waren, wird hier von der Operatorenanwendung gesprochen.

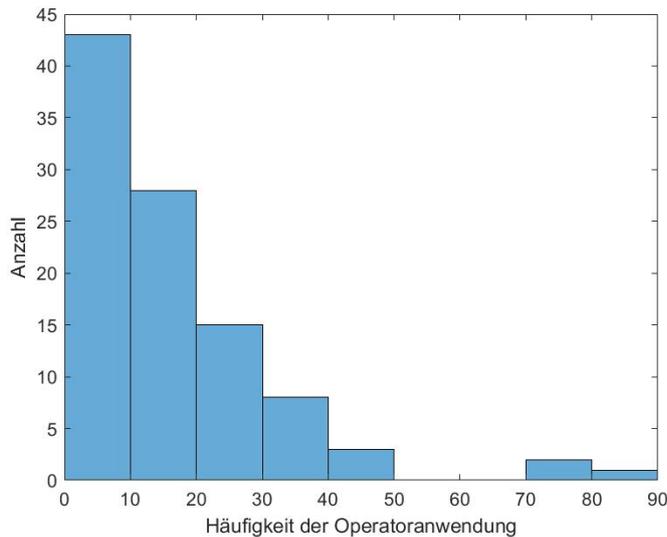


Abbildung 18. Histogramm der Anzahl an Operatoren nach Häufigkeit der Operatorenanwendung.

Die Priorisierung einzelner Operatoren bildet sich in der Verteilung dieser Anwendungen ab (Abbildung 18). Am häufigsten wurden „jemanden um Hilfe bitten“ (82 Anwendungen), „jemanden befragen“ (75) und „die Umstände verstehen“ (73) ausgewählt, kaum hingegen „jemanden streng beurteilen“ (1) sowie beispielsweise „etwas leugnen“ (2) und „jemanden provozieren“ (2). Bereits diese Statistiken bilden ein situatives Relief ab, das die gegebene Situation von anderen, etwa dem diplomatischen Szenario aus dem ersten Experiment unterscheidet.

Für die Verteilung der Operatoren auf die Dimensionen und deren Pole (Abbildung 19) nach der Gewichtung durch das Messinstrument zeigt sich, dass insgesamt die spielerische Prägung der Situationen die ernste – und damit den problematischen Pol der Dimension – überwiegt. Hieraus ergibt sich für die Reflexion auf die Gestaltung des Experiments selbst die Vermutung, dass es sich eher um eine Herausforderung denn ein Problem gehandelt haben mag. Andererseits überwiegt auch der explorative Pol deutlich den festgelegten, wobei sich innerhalb dieser – für die  $H_3$  maßgebliche – Dimension bereits augenscheinlich Unterschiede zwischen den Bedingungen abzeichnen.

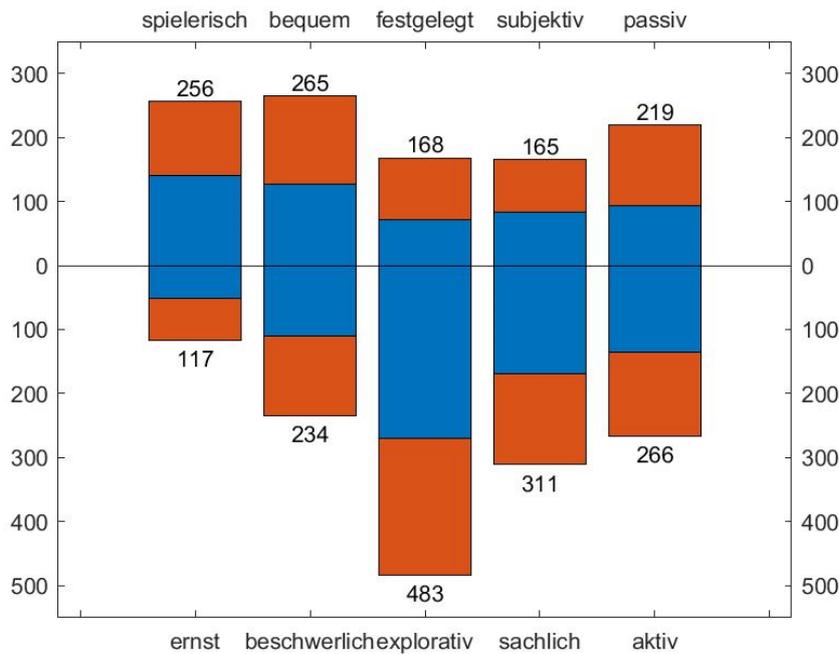


Abbildung 19. Kumulierte Gewichtungen für alle Operatoren nach Dimensionen. Einfärbung: blau: Bedingung 1 (Widerfahrnisse können gelöst werden – Problem) rot: Bedingung 2 (Widerfahrnisse können nicht gelöst werden – Verhängnis).

Für die Überprüfung der  $H_3$  ist der Vergleich beider Experimentalgruppen hinsichtlich dieser augenscheinlichen Unterschiede vorrangig. Mit einem einseitigen t-Test zeigt sich in der verfügbaren Stichprobe ein signifikanter Unterschied,  $t(38)=-1,93, p<0,05$ . Für die konzeptuell verwandte Dimension S/S zeigt sich unter denselben Bedingungen kein signifikanter Gruppenunterschied,  $t(38)=-0,49, n. s.$  Eine Manipulation für eine ‚serendipity‘ zwischen Problemen und Verhängnissen war in diesem Experiment nicht vorgesehen. Auch für die anderen Dimension zeigte sich kein bedeutsamer Unterschied zwischen den Gruppen (Abbildung 20), weswegen die hypothesenrelevante Interpretation der verfügbaren Ergebnisse auf die Analyse des die  $H_3$  betreffenden Effektes zu konzentrieren ist. Zwar ist die Gruppengröße für die Signifikanzschätzung eines Gruppenunterschiedes ausreichend, doch die Schätzung der Effektgröße ist auf künftige Validierung angewiesen. Darüber hinaus kann die Effektstärkenberechnung an dieser Stelle bereits einen Orientierungswert liefern. So zeigt sich mit  $d_{Cohen}=0,51$  ein mittelgroßer Effekt (Konfidenzintervall für eine Standardabweichung 0,19-0,83). Die Gruppen unterscheiden sich somit im Mittel um schätzungsweise eine halbe Standardabweichung voneinander.

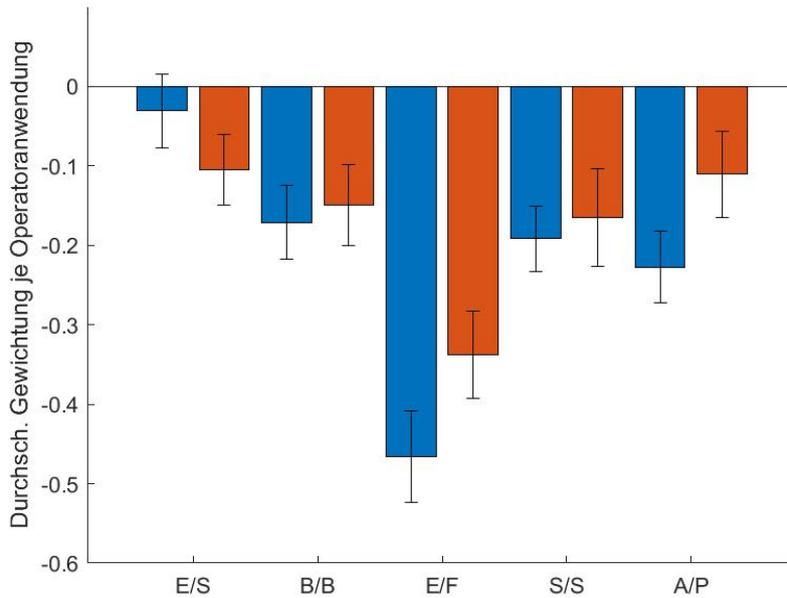


Abbildung 20. Gruppenunterschiede für die durchschnittliche Gewichtung der Operatoranwendungen auf allen Dimensionen. Lediglich der Unterschied für E/F ist signifikant. Einfärbung: blau: Bedingung 1 (Widerfahrnisse können gelöst werden – Problem) rot: Bedingung 2 (Widerfahrnisse können nicht gelöst werden – Verhängnis). Auf den Fehlerbalken ist der Standardfehler aufgetragen.

Eine detaillierte Analyse des Effektes gestattet sich unter Berücksichtigung des Zeitverlaufs (Abbildung 21). Hier zeigt sich für die Entwicklung des kumulierten durchschnittlichen Wertes auf der Dimension, dass ein signifikanter Unterschied erst mit der Abweichung bei der Gruppen in der fünften Minute entsteht, also zum Zeitpunkt des ersten Widerfahnsisses, das für die Verhängnis-Gruppe (material) nicht lösbar ist.

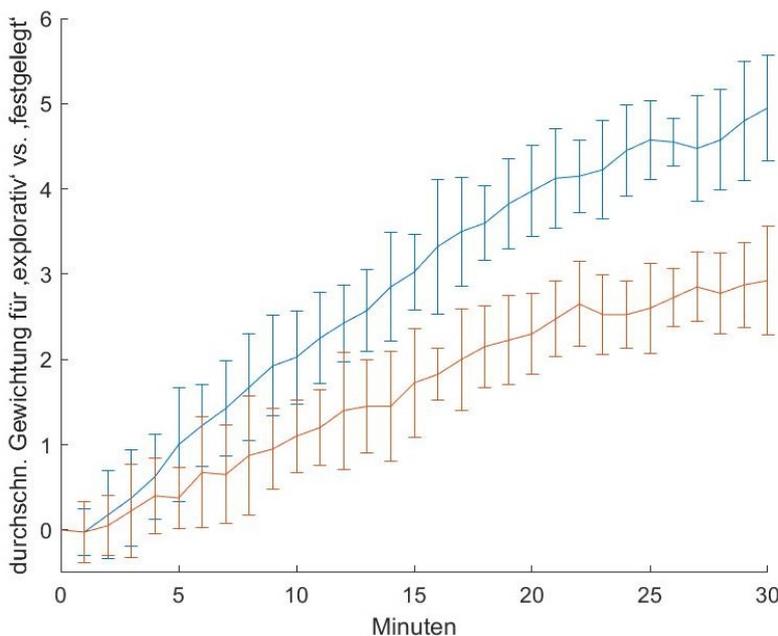


Abbildung 21. Kumulierte durchschnittliche Gewichtung auf der Dimension ‚explorativ vs. festgelegt‘ über die Dauer des Experiments. Positive Werte entsprechen einem vornehmlich explorativen, negative einem festgelegten Verhalten. Auf den Fehlerbalken ist die Standardabweichung aufgetragen. Einfärbung: blau: Bedingung 1 (Widerfahrnisse können gelöst werden – Problem) rot: Bedingung 2 (Widerfahrnisse können nicht gelöst werden – Verhängnis).

Die separate Berücksichtigung von Entwicklungen der in der Dimension enthalten polaren Gewichtungen macht diese Abhängigkeit der Gruppenunterschiede von dem Verlauf der Simulation noch deutlicher. Einerseits zeigt sich, dass sowohl die Gewichtung als ‚festgelegt‘ bis zur sechsten Minute beinahe identische Kumulationen vorweist und die Gewichtung als ‚explorativ‘ bis zur vierten Minute. Andererseits erhellt, dass sich der Effekt auf der Dimension aus der Kombination von weniger ‚explorativen‘ Operatoren und mehr ‚festgelegten‘ in der Bedingung ohne Lösbarkeit ergibt.

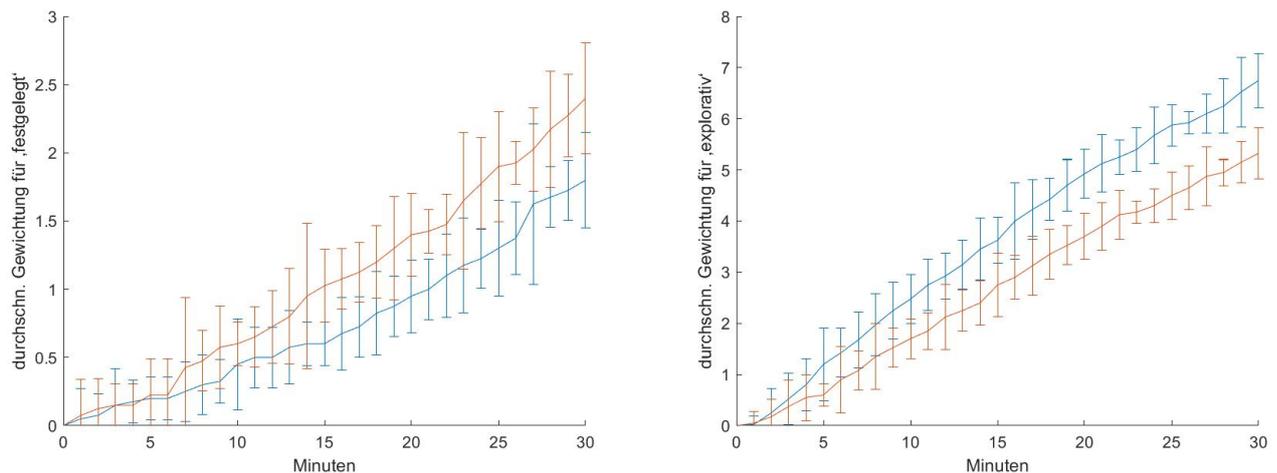


Abbildung 22. Kumulierte durchschnittliche Gewichtung auf ‚festgelegt‘ (links) und ‚explorativ‘ (rechts) über die Dauer des Experiments. Auf den Fehlerbalken ist die Standardabweichung aufgetragen. Einfärbung: blau: Bedingung 1 (Widerfahrnisse können gelöst werden – Problem) rot: Bedingung 2 (Widerfahrnisse können nicht gelöst werden – Verhängnis).

#### 4.4.3 Diskussion

Einzelne Studien, insbesondere für neue experimentelle Paradigmen, gestatten es nicht, auf generelle Gültigkeit in ihrer Interpretation zu schließen. Die Überprüfung von H<sub>3</sub> aus der TMS kann deswegen mitnichten als abgeschlossen bewertet werden. Nichtsdestoweniger sind die verfügbaren Ergebnisse aus dem zweiten Experiment ein Indiz für die Validität der Messungen und die Relevanz der Pseudointeraktivität für die Verhaltensforschung. Der verhältnismäßig geringe Gruppenunterschied ist indes auf die explorativen Bedingungen zurückzuführen. Die Verbesserung der Untersuchungsmethoden lässt deswegen erwarten, dass eine präzisere Betrachtung von globalen Effekten und Teileffekten auf den Dimensionen der TMS möglich ist. Allein, Unterschiede, die nicht graduell, sondern kategorial sind, bleiben unwahrscheinlich, insofern als auf dem Niveau von psychischen Tatsachen bei Gruppenvergleichen stets idiosynkratische Situationserlebnisse ein Spektrum von Verhaltensformen, also Gestaltungen des Verhaltensspielraums, integriert werden. Die experimentelle Manipulation erfolgt im Wesentlichen als Affordanz oder materiale Unlösbarkeit (im zuvor etab-

lierten Sinne) und kann deswegen unter keinen Umständen für ein Subjekt einzelne Erfahrungen erzwingen, beispielsweise die Wahl eines bestimmten Operators. Nur im Gruppenvergleich können sich die beobachteten Präferenzen probabilistisch abzeichnen. Hier muss die phänomenologische Vorbereitung des Experiments von dessen Durchführung abweichen.

Im Verhältnis zum ersten Experiment lässt sich hinsichtlich der Profile der Gewichtungen auf den Dimensionen eine Metareflexion anstellen. Dass ungeachtet der Gruppenvergleiche die Proportionen für das zweite Experiment beispielsweise stärker zu den Polen ‚spielerisch‘ sowie ‚passiv‘ und für das erste Experiment stärker zu ‚sachlich‘ und ‚beschwerlich‘ verschoben sind, gestattet eine Charakterisierung der Szenarien. Auch die priorisierten Operatoren können zu dieser Charakterisierung mit großem Auflösungsgrad beitragen. Allerdings wird erst mit der Variierung oder Optimierung des Messinstrumentes das Potenzial dieser Situationsbeschreibungen durch den Spielraum des Verhaltens systematisch evaluiert werden können. Diese Optimierung kann bei der Differenzierung derjenigen Operatoren beginnen, die am häufigsten in den Experimenten ausgewählt wurden. Es ist auch möglich, spezifischere Dimensionen aus der SPS abzuleiten, um eine präzisere Differenzierung der Operatoren zu ermöglichen.

Insgesamt bietet das zweite Experiment dank seiner Komplexität jenseits der Überprüfung der H<sub>3</sub> zahlreiche zusätzliche Interpretationspotenziale. Für die Kritik der Laborsituation ist es beispielsweise bedeutsam, dass keine Versuchsperson die Möglichkeit wahrgenommen hat, untätig zu bleiben. Freilich kann beispielsweise auf der Grundlage der Griceschen Konversationsmaximen (Grice, 1975) – und damit im *sensus communis* – dafür argumentiert werden, dass eine Versuchsperson in der Auseinandersetzung mit einem Programm, das über sprachliche Befehle kommuniziert, es als inadäquat bewerten würde, untätig zu bleiben. Ebenso kann Neugier als ein Motiv angenommen werden. Nicht unwahrscheinlich ist es jedoch auch, dass die ‚demand characteristics‘ der Laborsituation das Verhalten bedingt haben und deswegen die Laborsituation nicht als neutrale Konstellation betrachtet werden kann, was insbesondere für die Untersuchung von situativem Verhalten, etwa in Problemen, von großer Bedeutung ist (hierzu Wendt, 2018).

Eine weitere Möglichkeit, die Daten aus dem Experiment zu interpretieren, ergibt sich daraus, dass die von den Versuchspersonen gewählten Wege vollständig registriert wurden. Die unterschiedlichen Routen lassen sich in verschiedener Hinsicht charakterisieren. Einige Ver-

suchspersonen, wie Nr. 22, eine 23 Jahre alte Frau in der Bedingung 1 (mit materialer Lösbarkeit), schlugen verschiedene Nebenstraßen ein und wechselten mehrfach die Richtung (Gesamtdistanz 1715m). Ihre Route lässt sich durch die Antwort auf die Selbstbericht-Fragen nach Abschluss des Experiments ergänzen:

„Ich bin während des Experimentes durch die Straßen gelaufen und kam in drei verschiedene Situationen, in denen Menschen meine Hilfe benötigten. Dem Ersten (Safthändler) konnte ich helfen, dem jungen mit dem Fahrrad leider nicht. Nachdem ich weiter durch die Straßen ging [sic] sollte ich einer Lehrerin helfen Kinder über die Straße zu geleiten, leider war mir das nicht möglich, da es ihr, egal wie ich es machen wollte nicht recht war, bis ich auch hier einfach weiter gegangen bin“.

Zunächst handelt es sich um eine immersive Projektion, die eine erfolgreiche Manipulation erkennen lässt. Dabei wurden die Begegnungen als Affordanzen der Einflussnahme aufgefasst. Zugleich deutet sich an, dass der Schwierigkeitsgrad des Widerfahrnis‘ nach dem Muster der ‚Missionare und Kannibalen‘-Aufgabe zu hoch war. Während die Probandin das Szenario nach dem Muster des ‚Turm von Hanoi‘ nach 14 Zügen zur simulierten Zufriedenheit des Safthändlers lösen konnte, verbrachte sie 56 Züge mit der Lehrerin und den Schülern. Entsprechend fällt ihre Antwort auf die zweite Frage aus:

„Ich hatte bei allen Situationen das Verlangen zu helfen. Nach dem Händler habe ich mich gut gefühlt, da ich ihm helfen konnte. Bei der Situation mit dem Jungen fühlte ich mich etwas unbeholfen und habe die Situation verlassen und bei der Lehrerin war ich irgendwann ziemlich genervt, da ihr nichts recht war“.

Weil verschiedene andere Probanden der Problem-Bedingung zu einer ähnlichen Beschreibung kommen, einige sogar die erste Begegnung nicht zur Zufriedenheit des Safthändlers bewältigen konnten, lässt sich erwägen, eine größere Varianz der Problemlösungs-Schwierigkeit zu verwenden, um den Eindruck der Unlösbarkeit nicht auch in der Problembedingung hervorzurufen. Dass insgesamt nur 17,9% aller Begegnungen in der Problem-Bedingung zur simulierten Zufriedenheit des Interaktionspartners geführt haben, ist einerseits darauf zurückzuführen, dass die verfügbare Zeit gering war und in mehreren Fällen einzelne Begegnungen nicht zur Auseinandersetzung geführt haben. So schreibt Versuchsperson Nr. 18, eine 22-jährige Frau: „Zwei Mal bin ich aufgrund von Stress einfach weggegangen und habe mich dann dafür geschämt, z.B. den Jungen mit Fahrrad zurückzulassen“. Andererseits

muss zur Kenntnis genommen werden, dass die Handhabung des Experiments und der Schwierigkeitsgrad der zugrunde liegenden Aufgaben eine höhere Erfolgsrate verhindert haben. Hierin besteht Entwicklungspotenzial.



Abbildung 23. Die eingeschlagenen Routen der Versuchspersonen 22 (links oben), 27 (links unten), 29 (rechts oben), 37 (rechts unten). Der farbliche Übergang von rot zu blau bildet den zeitlichen Verlauf der 30 Minuten ab. Für sämtliche Routen siehe Abbildung Anhang 16-55.

Die Bedeutung dieses Umstandes für die theoretischen Grundlagen wird beispielsweise in den Aussagen von Versuchsperson Nr. 25, einer 21-jährigen Frau, die die Begegnung mit dem Safthändler in 25 Zügen bewältigen konnte, aber mit den Schülern 11 Züge verbrachte, ohne die Lehrerin als Interaktionspartner zufrieden zu stellen, deutlich: „Ich war frustriert als ich mit der Aufgabe nicht weiter gekommen bin“ und „Ich wollte die Ereignisse und Aufgaben gut lösen, war motiviert, zum Teil aber auch verzweifelt, als ich nicht weiter wusste“. Das Verhalten von Versuchspersonen wie dieser entspricht einer Route ähnlich derjenigen von Nr. 29 (in der Abbildung rechts oben). Eine insgesamt kurze Wegstrecke (911m) resultiert aus der Konzentration auf die Begegnungen. Nr. 29 ist eine 21-jährige Frau, die in 40 Zügen die erste Begegnung mit dem Safthändler und in 122 Zügen die Be-

gegnung mit der Lehrerin zur Zufriedenheit derselben bearbeitete. Die entsprechende Akribie findet in ihrem Selbstbericht Ausdruck: „Mir war es besonders wichtig, dass ich die Aufgaben fertigstellen konnte. Da diese nicht immer einfach waren, hat es mich sehr viel Zeit gekostet. Ferner wollte ich den Bahnhof finden“. Dass das Szenario als ‚Aufgabe‘ bezeichnet wird, ist dabei freilich vor dem Hintergrund der bisherigen theoretischen Überlegungen ein klarer Indikator für die Auffassung der persönlichen Situation als vornehmliches Problemlösen.

Andere Verhaltensmuster zeigen sich beispielsweise bei Versuchsperson 27, einer 23-jährigen Frau in der Lösbarkeits-Bedingung, die die Begegnungen des Experimentes nur hinnahm, ohne sich um deren Bearbeitung zu bemühen, und stattdessen drei Mal den Rand der programmierten Karte erreichend eine weite Strecke (4185m) zurückgelegt hat. Fast lakonisch beschreibt sie ihr Erlebnis mit Hinblick auf die spanischen Textteile mit den folgenden Worten: „Viele Personen haben mich angesprochen, aber ich habe sie nicht verstanden. Eine Gruppe mit Kindern ist über die Ampel, ein Fahrradfahrer ist gefallen, als er wegen mir eine Vollbremsung gemacht hat und ein älterer Mann hat mich angesprochen“. Auf ihrem Weg wählte sie 14 Operatoren aus, wobei nur ein Operator während einer Begegnung, nämlich „etwas respektieren“ nach 10 Minuten und 32 Sekunden des Experiments bei dem Fahrradunfall zur Anwendung gebracht wurde. Fälle wie diese zeigen, dass die Offenheit des Verhaltenshorizonts eine große Varianz der Resultate bedeutet. Es ist somit nicht verwunderlich, dass sich kein Gruppenunterschied nach der gemessenen Strecke ergibt,  $t(38)=0,22$ , n. s. Einschränkungen dieser Offenheit sind ähnlich wie im ersten Experiment, das mit einer linearen Handlungsfolge strukturiert war, möglich. Dessen ungeachtet kann nur die radikale Öffnung der komplexen Situationen alle Formen des Problemhabens bzw. für den Fall der Versuchsperson 27 das Verharren in der Routine trotz Affordanz erfassen. Es bedarf weiterer experimenteller Gestaltung, um mit diesen Umständen umzugehen. Diese Gestaltung sollte von einer umfassenden Problematisierung der gegebenen Ergebnisse ihren Ausgang nehmen.

Ein vierter Routentyp findet sich bei Versuchsperson 37, einem 24-jährigen Mann, der die Begegnung mit dem Safthändler in 25 Zügen und den Fahrradunfall zur Zufriedenheit der Interaktionspartner löste, die Begegnung mit der Lehrerin hingegen nicht bearbeitete und keine Begegnung mit dem Antiquitätenhändler hatte. Auf seiner Route von 2237m ist er die Hauptstraße entlang nach Süden gegangen und anschließend zurückgekehrt. Auch er spricht dabei von Zeitdruck: „Als mich andere Personen um Hilfe gebeten haben, wollte ich ihnen

helfen, wobei meine Bereitschaft angesichts der Zeit sank“. Mit einer durchschnittlichen Gewichtung von -0,7 auf E/F (also einem Vorrang explorativer Operatoren) entspricht sein Verhalten klar der Vorhersage durch die TMS. Ein analoger Fall für die Verhängnis-Bedingung ist Versuchsperson 13, ein 18-jähriger Mann mit einer gelaufenen Distanz von 1684m, der im Sinne der Manipulation zum Ausdruck brachte: „Ich habe versucht immer zu helfen und es war frustrierend das nicht zu schaffen“. Mit einer durchschnittlichen Gewichtung von -0,13 auf E/F ist seine Präferenz zwischen ‚explorativen‘ und ‚festgelegten‘ Operatoren annähernd ausgeglichen.

Diese beiden Einzelfälle haben idealtypische Eigenschaften im Sinne der Experimentalgestaltung. Erstens zeugen ihre Selbstberichte von der Fiktion, die das zentrale Element der Pseudointeraktivität ist. Dabei ist ihre Interpretation anscheinend nicht maßgeblich an die durch die Laborsituation gebahnte Sichtweise, es müsse sich um Aufgaben handeln, gebunden, sondern weist einen freien Umgang mit dem Verhaltensspielraum auf, der dennoch messbares Verhalten beinhaltet. Zweitens nutzen sie die spezifischen Bedingungen des Experiments, also insbesondere die Navigation auf der Karte. Drittens entsprechen ihre Präferenzen den Vorhersagen der TMS. Es ist leicht ersichtlich, dass diese Vorhersagen kein spezifisches Verhalten, sondern den Sinn ihrer Situationen betreffen, der sich in den Operatoren manifestiert. Auch in anderen Operatoren hätte sich ein eher problematischer oder eher verhängnisvoller Sinn entfalten können – zugleich wären es jedoch individuell andere Situationen gewesen. Was sie verbindet, ist weder Gleichheit noch ein bloß allgemeiner Problem- oder Verhängnisbegriff, der spezifische Tatsachen als Indikatoren von Situationskategorien abstahierend zusammenfassen würde, sondern der in ihnen aus der unerschöpflichen Fülle des Lebens hervorscheinende gemeinsame Sinn, ein Sinn der von jeder einzelnen Situation aktualisiert und geprägt wird.

## 5. Abschluss

In dem Verhalten, das die Prägung eines Spielraums durch die lebendige Einstellung eines Subjekts zu seiner Lage ausdrückt, scheint der Sinn hervor, der mehr als den Nutzen einer Lösung intendieren kann – der auf Werte gerichtet sein kann, die jenseits der utilitarischen Monokausalität liegen. Die Versuchspersonen der beiden Experimente haben auf jeweils eigene Weise eine Prägung der ihnen widerfahrenden Ereignisse manifestiert, die mit dem phänomenologisch fundierten Blick der Psychologie zugleich die Spuren der Bedeutung offenbart, mit denen diese Subjekte ihren eigenen Weltbezug artikulierten. Es ist „la structure du comportement“ (Merleau-Ponty, 1942), die gegenüber dem bloß aktuellen Anlass der sie aktuell manifestierenden psychischen Tatsachen gleichgültig für den lebensimmanenten Zusammenhang ist. Ihn zum Gegenstand der Experimentalpsychologie zu machen, ist das Programm der verjüngten phänomenologischen Psychologie.

Die Beschäftigung der phänomenologischen Psychologie mit der Problemforschung ist somit kein Zufall. Das Erlebnis des Problems als eines situativen Sinngefüges ist der Ausgangspunkt für die Untersuchung der gesamten phänomenalen Fülle im Bereich des Psychischen. Sobald der Problembegriff der Psychologie durch eine detailliertere und weniger von Präsuppositionen abhängige Weise als bedeutsame Situation verstanden wird, wird die Integration weiterer Sinnfelder unter den Gesichtspunkt ihrer situativen, also beispielsweise problematischen Bedeutsamkeit möglich, ohne den Nimbus einer Einheitswissenschaft annehmen zu müssen, die nach dem Vorbild der Physik nach einer Simplifizierung strebte. Vielmehr ist es die phänomenologische Psychologie, mit der sich theoretische Psychologie als eine „Systematik der Kontroversen“ (Fahrenberg, 2015) zu denken gestattet.

Das Programm der Verjüngung der phänomenologischen Psychologie appelliert an die forschenden Psychologen, sich einem Projekt anzuschließen, das ohne den Hochmut, eine reine Geistes- oder Naturwissenschaft zu sein, gelingen kann. Allerdings ist die Überwindung der etablierten Denkschemata nicht der Weg des Kompromisses. Diejenigen Denkweisen, die die Fülle der psychischen Phänomene verkennen, müssen klar in die Kritik genommen werden. An dieser Stelle ist zuvörderst der Pragmatismus infrage gestellt worden. Auch Schütz, der seinerseits nicht frei von pragmatischen Inspirationen war, hat die fundamentale Einschränkung gesehen, die durch den Pragmatismus droht: „Der radikale Pragmatist nimmt das System der Um-zu-Relevanzen fraglos hin, denn daraus besteht der Lebensplan, um desentwillen und durch den wir mit der Umwelt zurechtkommen. Für ihn ist es eine Art des nicht zugegebenen Apriori“ (Schütz, 1982, 169).

Diese teleologische Grundhaltung korrespondiert mit dem *sensus communis* und hat in der Experimentalpsychologie zur Verkürzung der Forschung auf die Problemlösung geführt. Hellsichtige empirische Psychologen sehen bereits seit Jahrzehnten, dass hierin eine Schwächung der Disziplin besteht, insbesondere Getzels (1982), Quesada, Kintsch und Gomez (2005), Ohlsson (2012) sowie Funke (2014). Sie ahnen, dass die phänomenale Tiefe des Problemphänomens zu erforschen, nach einer methodologischen Öffnung verlangt: „Der Pragmatismus ist deshalb keine Philosophie, die sich mit der Totalität der menschlichen Existenz befaßt, sondern eine Beschreibung unseres Lebens auf der Ebene der unbefragten ausgezeichneten Wirklichkeit. Er ist eine Typifizierung und Idealisierung unseres Seins in einer Welt, die in jeder Hinsicht mit Ausnahme unseres Interesses im ‚Lebensgeschäft‘ als fraglos gegeben hingenommen wird“ (Schütz, 1982, 169f). Anstelle einer weltanschaulichen Limitation der Forschung auf Konsequenzen, Nutzen und Ziele offeriert die phänomenologische Psychologie die Besinnung auf die Bedeutung des im Erleben gründenden Verhaltens.

Dieser Schritt ist nicht als Ergänzung zu verstehen, sondern als eine Reinterpretation der bereits verfügbaren Ergebnisse. In diesem Sinne führt die Bewegung der Verjüngung auch die Problemlösungsforschung an einen neuen Anfang, der die bisherigen Errungenschaften zwar nicht annulliert, doch einen neuen Horizont eröffnet, vor dem sie sich bewähren müssen. Es gilt, die Ehrfurcht vor der lebendigen Fülle zu restaurieren. Ehrfurcht ist dabei weder die kühle Distanz der Naturwissenschaft noch die leidenschaftliche Nähe der Geisteswissenschaft: „Die Ehrfurcht dagegen ist die ‚überaktuelle‘ Haltung, die bleibt, wenn die erste Erregung des Staunens verklungen ist“ (Wolff, 1935, 32). Sie ist „ein Sehen, welches das erste Sehen des Staunens, in liebender Hingabe freilich an das Geschaute, weiterführt und vollendet“ (ebd., 34).

Der Ausblick dieses Ansatzes ist der lebendige phänomenologisch-psychologische Diskurs mit seinen Hinsichten der Empirie, Theorie und phänomenologischen Besinnung auf die ursprüngliche Erfahrung. Unter der Maßgabe des vorgestellten Programms ist die Priorität dabei allerdings forschungspraktisch die Empirie. Die Reinterpretation der Ergebnisse aus der Problemlösungsforschung durch die Problemforschung, die kritische Fortentwicklung des pseudointeraktiven Paradigmas und die Ausweitung der Problemforschung auf bereits verfügbare Paradigmen, beispielsweise die bereits bestehenden experimentellen Ansätze zur Untersuchung des komplexen Problemlösens, sind drei bedeutsame unter vielen Desideraten einer phänomenologischen Experimentalpsychologie.

Im Mittelpunkt dieser Forschung muss jedoch letztlich nicht diese Methodik, sondern allein der Gegenstand des Problemerlebnisses stehen. Sein ‚ungeheurer Widerstreit‘ ist ein Urphänomen des bewussten Lebens, das, ins metaphysische gewendet, seinen Grund im Widerwillen des Subjekts gegen die Wirklichkeit, im Widerstand gegen den (Problem-)Druck des individuellen Schicksals hat. Dieses Schicksal ist jedoch niemals eine objektive Kausalnotwendigkeit, eine Instruktion oder ein Erfordernis der Umwelthanpassung. In den Worten Paul Häberlins:

„Dass uns das Leben, mit seiner Problematik, Problem ist, dies rührt daher, dass die Einheit der Gegensätze niemals ‚definitiv‘ ist, sondern ständig neu geschaffen wird, – und dass wir Mitschaffende sind. So spüren wir an uns ständig eben das Nichtdefinitive, die Andersheit, die ‚Unruhe‘. Sonst könnten wir nicht Mitschaffende sein. Wir sind ständige Ausgangspunkte, ja Durchgangspunkte. Wir teilen als solche nicht die ewige ‚Ruhe‘ in der ewigen ‚Bewegung‘ der Wirklichkeit, sondern wir repräsentieren, sofern wir Individuen sind, gerade die Bewegung. So ist unser das Problem, und gerade dadurch sind wir Mitträger der Problemlosigkeit der Realität als solcher. Diese Realität kennt wohl das Problem des Lebens, aber nur als Schicksal der Individuen. Wie sie die Zwiespältigkeit kennt, aber nur als individuelle, und als ‚im Ganzen‘ ständig überwundene“ (Häberlin, 1927, 196).

Neben diesem metaphysischen Ausblick steht ein ethischer: Der Mut zum Problem. Ein neuer Horizont erschließt sich auch für die angewandte Seite der Psychologie durch die dezidierte Hinwendung zum Problem und die Bemühung, richtige, gute oder wertvolle Probleme zu etablieren. Die gesellschaftliche Orientierung an Nutzen und Effizienz hat zu einer Habitualisierung des Übergangs vom Problem zur Lösung geführt und dadurch verlernt, das Problem als Sinnregion zu schätzen. Es ist jedoch erst der Mut zum Problem, der die Erkundung und Eroberung dieses Sinnes im ‚noch nicht abgeschlossenen Abenteuer‘ ermöglicht – nicht aber im Sinne von Poppers *Unended quest* (1992), der notwendig auf ein Ende ausgerichtet ist, sondern in der Eröffnung der radikalen Freiheit.

## Literatur

- Aanstoos, C. M. (1983). The think-aloud method in descriptive research. *Journal of Phenomenological Psychology, 14*, 243-266.
- Aanstoos, C. M. (1987). A critique of the computational model of thought: The contribution of Merleau-Ponty. *Journal of Phenomenological Psychology, 18*(2), 187-200.
- Agre, G. P. (1982). The concept of problem. *Educational Studies: A Journal of the American Educational Studies Association, 13*(2), 121-142.
- Agre, G. P. (1983). What does it mean to solve problems? *Journal of Thought, 18*(1), 92-104.
- Albertazzi, Liliana (Hg.): *The dawn of cognitive science*. Dordrecht 2001.
- Altmann, A. (1931). *Die Grundlagen der Wertethik. Wesen, Wert, Person*. Berlin: Reuther & Reichard.
- Anderson, C. A., Lindsay, J. J., & Bushman, B. J. (1999). Research in the psychological laboratory: Truth or triviality? *Current Directions in Psychological Science, 8*(1), 3-9.
- Anderson, J. R. (1993). *Rules of the mind*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Anderson, J. R., & Bower, G. H. (1972). Recognition and retrieval processes in free recall. *Psychological review, 79*(2), 97.
- Ariew, A, Cummins, R. & Perlman, M. (Hrsg.) (2002). *Functions: New essays in the philosophy of psychology and biology*. Oxford: Oxford University Press.
- Aroles, S. (2007). *L'enigme des enfants-loups*. Paris: Publibook.
- Asch, S.E. (1951). *Effects of group pressure on the modification and distortion of judgments*. In H. Guetzkow (Ed.), *Groups, leadership and men*. Pittsburgh, PA: Carnegie Press, 177-190.
- Aspinwall, L. G., & Richter, L. (1999). Optimism and self-mastery predict more rapid disengagement from unsolvable tasks in the presence of alternatives. *Motivation and Emotion, 23*(3), 221-245.
- Austin, J. L. (1962). *Sense and sensibilia*. Oxford: Clarendon Press.

- Baer, M., Dirks, K. T., & Nickerson, J. A. (2013). Microfoundations of strategic problem formulation. *Strategic Management Journal*, 34(2), 197-214.
- Bain, A. (1855). *The senses and the intellect*. London: John W. Parker and Son.
- Banks, E. C. (2014). *The realistic empiricism of Mach, James, and Russell: Neutral monism reconceived*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bérci, M. E., & Griffith, B. (2005). What does it mean to question? *Interchange*, 36(4), 405-430.
- Bergler, R. (1961). Zur Psychologie der Frage. *Archiv für die gesamte Psychologie*, 113, 49-65.
- Bergson, H. (1908). *L'évolution créatrice*. Paris: Félix Alcan.
- Bergson, H. (2013). *Schöpferische Evolution*. Hamburg: Meiner.
- Bernhard (1987). Was bedeutet Poppers Drei-Welten-Lehre? *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 41(1), 99-117.
- Bertuch, C. (1916). *Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongress*. Herausgegeben von Hermann Freiherr v. Egloffstein. Berlin: Verlag von Gebrüder Paetel.
- Bogner, D. (2017). *Die Feldtheorie Kurt Lewins*. Wiesbaden: Springer.
- Böhme, G. (1974). *Information und Verständigung*. In E. Weizsäcker (Hrsg.). *Offene Systeme I*. Stuttgart: Klett, 32-42.
- Böhme, G. (2001). *Asthetik: Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*. München: Fink.
- Böhme, G. (2013). *Atmosphäre: Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bolzano, B. (1837). *Dr. B. Bolzanos Wissenschaftslehre – Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter*. Sulzbach: Seidelsche Buchhandlung.
- Borasi, R. (1986). On the nature of problems. *Educational Studies in Mathematics*, 17, 125-141.
- Bradley, J. (2002). The speculative generalization of the function: A key to Whitehead. *Tijdschrift voor Filosofie*, 64(2), 253-271.

- Braem, S., Liefvooghe, B., De Houwer, J., Brass, M., & Abrahamse, E. L. (2017). There are limits to the effects of task instructions: Making the automatic effects of task instructions context-specific takes practice. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 43(3), 394-403.
- Brandimonte, M. A., Bruno, N., & Collina, S. (2006). *Cognition*. In P. Pawlik and G. d'Ydewalle (Hrsg.). *Psychological Concepts: An international historical perspective*. Hove, UK: Psychology Press.
- Bredenkamp, J. & Graumann, C. F. (1973). *Möglichkeiten und Grenzen mathematischen Verfahrens in den Verhaltenswissenschaften*. In H.-G. Gadamer & P. Vogler (Hrsg.). *Psychologische Anthropologie*. Stuttgart: DTV, 51-93.
- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkte*. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot.
- Breyer, T. (2011). *Attentionalität und Intentionalität*. Paderborn: Fink.
- Brinkmann, S. (2013). *Qualitative interviewing*. New York: Oxford University Press.
- Bühler, Karl (1907). Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge: Über Gedanken. *Archiv für die gesamte Psychologie*, 9, 297-365.
- Van Buuren, J. (2011). *Buytendijk und die Philosophische Anthropologie*. In Ralf Becker, Joachim Fischer, & Matthias Schloßberger (Hrsg.). *Philosophische Anthropologie im Aufbruch: Max Scheler und Helmuth Plessner im Vergleich*. Internationales Jahrbuch für Philosophische Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag, 285-300.
- Buxton, C. E. (1985). *Points of view in the modern history of psychology*. Orlando: Academic Press.
- Buytendijk, F. (1954). Avant-Propos. *Situation*, 1(1), 7-14.
- Buytendijk, F. (1966). *Psychologie des Romans*. Salzburg: Otto Müller Verlag.
- Calef, R. S., Choban, M. C., Calef, R. A., Brand, R. L., Rogers, M. J., & Geller, E. S. (1992). Effects of unsolvable anagrams on retention. *Bulletin of the Psychonomic Society*, 30(2), 164-166.
- Capurro, R. (1978). *Information*. München: Saur.
- Carr, B. (1977). Popper's Third World. *The Philosophical Quarterly* 27, 214-26.

- Cassirer, E. (1910). *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*. Berlin: Verlag Bruno Cassirer.
- Cicourel, A. V. (1987). On John R. Searle's intentionality. *Journal of Pragmatics*, 11(5), 641-660.
- Conradi, H. (2016). *Ich bin der Sohn der Zeit*. Nikosia: TP Verone Publishing.
- Coolie, C. H. (1902). *Human nature and the social order*. New York: C. Scribner's sons.
- Cortés Sánchez, F. J. (2014). La fenomenología dialéctica de Eduardo Nicol. *Investigaciones fenomenológicas*, 11, 57-79.
- Coulter, J. (1991). *Cognition: Cognition in an ethnomethodological mode*. In G. Button (Hrsg.). *Ethnomethodology and the Human Sciences*. Cambridge: Cambridge University Press, 176-195.
- Cowan, D. A. (1986). Developing a process model of problem recognition. *Academy of Management Review*, 11(4), 763-776.
- Crease, R. P. (2014). *The metroscape: Phenomenology of measurement*. In B. Babich & D. Ginev (Hrsg.). *The multidimensionality of hermeneutic phenomenology*. Cham: Springer, 81-87.
- Crowne, D. P., & Marlowe, D. (1960). A new scale of social desirability independent of psychopathology. *Journal of Consulting Psychology*, 24, 349-354.
- Cummins, R. (1975). Functional Analysis. *The Journal of Philosophy*, 72(20), 741-765.
- Cusinato (2012). *Person und Selbsttranszendenz*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Cusinato, G. (1997). *Absolute Rangordnung und Relativität der Werte im Denken Max Schellers*. In Gerhard Pfafferoth (Hrsg.). *Vom Umsturz der Werte in der modernen Gesellschaft*. Bonn: Bouvier, 62-80.
- da Costa, T. (2014). Between Relevance Systems and Typification Structures: Alfred Schutz on Habitual Possessions. *Phenomenology and Mind*, 6, 66-72.
- De Almeida, G. (1972). *Sinn und Inhalt in der Genetischen Phänomenologie E. Husserls*. Den Haag: De Gruyter.
- De Groot, A. (2008). *Thought and Choice in Chess*. Amsterdam: Universitätsverlag.
- Deleuze, G. (1966/2004). *Le bergsonisme*. Paris: Quadrige/PUF.

- Deleuze, G. (1968). *Différence et Répétition*. Paris: Presses universitaires de France.
- Deleuze, G. (1969). *Logique du sens*. Paris: Éditions de Minuit.
- Deleuze, G. (1993). *Logik des Sinns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deleuze, G. (1988). *Bergsonism*. New York: Zone Books.
- Dennett, D. (2003). Who's on first? Heterophenomenology explained. *Journal of Consciousness Studies*, 10(9-10), 19-30.
- Dewey, J. (1896). The reflex arc concept in psychology. *Psychological review*, 3(4), 357.
- Dewey, J. (1938). *Logic*. New York: Henry Holt and Company.
- Dings, R. (2018). Understanding phenomenological differences in how affordances solicit action. *An exploration. Phenomenology and the Cognitive Sciences*, 17(4), 681-699.
- Dilthey, W. (1894/1990). *Ideen über eine vergleichende und zergliedernde Psychologie*. In: G. Misch (Hrsg.). *Gesammelte Schriften* (Bd. 5). Stuttgart: Teubner Verlagsgesellschaft, 139–240.
- Dörner, D., & Funke, J. (2017). Complex Problem Solving: What It Is and What It Is Not. *Frontiers in psychology*, 8(1153).
- Dretske, F. (1981). *Knowledge and the Flow of Information*. Massachusetts: The MIT Press.
- Dretske, F. (1983). Précis of Knowledge and the Flow of Information. *Behavioral and Brain Sciences*, 6(1), 55-63.
- Dretske, F. (2003). *The Intentionality of Perception*. In B. Smith. (Hrsg.). *John Searle*. Cambridge: Cambridge University Press, 154-168.
- Dreyfus, H. & Dreyfus, S. (1988). *Making a Mind versus Modeling the Brain*. In Hubert L. Dreyfus & Mark A. Wrathall (Hrsg.), *Skillful Coping: Essays on the phenomenology of everyday perception and action*. Oxford: Oxford University Press, 2014, 205-230.
- Dreyfus, H. (1972). *What Computer Can't Do: A Critique of Artificial Reason*. Cambridge: MIT Press.
- Dreyfus, H. (2004). *Merleau-Ponty and recent cognitive science*. In Hubert L. Dreyfus & Mark A. Wrathall (Hrsg.). *Skillful Coping: Essays on the phenomenology of everyday perception and action*. Oxford: Oxford University Press, 2014, 231-248.

- Drüe, H. (1963). *Edmund Husserls System der phänomenologischen Psychologie*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Duncker, K. (1935). *Zur Psychologie des produktiven Denkens*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Elpidorou, A. (2017). Emotions in Early Sartre: the primacy of frustration. *Midwest Studies In Philosophy*, 41(1), 241-259.
- Ernst, O. (1900). *Jugend von heute*. Hamburg: Conrad Klobß.
- Fahrenberg, J. (2015). *Theoretische Psychologie – Eine Systematik der Kontroversen*. Lengerich: Pabst.
- Fales, W. (1943). Phenomenology of questions. *Philosophy and Phenomenological Research*, 4(1), 60-75.
- Fink, E. (1933/1966). *Die phänomenologische Philosophie Edmund Husserls in der gegenwärtigen Kritik*. In Ders. *Studien zur Phänomenologie 1930-1939*. Den Haag: Nijhoff, 79-156.
- Fodor, J. A. (1974). Special sciences (or: The disunity of science as a working hypothesis). *Synthese*, 28(2), 97-115.
- Fodor, J. A. (1990). *A theory of content and other essays*. Cambridge: The MIT Press.
- Friedell, E. (1931/2009). *Kulturgeschichte der Neuzeit*. Neu Isenburg: Zweitausendeins.
- Fuchs, T. (2003). Non-verbale Kommunikation: Phänomenologische, entwicklungspsychologische und therapeutische Aspekte. *Zeitschrift für klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 51(4), 333-345.
- Fuchs, T. (2013). *Der Schein des Anderen. Empathie und Virtualität*. In Thiemo Breyer (Hrsg.). *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*. München: Fink, 263-282.
- Fuchs, T. (2018). *Ecology of the brain: The phenomenology and biology of the embodied mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Funke, J. (1986). *Komplexes Problemlösen. Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Berlin: Springer.

- Funke, J. (1995). *Experimental Research on Complex Problem Solving*. In J. Funke & P. Frensch (Hrsg.). *Complex Problem Solving. The European Perspective*. New York: Psychology Press.
- Funke, J. (2014). *Problem solving: What are the important questions?* In P. Bello, M. Guarini, M. McShane, B. Scassellati (Eds.), *Proceedings of the 36th Annual Conference of the Cognitive Science Society*. Austin, TX: Cognitive Science Society, 493–498.
- Gadamer, H.-G. (1987). Erinnerungen an Heideggers Anfänge. *Dilthey Jahrbuch*, 6, 13-26.
- Galliker, M. (2016). *Ist die Psychologie eine Wissenschaft? ihre Krisen und Kontroversen von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Heidelberg: Springer.
- Garrett, D. (1997). *Cognition and Commitment in Hume's Philosophy*. Oxford: Oxford University Press.
- Von Gebattel, V. (1954). Ehe und Liebe – Zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft. *Situation*, 1(1), 107-123.
- Geiger M. (1933). *Alexander Pfänders methodische Stellung*. In: E. Heller & F. Löw (Hrsg.). *Neue Münchener Philosophische Abhandlungen*. Leipzig: Barth, 1-16.
- Geiger, M. (1907). *Methodologische und experimentelle Beiträge zur Quantitätslehre*. In Theodor Lipps (Hrsg.). *Psychologische Untersuchungen, Bd. I*. Leipzig: Engelmann, 325-522.
- Getzels, J. W. (1979). Problem finding: A theoretical note. *Cognitive science*, 3(2), 167-172.
- Getzels, J. W. (1982): *The problem of the problem*. In: Robin M. Hogarth (Hg.): *New Directions for Methodology of Social and Behavioral Science: Question Framing and Response Consistency*, Bd. 11. San Francisco, Kalifornien: Jossey-Bass, 37–49.
- Getzels, J. W., & Csikszentmihalyi, M. (1976). *The creative vision: A longitudinal study of problem finding in art*. New York, NY: John Wiley & Sons.
- Gibson, J. J. (1972). *A theory of direct visual perception*. In A. Noe & E. Thompson (1972). *Vision and Mind: selected readings in the philosophy of perception*. Cambridge: MIT Press, 77-90.
- Gibson, J. J. (1979). *An ecological approach to visual perception*. Boston: Houghton Mifflin.

- Giorgi, A. (1970). *Psychology as a human science: A phenomenologically based approach*. New York: Harper & Row.
- Giorgi, A. (2009). *The descriptive phenomenological method in psychology: A modified Husserlian approach*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Giorgi, A., & B. Giorgi (2003). *The descriptive phenomenological psychological method*. In P. Camic, J. Rhodes & L. Yardley (Hrsg.) *Qualitative research in psychology – Expanding perspectives in methodology and design*. Washington, DC: American Psychological Association Press, 275-297.
- Giorgi, A., & B. Giorgi (2008). *Phenomenological psychology*. In C. Willig & W. Stainton-Rogers (Hrsg.) *The Sage handbook of qualitative research in psychology*. London: Sage, 165-179.
- von Glasersfeld E. (1998). *Cognition, Construction of Knowledge, and Teaching*. In: M.R. Matthews (Hrsg.). *Constructivism in Science Education*. Dordrecht: Springer.
- Goethe, J. (1982). *Maximen und Reflexionen*. München: Beck.
- Goldstein, K. (1934). *Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen*. Haag: Nijhoff.
- Goldstone, R. L., & Lupyan, G. (2016). Discovering psychological principles by mining naturally occurring data sets. *Topics in cognitive science*, 8(3), 548-568.
- Goldstone, R. L., & Pizlo, Z. (2009). New perspectives on human problem solving. *The Journal of Problem Solving*, 2(2), 1-5.
- Graumann, C. F. (1952). *Die Kriterien des Einfallserlebens*. Köln: Dissertation.
- Graumann, C. F. (1960). *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Graumann, C. F. (1969). *Motivation*. Bern-Stuttgart: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Graumann, C. F. (1988a). *From knowledge to cognition*. In D. Bar-Tal & A. W. Kruglanski (Hrsg.). *The social psychology of knowledge*. Paris: Editions de la Maison des Sciences de l'Homme, 15-29.

- Graumann, C. F. (1988b). Phenomenological analysis and experimental method in psychology – the problem of their compatibility. *Journal for the theory of social behaviour*, 18(1), 33-50.
- Graumann, C. F. (1990). *Perspectival structure and dynamics in dialogues*. Heidelberg: Sonderforschungsbereich 245.
- Graumann, C. F. (1991). *Phänomenologie und Psychologie - ein problematisches Verhältnis*. In M. Herzog & C. F. Graumann (Hrsg.), *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*. Heidelberg: Asanger, 22-42.
- Graumann, C. F. (2009). *The Life of a Maverick*. In L. Mos (Hrsg.), *History of Psychology in Autobiography*. Heidelberg: Springer.
- Graumann, C. F. & Kruse, L. (2008). *Umweltpsychologie - Ort, Gegenstand, Herkünfte, Trends*. In E.-D. Lantermann & V. Linneweber (Hrsg.), *Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie*. Göttingen: Hogrefe, 3-65.
- Graumann, C. F. & Métraux, A. (1977). *Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie*. In K. A. Schneewind (Hrsg.), *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. München: Reinhardt, 27-54.
- Greiff, S., Fischer, A., Stadler, M., & Wüstenberg, S. (2015). Assessing complex problem-solving skills with multiple complex systems. *Thinking & Reasoning*, 21(3), 356-382.
- Grice, H. P. (1975). *Logic and conversation*. In P. Cole & J. L. Morgan. (Hrsg.). *Syntax and semantics 3. Speech acts*. New York: Academic Press, 41-58.
- Griffero, T. (2014). Atmospheres and lived space. *Studia Phaenomenologica*, 14, 29-51.
- Großheim, M. & Kluck, S. (2010). *Phänomenologie und Kulturkritik*. Freiburg: Karl Alber.
- Guillot, M. (2017). I me mine: on a confusion concerning the subjective character of experience. *Review of Philosophy and Psychology*, 8(1), 23-53.
- Van Gulick, R. (2007). *Functionalism and qualia*. In M. Velmans & S. Schneider (Hrsg.). *The Blackwell Companion to Consciousness*. New Jersey: Blackwell, 430-444.

- Gurwitsch, A. (1949). Gelb-Goldstein's Concept of „Concrete“ and „Categorical“ Attitude and the Phenomenology of Ideation. *Philosophy and Phenomenological Research*, 10(2), 172-196.
- Gurwitsch, A. (1974). *Phenomenology and theory of science*. Evanston: Northwestern University Press.
- Gurwitsch, A. (1975). *Das Bewusstseinsfeld*. Berlin: De Gruyter.
- Gurwitsch, A. (2010). *The Thematic Field*. In: R. Zaner (Hrsg.) *The Collected Works of Aron Gurwitsch (1901-1973)*. Dordrecht: Springer, 301-365.
- Haas, A. (2015). What is a Problem? *Horizon*, 4(2), 71-86.
- Harms, W. F. (2006). What is information? Three concepts. *Biological Theory*, 1(3), 230-242.
- Hattiangadi, J. N. (1978). The structure of problems (Part I). *Philosophy of the Social Sciences*, 8(4), 345-365.
- Hauptmann, G. (1908). *Griechischer Frühling*. Berlin: Fischer.
- Häberlin, P. (1927). *Das Geheimnis der Wirklichkeit*. Basel: Kober C. F. Spittlers Nachfolger.
- Hausman, C. (1975). *A Discourse on Novelty and Creation*. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Hebb, D. O. (1958). *A textbook of psychology*. Philadelphia: W. B. Saunders Company.
- Hegel, G. W. F. (1987). *Phänomenologie des Geistes*. Stuttgart: Reclam.
- Heidegger, M. (1927/1977). *Sein und Zeit*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Heidegger, M. (1954). *Was heißt Denken?* Tübingen: Max Niemeyer.
- Heidegger, M. (1957). *Der Satz der Identität*. In Ders. *Identität und Differenz*. Pfullingen: Verlag Günther Neske, 11-34.
- Heidegger, M. (2010). *Kant und das Problem der Metaphysik*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Heller, E. (1933). *Über die Willenshandlung*. In: E. Heller & F. Löw (Hrsg.). *Neue Münchener Philosophische Abhandlungen*. Leipzig: Barth, 250-259.

- Hempel, C. G. (1965). *Aspects of scientific explanation*. New York: Free Press.
- Henderson, L. J. (1920). The Locus of Teleology in a Mechanistic Universe. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods*, 17(16), 430-436.
- Hermann, T. & Katz, S. (2001). *Otto Selz and the Würzburg School*. In: L. Albertazzi (Hrsg.). *The Dawn of Cognitive Science*. Dordrecht: Springer.
- Herzog, M. (1992). *Phänomenologische Psychologie*. Heidelberg: Asanger.
- Herzog, M. (1993). Phänomenologie und Experiment in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 1(4), 44-54.
- Van Hezewijk, R., & Stam, H. J. (2008). Idols of the psychologist: Johannes Linschoten and the demise of phenomenological psychology in the Netherlands. *History of Psychology*, 11(3), 185-207.
- Van Hezewijk, R., Stam, H. J., & Panhuysen, G. (2002). *Existential questions: no, one, or two Utrecht Schools?* Vortrag auf der 20sten Conference of the European Society for the History of the Human Sciences Amsterdam 14-18 August 2001.
- Holzhey, H. (1991). *Zu den Sachen selbst! Über das Verhältnis von Phänomenologie und Neukantianismus*. In M. Herzog & C. F. Graumann (Hrsg.). *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*. Heidelberg: Asanger, 3-21.
- Husserl, E. (1950ff). *Husserliana. Gesammelte Werke*. Den Haag: Marinus Nijhoff. (Kürzel Hua).
- Hutto, D. D. (2008). Articulating and understanding the phenomenological manifesto. *Abstracta*, 4(3), 10-19.
- James, W. (1890). *The principles of psychology*. New York: Henry Holt and Company.
- James, W. (1907/1922). *Pragmatism*. New York: Longmans, Green and Co.
- James, W. (1909). *A pluralistic universe*. New York: Longmans, Green and Co.
- James, W. (1911). *Some problems of philosophy*. New York: Longmans, Green and Co.
- Jung, M., & Heilinger, J. C. (2009). *Funktionen des Erlebens*. Berlin: Walter de Gruyter.

- van Kaam, A. (1959). Phenomenal analysis – Exemplified by a study of the experience of „really feeling understood“. *Journal of Individual Psychology*, 15, 66-72.
- van Kaam, A. (1966). *Existential Foundations of Psychology*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Kaiser, M. (1988). Ein kritischer Kommentar zu Hartmut Bernhard: „Was bedeutet Poppers Drei-Welten-Lehre?“ *Zeitschrift Für Philosophische Forschung*, 42(1), 107-111.
- Kant, I. (1782/2005). *Kritik der reinen Vernunft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Keijzer, F. A., & Bem, S. (1996). Behavioral systems interpreted as autonomous agents and as coupled dynamical systems: A criticism. *Philosophical Psychology*, 9(3), 323-346.
- Keller, W. (1974). *Dasein und Freiheit*. Bern: Francke.
- Kew, F. (1986). Playing the game: an ethnomethodological perspective. *International Review for the Sociology of Sport*, 21(4), 305-322.
- Kilpinen, Erkki (2009). *Pragmatism as a Philosophy of Action*. In S. Pihlström & H. Rydenfelt (Hrsg.), *Pragmatist Perspectives*. Helsinki: Philosophical Society of Finland. 163-79.
- Kirk, R., & Squires, R. (1974). Zombies v. Materialists. *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes*, 48, 135-163.
- Kissmann, U. T. (2016). Ein Plädoyer für Missverständnisse. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 41(1), 57-73.
- Koffka, K. (1911): *Über latente Einstellung*. In F. Schuhmann (Hrsg.). *IV. Kongreß für experimentelle Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Koffka, K. (1921). *Die Grundlagen der psychischen Entwicklung: eine Einführung in die Kinderpsychologie*. Osterwieck: Zickfeldt.
- Kolmogoroff, A. (1932). Zur Deutung der intuitionistischen Logik. *Mathematische Zeitschrift*, 35(1), 58-65.
- Kreibig, C. (1914). *Beiträge zur Psychologie und Logik der Frage*. Leipzig: Engelmann.

- Kriegel, U. (2012). *Self-representation and the explanatory gap*. In J. Liu & J. Perry (Hrsg.), *Consciousness and the self: New essays*. Cambridge: Cambridge University Press, 51–75.
- Von Krockow, C. (1958). *Die Entscheidung. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Kruse, L. (1974). *Räumliche Umwelt*. Berlin: De Gruyter.
- Kusch, M. (1999). *Psychological Knowledge*. London/New York: Routledge.
- Kusch, M. (2001). *The politics of thought: a social history of the debate between Wundt and the Würzburg School*. In L. Albertazzi (Hrsg.), *The Dawn of Cognitive Science*. Dordrecht: Springer, 61-88.
- Lachman, R., Lachman, J. L., & Butterfield, E. C. (1979). *Cognitive psychology and information processing: An introduction*. New York: Psychology Press.
- Laird, J. E., Newell, A., & Rosenbloom, P. S. (1987). Soar: An architecture for general intelligence. *Artificial Intelligence*, 33, 1-64.
- Lamprecht, S. P. (1920). Ends and Means in Ethical Theory. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods*, 17(19), 505-513.
- Landry, M. (1995). A Note on the Concept of ‚Problem‘. *Organization Studies*, 16(2), 315-343.
- Landsberger, H. A. (1958). *Hawthorne revisited*. Ithaca, New York: Cornell University.
- Langley, P., & Rogers, S. (2005). *An extended theory of human problem solving. Proceedings of the Twenty-seventh Annual Meeting of the Cognitive Science Society*. Stresa, Italy.
- Langley, P., & Trivedi, N. (2013). Elaborations on a theory of human problem solving. *Advances in Cognitive Systems*, 3, 1-12.
- Lebzelter, G. (1969). *Karl Bühler – Leben und Werk*. In: Ders. (Hrsg.): *Karl Bühler. Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlaß*. Wien: Kommissionsverlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, 7-70.
- Lefrancois, G. (2000). *Psychology for teaching*. Belmont: Wadsworth Thomson Learning.

- Leonardy, H. (1976): *Liebe und Person. Max Schelers Versuch eines „phänomenologischen“ Personalismus*. The Hague: Nijhoff.
- Lewin, K. (1927). Gesetz und Experiment in der Psychologie. *Symposium, 1*, 375-421.
- Lewin, K. (1936). *Principles of topological psychology*. New York, London: McGraw-Hill Book Company.
- Lewin, K. (1939). Field theory and experiment in social psychology: *Concepts and methods*. *American journal of sociology, 44*(6), 868-896.
- Lewin, K. (1940). *Formalization and progress in psychology*. In K. Lewin (1951). *Field Theory in Social Sciences*. New York: Harper & Brothers.
- Lewin, K. (1944). *Constructs in psychology and psychological ecology*. In K. Lewin (1951). *Field Theory in Social Sciences*. New York: Harper & Brothers.
- Lindworsky, J. (1916): *Das schlussfolgernde Denken. Experimentellpsychologische Untersuchungen*. Freiburg im Breisgau: Herdersche Verlagshandlung.
- Linschoten, C. F. (1961). *Auf dem Wege zu einer phänomenologischen Psychologie*. Berlin: De Gruyter.
- Linschoten, J. (1964). *Idolen van de psycholoog*. Utrecht: Bijleveld.
- Lombardi, O. (2004). What is information? *Foundations of Science, 9*(2), 105-134.
- Löwith, K. (1928/2013). *Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen*. Freiburg: Karl Alber.
- Lyons, J. (1970). The hidden dialogue in experimental research. *Journal of phenomenological psychology, 1*(1), 19-29.
- Mack, W. (1997). Otto Selz und die Kognitionswissenschaft. *Brentano Studien 7*, 315-333.
- Malcolm, N. (1971). *The myth of cognitive processes and structures*. In T. Mischel (Hrsg.). *Cognitive development and epistemology*. New York: Academic Press, 385-392.
- Mancuso, G. (2008). *Der junge Scheler und der Neukantianismus*. In K.-H. Lembeck, K. Mertens, & E. W. Orth (Hrsg.). *Phänomenologische Forschungen 2008*. Hamburg: Meiner, 127-145.

- Marcel, G. (1964). *Entwurf einer Phänomenologie und einer Metaphysik der Hoffnung*. In Ders. *Philosophie der Hoffnung*. München: List Verlag.
- Marchetti, S. (2012). Henri Bergson, Sur le pragmatisme de William James. *European Journal of Pragmatism and American Philosophy*, 4(1).
- Marr, D. (1982). *Vision: A computational investigation into the human representation and processing of visual information*. San Francisco: WH Freeman.
- Marrati, P. (2011). The novelty of life. *Constellations*, 18(1), 46-52.
- Materna, P. (2008). The notion of problem, intuitionism and partiality. *Logic and Logical Philosophy*, 17, 287-303.
- McCulloch, W. S. & Pitts, W. (1943). A logical calculus of the ideas immanent in nervous activity. *Bulletin of Mathematical Biophysics*, 5, 115-133.
- McKeon, R. (1953). Process and Function. *Dialectica*, 7, 191-231.
- Medler, D. A. (1998). A brief history of connectionism. *Neural Computing Surveys*, 1, 18-72.
- Meixner, U. (2006). Classical Intentionality. *Erkenntnis*, 65(1), 25-45.
- Merleau-Ponty, M. (1942). *La structure du comportement*. Paris: Les Presses universitaires de France.
- Messay, B., & Marsland, A. L. (2015). Goal adjustment ability predicts magnitude of emotional and physiological responses to an unsolvable anagram task. *Personality and Individual Differences*, 86, 417-421.
- Messer, A. (1908). *Empfindung und Denken*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Messer, A. (1911). Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie. In: *Archiv für die gesamte Psychologie*, 22, 117-129.
- Métraux, A. (1975). Aron Gurwitsch's non-egological conception of consciousness. *Research in Phenomenology*, 5, 43-50.
- Métraux, A. (1985). *Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950–1970*. In: M. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 225-251.

- Meumann, E. (1908). *Intelligenz und Wille*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Meyer, M. (1980). Science as a questioning process: A prospect for a new type of rationality. *Revue Internationale de Philosophie*, 131(1),49-89.
- Meyer, M. (1982). Argumentation in the Light of a Theory of Questioning. *Philosophy & Rhetoric*, 15(2), 81-103.
- Middendorf, H. (1937/1985). *Über die Hoffnung. (Phänomenologie der Hoffnung)*. Den Haag: Editions Rodopi B. V.
- Mikulincer, M. (1988). Reactance and helplessness following exposure to unsolvable problems: The effects of attributional style. *Journal of personality and social psychology*, 54(4), 679-686.
- Mintzberg, H., Raisinghani, D., & Theoret, A. (1976). The structure of „unstructured“ decision processes. *Administrative Science Quarterly*, 21(2), 246-275.
- Möckel, C. (2001). *Die anschauliche Natur des ideierend abstrahierten Allgemeinen. Eine Kontroverse zwischen Edmund Husserl und Ernst Cassirer*. In K.-H. Lembeck & E. W. Orth (Hrsg.). *Phänomenologische Forschungen 2001*. Hamburg: Meiner, 233-257.
- Morgenstern, C. (1908/1922). *Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuch-Notizen*. München: Piper.
- Morgenstern, O., & Von Neumann, J. (1953). *Theory of games and economic behavior*. New Jersey: Princeton University Press.
- Moscovici, S. (1979). *Psychologie des minorités actives*. Paris: Presses universitaires de France.
- Moszkowski, A. (1925). *Das Panorama meines Lebens*. Berlin: Fontane.
- Müller, G. (1913). *Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufs*. Teil 2. Leipzig: Barth.
- Münch, D. (1997). Edmund Husserl und die Würzburger Schule. *Brentano Studien* 7, 89-122.
- Münch, D. (1998). *Die vielfältigen Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie. Das Verhältnis Edmund Husserls zur Würzburger Schule in philosophie-, psychologie-*

- und institutionengeschichtlicher Perspektive.* In J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie, & E. Bauer (Hrsg.): *Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten.* München/Wien: Profil, 319-345.
- Natsoulas, T. (1999). The Stream of Consciousness: XX: A Non-Egological Conception. *Imagination, Cognition and Personality, 19*(1), 71-90.
- Neisser, U. (1967/2014). *Cognitive Psychology.* New York: Psychology Press.
- Nerney, G. (1979). The Gestalt of Problem-Solving: An Interpretation of Max Wertheimer's „Productive Thinking“. *Journal of Phenomenological Psychology, 10*(1), 56-80.
- Newell, A., & Simon, H. A. (1972). *Human problem solving.* Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Nickles, T. (1981). What is a problem that we may solve it? *Synthese, 47*(1), 85-118.
- Nicol, E. (1941/1996). *Psicología de las situaciones vitales.* México: Fondo de Cultura Económica.
- Nietzsche, F. (1888/1954). *Briefe.* In Ders. *Werke in drei Bänden.* München: Hanser.
- Nietzsche, F. (1999). *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral.* In Ders. *Sämtliche Werke.* Band 5. München: dtv.
- Nisbett, R. E., & Wilson, T. D. (1977). Telling more than we can know: Verbal reports on mental processes. *Psychological Review, 84*(3), 231-259.
- Novalis. *Das allgemeine Brouillon. Materialien zur Enzyklopädistik 1798/1799.* Hamburg: Meiner.
- Ohlsson, S. (2012). The Problems with Problem Solving: Reflections on the Rise, Current Status, and Possible Future of a Cognitive Research Paradigm. *The Journal of Problem Solving 5*(1), 101–128.
- Olivares, F. A., Vargas, E., Fuentes, C., Martínez-Pernía, D., & Canales-Johnson, A. (2015). Neurophenomenology revisited: second-person methods for the study of human consciousness. *Frontiers in Psychology, 6*(673).
- Orne, M. T. (1962). On the social psychology of the psychological experiment: With particular reference to demand characteristics and their implications. *American Psychologist, 17*(11), 776-783.

- Ortega y Gasset, J. (1916/1963). *Verdad y perspectiva*. In Ders. *Obras completas*. Tomo II. Madrid: Revista de Occidente.
- Osborne, T. (2003). What is a problem? *History of the Human Sciences*, 16(4), 1-17.
- Petersen, A. F. (1984). The role of problems and problem solving in Popper's early work on psychology. *Philosophy of the Social Sciences*, 14(2), 239-250.
- Petitmengin, C. & Bitbol, M. (2009). Listening from within. *Journal of Consciousness Studies*, 16(10-12), 363-404.
- Pfänder, A. (1900). *Phänomenologie des Wollens. Eine psychologische Analyse*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Pfänder, A. (1913). Zur Psychologie der Gesinnung. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, 1, 325-404.
- Piaget, J. (1970). *Genetic epistemology*. New York: The Norton Library.
- Piaget, J., Grize, J. B., Szeminska, A., & Bang, V. (1977). *Epistemology and psychology of functions*. Dordrecht: Reidel Publishing Company.
- Piccinini, G., & Scarantino, A. (2010). Computation vs. information processing: why their difference matters to cognitive science. *Studies in History and Philosophy of Science Part A*, 41(3), 237-246.
- Plessner, H. (1957): *Unsere Begegnung*. In: M. Langeveld (Hrsg.). *Reconcontre/Encounter/Begegnung. Festschrift für F.J.J. Buytendijk*. Utrecht/Antwerpen: Spectrum, 331-338.
- Pöltner, G. (1972). *Zu einer Phänomenologie des Fragens*. München: Karl Alber.
- Popper, K. (1928/2006). *Zur Methodenfrage der Denkpsychologie*. In Ders. *Frühe Schriften*. Tübingen: Mohr Siebeck, 187-262.
- Popper, K. (1934). *Logik der Forschung*. Wien: Springer-Verlag.
- Popper, K. (1957). *The Poverty of Historicism*. Frome/London: Butler & Tanner.
- Popper, K. (1972). *Evolution and the Tree of Knowledge*. In Ders. *Objective Knowledge. An Evolutionary Approach*. New York: Oxford University Press, 256-284.
- Popper, K. (1992). *Unended Quest*. London: Routledge.

- Popper, K. (1999). *All Life is Problem Solving*. London: Routledge.
- Popper, K. (1952). The Nature of Philosophical Problems and Their Roots in Science. *The British Journal for the Philosophy of Science*, 3(10), 124-156.
- Popper, K. (1994). *Alles Leben ist Problemlösen: Über Erkenntnis*. Geschichte und Politik. München: Piper.
- Pounds, W. F. (1969). The Process of Problem Finding. *Industrial Management Review*, 11(1), 1-19.
- Przybylski, A. K., Deci, E. L., Rigby, C. S., & Ryan, R. M. (2014). Competence-impeding electronic games and players' aggressive feelings, thoughts, and behaviors. *Journal of personality and social psychology*, 106(3), 441-457.
- Putnam, H. (1967). Psychological predicates. *Art, Mind, and Religion*, 1, 37-48.
- Quesada, J., Kintsch, W., Gomez, E. (2005). Complex problem-solving: a field in search of a definition? *Theoretical Issues in Ergonomics Science* 6(1), 5–33.
- Ränsch-Trill, B. (1988). Der Mensch als ens amans. Überlegungen zu Max Schelers Theorie der Liebe. *Philosophisches Jahrbuch*, 95, 338-353.
- Ratcliffe, M. (2013). What is it to lose hope? *Phenomenology and the Cognitive Sciences*, 12(4), 597-614.
- Rauthmann, J. F., Gallardo-Pujol, D., Guillaume, E. M., Todd, E., Nave, C. S., Sherman, R. A., ... & Funder, D. C. (2014). The Situational Eight DIAMONDS: A taxonomy of major dimensions of situation characteristics. *Journal of Personality and Social Psychology*, 107(4), 677-718.
- Reichenbach, H. (1938). *Experience and Prediction*. Chicago: Chicago University Press.
- Rittel, H. W., & Webber, M. M. (1973). Dilemmas in a general theory of planning. *Policy Sciences*, 4(2), 155-169.
- Ritter, J. (1974). *Über den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen*. Original 1933. In: Ders. *Subjektivität*. Sechs Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rohracher, H. (1976). *Einführung in die Psychology*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Rombach, H. (1952/1988). *Über Ursprung und Wesen der Frage*. Freiburg & München: Karl Alber.

- Rosenthal, R., & Rubin, D. B. (1978). Interpersonal expectancy effects: The first 345 studies. *Behavioral and Brain Sciences, 1*, 377–386.
- Rosenzweig, S. (1938). Frustration as an experimental problem. General outline of frustration. *Character & Personality; A Quarterly for Psychodiagnostic & Allied Studies, 7*, 151-160.
- Rubin, E. (1921). *Visuell wahrgenommene Figuren*. Kopenhagen: Gyldendal.
- Ryle, G. (1949/2009). *The Concept of the Mind*. New York: Routledge.
- Sabin, E. E. (1919). Pragmatic Teleology. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods, 16*(18), 488-493.
- Sartre, J.-P. (1956). *Being and nothingness*. New York: Washington Square Press.
- Scheler, M. (1921/2007). *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*. Halle: Niemeyer (Nachdruck Elibron Classics).
- Scheler, M. (1922). *Die deutsche Philosophie der Gegenwart*. In: Philipp Witkop (Hrsg.). *Deutsches Leben der Gegenwart*. Berlin: Wegweiser-Verlag, 129–224.
- Scheler, M. (1923/2015). *Wesen und Formen der Sympathie*. Paderborn: Aischines.
- Scheler, M. (1926). *Erkenntnis und Arbeit*. In Ders. *Die Wissensformen und die Gesellschaft*. Leipzig: Der Neue-Geist-Verlag.
- Scheler, M. (1927/1997). *Ursprung und Zukunft des Menschen*. In Ders. *Schriften zur Anthropologie*. Stuttgart: Reclam.
- Scheler, M. (1928/2010). *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bonn: Bouvier.
- Scheler, M. (1957). *Phänomenologie und Erkenntnistheorie*. In Ders. *Schriften aus dem Nachlass*. Band I. Bern: Francke, 377-430.
- Schelsky, H. (1957). *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend*. Düsseldorf: Diederichs.
- Schiller, F. C. S. (1902). *Humanism*. London: Macmillan and Co.
- Schiller, F. C. S. (1919). Methodological teleology. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods, 16*(20), 548-553.
- Schott, E. (1991). *Psychologie der Situation*. Heidelberg: Asanger.

- Schmitz, H. (2005). *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung*. Freiburg: Karl Alber.
- Schuhmann, K., & Smith, B. (1987). Questions: An essay in Daubertian phenomenology. *Philosophy and Phenomenological Research*, 47(3), 353-384.
- Schütz, A. (1982). *Das Problem der Relevanz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A. (2011). *Reflections on the Problem of Relevance*. In Ders. *Collected Papers V: Phenomenology and the Social Sciences*. The Hague: Martinus Nijhoff, 93-199.
- Searle, J. R. (1980). Minds, brains, and programs. *Behavioral and brain sciences*, 3(3), 417-424.
- Searle, J. R., & Willis, S. (1983). *Intentionality: An essay in the philosophy of mind*. Cambridge University Press.
- Seebohm, H. (1970). *Otto Selz. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*. Heidelberg (Dissertation).
- Sellars, W. (1956). Empiricism and the Philosophy of Mind. *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, 1(19), 253-329.
- Selz, O. (1913). *Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs*. Stuttgart: Spemann.
- Selz, Otto (1922). *Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs. Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums*. Bonn: Cohen.
- Selz, O. (1941). Die Aufbauprinzipien der phänomenalen Welt. *Acta Psychologica*, 5(3), 7-35.
- Serrano, J. I., del Castillo, M. D. & Carretero, M. (2014). Cognitive? Science? *Foundations of Science*, 19(2), 115-131.
- Shannon, C. & Weaver, W. (1964). *The mathematical theory of communication*. Urbana: The University of Illinois Press.
- Sharpe, D., & Whelton, W. J. (2016). Frightened by an Old Scarecrow: The Remarkable Resilience of Demand Characteristics. *Review of General Psychology*, 20(4), 349-368.

- Simon, H. A. (1978). *Information-processing theory of human problem solving*. In W. K. Estes (Hrsg.). *Handbook of learning and cognitive processes*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates, 271-295.
- Simon, H. (1999). Karl Duncker and cognitive science. *From Past to Future, 1(2)*, 1-11.
- Simon, H. A., Dantzig, G. B., Hogarth, R., Plott, C. R., Raiffa, H., Schelling, T. C., ... & Winter, S. (1987). Decision making and problem solving. *Interfaces, 17(5)*, 11-31.
- Simon, H. & Lea, G. (1974). *Problem solving and rule induction: A unified view*. In W. Gregg (Hrsg.). *Knowledge and cognition*. Potomac: Lawrence Erlbaum Associates, 105-127.
- Smith, D. L. (2010). *A history of Amedeo P. Giorgi's contribution to the psychology department and phenomenology center of Duquesne University in his twenty-five years there*. T. Cloonan & C. Thiboutot (Hrsg.). *The Redirection of Psychology: Essays in Honor of Amedeo P. Giorgi*. Montreal: Interdisciplinary Circle of Phenomenological Research, 233-248.
- Solem, A. R. (1992). Some applications of problem-solving versus decision-making to management. *Journal of Business and Psychology, 6(3)*, 401-411.
- Sommer, M. (1985). *Husserl und früherer Positivismus*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Spencer, H. (1855). *Principles of Psychology*. London: Longman, Brown, Green, and Longmans.
- Spiegelberg, H. (1972). *Phenomenology in psychology and psychiatry: A historical introduction*. Evanston: Northwestern University Press.
- Stam, H. J., & van Hezewijk, R. (2012). *Phenomenological Psychology in The Netherlands*. In R. Rieber (Hrsg.). *Encyclopedia of the History of Psychological Theories*. Dordrecht: Springer, 789-795.
- Starcke, K., Agorku, J. D., & Brand, M. (2017). Exposure to unsolvable anagrams impairs performance on the Iowa Gambling Task. *Frontiers in behavioral neuroscience, 11(114)*.
- Stein, E. (1922). Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und der Geisteswissenschaften. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, 5*, 1-283.

- Stengers, I. (2008). A Constructivist Reading of Process and Reality. *Theory, Culture & Society*, 25(4), 91–110.
- Stern W. (1950). *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage*. Den Haag: Nijhoff.
- Straus, E. (1960). *Psychologie der menschlichen Welt*. Berlin: Springer.
- Straus, E. (1956/1978). *Vom Sinn der Sinne*. Berlin: Springer.
- Van Strien, P. & Faas, E. (2005). *How Otto Selz Became a Forerunner of the Cognitive Revolution*. In: T. Dalton & R. Evans. (Hrsg.). *The Life Cycle of Psychological Ideas*. New York: Springer, 175-202.
- Stumpf, C. (1907). *Erscheinungen und psychische Funktionen*. Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften.
- Thalheimer, A. (1919). Purpose. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods*, 16(20), 541-548.
- Thomae, H. (1944). *Das Wesen der menschlichen Antriebsstruktur*. Leipzig (Dissertation).
- Thomae, H. (1966). *Einführung*. In Ders. (Hrsg.). *Die Motivation des menschlichen Handelns*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Thompson, E. (2010). *Mind in life*. Cambridge: Harvard University Press.
- Titze, H. (1971). *Ist Information ein Prinzip?* Meisenheim am Glan: Verlag Anton Hain.
- Tolman, E. C. (1948). Cognitive maps in rats and men. *Psychological Review*, 55(4), 189.
- Tomasello, M., & Carpenter, M. (2007). Shared intentionality. *Developmental Science*, 10(1), 121-125.
- Tversky, A., & Kahneman, D. (1981). The framing of decisions and the psychology of choice. *Science*, 211, 453–458.
- Van den Berg, J. (1957). *Der Händedruck*. In: M. Langeveld (Hrsg.) *Reconcontre/Encounter/Begegnung. Festschrift für F.J.J. Buytendijk*. Utrecht/Antwerpen: Spectrum, 31-39.
- Varela, F. J. (1996). Neurophenomenology: A methodological remedy for the hard problem. *Journal of consciousness studies*, 3(4), 330-349.

- Varela, F., Thompson, E., & Rosch, E. (1991). *The Embodied Mind: Cognitive Science and Human Experience*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press.
- Waldenfels, B. (1980). *Der Spielraum des Verhaltens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (1991). *Phänomenologie unter eidetischen, transzendentalen und strukturellen Gesichtspunkten*. In Herzog, M., & Graumann, C. F. (Hrsg.). *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*. Heidelberg: Asanger, 65-85.
- Waldenfels, B. (1994). Response und Responsivität in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 2(2), 71-80.
- Waldenfels, B. (2015). *Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Warbeke, J. (1919a). A medieval aspect of pragmatism. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods*, 16(8), 207-215.
- Warbeke, J. (1919b). Instrumentalism and Teleology. *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods*, 16(26), 701-713.
- Wassermann, J. (1928). *Christian Wahnschaffe*. Berlin: Fischer.
- Weisberg, R. W. (2015). Toward an integrated theory of insight in problem solving. *Thinking & Reasoning*, 21(1), 5-39.
- Wellek, A. (1969). *Ganzheitspsychologie und Strukturtheorie*. Bern: Francke.
- Wendt, A. N. (2017a) The empirical potential of Live Streaming beyond cognitive psychology. *Journal of Dynamic Decision Making*, 3(1).
- Wendt, A. N. (2017b). On the benefit of a Phenomenological Revision of Problem Solving. *Journal of Phenomenological Psychology*, 48(2), 240-258.
- Wendt, A. N. (2018). Is there a problem in the laboratory? *Frontiers in psychology*, 9(2443).
- Wertz, F. (1983). From everyday to psychological description: Analyzing the moments of a qualitative data analysis. *Journal of Phenomenological Psychology*, 14(2), 197-241.
- Westphal, E. (1911). Über Haupt- und Nebenaufgaben bei Reaktionsversuchen. *Archiv für die gesamte Psychologie*, 21, 219-434.

- Whitehead, A. N. (1929/1978). *Process and reality*. New York: Macmillan.
- Whitmore, C. E. (1938). The Locus of Novelty. *The Journal of Philosophy*, 35(6), 141-149.
- Willwoll, A. (1940). Johannes Lindworsky 1875-1939. *Schweizer Schule*, 27, 895-898.
- Wilson, K. V. (1980). *From associations to structure*. Amsterdam: North-Holland publishing company.
- Wilson, M. (2002). Six views of embodied cognition. *Psychonomic Bulletin & Review*, 9(4), 625-636.
- Winograd, T. (1972). Understanding natural language. *Cognitive Psychology*, 3(1), 1-191.
- Wittgenstein, L. (1953/2001). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wolff, P. (1935). *Vom Sinn der Ehrfurcht*. München: Pustet.
- Woodworth, R. (1931/1948). *Contemporary Schools of Psychology*. New York: The Ronald Press Co.
- Wunsch, M. (2011). *Zur Standardkritik an Max Schelers Anthropologie und ihren Grenzen*. Ein Plädoyer für Nicolai Hartmanns Kategorienlehre. XXII. Deutscher Kongress für Philosophie, 11.-15.09.2011, München.
- Yoshimi, J. (2017). The Phenomenology of Problem Solving. *Grazer Philosophische Studien*, 94(3), 391-409.
- Zahavi, D. & Satne, G. (2015). *Varieties of shared intentionality: Tomasello and classical phenomenology*. In A. Bell, A. Cuttrotello, & P. Livingston (Hrsg.). *Beyond the analytic-continental divide: pluralist philosophy in the twenty-first century*. New York: Routledge, 305-325.
- Zahavi, D. (1997). Horizontal Intentionality and Transcendental Intersubjectivity. *Tijdschrift voor Filosofie*, 59(2), 304-321.
- Zahavi, D. (2005). *Subjectivity and Selfhood*. Cambridge: MIT Press.
- Zahavi, D., & Gallagher, S. (2008). Reply: A phenomenology with legs and brains. *Abstracta*, 4(3), 86-107.

Ziemke, T. (2003). *What's that Thing Called Embodiment?* In R. Alterman & D. Hirsh (Hrsg.). *Proceedings of the 25th Annual meeting of the Cognitive Science Society*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 1305-1310.

## Anhang Tabellen

Tabelle Anhang 1. Zuordnung der Operatoren.

	motivierend	emotional	kritisch	taktisch	intuitiv
spielerisch	Risiken eingehen	jemanden necken	jemanden provozieren	jemanden überraschen	sich ablenken
	über etwas scherzen	etwas übertreiben	mehrdeutig sein	es mit Tricks versuchen	mit etwas schummeln
ernst	jemandem ein Ultimatum stellen	mit etwas drohen	jemanden anklagen	sich beherrschen	entschlossen vorgehen
	sich eindeutig positionieren	die Lage ernst nehmen	sich auf die Lage besinnen	mit etwas lügen	jemanden angreifen
bequem	Verantwortung abgeben	etwas nicht beachten	etwas vernachlässigen	der Lage ausweichen	es sich bequem machen
	jemanden um Hilfe bitten	sich entspannen	etwas vereinfachen	sich herausnehmen	auf Intuition vertrauen
beschwerlich	etwas gewissenhaft prüfen	sich anstrengen	genau vorgehen	jemandem Aufmerksamkeit zuwenden	sich Mühe geben
	sich zusammenreißen	sich konzentrieren	sämtliche Umstände reflektieren	in jedem Schritt vorsichtig sein	jemanden streng beurteilen
explorativ	etwas untersuchen	jemanden befragen	etwas recherchieren	sich für die Situation öffnen	Argumente nachvollziehen
	etwas hinterfragen	die Situation analysieren	sich selbst kritisieren	die Umstände verstehen	etwas beobachten
festgelegt	sich festlegen	Ablenkungen vermeiden	sich beschränken	keinen Widerspruch zulassen	sich verschließen
	sich abschotten	jemanden drängen	jemanden fokussieren	etwas vermeiden	etwas leugnen
sachlich	jemanden überzeugen	jemanden berücksichtigen	die Perspektive wechseln	etwas überprüfen	die Fakten überblicken
	etwas einordnen	etwas respektieren	Neutralität wahren	vorausschauend sein	sich sachgemäß verhalten
subjektiv	die Situation blockieren	Mitleid erregen	jemanden ignorieren	etwas begünstigen	aus dem Bauch heraus entscheiden
	eigene Interessen vertreten	leidenschaftlich auftreten	jemanden für etwas verurteilen	etwas herauszögern	jemandem schmeicheln
aktiv	die Lage nutzen	sich beteiligen	etwas fordern	mit jemandem verhandeln	Initiative übernehmen
	sich beeilen	an jemanden appellieren	etwas vorantreiben	jemandem Versprechungen machen	jemanden beschwichtigen
passiv	jemandem Folge leisten	sich abwenden	sich nicht beteiligen	sich zurückziehen	passiv bleiben
	Veränderungen abwarten	etwas nicht beeinflussen	sich enthalten	jemanden hinhalten	von etwas Abstand nehmen

Tabelle Anhang 2. Gewichtungen der Operatoren. Positive Werte entsprechen der zweiten, negative der ersten Merkmalsausprägung (Beispiel: ‚jemanden necken‘ hat auf der Dimension E/S den Wert 2 und ist somit sehr spielerisch).

	E/S	B/B	E/F	S/S	A/P
jemanden provozieren	0	0	-1	1	-1
jemanden necken	2	1	0	1	0
sich ablenken	1	1	0	1	1
jemanden überraschen	1	0	-1	0	0
es mit Tricks versuchen	1	0	-1	0	0
etwas übertreiben	1	0	0	1	0
Risiken eingehen	0	0	-1	0	0
mit etwas schummeln	1	1	0	0	0
mehrdeutig sein	1	1	-1	0	0
über etwas scherzen	2	1	-1	0	0
jemanden anklagen	-1	-1	0	0	-1
jemanden angreifen	0	-1	0	0	-1
mit etwas lügen	0	0	0	1	0
mit etwas drohen	0	-1	0	0	-1
jemandem ein Ultimatum stellen	-1	-1	1	0	-1
die Lage ernst nehmen	-1	-1	0	-1	0
entschlossen vorgehen	0	-1	0	0	-1
sich eindeutig positionieren	-1	0	1	0	-1
sich beherrschen	0	-1	0	0	0
sich auf die Lage besinnen	0	0	0	-1	0
etwas vereinfachen	0	0	0	0	0
Verantwortung abgeben	0	1	0	0	1
etwas nicht beachten	1	1	0	0	1
sich herausnehmen	0	1	0	0	1
der Lage ausweichen	0	1	1	0	1
sich entspannen	2	2	0	1	1
etwas vernachlässigen	0	1	0	0	1
jemanden um Hilfe bitten	0	0	-1	0	0
es sich bequem machen	2	2	0	1	1
auf Intuition vertrauen	1	1	0	1	0
sich anstrengen	0	-1	0	0	-1
genau vorgehen	0	-1	0	-1	0
etwas gewissenhaft prüfen	-1	-1	0	-1	0
sich zusammenreißen	0	-1	0	0	0
jemandem Aufmerksamkeit zuwenden	0	0	-1	0	0
sich konzentrieren	0	-1	0	0	0
sich Mühe geben	0	-1	0	0	0
sämtliche Umstände reflektieren	0	-1	-1	-1	0
in jedem Schritt vorsichtig sein	0	-1	0	0	0
jemanden streng beurteilen	-1	0	1	-1	0
etwas untersuchen	0	0	-1	-1	-1
jemanden befragen	0	0	-1	0	0
etwas hinterfragen	0	0	-1	-1	0
etwas recherchieren	0	0	-1	-1	0
die Situation analysieren	0	0	-1	-1	0
etwas beobachten	0	0	0	-1	0
sich selbst kritisieren	0	-1	0	0	-1
sich für die Situation öffnen	0	0	-1	0	0
Argumente nachvollziehen	0	0	0	-1	0
die Umstände verstehen	0	0	0	0	0

	E/S	B/B	E/F	S/S	A/P
sich beschränken	0	0	1	0	0
Ablenkungen vermeiden	0	0	0	0	0
keinen Widerspruch zulassen	-1	0	2	0	0
sich verschließen	-1	0	1	-1	0
etwas leugnen	-1	0	1	0	0
jemanden drängen	-1	-1	0	1	-1
sich abschotten	0	0	1	1	1
etwas vermeiden	0	0	1	0	1
sich festlegen	-1	0	1	0	0
jemanden fokussieren	0	0	0	0	0
die Perspektive wechseln	0	0	-1	-1	0
die Fakten überblicken	0	0	0	-2	0
Neutralität wahren	0	0	0	-1	1
etwas überprüfen	0	0	-1	-1	0
jemanden berücksichtigen	0	0	0	0	0
jemanden überzeugen	0	0	0	0	0
sich sachgemäß verhalten	0	0	0	-1	0
etwas respektieren	0	0	0	0	0
vorausschauend sein	0	0	-1	0	0
etwas einordnen	0	0	0	-1	0
jemanden für etwas verurteilen	-1	0	1	0	0
etwas begünstigen	1	0	0	0	0
aus dem Bauch heraus entscheiden	1	1	-1	1	0
leidenschaftlich auftreten	0	0	0	1	0
die Situation blockieren	-1	0	1	0	0
etwas herauszögern	1	0	0	0	1
eigene Interessen vertreten	-1	0	1	1	-1
jemandem schmeicheln	1	1	0	1	0
jemanden ignorieren	0	0	1	1	0
Mitleid erregen	0	0	0	1	0
jemanden beschwichtigen	0	0	0	0	0
Initiative übernehmen	0	0	0	0	-1
mit jemandem verhandeln	0	0	0	0	-1
sich beteiligen	0	0	0	0	0
an jemanden appellieren	0	0	0	0	-1
jemandem Versprechungen machen	0	0	0	0	0
etwas fordern	0	0	0	0	-1
die Lage nutzen	0	0	0	0	0
sich beeilen	0	0	0	0	0
etwas vorantreiben	0	0	0	0	-1
sich zurückziehen	0	1	1	1	2
Veränderungen abwarten	0	1	0	0	1
sich abwenden	0	0	1	0	1
jemandem Folge leisten	0	0	1	0	1
jemanden hinhalten	0	0	0	0	0
passiv bleiben	0	1	1	0	2
von etwas Abstand nehmen	0	0	0	0	0
sich enthalten	0	1	0	0	1
etwas nicht beeinflussen	0	1	0	0	1
sich nicht beteiligen	1	1	1	0	1

## Abbildungen



UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG  
ZUKUNFT  
SEIT 1386

Sehr geehrte Teilnehmerin, sehr geehrter Teilnehmer,

Vielen Dank für Ihre Mitwirkung an diesem Verhaltensexperiment!

In den folgenden 60-90 Minuten werden Sie an einer Untersuchung zum Entscheidungsverhalten teilnehmen. Im Mittelpunkt steht dabei Ihre Fähigkeit, Verhandlungen durchzuführen.

Sind Sie gut darin, Gespräche zu führen und Ihre Auffassung durchzusetzen? Haben Sie Talent zur Diplomatie? Uns interessiert, welche Strategien Sie bei der Verhandlung mit anderen Menschen anwenden.

Bei dem Experiment handelt es sich um eine Simulation einer Verhandlungs-Situation. Versetzen Sie sich in die Lage einer Versammlung und versuchen Sie, die Anwesenden von Ihrer Meinung zu überzeugen.

**Am Ende der Untersuchung werden Sie ein Feedback über Ihre Leistung erhalten.**

Bei Fragen wenden Sie sich bitte jederzeit an den Versuchsleiter.

Mit "Weiter" in der rechten unteren Ecke beginnen Sie die Einführung in die Simulation.

Noch einmal vielen Dank für Ihre Teilnahme und viel Erfolg bei den Verhandlungen!



Weiter →

Abbildung Anhang 1. Erste Folie Experiment 1.



Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord ist eine faszinierende Persönlichkeit. Er war französischer Diplomat des Königs, in der Demokratie und unter Napoleon. Er war also mit vielen politischen Perspektiven vertraut und ist deswegen ideal für eine Simulation.

Es ist der 18. September 1814, und in Wien treffen sich die europäischen Herrscher, um zu verhandeln. Es geht um die politische Neugestaltung nach Napoleons Niederlage.

**Sie sind nun Talleyrand! Vertreten Sie Ihre Meinung zu den Streitfragen des Wiener Kongresses.**

Auf den folgenden Seiten werden Sie sich auf die Sitzung im Kongress vorbereiten und dann in die Verhandlungen mit anderen Diplomaten gehen. Bilden Sie sich eine eigene Meinung zu den Problemen der Zeit und vertreten Sie diese auf der Weltbühne!

**Der erste Durchgang dient als Einführung, sie können kennenlernen, welche Möglichkeiten Ihnen zur Verfügung stehen.**

Weiter →



Rollenspiele erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Stellen Sie sich vor, sie seien der 25. Jahre alte Geschichtsstudent Martin im Kreise seiner Freunde. Sie haben sich vorgenommen, einmal ein Wochenende lang den Wiener Kongress nachzuspielen.

Es ist der 18. September 1814, und in Wien treffen sich die europäischen Herrscher, um zu verhandeln. Es geht um die politische Neugestaltung nach Napoleons Niederlage.

**Sie spielen den französischen Diplomaten! Vertreten Sie Ihre Meinung zu den Streitfragen des Wiener Kongresses.**

Auf den folgenden Seiten werden Sie sich auf die Sitzung im Kongress vorbereiten und dann in die Verhandlungen mit anderen Spielern gehen. Bilden Sie sich eine eigene Meinung zu den Problemen der Zeit und vertreten Sie diese am Spieltisch!

**Der erste Durchgang dient als Einführung, sie können kennenlernen, welche Möglichkeiten Ihnen zur Verfügung stehen.**

Weiter →

Abbildung Anhang 3. Zweite Folie Experiment 1. Spieleabend-Bedingung.

5. Oktober 1814



Zum Wiener Kongress trafen sich die Diplomaten fast sämtlicher Staaten Europas, vor allem jedoch der fünf Großmächte, für Preußen Hardenberg, für Russland Nesselrode, für das Vereinigte Königreich Londonderry, für Österreich Metternich und für Frankreich Talleyrand.

Sie sollten das Schicksal Europas verhandeln, nachdem der Krieg mit Napoleon alle vorherige Ordnung durcheinander gebracht hatte. Zuvor galt es jedoch

zu verhandeln, in Frage kam, ob die Großmächte abzutreten oder auch andere Formen des V

Der wechselseitige Vorsitz war neutralen Vorsitz wäre ein

Großmacht loyal ist. Ein g Diplomat der Großmacht

eine Aufteilung nach Komites mehrte die Aufteilung des Vorsitzes abhängig vom Thema. Ohne einen Vorsitz zu finden, war

alternatives auch die Auflösung des Kongresses denkbar.

Überlegen Sie sich, ob Sie die Alternativen eher ablehnen oder ihnen zustimmen. Geben Sie Ihre Meinung anhand der Skalen auf der rechten Seite an!

Im ersten Schritt informieren Sie sich über das Thema und geben Ihre Meinung zu den Streitfragen ab. Lesen Sie den Text auf der linken Seite und drücken Sie Ihre Ablehnung oder Zustimmung danach auf der rechten Seite aus.

Weiter →

Vorsitz Österreich

Ablehnung

Zustimmung

Vorsitz Preußen

Vorsitz Russland

Vorsitz Vereinigtes Königreich

Gemeinlicher Vorsitz

Verteilter Vorsitz nach Komites

Auflösung des Kongresses

Weiter →

Abbildung Anhang 4. Dritte Folie Experiment 1. Beschreibung nur im ersten Durchgang. VII

**Meinungen zur Streiffrage des Vorsitzes**

Unsere Meinung: Nesselbrode: Metternich:  
 Hardenberg: Londonderry:

Vorsitz Österreich:

Vorsitz Preußen:

Vorsitz Russland:

Vorsitz Vereinigtes Königreich:

Wechselnder Vorsitz:

Neutraler Vorsitz:

Gemeintlicher Vorsitz:

Verteilter Vorsitz nach Komitees:

Auflösung des Kongresses:

**Der Plan**

Haben Sie ein Ziel für die Verhandlungen?  
 ja  nein

Im zweiten Schritt verschaffen Sie sich nun einen Eindruck von den Positionen der anderen. Sehen Sie links, ob jemand dafür (grün), dagegen (rot) oder unentschieden (orange) ist. Überlegen Sie danach, ob sich für Sie ein Ziel für die anschließende Verhandlung ergibt, z. B. einen Konsens herzustellen. Geben Sie auf der rechten Seite an, ob Sie ein Ziel für die folgende Verhandlung gefunden haben.

Weiter →

Weiter →

Abbildung Anhang 5. Vierte Folie Experiment 1. Beschreibung nur im ersten Durchgang.

Morauf wollen Sie wirken?

auf mich selbst

auf jemand anderen

auf eine Alternative

auf die  
Gesamtstation

Der dritte Schritt ist die Auswahl der Handlungen, mit denen Sie die Verhandlungen beeinflussen wollen. Bedenken Sie Ihre Strategie und wählen Sie acht Verhaltensweisen aus. In zwei Schritten können Sie spezifizieren, wie Sie sich in den Verhandlungen verhalten wollen. Entwickeln Sie Ihre Strategie mit Bedacht. Sie können Ihre Wahl auch wieder rückgängig machen.

Weiter →

Weiter →

Morauf wollen Sie wirken?

- auf mich selbst
- auf jemand anderen
- auf eine Alternative
- auf die Gesamtsituation

Wie wollen Sie wirken?

- motivierend
- emotional
- kritisch
- taktisch
- intuitiv

Wählen Sie:

- mit etwas fügen
- etwas vermeiden
- etwas überprüfen
- etwas begünstigen
- etwas herauszögern

Ihre bisherige Wahl (zum Abwählen auf die Fläche klicken):

- jemanden verurteilen
- sich sachgemäß verhalten
- in jedem Schritt vorsichtig sein
- etwas gewissenhaft prüfen
- jemanden fokussieren

Weiter →

Abbildung Anhang 7. Fünfte Folie Experiment 1. Während der Auswahl der Operatoren.  
X



5. Oktober 1814

In Ihrem Bericht an König Ludwig XVIII. schreiben Sie:

Zur Vergrößerung unseres Einflusses habe ich Londonderry berücksichtigt. Der Versuch meiner Einflussnahme war jedoch nur eingeschränkt erfolgreich. In Bezug auf den Vorsitz Preußens ist Londonderry ein wenig auf uns zugekommen.

Ich konnte die folgenden Konsequenzen dieser Geschehnisse beobachten:

1. Auscheinend hat sich Londonderrys Auffassung vom dem Vorsitz Preußens verbessert. Wahrscheinlich ist dies auf mein Verhalten zurückzuführen.

Hier sehen Sie, was infolge Ihrer Handlung passiert ist. An erster Stelle lesen Sie eine Beschreibung der Ereignisse, dann eine Zusammenfassung der wichtigsten Veränderungen. Mit dem Drücken einer Maustaste kommen Sie nach dem Lesen zur nächsten Entscheidung.

Weiter →

Abbildung Anhang 9. Siebte Folie Experiment 1. Beschreibung nur im ersten Durchgang.

### Abschlussakte zum Vorsitz

Am Ende der Verhandlungen versuchen Sie mit den anderen Spielern überein zu kommen. Eine Abstimmung soll erweisen, ob bereits eine gemeinsame Position besteht. Am Ende des Spiels werden Sie die Ergebnisse einsehen können. Bitte geben Sie auf der rechten Seite Ihre Stimme ab! Sobald Sie sich für alle Gesichtspunkte entschieden haben, bestätigen Sie Ihre Auswahl mit "weiter".

Nach den Verhandlungen kommt es zur abschließenden Abstimmung. Geben Sie auf der rechten Seite Ihre Stimme ab (Sie können Ihre Auswahl auch rückgängig machen). Zur Abstimmung kommen allerdings nur diejenigen Alternativen, die in den Verhandlungen relevant gewesen sind. Am Ende des Kongresses werden alle Ergebnisse zusammengefasst werden.

Weiter →

	dagegen	Erhaltung	dafür
Vorsitz Österreich	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Vorsitz Preußen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Vorsitz Russland	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Vorsitz Vereinigtes Königreich	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

Weiter →

Abbildung Anhang 10. Achte Folie Experiment 1. Beschreibung nur im ersten Durchgang.

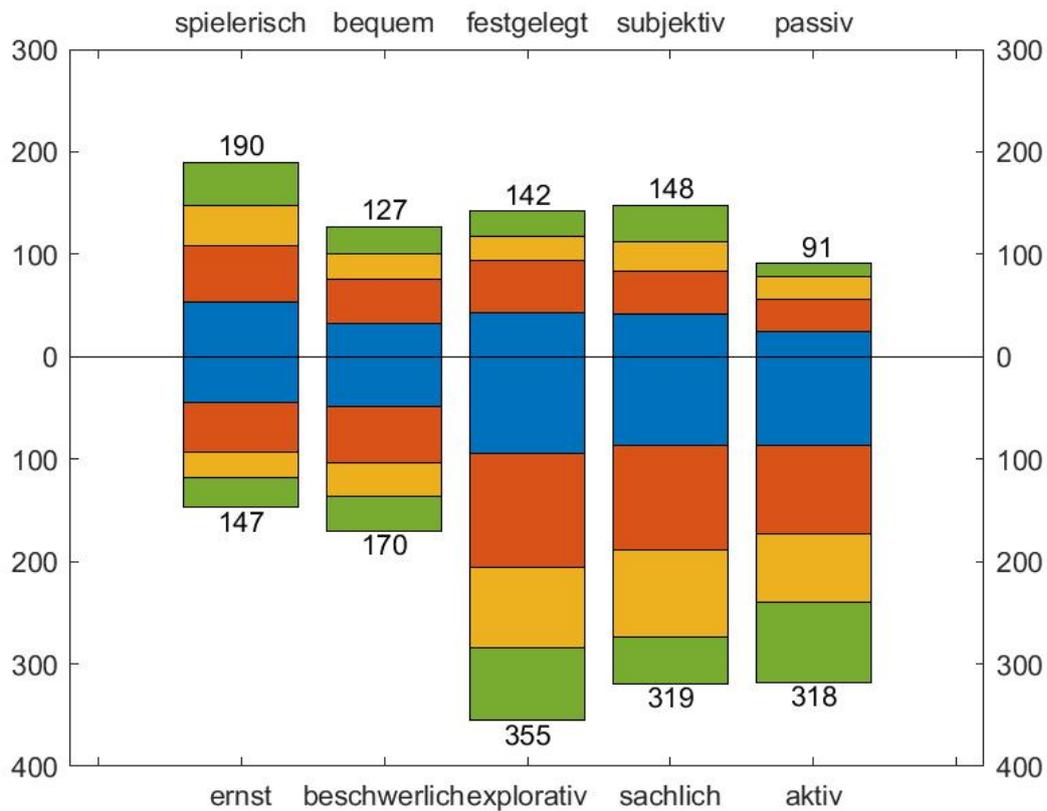


Abbildung Anhang 11. Gewichtung der Operatoren nach Dimensionen beim Operatoreinsatz. Farbzunordnung der Bedingungen: blau zunächst Spieleabend, dann historisches Szenario; orange: zunächst historisches Szenario, dann Spieleabend; gelb: nur Spiele-abend; grün: nur historisches Szenario.

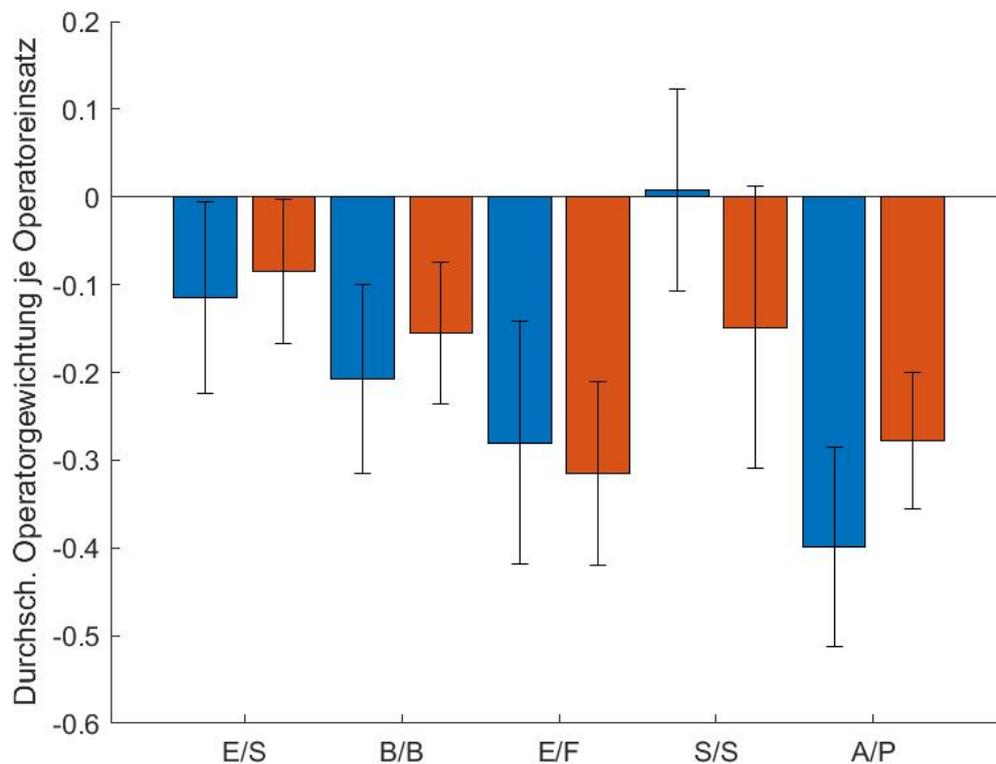


Abbildung Anhang 12. Gruppenvergleich Experiment 1. Blau: Bedingung 4 (nur historisches Szenario); orange: Bedingung 3 (nur Spieleabend). Keiner der Vergleiche zeigt eine signifikante Abweichung. Auf den Fehlerbalken ist der Standardfehler aufgetragen.



UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG  
ZUKUNFT  
SEIT 1386

Sehr geehrte Teilnehmerin, sehr geehrter Teilnehmer,

Vielen Dank für Ihre Mitwirkung an diesem Verhaltensexperiment!

In den folgenden 30 Minuten werden Sie an einer Untersuchung zum Entscheidungsverhalten teilnehmen. Im Mittelpunkt steht dabei Ihre Fähigkeit, auf ungewohnte Umstände zu reagieren.

Sind Sie gut darin, sich auch in der Fremde zu orientieren? Haben Sie Talent zur Selbstorganisation? Uns interessiert, welche Lösungsstrategien für ungewohnte Vorfälle Ihnen einfallen.

Bei dem Experiment handelt es sich um die Simulation einer Atlantik-Reise. Versetzen Sie sich in die Lage eines Uraubs-Abenteurers in Südamerika und reagieren Sie spontan auf die Geschehnisse.

**Versuchen Sie bitte, so gut es eben geht, sich auf diese Simulation einzulassen.**

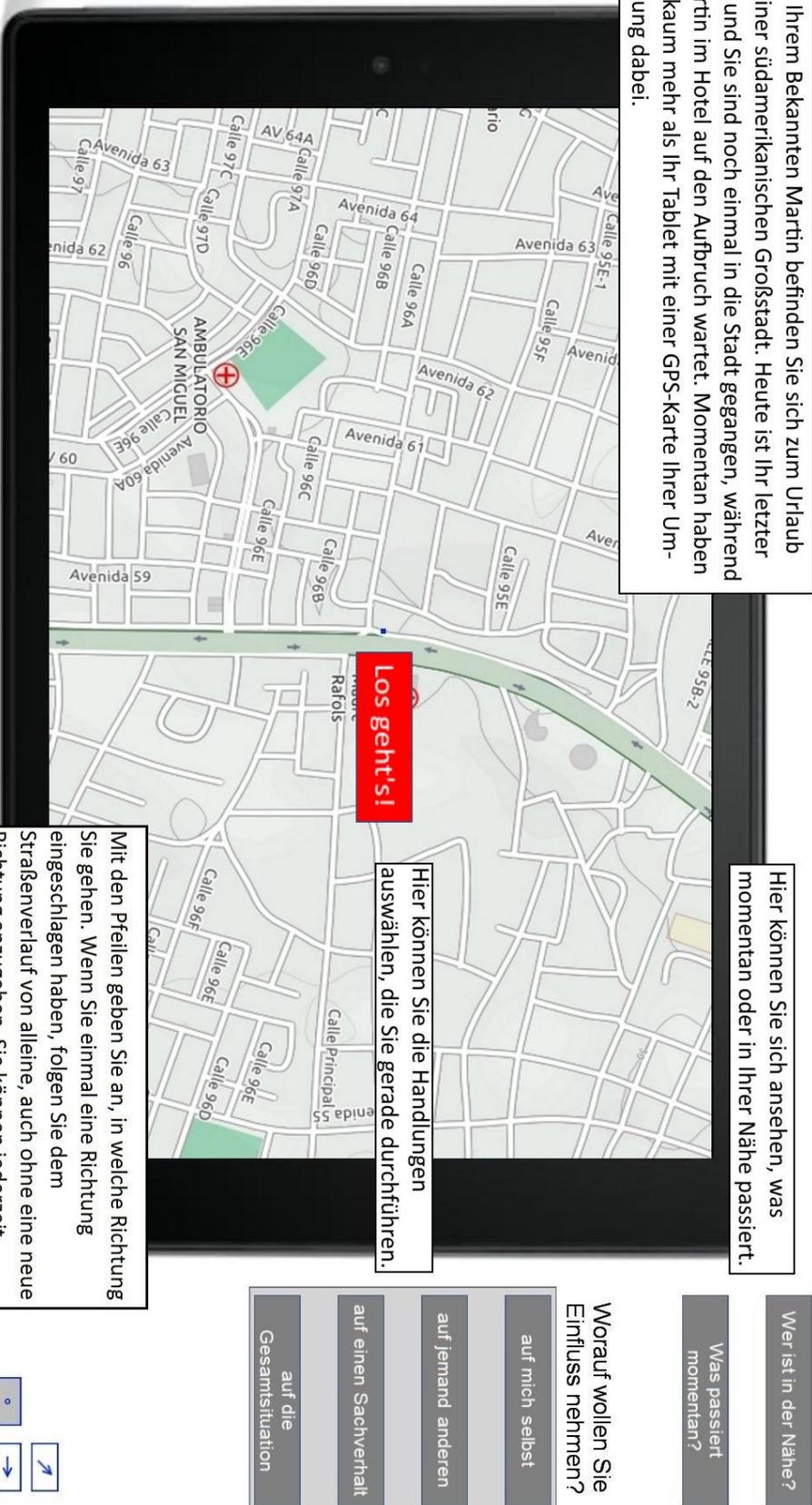
Bei Fragen wenden Sie sich jederzeit an den Versuchsleiter.

Mit "Weiter" in der rechten unteren Ecke beginnen Sie die Einführung in die Simulation.

Noch einmal vielen Dank für Ihre Teilnahme!



Weiter →



Mit Ihrem Bekannten Martin befinden Sie sich zum Urlaub in einer südamerikanischen Großstadt. Heute ist Ihr letzter Tag und Sie sind noch einmal in die Stadt gegangen, während Martin im Hotel auf den Aufbruch wartet. Momentan haben Sie kaum mehr als Ihr Tablet mit einer GPS-Karte Ihrer Umgebung dabei.

Hier können Sie sich ansehen, was momentan oder in Ihrer Nähe passiert.

- Wer ist in der Nähe?
- Was passiert momentan?

Los geht's!

Hier können Sie die Handlungen auswählen, die Sie gerade durchführen.

- Worauf wollen Sie Einfluss nehmen?
- auf mich selbst
- auf jemand anderen
- auf einen Sachverhalt
- auf die Gesamtsituation

Mit den Pfeilen geben Sie an, in welche Richtung Sie gehen. Wenn Sie einmal eine Richtung eingeschlagen haben, folgen Sie dem Straßenverlauf von alleine, auch ohne eine neue Richtung anzugeben. Sie können jederzeit weitergehen, also auch, wenn etwas geschieht.

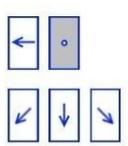
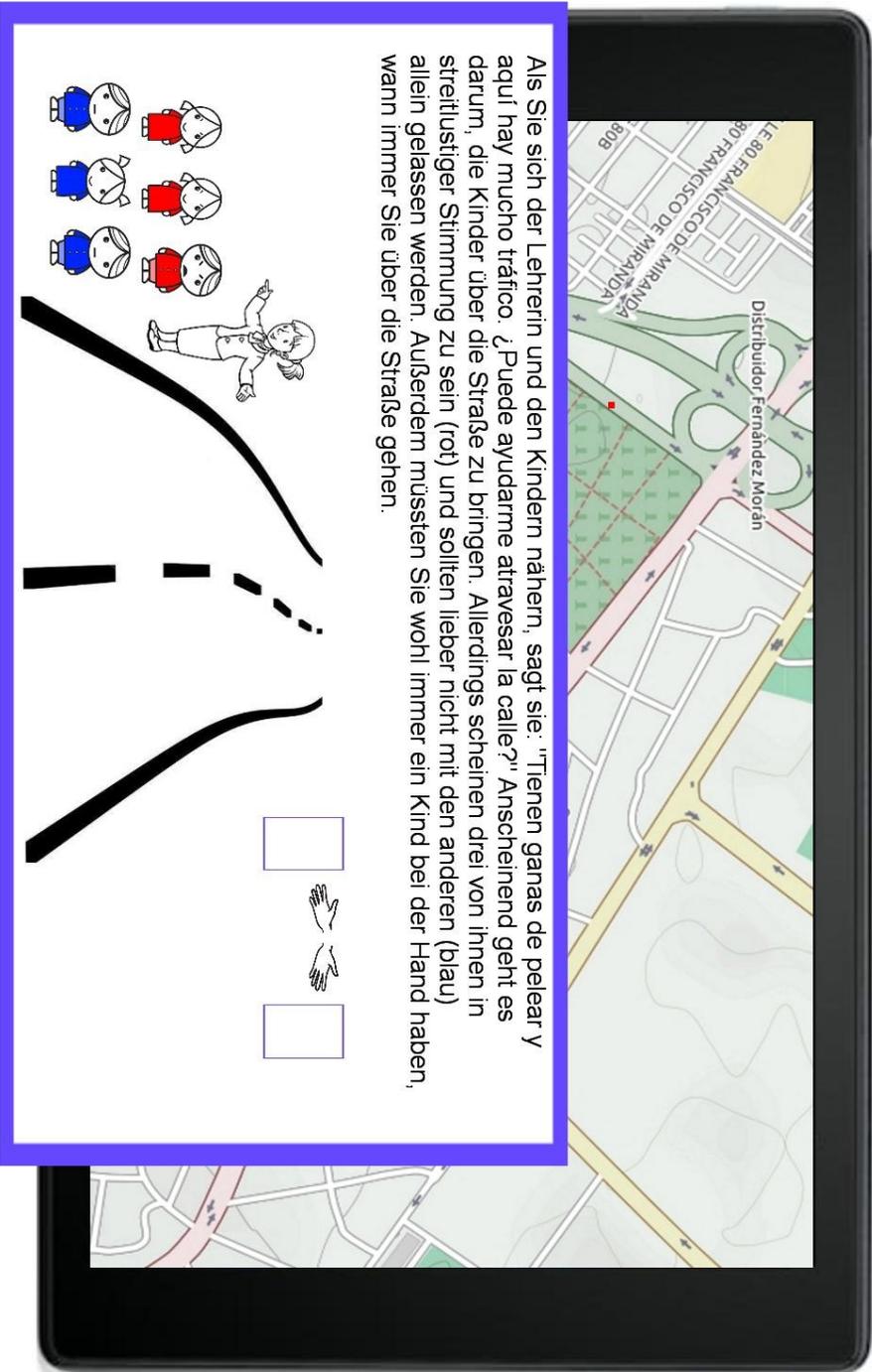


Abbildung Anhang 14. Zweite Folie Experiment 2.



Wer ist in der Nähe?

Was passiert momentan?

Worauf wollen Sie Einfluss nehmen?

auf mich selbst

auf jemand anderen

auf einen Sachverhalt

auf die Gesamtsituation

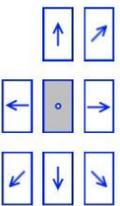
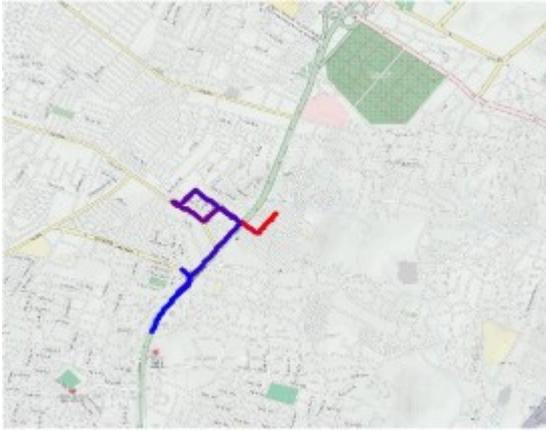
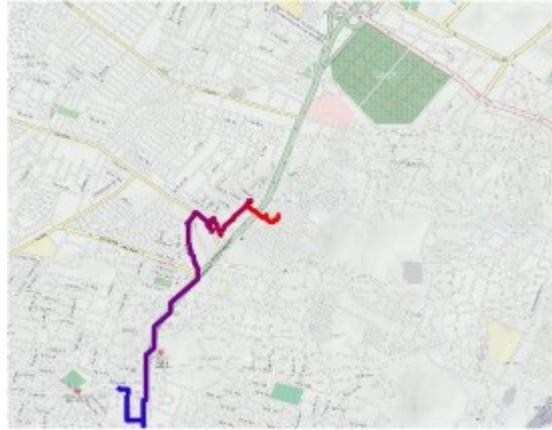


Abbildung Anhang 15. Ein Widerfahrnis im zweiten Experiment.



*Abbildung Anhang 16. Route Versuchsperson 1.*



*Abbildung Anhang 17. Route Versuchsperson 2.*



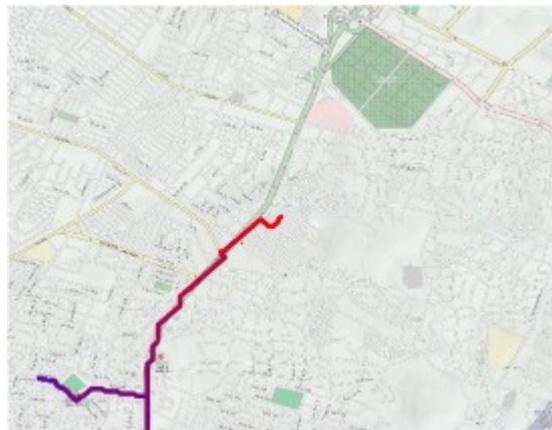
*Abbildung Anhang 18. Route Versuchsperson 3.*



*Abbildung Anhang 19. Route Versuchsperson 4.*



*Abbildung Anhang 20. Route Versuchsperson 5.*



*Abbildung Anhang 21. Route Versuchsperson 6.*



Abbildung Anhang 22. Route Versuchsperson 7.



Abbildung Anhang 23. Route Versuchsperson 8.



Abbildung Anhang 24. Route Versuchsperson 9.



Abbildung Anhang 25. Route Versuchsperson 10.



Abbildung Anhang 26. Route Versuchsperson 11.



Abbildung Anhang 27. Route Versuchsperson 12.



Abbildung Anhang 28. Route Versuchsperson 13.



Abbildung Anhang 29. Route Versuchsperson 14.



Abbildung Anhang 30. Route Versuchsperson 15.



Abbildung Anhang 31. Route Versuchsperson 16.



Abbildung Anhang 32. Route Versuchsperson 17.

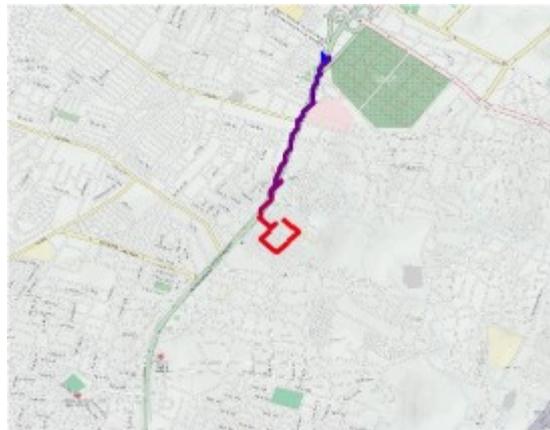


Abbildung Anhang 33. Route Versuchsperson 18.



Abbildung Anhang 34. Route Versuchsperson 19.



Abbildung Anhang 35. Route Versuchsperson 20.



Abbildung Anhang 36. Route Versuchsperson 21.



Abbildung Anhang 37. Route Versuchsperson 22.



Abbildung Anhang 38. Route Versuchsperson 23.



Abbildung Anhang 39. Route Versuchsperson 24.



Abbildung Anhang 40. Route Versuchsperson 25.



Abbildung Anhang 41. Route Versuchsperson 26.



Abbildung Anhang 42. Route Versuchsperson 27.



Abbildung Anhang 43. Route Versuchsperson 28.



Abbildung Anhang 44. Route Versuchsperson 29.



Abbildung Anhang 45. Route Versuchsperson 30.



Abbildung Anhang 46. Route Versuchsperson 31.



Abbildung Anhang 47. Route Versuchsperson 32.



Abbildung Anhang 48. Route Versuchsperson 33.



Abbildung Anhang 49. Route Versuchsperson 34.



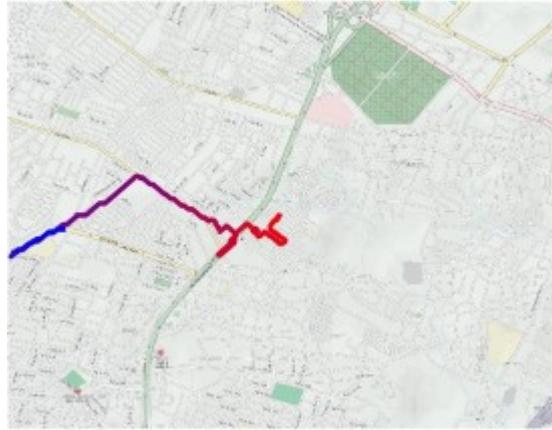
Abbildung Anhang 50. Route Versuchsperson 35.



Abbildung Anhang 51. Route Versuchsperson 36.



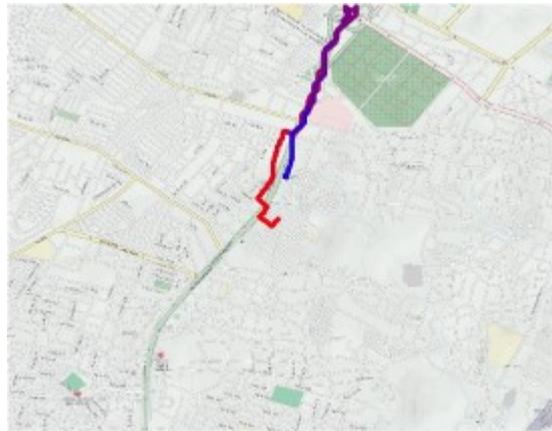
*Abbildung Anhang 52. Route Versuchsperson 37.*



*Abbildung Anhang 53. Route Versuchsperson 38.*



*Abbildung Anhang 54. Route Versuchsperson 39.*



*Abbildung Anhang 55. Route Versuchsperson 40.*



UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG  
ZUKUNFT  
SEIT 1386

**FAKULTÄT FÜR VERHALTENS-  
UND EMPIRISCHE KULTURWISSENSCHAFTEN**

**Promotionsausschuss der Fakultät für Verhaltens- und Empirische Kulturwissenschaften  
der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg**  
Doctoral Committee of the Faculty of Behavioural and Cultural Studies of Heidelberg University

**Erklärung gemäß § 8 (1) c) der Promotionsordnung der Universität Heidelberg  
für die Fakultät für Verhaltens- und Empirische Kulturwissenschaften**  
Declaration in accordance to § 8 (1) c) of the doctoral degree regulation of Heidelberg University, Faculty of Behavioural and Cultural Studies

Ich erkläre, dass ich die vorgelegte Dissertation selbstständig angefertigt, nur die angegebenen Hilfsmittel benutzt und die Zitate gekennzeichnet habe.

I declare that I have made the submitted dissertation independently, using only the specified tools and have correctly marked all quotations.

**Erklärung gemäß § 8 (1) d) der Promotionsordnung der Universität Heidelberg  
für die Fakultät für Verhaltens- und Empirische Kulturwissenschaften**  
Declaration in accordance to § 8 (1) d) of the doctoral degree regulation of Heidelberg University, Faculty of Behavioural and Cultural Studies

Ich erkläre, dass ich die vorgelegte Dissertation in dieser oder einer anderen Form nicht anderweitig als Prüfungsarbeit verwendet oder einer anderen Fakultät als Dissertation vorgelegt habe.

I declare that I did not use the submitted dissertation in this or any other form as an examination paper until now and that I did not submit it in another faculty.

Vorname Nachname  
First name Family name Alexander Nicolai Wendt

Datum, Unterschrift  
Date, Signature 26. November 2019,